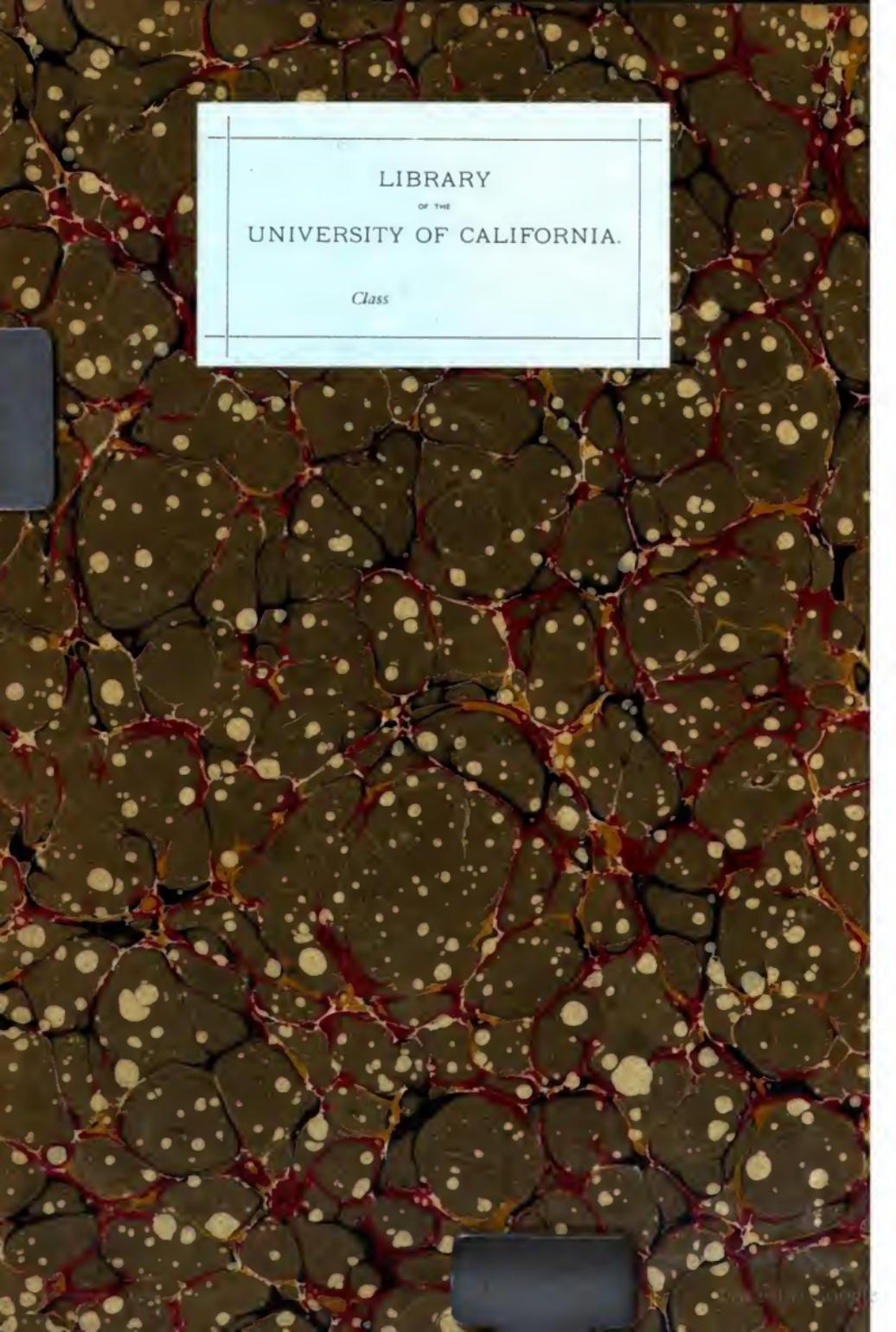


ARENA



The image shows the front cover of a book. The cover is decorated with a traditional marbled paper pattern, featuring large, irregular, dark brown or olive-green spots separated by a network of fine, branching red and yellow lines. In the upper center, there is a rectangular white label with a thin black border. The label contains the text 'LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.' in a serif font, with 'OF THE' in smaller letters between 'LIBRARY' and 'UNIVERSITY'. Below this, the word 'Class' is printed in a smaller, italicized serif font. There are two dark, rectangular tabs or pieces of tape visible on the left and bottom edges of the cover.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class



10. Heft 1903

Preis des ganzen Jahrgangs 13 Mark.

Preis 1 Mark

Über Land und Meer



Illustrierte Oktav-Hefte

Deutsche Verlags-Anstalt

*

Stuttgart und Leipzig

Jahrgang 1903

Inhalt des zehnten Heftes.

Text:

	Seite		Seite
Der goldene Käfig. Roman von Hanns von Zobeltitz	1	Eine neue Naturgeschichte des Tierreichs. Mit acht	
Die königliche Sammlung alter Musikinstrumente zu		Abbildungen	63
Berlin-Charlottenburg. Von Dr. A. Römer.		Der glückliche Paradies. Von Henry F. Urban	68
Mit acht Abbildungen	20	Die Peterkirche in Rom. Mit dreizehn Abbildungen	73
Sebnitz. Gedicht von Lola Frisch	25	Das Kindererziehungsgesetz. Von Ludwig Fuld	79
Vollgegendenteilpflege auf dem Lande. Von Gch.		Der neue Reiseweg nach England. Von Eduard Engel-	
Sanitätsrat Dr. Konr. Küster	26	Berlin	80
Der Sieger. Von Curt Julius Wolf	28	Der Löwe von Chäroneia. Von Paul Engnath.	
Glückstee. Von Mag. Hessdörfer. Mit drei Ab-		Mit Abbildung	82
bildungen	31	Wismar. Von S. Watters. Mit sechs Abbildungen	83
Die Feldgeschützfrage. Von H. Frobenius. Mit		Inkas Kreiberr von Kiebig. Ein Odenblatt zum	
vier Abbildungen	33	12. Mai. Von Sanitätsrat Dr. Livius Fürst.	
Rosenkranz. Gedicht von Fritz Erdner	36	Mit Portrait	88
Jan Mientwegen. Erzählung von Luise Beckrich	37	Literatur. — Runa	90, 92
Eine Fahrt durch den Bosporus. Von Ernst von		Aus aller Welt	93
Hesse-Wartegg. Mit vierzehn Abbildungen	46	Für müßige Stunden	100
Mailfröhe. Von Th. Haller	54	Dankbrositenbeurteilung	101
Neues Licht. Von Otto Jentsch. Mit vier Ab-		Schach	102
bildungen	57	Briefmappe	103

Gefschaltbilder:

H. Luebeck: „Nimm meine Hände und führe mich!“ Titelbild.	Franz Hals: Der lachende Kavalier, zwischen S. 32 u. 33. G. Majjou: Plauderkündchen, zwischen S. 8) u. 81.
--	---

Bilder im Text:

	Seite		Seite
O. Meyer-Weener: Konzert im Palmengarten		Adolf Bald: Komoniedreilaren beim j. preussischen	
zu Frankfurt a. M.	8, 9	Leibpniaren-Regiment (Text S. 62)	69
W. Lindenschmit: Jungfriebl	41		

— Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. —

Deva-Roman-Sammlung

Neue Serie:

Band 26—35.

Jeder Band geheftet 50 Pfennig.

Bd. 26 Jul. R. Haarhaus , Das Georgen- bemd. Novelle. „ 27 Elsa-D'Esterre-Keeling , Appassionata. „ 28 Paul Bourget , Der Deckmantel. „ 29 Eva Gräfin von Bandissin , Auf den Hügeln von Wales. Novelle. „ 30 Otto Behrend , In Schwallibus. Gefangen. Zwei Erzählungen.	Bd. 31 Karl Herold , Kapitän Simic. Erzählung. „ 32 Adelheid Weber , Der grosse Ueberwinder. Erzählung. „ 33 E. William Hornung , Der Boss von Caroomba. „ 34 Alexander Römer , Die Erloserin. Erzählung. „ 35 Maximilian v. Rosenberg , Von Geschlecht zu Geschlecht.
---	--

Ein Verzeichnis der früher erschienenen Bände auf Verlangen kostenlos.

Spannende Unterhaltungs-Lektüre.

Grosser klarer Druck — Elegante Ausstattung.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

19. Jahrg.

III. Band

1903



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

AP30

A7

v. 17:3

Inhalts-Verzeichnis

III. Band. 1903. Heft 10—13

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

- Alberta Scholz a. G. Von Adele Hinder-
mann 278.
Alte Jungfern. Novелlette von Marg.
v. Döring 167.
Bienenhose, die. Eine tragikomische Ge-
schichte von G. Will 286.
Diplomiert. Pariser Skizze in Briefen.
Von Elise von Sell 335.
Frauenhaar, ein. Novelle von M. Kossal
260.
Goldene Käfig, der. Roman von Hanns
von Jodelitz 1. 137. 206. 313.
Jahrmakt in Schummas. Skizze aus
dem orient. Volksleben. Von Arslan
Aga 196.
Jan Wientwegen. Erzählung von Luise
Westlich 37.
Jugendende. Novelle von Karl Herold
234.
Parabola, der glückliche. Von Henry
F. Urban 68.
Professor, der treulose. Von Klaus Ritt-
land 377.
Sieger, der. Von Curt Julius Wolf 98.
Wälder, der. Charakterstudie aus dem
bayer. Hochgebirge. Von Ant. Frhr.
v. Versch 117.
Witwe, die. Von Georg Frhr. v. Ompteda
351.

Aufsätze und kleine Artikel

- Automobilismus. Von Julius * 306.
Toppelwesen. Naturwiss. Plauderei.
Von Wih. Bölsche 332.
Frühlingstage in der Stadt Dioxletians
(Jömbd). Von J. Gottwald * 289.
Kunstphotographie. Von Alfred Entz
* 133.
Peterskirche in Rom, die * 73.
Reiseweg nach England, der neue. Von
Dr. Ed. Engel-Berlin 80.
Römische Vinctio, der. Von Dr. Hans
Barth-Rom * 124.
Schiffsgut, gefährliches. Von C. Lund
177.
Schüler-Museum in Marbach a. N. Von Dr.
Ernst Müller * 108.
Warum heißt der Mond den Mond an?
Von Th. Zell 397.
Kultur und Wissenschaft. Skizzen und
Skizzen
Ballett, vom Berliner Königl. Von Max
Steuer * 165.
Bildsäule. Von Max Feßbäcker * 31.
Kinderschutzgesetz, das. Von Dr. Ludwig
Zuid 79.
Künstlerinnenakademie in München * 105.
Licht, neues. Von Otto Jentsch * 57.
Löwe von Chironea, der. Von Paul
Egnath * 82.
Maoris von Neu-Seeland, die. Von
Malvina Kampadius * 328.
Moral im Gesellschaften. Von Dr. Lud-
wig Zuid 368.
Pariser Locomotivrestaurant. Pour dames
seules. Von Dr. R. Schimacher 277.
Räuberhöhle bei Schreiberhau im
Riesengebirge * 301.

- Russische Christpäster in Chpreußen.
Von H. v. Schad * 305.
Straßenbahn-Mittel, der. Von Rich.
Schott * 342.
Tyrannin des Pantheons, die. Von
Henry F. Urban-New York 248.
Volksgesundheitspflege auf dem Lande.
Von Geh. San.-Rat Dr. Konr. Küster 26.

Biographien, Porträts

- Beltrami, Luca, Ingenieur * 95.
Bubbe, D., Minister * 251.
Duncan, Isadora, Tänzerin. Kunst-
beilage vor S. 209.
Eberle, Erius, Prof. * 99.
v. Einem, Kriegsminister * 203.
o. Häfeler, Graf * 93.
Fers, Contre-Admiral * 412.
v. Hallen, W., dft. Minister * 413.
Khuen-Hedervary, K., Graf * 412.
Leo XIII., Paph * 3.
v. Liebig, Julius Frhr., Gebetenblatt zum
12. Mai. Von Sanitätsrat Dr. E. Fürst
* 98.
Nedding, Oskar (Greg. Samarota) * 411.
Niedemann, F. Schöb., Prof. * 204.
Störz, L., General * 200.
Tartaglia, Siegfried, Dr. * 102.

Aus hohen Kreisen

- Augusta Karoline, Großherzogin von
Medenburg-Strelitz * 302.
Bernhard, Gspring von Sachsen-Mei-
ningen * 199.
Ernst, Herzog v. Sachsen-Altenburg * 408.
Friedrich Wilhelm, Großherzog von
Medenburg-Strelitz * 302.
Peter, König von Serbien * 304.

Geschichte und Beisereignisse. Aus- stellungen und Feste

- Tunamantankläge in Saloniki * 202.
Große Berliner Kunstaustellung 1903:
199. 217. 261 und Kunstbeilagen vor
S. 121. 206. 281.
Gedächtnis in Schulen * 413.
Jahrestagsfeier der Verpändung der
schwedischen Stadt Wismar an Meden-
burg (28. Juni). Von S. Walters * 83.
Kaiser Wilhelm II. in den Reichslanden
* 302.
Kgl. Sammlung alter Musikinstrumente
zu Berlin-Charlottenburg. Von Dr.
H. Römer * 20.
Palmyra des Nordens, das. Zur Zweijahr-
hundertfeier der Stadt St. Petersburg
(27. Mai). Von G. Kraus * 179.
Paph Leo XIII., von Dr. E. Holthof * 389.
Pantwahl, zur: Stimmzettel * 408.
Schüler-Museum in Marbach a. N. (Er-
öffnung). Von Dr. Ernst Müller * 108.

Natur

- Champsignons. Von Max Feßbäcker
* 240.
Toppelwesen. Von Wilhelm Bölsche 332.
Gartenlauben, malerische. Von Max
Feßbäcker * 157.
Bildsäule. Von Max Feßbäcker * 31.
Kostümierte und maskierte Bäume in
einem japanischen Garten * 198.

- Reiseführer. Von Th. Zell 54.
Mammut-Skelett in St. Petersburg * 410.
Naturgeschichte des Tierreichs, eine neue
* 63.

- Ornithologisches Verzeichniss. Phy-
siognomische Studie. Mit Aquarellen
von Georg Kraus * 367.
Pferd, das kleinste, der Welt * 254.
Planeten-Erdbildung. Von R. 388.
Regenbildung und künstliche Regen-
zeugung. Von Schiller-Zieg 371.
Rothschinken und Blauschinken als Haus-
genossen. Von G. Weyer-Begner * 136.
Schmetterlingsstilleiten. Von G. Weisen-
berg 102.
Warum heißt der Mond den Mond an?
Von Th. Zell 397.

Fäbder- und Fäbkerkunde, Städtebilder

- Albulabahn (Schweiz) * 381.
Amsterdam: die neue Börse * 307.
Basalt, der erste. Von Karl v. d.
Steinen * 248.
Bosphorus, eine Fahrt durch den. Von
Ernst von Döffe-Wartegg * 46.
Cuxbaen: die große Strandmole * 307.
Frankfurt a. M.: Konert im Palmen-
garten. Von D. Weyer-Begner * 8. 9.
— — — Das neue Rathaus. Von G. F.
* 256.

Fäbnerbauten in Deutsch-Südwestafrika.

- Von Franko Seiner * 374.
Japan: Blumenfest. Von Max Rabes
* 213.
Japanischen Garten, in einem * 138.
Japandischen Archipel, aus dem * 205.
Jömbd, die Stadt Dioxletians. Von J.
Gottwald * 289.
Italienische Ströbstrichfabrikation. Von
E. D. * 241.

Maoris von Neu-Seeland, die. Von

- Malvina Kampadius * 328.
Macedonische Wanderbilder * 172.
Mannheim: Die neue Festhalle * 205.
Marbach a. N.: Gedenkfest * 111.
— — Schiller's Geburtshaus * 114.
— — Schiller-Museum * 108.

München: Festherrn-Parade * 323.

- Neapel: Die Verfallene * 278.
Nürnberg: Der Platzplatz mit dem
Neptunbrunnen * 368.
Pariser Metropolitank * 360.

St. Petersburg, das Palmyra des Nor-

- dens. Von Eberhard Kraus * 179.
Rhonetal, vom, ins Chamoni * 306.
Rom, die Peterskirche in * 73. 303.
— — Aus dem Vatikan * 392. 394.
Römische Vinctio, der. Von Dr. Hans
Barth-Rom * 124.

Russische Christpäster in Chpreußen.

- Von H. v. Schad * 305.
Saloniki * 202.
Wien: Der Neue Markt * 296.
Wismar. Von S. Walters * 83.

Buch

Berlin

- Börse in Amsterdam * 307.
Campanile in Venedig: der biogeteigte
Unterbau * 95.
Christusportal der Kathedrale in Metz
* 208.

Festhalle in Mannheim *206.
 Hofenbauten in Teufsch-Südbahnhof.
 Von Franko Seiner *374.
 Kirche San Fedele in Como *99.
 Königsbrücke in Magdeburg *96.
 Peterskirche in Rom, die *73, *303.
 Rathaus in Frankfurt a. M. Von E. F. *256.
 Repräsentationsaal in der Großen Berliner Kunstausstellung *199.
 — Zeichnung von Ed. Cucuel *217.
 Rübezahlhütte bei Schreiberhau im Riesengebirge *801.
 Schiller-Museum in Marbach *106.
 Sengbachtalperre bei Solingen *302.
 Stranbmole, die große, bei Cuxhaven *307.
 Universitätsgebäude in Bern *98.

Wasserwerk

Albion-Büste. Von Moncel *94.
 Bismarck-Gedenkbrunnen in Hiesburg. Von Schiesslamp *94.
 Bismarck-Denke. Von W. v. Ruemann *96.
 Bismarck-Zerkhof im neuen Ton zu Berlin. Von Heinrich Weges *407.
 Boule für S. M. S. „Kaiser Karl der Große“. Von Alex. Schönmayer *303.
 Bronzefigur an Santa Maria del Fiore in Florenz. Von Augusto Vassaglia *304.
 Fentmal für Kaiserin Elisabeth in Meran *97.
 — Joachim Raff in Frankfurt a. M. *301.
 — die Gefallenen des 4. Jähr. Inf.-Reg. Nr. 72 bei Gorae *306.
 — Kaiser Wilhelm I. in Hamburg *408.
 — Goethe in Tarnblatt *412.
 Tuncan, Jaborra, Tänzerin. Bronze-statue von Consl. Stard. Kunstbeilage vor S. 206.
 Gedenktafel am Hause Antoine zu Gortz *307.
 Hauptportal am Rathaus zu Frankfurt a. M. *257.
 Hauptportal des Verwaltungsgedäudes der Hamburg-America-Linie in Cuxhaven *98.
 Italienische Plastik, moderne. Von Ch. Abénicac *128.
 Löwe von Chärona, der *2.
 Mollte-Denke. Von W. v. Ruemann *95.
 Mofes-Brunnen auf dem Pincio in Rom *124.
 Nach der Schlacht. Gruppe von C. M. Schneider *100.
 Neptunbrunnen in Nürnberg *366.

Maler

Alte Meister
 Kavaller, der lachende. Von Franz Dals. Kunstbeilage vor S. 33.
 Wiederberhellung des Züricherden Baumgartner-Wirts in München: Geburt Christi und Verkündigung Maria *402.
 Neue Gemälde
 Bafairi, der erste. Von Karl Denke *349.
 Befreundeter. Von A. Wejerzied *283.
 Bubbe, Hermann. Minister. Von Hugo Vogel *251.
 Elisabeth, die teilige. In der Kirche zu Eifenach. Von J. Wahl. Kunstbeilage vor S. 281.
 Erinnerung. Von W. Kreling *269.
 Frühlingsturm. Von Fritz v. Wille. Kunstbeilage vor S. 17.
 Jugend hat keine Tugenden. Von A. Wejerzied. Kunstbeilage vor S. 137.
 Jungfriebl. Von W. Lindenfchmit *41.
 Meran, bel. Von Ernst Penzler. Kunstbeilage vor S. 121.
 Morgen am See. Von Carl Feinisch *37.

Mutterliebe. Von Sophie Rorer 149.
 „Nimm meine Hände und führe mich!“ Von O. Kuebele. Kunstbeilage vor S. 1.
 Plauderlindchen. Von E. Waffau. Kunstbeilage vor S. 81.
 Porträt der Frau J. Von F. A. v. Kaulbach. Kunstbeilage vor S. 361.
 Rottfäpchen. Von Lubo. v. Jumbusch 317.
 Sommerfrische, in der. Von Ernst Penzler 378.

Zeichnungen

Verlagliert in Neapel. Von J. Montana 203.
 „Erlag Kaiser“, der neue deutsche Kreuzer. Von Georg Martin 195.
 Feldherrn-Parade in München. Von M. Seacubis 323.
 Gartenlauben, malerische. Von Johanna Beckmann 157.
 Gefechtschiffen auf Seezeichen. Nach Estian von E. Dofang 339.
 Japanischen Garten, in einem. Von Franz Tabb 141.
 Konzert im Palmgarten zu Frankfurt a. M. Von O. Neuer-Wegner 8. 9.
 Kofio in der Berliner Siegesbader. Von E. Cucuel 155.
 Marktplatz zu Nürnberg mit Neptunbrunnen. Von Ed. Schotte. Kunstbeilage vor S. 345.
 Nachmittagskoffio auf dem Monte Pincio in Rom. Von St. Reichan 125.
 Neuer Markt in Wien. Von E. Penbl 297.
 Pariser Métropolitain, auf dem. Von J. J. Clement 357.
 Remontedressuren. Von Ad. Wald 69.
 Reorientationsaal der Großen Berliner Kunstausstellung, im. Von Ed. Cucuel 217.
 Straßenbahn-Nidel. Von Erich Eike 342, 344.

Farbige Reproduktionen

Abfahrt in die Sommerfrische vom Anhalter Bahnhof in Berlin. Zeichnung von Ed. Cucuel. Kunstbeilage vor S. 225.
 Batat-Kampung (Sumatra). Von Hugo B. Weberen. Kunstbeilage vor S. 169.
 Blumenfest in Japan. Nach einem Aquarell von Max Habes. Kunstbeilage vor S. 313.
 In frühlicher Laune (Bettler vom Sitzstamme). Von Hugo B. Weberen. Kunstbeilage vor S. 105.
 Ornithologisches Verbrecheralbum. Nach Aquarellen von Georg Krause 307.
 Studienlopf (Sengalen). Von Hugo B. Weberen. Kunstbeilage vor S. 377.
 Kunstgewerbe. Naturaufnahmen

Italienische Plastik, moderne. Von Ch. Abénicac *128.
 Liara des Sallaphernes *98.
 Kunstphotographie. Von Alfred Enke *133.
 Lotzringelungen in Volkstracht *200.

Lehnig, Industrie, Handel und Verkehr
 Albulabahn, die *381.
 Automobil-Industrie, neue Richtungen in der deutschen. Von Franz Peubt *191.
 Automobilismus. Von Julius *396.
 Danfom-Taxameter, zweiradriger, für Berlin *408.
 Hauptsteigungsstrecke der elektrischen Eisenbahn von Martigny nach Chamoni *301.
 Licht, neues. Von Otto Jentich *57.
 Moral im Geschäftsleben. Von Dr. Ludwig Juld 288.

Pariser Métropolitain: Während der Fahrt *350.
 Reifemaq nach England, der neue. Von Dr. Ed. Engel 80.
 Schnellstiftfeuer auf Helgoland, das neue elektrische. Von Fein Krieger *287.
 Sengbachtalperre bei Solingen *302.
 Straßenbahn-Nidel, der. Von Richard Schott *342.
 Strichfabrikation, die italienische. Von E. F. *241.

Heilimfenschaft und Gesundheitspflege
 Arzt, der, als Wiener für Vornordentwicklung. Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster 805.
 Alubäder. Von Th. Daller 345.
 Mineralwasserkuren. Von Th. Daller 129.
 Auderport und Gesundheit. Von Theo Seelmann 254.
 VerlehtsFrankheiten, moderne. Von Dr. W. Schütte 252.
 Vollsgegendspfleger auf dem Lande. Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster 26.

Militär und Marine

Verlagliert in Neapel *278.
 „Erlag Kaiser“, der neue deutsche Kreuzer *194.
 Feldgeschützfrage, die. Von F. Frobenius *33.
 Gefechtschiffen auf Seezeichen an der Nordsee *341.
 Hafenbauten in Teufsch-Südbahnhof. Von Franko Seiner *374.
 „Hamburg“, Kreuzerjacht, in Harter See *334.
 Remontedressuren beim 1. preuß. Leibhustenzug. Von Ad. Wald *22.
 Victoria, Nelsons Admiralschiff *204.

Sport. Fischei

Alpine Technik. Von Alud Wundt *227.
 Auderport und Gesundheit. Von Theo Seelmann 254.
 Spinnangelei. Von Fritz Stowronnel *271.

Jocher

Abendzauber. Von Ang. O. Wink 259.
 Wäcker. Von Adheid Sier 288.
 Frühlingregen. Von Kate Cojctan-Wilner 161.
 Fern, das zertrümmte. Von Carl Bulde 25.
 Lebensweg. Von Ang. O. Wink 185.
 Nacht, in dunkler. Von August Jr. Krause 123.
 Nienfahrt. Von Mich. Joozmann 270.
 Nollenfrauh. Von Fritz Erdner 86.
 Sonne, die. Von Mich. Joozmann 239.
 Steine. Von Ernst Wüllsch 190.
 Waldeszauber. Von Ang. O. Wink 287.
 Zwielicht, im. Von Mich. Joozmann 396.

Musik und Choral

Ballett, vom Berliner Königl. Von Max Steur *165.
 Kgl. Sammlung alter Musikinstrumente zu Berlin-Charlottenburg. Von Dr. A. Nörner *20.

Aus aller Welt

98. 190. 301. 407.
 Literatur und Kunst (Besprechungen)
 68. 90. 196. 298. 404.

Handschriften-Berurteilung

101. 310. 414.
 102. 207. 310.

Schach

Für müßige Stunden

100. 206. 309. 414.

Briefmappe

103. 207. 311. 415.





Heiligenschein-Berlag von Hubert Schuster in Berlin

„Nimm meine Hände und führe mich!“

Nach dem Gemälde von F. Luebele



Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

I

Hans war soeben aufgewacht. Durch die geblühten Rattungardinen am halb offenen Fenster leuchtete die helle Morgensonne in das Zimmer, dies liebe altfränkische Fremdenzimmer mit der einen schrägen Wand. Hinter der lag die Obstkammer; es duftete, wie immer, nach gedörrten Äpfeln und Birnen. Hans schloß die Augen wieder halb und refelte sich in dem breiten Bett. Das war so ziemlich die behaglichste Stunde zu Hause, diese Frühstunde, ehe die alte Alwine die Treppe heraufschlurkte auf ihren Strohputzantenn und anpochte: „Junge gnä’ge Herr, die gnä’ge Frau un’ s gnä’ge Frölen sin schon lang beim Kaffeek!“

Nachher kamen doch die unvermeidlichen langen Gespräche und Auseinandersetzungen. Aber diese dreißig Minuten — köstlich! So mit halb offenen Augen zu träumen, dabei die achtundvierzig Lauben auf der wunderbaren Tapete aus Olym’s Zeiten mechanisch zu zählen, den süßen Duft des Dörrbrotes in der Nase, den Kopf ganz tief in Mutter’s weiche Kopfkissen eingebuddelt — zu schön das! Da kamen so ganz von selbst all die alten lieben Geschichten angetroffen aus den sorglos glücklichen Kindertagen: vom Ponny Velocitas, den Onkel Fritz immer in Pigritia umtaufte, von der greisen Kinderfrau Beate, die schon drei Generationen der Hagelike abgewartet hatte, vom demokratischen Hauslehrer und seinen Zänkereien mit Großpapa, über die so manche Algebrastunde in ihr nichts verschwunden war...

Ja so! Richtig! Bei einem Haar zu vergessen, daß man heut nicht Alcinherischer in Pompeji ist! Drüben lag ja der Spagh in der Bette. Ob der wohl noch dachtete? Hoffentlich!

Hans drehte sich so vorsichtig um, als erfordere das eine ganz gehörige Kraftanstrengung, und lugte nach der andern Zimmerseite hinüber. Da begegnete er auch schon zwei weit offenen blauen Augen.

„Morgen, Spagh!“

„Morgen, hochedler Hans!“

„Gut geschlafen, mein Junge?“

„Wie ein Murreltier.“

Nun war’s wieder ein paar Minuten still. Bis dann der andre lachte und fragte: „Sag mal, Hans, warum heißt eigentlich in des Deubels Namen dies Zimmer Pompeji?“

„Das ist doch ganz einfach, geliebter Kronensohn. Als mein teurer Großvater, Gott hab’

ihn selig, Anno 1830 seine letzte Erbschaft machte — er beerbte glücklich vier unverheiratete Tanten und kriegte sie alle klein, die Erbschaften nämlich —, also als er 1830 Tante Beer beerbte, fühlte er wieder einmal das dringende Bedürfnis, auf Goethes Spuren zu wandeln. Er reiste also nach Italien, und als er zurückkam, ließ er die beiden Kiefernbetten, in denen wir zu ruhen geruhen, angeblich nach pompejanischem Muster anfertigen. Sieh dir nur die beiden Monstra mit den kühn gezeichneten Zopflinien genau an — großartig, was? Na, nachdem die ganze liebe Nachbarschaft sie genugsam bewundert hatte, kamen sie hier ins Fremdenzimmer, und da meine Großmama allen Räumen einen absonderlichen Namen geben muß, so taufte sie dies „Pompeji“. Das darf dich nicht wundern. Wir haben in Bielberg auch ’ne „Kleinkammer“, weil das Zimmer im Sommer sehr heiß ist, und ein „Handtuch“, weil das Zimmer sehr lang und sehr schmal ist; das Frühstückszimmer heißt die „Futterkiste“, und ein Zimmer unten, in dem ’ne alte verstaubte esquilinische Venus in Gips steht, heißt der „Vatikan“. Uff — nun wollen wir doch wohl lieber aufstehen, Spagh — was?“

Der andre war schon auf und in den Unterkleidern. Ein langer, hagerer Mensch — der Spighname Spagh mochte daher kommen. Er hatte das Fenster vollends geöffnet und bog sich weit hinaus, wie um mit großen Zügen die frische Morgenluft einzuatmen. Als er sich endlich umwandte, stand Hans Hagelig am Waschtisch und ließ Ströme von Wasser über den blonden Schädel rinnen.

Es war nur ein Waschtisch im Zimmer. So mußte Gallweg warten. Er sah noch einmal ins Freie hinaus und sagte dann: „Du, Hans, ich hab’ das gestern abend in der Dämmerung gar nicht so beachtet, wie wunderhübsch euer Bielberg liegt. Der Blick hier über den Garten auf die Wiesen, den kleinen Bach mit den Erlen am Ufer — dahinter der Höhenzug, das ist ja ganz reizend. Wär was für Leistikow!“

Hans sprudelte noch immer. Aber dazwischen lachte er: „Na ja. Ne Dase in der Wüste Brandenburg. Aber, weißt du, Spagh, eben nur eine ganz kleine Dase. Gerade so weit etwa, wie der segensreiche Einfluß unsrer geliebten Kiste da unten reicht. Sonst alles Sand — Sander

— am Sandeften. Heißt nicht umsonst Vielberg. Nämlich, wo in der guten Mark Berge sind, ist auch Sand. Und da wir eben viel Berge haben — verzeih den Ausdruck Berge! — so haben wir eben viel Sand. Zum Verhungern, seit uns Großvaters Kunst, Tanten zu beerben, verloren ging . . . So, jetzt kannst du deinen Reinlichkeitsgelüsten frönen, Herbert Freiherr von Gallweg, genannt der Spaz! Ich mache dich vorher noch auf die Vorzüglichkeit unsers Wassers aufmerksam, damit du nicht gar zu sehr erstaunst, wenn es dir nachher von allen Mitgliedern unsers edlen Geschlechts über die Hutschnur angepriesen wird. Es ist das auch eine Eigentümlichkeit unsers Hauses. Etwas muß der Mensch doch lobpreisen, und da es sonst . . .“

Er brach kurz ab.

„Du bist närrisch, Hans!“ meinte Gallweg. „Ich weiß wirklich nicht, wenn ich dich so sprechen höre: warum du mich eigentlich mitgenommen hast?“

„Meinige nur gefälligt erst dein Gefieder, geliebter Spaz — alles weitere findet sich.“ Hans war an den großen, auf einer kolossalen Säule ruhenden Tisch in der Mitte des Zimmers getreten und machte sich an seinem Reisenecessaire zu schaffen, einem kostbaren Kasten in Maroquin, der gar nicht recht in das einfache Zimmer hineinpaßte. Er zog einen Spiegel heraus, legte die Schnurrbartbinde über das flotte Bärtchen auf der Oberlippe, begann seine Nägel zu feilen, zu pulvern und zu polieren. Dazwischen sprach er weiter.

„Ja — warum ich den guten Spaz mitgenommen oder vielmehr alleruntertänigst gebeten habe, mich zu begleiten? Nun — ich könnte ja schon tun und sagen: der gute Spaz, das gelehrte Hans, der Schriftgelehrte und Schriftsteller, hat sich da oben, unter dem Schädeldach, 'n bißel überarbeitet, ich wollte den bravsten Leutnant Seiner Majestät gern mal 'n bißel feinere Landluft riechen lassen. Ich könnte auch — bekannter Egoist, der ich bin — behaupten, ich hätte mich durch Herrn Herbert Freiherrn von Gallweg über die Längeweile des Landaufenthalts hinwegzulaufen beabsichtigt oder meiner Winter oder meinem Schwesterlein, die's weiß Gott gebrauchen könnte, in ihm einen plaisirlichen Unterhalter zuführen wollen. Denn in dem ebenedenen Aulse, das zu sein, steht bewußter Spaz ja . . .“

Hans sah so aufmerksam auf den Nagel am rechten kleinen Finger, als hinge von dem seiner Seelen Seligkeit ab. . . „Ja, das alles könnte ich sagen, und weil es mir auf ein paar Schnurren nie angekommen ist, noch allerlei mehr. Aber, liebster Spaz, wozu soll ich eigentlich dir selbst gegenüber lägen? Offen gestanden: ich brauch' dich so als Nerven- und Rückgratstärker, als 'ne Art moralischen Geradesteller. Verstehst du? Falls es nämlich krielen sollte . . . und es wird krielen, sag' ich dir, Spählein . . .“

„Du hättest klüger getan, dir für solchen

Zweck einen andern Urlaubskameraden auszusuchen, Hans. Ich bin sicher nicht der rechte Mann dafür.“

„Sag das nicht, Spaz, sag das nicht. Du unterschätzt dich wieder einmal in deiner törichteu — pardon! — Bescheidenheit. Im Grunde genommen, hab' ich doch immerzu zu dir wie zu einem illustren Vorbild aufgesehen, seit ich Offizier bin. Hab' ich nicht alleweil das Mäulchen gehalten, wenn du mich gerissen hast? Hab' ich je gegen den Stachel gelockt? Hab' ich mich nicht immer beduckt, wenn du mir von strenger Pflicht, von spartanischer Einfachheit, von der löblichen Tugend der Sparsamkeit sprachst?“

Nun lachte der andre doch. „Aber in den Wind geschlagen hast du's auch, Hans Kasimir!“

Hagelig legte die Nagelfeile beiseite, betrachtete ein Weilchen aufmerksam die sanfte Rundung seiner rosigen Fingerspitzen und begann dann, die mattblaue Seidenkrawatte in einen kunstvollen Knoten um den hohen Kragen zu schlingen. Er hielt, wenn er Zivil trug, auf eine persönliche Note bei diesem Kunstwert.

„Das ist eine sehr harte Verschulbigung, Spaz!“ sagte er endlich. „Ich hab' es mir so gar stets hinter die eigens dazu geschaffenen Ohren geschrieben, alles, was du mir gepredigt hast. Aber wer kann gegen Veranlagung? Ich bin doch nun einmal erblich belastet. Großvater war ein Verschwender größeren Stils, mein guter Vater war's in kleinerem Maßstab — weißt du, kleiner wohl nur deshalb, weil's Vargeld fehlte und Mama ihm gottlob etwas auf die Finger sah — na, und ich bin's also, wie sich's für die absteigende Generation geziemt, in kleinstem Stil. Großvater hat's bis zum Major gebracht, Papa bis zum Hauptmann a. D. Daß ich's nicht über den Leutnant hinausbringe, ist mindestens wahrscheinlich.“

Er nahm den Handspiegel und trat damit an das Fenster, wie um hier im volleren Licht den üppigen Krawattenknoten besser besichtigen zu können. Aber die Hand strich nur einmal liebeslosend über die weiche Seide. Dann winkte er den Kameraden zu sich heran: „Guck noch mal hier heraus, damit ich dich informiere, Spaz. Siehst du: hier unten, unmittelbar neben unsrer Herrlichkeit, das ist Kantorsgarten; nichts Besonderes darüber zu sagen, als daß an schönen Nachmittagen eine Kuh, ein Schaf, ein Esel und acht lebendige Kinder darin ihr Wesen treiben. Ueber Kantorsgarten hinweg siehst du ins Pfarrreich. Dein scharfes Auge wird sofort herausfinden, daß bei unserm Dorfmagister alles mehr auf Nützlichkeit zugeschnitten ist — Kartoffeln, Rüben, Zwiebelbeete —, beim Pastor loci auf die Schönheit. Du wirst davon noch mehr erfahren, guter Spaz.“ Er hatte die letzten Worte fast wie mit ein wenig bewegter Stimme gesagt. Sie klangen auch natürlicher als der Eingang des Satzes und seine Fortsetzung: „Und nun erhebe deine Augen und schaue auf jenen, die Berge“

genannten Höhenzug. Papa pflegte da seine jährliche Babereise herauszuschlagen, das Wiedereinschonen blieb ein frommer Wunsch. Nur da — rechts — hat er mal einen kleinen Anfang gemacht. Gerade über dem Saum der Schonung sieht du etwas wie eine Turmspitze aufliegen. Nun gut . . . da wohnt also unser „Fürcht“.

„Woldegga? Das ist Glaring?“

„Schloß Glaring, zu dienen. Und da wohnt in der Tat Fürst Peter zu Woldegga-Altenbrunn, Graf von Ernstshagen.“

Sie sahen sich einen Augenblick fest in die Augen. Gallweg ernst, fragend, forschend; Hagelitz mit einem etwas gemacht übermütigen Lächeln.

„Wenn du genauer hinsiehst, wirst du vielleicht sogar an dem Turm eine flatternde Fahne sehen können. Unser „Fürcht“ ist also at home.“

„Und Ellinor . . . Ihre Durchlaucht, wollte ich sagen?“

„Wird sich jedenfalls auch der glitzernden Turmspitze erfreuen wollen, die in diesem Frühjahr neu vergolddet wurde. Ob das Edelmetall dafür direkt oder indirekt aus ihren eignen Minen stammte, weiß ich nicht. Ist ja auch gleichgültig.“

Draußen klopfte es kräftig an der Tür: „Junge gnä’ge Herr, die gnä’ge Frau und das gnä’ge Frölein sind schon beim Kaffeeklatsch!“

Hans riß sich zusammen. „Ist gut, alte Alwine! Morgen, du treues Tierchen! Wir kommen gleich!“ rief er zurück. Die Strohpantinen schlurften langsam den Korridor entlang, die Treppe hinunter.

Die beiden Freunde vollendeten schnell ihre Toilette, fast wortlos. Erst als sie die stark ausgetretenen Holzstufen der Treppe hinabstiegen, bat Hans halblaut: „Du, Spatz, sprich unten nicht unnötig von den Woldegga. Alte Damen sind so komisch — ich möchte nicht, daß Mamas Neugier vorzeitig geweckt wird. Sie würde sich sonst Schlüsse konstruieren, die . . . nun, die in jeder Beziehung unzutreffend sind. In jeder.“

Der Frühstückstisch war auf der breiten Veranda gedeckt. Sehr schlicht und einfach, aber mit ländlicher Fülle und Behaglichkeit.

Man hatte auf die Gäste gewartet. Nur die alte Großmutter, die quer vor saß, löstete schon an ihrer Roggenmehlsuppe, ihrer gewohnten Morgenmahlzeit von Rindsbeinen an. Sie hatte in ihrer Art bereits Toilette gemacht, wie immer, wenn Hans auf Urlaub war. Ein schwarzseidenes Kleid, das ihre Gestalt wie ein Sack umfloß, ein schwarzseidenes Häubchen auf dem schwarzen, etwas ins Fuchsigke spielenden falschen Scheitel, von dem an beiden Schläfen ebensolche getollte Locken herabhingen. Das sehr volle und doch sehr feine Greisengesicht geschminkt; sehr ungeschickt, denn sie war zu kurzichtig, um wie ehemals die Hasenpfote richtig benutzen zu können. Alles in allem eine etwas komische Figur — für den, der nach der Außenseite urteilte.

Rechts neben ihr saß in hausmütterlicher Würde Frau von Hagelitz; links Alwine.

Als Herbert Gallweg aus der großen düsteren Diele auf die helle Veranda hinaustrat, fiel sein Auge zuerst auf das junge Mädchen. Er zuckte unwillkürlich zusammen, denn ihm schoß gerade in diesem Moment die Erinnerung an ihr trauriges Geschick durch den Sinn. Hans hatte ihm ja oft genug davon erzählt. Sie war als Kind verunglückt, von einem Erntewagen überfahren worden. So jung — kaum vierundzwanzig Jahre mochte sie zählen — so hübsch, und ein hölzernes Bein! Es war zu schmerzlich.

Aber als er ihr dann gegenüber saß, neben der stattlichen Mutter, las er in dem rosigem Mädchengesicht bald etwas, das ihm sagte: ein Bedauern war hier nicht recht am Platz. Es lag, bei aller Jugendlichkeit, etwas so innerlich Ausgereiftes in diesen feingehackten zarten Zügen, in dem Ausdruck der brennenden Augen, daß er sofort erkannte: sie ist keine Unglückliche. Wie ähnlich die Geschwister einander doch waren — und wie ungleich!

Den Löwenanteil der Unterhaltung trugen Mutter und Sohn.

Soviel sie um ihn schon gelitten haben mochte, sie hing ja an Hans mit einer Liebe, die an Abgötterei streifte, und so leicht sein Sinn war, seine Verehrung für die Mutter war tief und echt.

Gallweg fand es ganz selbstverständlich, daß sich das Gespräch zunächst fast ausschließlich um Hans und dessen Interessen drehte; er würde es als unnatürlich empfunden haben, wäre es anders gewesen. Man zog ihn ab und zu mit einer Frage hinein, er antwortete, meist mit einer scherzhaften Wendung — das war alles, und es war ganz recht so. Sein Auge schweifte währenddessen über den Vorgarten und durch die Alazienreihe nach dem anstoßenden Wirtschaftshof hinüber. Ueberall dasselbe Bild leichten, mühsam verschleierten Verfalls! Eigentlich fing er schon an den verwitterten, wohl seit Jahrzehnten nicht ausgebefferten Treppentufen zur Veranda an; im Garten die Wege berast, die Rasenflächen stark ausgedörrt, als habe es an Arbeitskräften gefehlt; der Wirtschaftshof öde, die langgestreckte Scheune jenseits stark baufällig; der Zaun zwischen Garten und Hof voll bedenklicher Lücken, das Tor in den Angeln hängend.

Kein Herr im Hause, und die an dessen Stelle hier schaltete, eine schwache Mutter!

Plötzlich schlug der Name Woldegga an sein Ohr. Die Großmutter sprach ihn aus. Sie fragte ganz unvermittelt in das Gespräch zwischen Mutter und Sohn hinein: „Der Peter Woldegga ist ja wohl wieder da mit seiner Millionärin? Hast du sie in Berlin gesehen, Hans? Sie sind ja wohl im Winter ausgegangen? Bei Hofe sogar . . .“

Herbert sah, wie das Blut in Hansens Gesicht kam und ging. Aber dann bewang Hans sich gleich und sagte in gleichgültigem Ton: „Gewiß, Omama! Ich hatte den Vorzug, der Fürstin vorgestellt zu werden.“

Auch der Mutter mußte das jähe Erdröten des Sohnes nicht entgangen sein. Sie sah ihn fragend, etwas unsicher an. Und wie um vorzubeugen, fuhr er fort: „Sie ist sehr hübsch, viele nennen sie schön. Sie ist auch durchaus Dame. Großer Stil sogar. Ich sag's gleich, weil ich wohl nicht mit Unrecht vermute, daß die lieben Katschmäuler der Nachbarschaft alles mögliche über sie in Umlauf gesetzt haben.“

„Eine Mesalliance bleibt es doch, lieber Hans. Das decken auch die amerikanischen Millionen nicht zu.“

Die Antwort wurde ihm eripart. Denn die Großmutter kicherte leise und meinte: „Was du nur willst, liebe Minna?! Wären es deutsche Millionen, du hättest vielleicht recht. Aber englische oder amerikanische — das ist ganz etwas andres. Und dann: bei den Wolbeggs rechnet man nicht so. Sie hatten von jeher das Recht der erotischen Wahlen. Der Großvater — ich hab' noch manchesmal mit ihm getanzt, obwohl er ja viel älter war als ich —, der ließ sich von seiner ersten Frau scheiden, vorsichtigerweise nachdem sie ihre Pflicht getan und ihm einen Erbprinzen geschenkt hatte, und heiratete deren Kammerfrau, solch schwarzen polnischen Deubel mit großen stehenden Augen. Das Karlchen, Peters Vater, machte es umgekehrt, aber nicht anders. Er heiratete erst eine französische Tänzerin, Mademoiselle Girand, übrigens auch eine hübschöne Person, ließ sich nach drei Jahren scheiden und nahm sich die Gerta Lengenfeld, Peters Mutter. Sie sind doch nun einmal so, die Wolbeggs. Und überhaupt, lieb' Kind, Mesalliance! Die Wolbeggs sind doch selbst aus einer Mesalliance hervorgegangen, wenn sie's auch nicht wahrhaben wollen. Pflanzen vom Apfelbaume!“

Die alte Dame sprach sehr leise, aber sehr deutlich, in merkwürdig hoher Stimmlage. Dabei blizten ihre Augen ganz seltsam in dem geschminkten Greisengesicht, und um die Lippen spielte ein schalkhafter Zug. Während sie mit ihren beringten Fingern eine Semmel zerbröckelte für die vielen Sperlinge, die ungeniert bis dicht an ihre Füße herankamen, fuhr sie fort: „Mesalliance! Als ob es das nicht immer gegeben hätte! Es kommt doch nur auf die Auslegung an. Wenn im 16. Jahrhundert ein Fürst der Ehre gewürdigt wurde, eine Medici zur Frau zu bekommen, pries man ihn glücklich. Was waren denn diese Medici? Krämer, Banquiers! Im 17. und 18. Jahrhundert frohen die Söhne der ersten Familien Frankreichs vor den Töchtern der Steuerpächter auf den Knieen umher; vorgelesen waren's die Sinas, gestern die Rothschildtöchter, heut sind's die amerikanischen Millionärinnen oder Milliardärinnen, übermorgen werden's vielleicht Sibiriadinnen sein oder Japanerinnen. Es ist einfach ein Naturgesetz. Der ganze Abel Europas — glaub's mir doch, Kinder — ist nicht zum Erwerb geschaffen, der hohe wie der niedere. Nicht mal zu erhalten weiß er. So muß er reich be-

raten, und daß er dabei frisches Blut in seine Adern bekommt, ist noch ein unerbitteter Neben-vorteil.“ Sie schöpfte tief Atem, lachte kurz auf und schloß: „Du wirf's ja auch nicht anders machen, lieber Hans — das sehe ich voraus.“

Hans antwortete nicht. Aber wie für ihn sagte die Schwester: „Großmutter, du predigst schreckliche Grundfäße. Es ist, gottlob, auch gar nicht dein Ernst!“

Es war fast das erste Mal, daß Gallweg, von den ersten Begrüßungsworten abgesehen, Malwine sprechen hörte. Sie hatte die volle sympathische Stimme des Bruders, nur etwas ins Herbere abgetönt.

„Nicht mein Ernst, ma petite?“ Die Greisin warf den Sperlingen die letzten Brocken hin und lachte wieder fröhlich auf. „Gewiß ist's mein Ernst. Ich kann die Welt aber nicht so feierlich ansehen, wie du Kief-in-die-Welt. Denn ich kenne sie besser. Ihr Zungen von heute nehmst überhaupt alles und jedes zu seriös. Lebt mehr dem Tage, lebt der Stunde, und ihr werdet mehr vom Leben haben!“

Ueber das feine Gesicht des Mädchens flog ein leises, schmerzliches Lächeln. Die Großmutter konnte es unmöglich sehen, doch sie fühlte, daß sie weh getan hatte. So griff sie sogleich nach Malwines Hand, streichelte sie zärtlich: „Du gutes liebes Kind, du! Du kleine Idealistin!“ Aber dann blizte es gleich wieder in ihren Augen auf: „Und Sie, Herr von Gallweg? Nach allem, was ich von Ihnen gehört habe — eben immer nur das Allerbeste und Allerhöchste —, muß ich wohl annehmen, daß Sie über mich alte leichtsinnige Frau auch böse den Kopf schütteln.“

„Gnädigste Frau, ich kann nur Ihr glückliches Temperament bewundern!“ Er sagte es nicht ohne eine leichte Verlegenheit.

„Sieh! Sieh! Ein Diplomat! Sogar einer von der alten Schule, die immer eine hübsche Ausflucht bereit hatten. Sie waren mir lieber, ehrlich gestanden, als die rücksichtsloseren Herren, die der vielberühmten Bismarck-Schule entprossen sind. Aber ich lasse Sie so nicht los. Sie kennen doch Peter Wolbegg gewiß auch.“

„Oberflächlich, gnädigste Frau.“

„Ganz das rechte Wort. Man kann ihn ja gar nicht anders kennen. Also: wie stehen Sie zu seiner berühmten Mesalliance?“

„Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin, ist so schön, daß ich —“

... doch nicht am Ende an eine Liebesheirat denke? O nein, mein Herr von Gallweg! Wenn es nicht auch wieder nur eine hübsche diplomatische Ausflucht-Phrase war, sind Sie entschieden auf dem Holzweg. Ich kenne die Wolbeggs nun in drei Generationen. Wenn die aus Liebe heirateten — was man so Liebe nennt! — fiel ihre Neigung gemeinhin tief nach unten. Diese Amerikanerin aber soll ja doch Dame sein, sagt Hans. Und überhaupt: diese Erbinnen sind ja immer eiskalte Mädchen. Geld, viel Geld macht stets kalt! Da

rann, und nun zumal bei Peter Woldegg, von Liebe gewiß keine Rede sein.“

Das Gespräch schien Hans zu langweilen, viel leicht auch peinlich zu werden. Er gähnte versteckt, er suchte sichtlich nach einer Ablenkung; schob erst dem Kameraden die Butterbüchse noch einmal hin, zog dann sein Zigarettenetui heraus. „Dürfen wir rauchen, Omama?“ — fragte er und hatte auch schon Feuer angestrichen, ehe die alte Dame antwortete.

Da ließ er plötzlich das Wachsstreichholz fallen und sprang auf.

„Tina! Da kommt ja Tina!“ rief er. Und, wie nach ganz kurzem, schnellem Ueberlegen: „Bibi, wollen wir ihr nicht entgegengeben?“

Gallweg sah zuerst nur, wie Malwine sofort aufstand, sich ganz leicht mit der Hand auf die Tischkante stützend, und wie sie, ohne den Arm des Bruders anzunehmen, die Verandaufen hinabsieg. Man merkte kaum, daß sie ein künstliches Bein hatte; nur ein klein wenig hinkte sie oder zog vielmehr den rechten Fuß nach. Dann erst sah er, drüben am Tor, zwischen den Fliederbüschen, die schlanke hohe Mädchengestalt im leichten Sommerkleide, den Kopf unbedeckt trotz der hellen Sonne, deren Schein, als sie aus dem Schatten heraustrat, um die volle blauschwarze Flechtenkrone eine förmliche Aureole zu weben schien.

„Nun halten Sie aber Ihr Herz fest, Herr von Gallweg,“ sagte die Großmutter. „Die Schönheit von Bielberg kommt. Oder, richtiger, eine wirkliche Schönheit.“

„Aber, Mamachen, das ist doch wohl übertrieben,“ warf Frau von Hagelitz ein.

„Durchaus nicht, lieb' Kind. Ich denke immer, wenn ich die Tina seh': wie kommt diese römische Prinzipeßin in unser märkisches Pfarrhaus? Es bleibt schon ein wunderliches Zufallsspiel: unser alter Heckstein, seine blonde Maria — Gott hab' sie selig — und diese südlüche Schönheit mit den Feueraugen. Die hat die Tina nämlich wirklich! Prenez garde, Herr von Gallweg!“

Er lächelte. „Unbesorgt, gnädigste Frau —“

Aber als die drei unten, den breiten Einfahrtsweg entlang schlendernd, nun näher kamen, war er doch überrascht.

Der Vergleich der alten Dame traf wirklich zu. Dies märkische Pfarrerkind mit der hohen, zarten, schlanken und doch ebenmäßig gerundeten Gestalt, dem feinen und doch scharfgeschnittenen Profil, den roten schnellenden Lippen, der schöngeschwungenen Nase, den großen Augen und den starken Brauen glich in der Tat den Gestalten, die er in Rom gesehen hatte, damals, als er seine erste, in heimlichen Schmerzens- und Wonnestunden geschriebene Novelle glücklich verkauft hatte . . . glich diesen Prinzipeßen, wie sie, lässig in den Wagen zurückgelehnt, auf dem Monte Pincio, in der Corsostraße paradierten. Nur ein Unterschied war: diese römischen Prinzipeßen von der weißen und von der schwarzen Partei, der Gefolgschaft des Laical oder des Vatican, sie hatten alle einen

alabasternen Teint — Stöbnerlust oder Schminke! Aber diese junge Mädchen hier hatte eine Gesichtsfarbe . . . ja wie denn? Fast ein ganz lighter Bronzetou war's, ein köstliches helles Gelb, unter dem das Blut rosig herauschimmerte. War er nicht am Menissee einmal einem ähnlichen Antlitz begegnet oder in Frascati?

Die drei stiegen die kleine Treppe heran. Gallweg hatte sich erhoben.

„Teuerste Tina! Erlauben Sie: Hier der weltberühmte Spaz, Herbert Freiherr von Gallweg, Oberleutnant im Regiment Garde-Grenadiere, zur Zeit Ueberstudierter im dritten Cöns der Kriegsakademie — zukünftiger Moltke, Zulda, Sudermann . . . mein Freund! Das heißt, er behauptet es zu sein — mit der leichten Herablassung des großen Mannes einem unwürdigen Altersgenossen gegenüber!“

Hans gefiel sich wieder einmal in Tiraden, wie gewöhnlich, wenn er sich nicht ganz sicher fühlte, irgend etwas verschleiern, verheimlichen, hinauschieben wollte.

Das junge Mädchen — wie alt mochte sie sein? Es konnten achtzehn, es konnten fünfundzwanzig Jahre sein? — schien nicht darauf zu achten. Sie küßte den Damen die Hand und reichte ganz unbefangen dem Offizier ihre Rechte. Dann schob sie sich auch schon einen Stuhl zurecht, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß Malwine bequem saß, mit dem kleinen niedrigen Hockerchen, auf den sie den rechten Fuß hinstrecken konnte.

„Was macht der Papa?“ fragte Frau von Hagelitz, ein klein wenig im Ton der wohlwollenden Patronin.

„Ich danke, gnädige Frau. Er liest seinen geliebten Goethe und schilt über den bösen Feiden. Das ist immer ein gutes Zeichen. Die warmen Tage tun ihm ja überhaupt gut. Uebrigens komme ich in seinem Auftrag. Papa läßt fragen —“, sie sagte es mit einer etwas neckischen, graziösen Kopfeigung ringsherum — „ob die Herrschaften uns die Ehre erweisen wollen, heut abend in der Laube ein Gericht Krebse zu essen. Der Ewald vom Schlichtsee hat sich nämlich seiner Pflicht erinnert —“

„Sind sie groß?“ fragte Hans, noch ehe jemand antworten konnte.

Sie suchte die Achseln. „Wie die märkischen Krebse jeht sind, Hans. Wenn Vater recht hat, und er wird wohl recht haben, waren sie ja früher wie die Hummern. Das ist vorbei.“

„Die Welt geht eben rückwärts, Tina. Was bei den Krebsen ja freilich kein Wunder ist. Aber ob groß oder klein: ich sage feierlichst für uns alle zu.“

Die schnelle Antwort von Hans schien ihr nicht ganz zu genügen. Sie nickte ihm zwar wie dankend zu, holte sich aber dann, mit einem fragenden Blick ihrer großen Augen, noch die besondere Zusage der beiden älteren Damen. Die Großmutter gab sie, indem sie ihr zärtlich ein wenig in ihren Arm

kniff: „Daß du sie aber auch ordentlich kochst, Tindchen. Springlebendig in kaltem Wasser angeseht —“

Ein Schrei der Entrüstung, halb ernst gemeint, halb scherzhaft, erhob sich. Die Greisin lachte: „Das wollte ich ja bloß hören, ihr junges Volk. Humm, wie ihr alle seid — den Tieren gegenüber! Als ich so alt war wie ihr, tat's selbst die frommste Hausfrau nicht anders. Zog auch dem Alal bei lebendigem Leibe die Haut ab“ — „Hör auf, Großmutter!“ bat Malwine und hielt sich die Hände vor die Ohren.

„Gleich, Kind! Nämlich, ich wollte nur sagen, daß die Welt nicht rückwärts geht, sondern wirklich besser wird. Man muß nur eine genügend lange Zeit leben, um das rückblickend erkennen zu können. Die Welt ist überhaupt gar kein solch Jammerthal, wie sie euch mein alter Freund Hedstein — Tinas Vater, Herr von Gallweg — alle drei Monate einmal von Berufs wegen zu schildern pflegt. Die Welt ist sogar sehr schön, wenn man sich ihrer zu freuen versteht —“

„Und dazu das nötige Kleingeld hat,“ ergänzte Hans lachend.

„Natürlich, mein Junge. Das muß man haben . . . man muß es aber auch auszugeben wissen. Na, ich denke, die Hagelike haben wenigstens dafür immer die nötige Anlage gehabt.“ Sie erhob sich, indem sie sich schmer mit beiden Händen auf den Tisch stützte: „Die Gallwegs auch?“ „Ganz armer Schvertabel, gnädige Frau. Selbst wenn Wille und Anlage da gewesen sein sollten, meinen Vorfahren fehlte das Kleingeld, wie Hans so schön sagte. Aber vergnügt sollen sie trotzdem gewesen sein, keine Kopfschmerzen wenigstens.“

Die alte Dame hatte ihren Stock mit der mächtigen Eisenbeinkrücke in die Rechte genommen und stapfte langsam um den Tisch herum. Neben Gallweg blieb sie noch einen Augenblick stehen, tupfte ihm leise mit dem Stock auf die Schulter: „Es gibt auch solche!“ sagte sie. „Aber sie sind sehr rar. Nicht weil sie wirtschaftlich sind — davon hatte ich gar nicht so arg viel, ich alte unwirtschaftliche Person —, aber weil sie zufrieden sind. Das ist eine köstliche Gabe.“

Gallweg war höflich aufgestanden. Die Greisin schob ihre Krücke unter den Arm, nahm ihre langstielige Vorgnette vor die Augen: „Ich hab' Sie eigentlich noch gar nicht recht genau sehen können. Seien Sie nicht böse, wenn ich's jetzt so ungeniert nachhole. Ich muß doch suchen, ob ich den Zufriedenheitszug bei Ihnen auch finde.“ Nun ließ sie die Vorgnette fallen und drohte lächelnd mit dem Stock. „Ei, ei! Es scheint, Sie schlagen ans der Väter Art. Ich finde da etwas in Ihrem Gesicht, das mit Zufriedenheit nicht recht zusammenpaßt: den Ehrgeizzug nämlich!“

„Bravo, Oma!“ rief Hans. „Wieder den Nagel auf den Kopf getroffen!“

Auf dem bageren Gesicht Gallwegs war eine leichte Röte der Verlegenheit gekommen und gegangen. Nun beugte er sich aber gleich über die

Hand der Greisin: „Darf ich mich für die große unverdiente Güte untertänigst bedanken, gnädigste Frau —“

„Wieder der Diplomat der alten Schule!“ Sie nickte noch einmal erst ihm, dann dem ganzen Tisch zu und ging ins Haus. Noch eine ganze Weile hörte man das feste Aufsetzen ihres Stockes.

Auch Frau von Hagelike hatte sich erhoben. In der Hand den Schlüsselkorb, stand auch sie einen Moment neben Gallweg. „Hans wird Sie mit unsern schlichten Lebensgewohnheiten vertraut machen. Wir essen um ein Uhr, Herr von Gallweg. Bis dahin auf Wiedersehen.“

Er begleitete die Hausfrau bis zur Tür. Als er sich umwandte, sah er, daß Hans sich einen Stuhl zwischen die beiden jungen Damen geschoben hatte und lachte, daß ihm die Tränen nahe schienen.

„Großmutter . . . heute! Großartig! Prachtvoll! Was? Ein Drittel Sibylla, ein Drittel Marquise, ein Drittel . . . Medlenburgerin! Sie ist nämlich von da oben her, Herbert, aus dem gesegneten Lande, wo Milch und Honig fließt. Aber nun, Tina, Malwina, was unternehmen wir, um dem Späß den Tag zu kürzen? Vorschläge — bitte!“

„Mich mußst du entschuldigen. Ich habe um elf Uhr meine Kleinen —“

Hans schlug ein Kreuz. „Immer noch die schmutzigen Dorfjören? Na, des Menschen Wille ist sein sogenanntes Himmelreich. Aber Sie, Tina? Wissen Sie was? Wir gehen hinten in die Buchen, und Sie winden uns tapferen Kriegerinnen je einen Lorbeer —, pardon, einen Buchenfranz. Neuere Forschungen haben ja unleugbar erwiesen, daß nicht die Eiche, sondern die Buche der echt deutsche Baum ist! Ein Buchenfranz von Ihrer Hand — mit Gott, für König und Vaterland —“

Tina antwortete nicht gleich. Es wahrte nur den Bruchteil einer Sekunde, aber trotzdem glaubte Gallweg zu bemerken, daß sie kämpfte. Nicht um ein Ja oder Nein, sondern um die Art der Ablehnung. Es zuckte so seltsam um die wundervoll geschnittenen Lippen.

„Für Junfer Hans den Kranz zu winden? Mag andre suchen er und finden! Pardon, Herr von Gallweg — Reimen ist meine schwache Seite! Aber ich habe wirklich keine Zeit, sonst käm' ich doch am Ende mit. Es ist so schön unter den Buchen! Ich bring' dich bis zum Schullhaus, Wivi . . . auf Wiedersehen also heut' abend!“

Ganz schnell hatte sie es herausgesprudelt, als könne sie damit den Widerspruch in ihren Worten überläuten.

„Tina, Sie werden immer abscheulicher!“ rief Hans.

Sie drehte sich auf der unteren Treppenstufe noch einmal halb um und gab, aber ohne Hans anzusehen, zurück: „Kann's nicht ändern, Hans!“

Es sollte scherzhaft klingen, aber selbst Gallweg fühlte aus dem Ton etwas wie Abwehr heraus. Vielleicht nicht so Abwehr gegen Hans,

wie gegen das eigne Innere. Trotz lag in den vier Worten, und doch auch Bedauern.

Diesmal antwortete Hans nicht. Er schlug die Beine übereinander, strich an der rechten Fußspitze ein Schwefelholz an, warf es, als es nicht gleich brennen wollte, beiseite, holte sein Etui mit den Wachsstreichhölzern heraus und zündete sich sehr umständlich eine Zigarette an. „Rauchst du denn nicht, Spag? Ach so . . . du bist ja passionierter Nichtraucher. Ich bin heut' wirklich etwas schwach von Gedanken, scheint's. Ja . . . was machen wir nun? Das Schönste, was wir hier haben, hast du ja nun schon in aller Morgenfrühe gesehen.“ Er tat ein paar Züge und blies den Rauch in langen Kreisen aus. „Ist sie nicht wunderschön, die Tina? Aber alle Rosen haben eben ihre Dornen. Alle? Vielleicht hat diese gar nicht einmal welche, sondern . . . Früher war das alles anders. Wie sagte sie doch: ich kann's nicht ändern! Pah!“ Er schleuderte die Zigarette fort, zog die Füße unter die Stuhllehne und sah eine Weile stumm auf die Steinsfliesen. Dann meinte er plötzlich wieder, halblaut, fast wie für sich: „Wer kann's wissen, vielleicht wird sich's noch einmal ändern, wieder ganz ändern . . .“ Und dann: „Die Lust auf die Buchen ist mir übrigens vergangen. Komm, Spag, wir wollen uns die Hängematten holen und unter den Kastanien drüben ein bißel dösen. Dösen ist überhaupt das Beste. Und sind's eben nicht Buchen, so sind's Kastanien. Freilich nur ganz gemeine Kastanien . . . essen kann man sie nicht. Als Kinder bijßen wir wohl hinein . . . pfui Geier . . . gallenbitter! Na, komm! Himmel, was schwägt man doch manchmal für dummes Zeug . . .“

II

Hans war während des ganzen Tages merkwürdig unruhig, hastig, zerfahren. Er lief treppauf treppab; er band sich dreimal eine andre Krawatte um, so daß die Schwester schließlich fragte, warum er sich denn gleich am ersten Tage so verausgabte? Am Nachmittag ging er in den Garten und pländerte die Rosen zu einem mächtigen Strauß für den Kaffeetisch. Der Mutter war er geradezu ausgewichen. Sie hatte ein paar Male versucht, ihm eine Viertelstunde abzugewinnen, es gab ja so vielerlei zwischen ihnen zu besprechen und leider nur wenig Erfreuliches. Aber er wehrte immer ab. „Nur nicht heute! Gönne mir doch wenigstens den einen Tag!“ Dagegen hatte er, wie in alten Zeiten, eine ganze Weile in der Küche gehockt, auf dem Küchentisch, und zugehauen, wie Alwine Kartoffeln schälte. Ihr emiges gleichförmiges „Zuwoll, junger gnä'ger Herr!“ erquickte seine unruhige Seele. Er forderte es geradezu heraus.

„Alwine, altes treues Tier, möchtest du in 'nem großen schönen Schloß wohnen?“

„Zuwoll, junger gnä'ger Herr!“

„Und alle Tage Kalbsbraten essen? Oder

Schweinebraten, den futterst du ja noch lieber, was?“

„Zuwoll, junger gnä'ger Herr!“

„Und eine Tonne voll Geld haben und immer bloß hineinzugreifen brauchen, und sie kann nie leer werden. Wie im Märchen.“

„Zuwoll, junger gnä'ger Herr!“

So war es wohl zwanzig Minuten fortgegangen, bis er dann endlich aufsprang und fortlief. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um: „Alwine, heut nimmst du mir zuliebe aber 'ne Bohne mehr zum Kaffee. Du, und nichts von eurem verfluchten Surrogat. Wenn ich das herausschmecke, brat' ich dich bei lebendigem Leibe.“

„Zuwoll, junger gnä'ger Herr!“

Vergnügt grinste sie hinter ihm her. Sie mochten ihn alle so gern. Er hatte solch eigne Art, sich „gemein und niederträchtig“ zu machen.

Nun saßen sie endlich auf der Veranda beim Kaffee, und Frau von Hagelitz hatte soeben Galloweg zum vierten der selbstgebadenen Mürbkefingel genötigt — „Mama würde glauben, eine Pflicht der Gastfreundschaft zu veräumen, wenn sie nicht nötigte —“, als sie den durchbrochenen Porzellankorb mit zitternder Hand niedersetzte: „Dans . . . der Fürst . . . was machen wir denn nur? Und ich bin eigentlich gar nicht angezogen . . .“

Mit einem Male schien der Sohn all seine Ruhe wiedergewonnen zu haben. Er setzte das Einglas ins Auge, sah sehr befriedigt dem eleganten Landauer entgegen, der quer über den Dorfanger fuhr und nun gerade in das Gartentor einbog, und sagte höchst energisch: „Mama, ich bitte dich . . . nur jetzt nicht flehmlich! Und, hörst du, nun bis zur ersten Verandastufe, nicht einen Schritt weiter . . .“

„Aber wenigstens meine Schürze . . . und auch Wini . . . mein Gott . . .“

„Nein, Mama —“

Er war aufgestanden, hörte noch, wie die Großmutter sagte: „Hans hat ganz recht. Kind!, um den Peter Wolbegg doch kein Aufhebens!“ und schritt langsam die Treppenstufen hinunter, so daß er gerade auf der Rampe stand, als der Wagen vorfuhr.

„Durchlaucht, wie freue ich mich, daß ich zufällig selbst daheim bin!“

Der Fürst sprang aus dem Wagen. Die beiden Damen, die im Fond gesessen hatten, folgten. Hans, der ihnen behilflich gewesen war, küßte beiden die Hand.

„Durchlaucht lassen doch ausspannen? Ich werde gleich . . .“

„Nein! Nein! Lieber Hagelitz, wir sind, sozusagen, auf der großen Tour. Fahren Sie in den Schatten drüben, Fred! Ich . . . ich wollte nur Ihrer verehrten Frau Mama meine Frau und meine Schwägerin vorstellen, lieber Hagelitz . . . ja . . . bitte . . . und der gnädigsten Großmama . . . ja . . .“

Von der Veranda aus hatte man mit sehr

verschiedenen Empfindungen der ersten Begrüßung zugehen. Die Greisin war ruhig sitzen geblieben, hatte ihr Lorgnon vorgenommen und betrachtete mit etwas ironischem Lächeln den langen bageren Fürsten in seinem etwas übertrieben eleganten englischen Visitenanzug und die beiden schönen schlanken Frauengehalten. Frau von Hagelitz hatte sich hastig erhoben; einige Verlegenheit, eine starke Neugier mischten sich in ihr mit einem gewissen Stolz auf den Besuch und dem andern froheren Empfinden, wie gut doch der Hans neben dem „kümmerlichen“ Fürsten sich ausnahm. Malwine schien ganz ruhig, unberührt; sie war an den Klingelzug getreten und bestellte bei dem Hausmädchen Kaffee. Dann erst wandte sie sich an Gallweg und sagte leise zu ihm: „Ich hätte doch nicht gedacht, daß diese Amerikanerinnen so hübsch wären.“

Er nickte. Auch er hatte soeben die gleiche Beobachtung gemacht. Beide, die Fürstin wie die Schwester, waren wirklich auffallend schöne Erscheinungen. Groß, sehr schlant, biegsam, sehr elegant und doch mit scheinbarer Einfachheit gekleidet; feine, zarte Gesichter mit großen dunkeln Augen. „Welche ist die Fürstin?“ fragte Wini noch. „Die hellere Blondine . . . sie sehen sich zum Verwechseln ähnlich!“

Frau von Hagelitz war wirklich nur bis zur ersten Treppenstufe getreten, nun plötzlich von tausend heimlichen Aengsten erfüllt. Was sollte sie den Herrschaften anbieten? War auch das Tisch Tuch noch ganz sauber? Und die Minna war so ungeschickt beim Bedienen! Und dann — das Schlimmste — am Ende sprachen diese Amerikanerinnen gar nicht deutsch!

Alle ihre Befürchtungen waren umsonst. Der Fürst sprach ein paar abgerissene Worte von „lieber nachbarlicher Pflicht“ und „gute Freundschaft halten . . . ehem . . . wie ehem, immer zwischen den Hagelitzens und den Woldeggs“, und stellte seine Damen vor; diese machten ungezwungen shake-hand, nahmen ebenso ungezwungen Platz — Hans lancierte sich zwischen beide — und sprachen ein so fließendes reines Deutsch, als ob sie nie jenseits des großen Wassers gewesen wären. Als dann auch der Kaffee erschien und gern angenommen wurde, und als die Hausfrau sich überzeugte, daß Alwine, der Muckebold, ihren guten Tag gehabt hatte, atmete sie erleichtert auf. Sie wagte sogar, sich an dem Gespräch zu beteiligen.

„Wie gefällt Schloß Glaring Eurer Durchlaucht?“

„Vortrefflich, gnädige Frau. Ein schöner, feudaler Sommeritz. Man scheut sich geradezu, das alte Schloß etwas modernisieren zu lassen, trotzdem es an Komfort ja hier und dort fehlen mag.“

Der Fürst lachte. Er wurde nicht schöner, wenn er lachte. Das Ertige seines übermäßig langen Gesichts trat dann noch mehr hervor, und seine künstlich erhaltenen gelben Zähne wurden sichtbar: „Meine Frau hat einen förmlichen Respekt vor dem alten Kaufen. Aber es hilft nichts, wir müssen doch umbauen.“

„Das glaub' ich wohl!“ meinte die Großmama, die sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen konnte, einen kleinen Hieb auszuheilen. „Schloß Glaring ist sehr alt. Es saß schon um 1560 ein Hagelitz als Komtur auf der Johanniterburg. Als Ihr Großvater Glaring kaufte, lieber Fürst, hat er freilich auch schon allerlei Umbauten ausführen lassen. Ich erinnere mich, damals wurde auch der runde Turm am linken Flügel niedergelegt. Aber es half nichts: der kleine graue Mann, der dort hauste, zog nur etwas weiter, in den Seitenflügel selbst.“

„Arme Ruth! Das ist, wo du jetzt wohnst.“ Die Fürstin wandte sich an die Schwester, die bisher ziemlich teilnahmslos dageessen hatte, sehr aufrecht, in tadelloser Haltung, mit einem Finger der rechten Hand leise an dem Henkel der Tasse spielend.

„O, ich fürchte mich nicht vor Gespenstern. Ich glaube nicht an sie,“ sagte sie jetzt, sich ein wenig vorbeugend.

Die alte Dame lächelte leise. „So ist die Jugend. Ich meinerseits fürchte mich auch nicht vor Gespenstern, aber ich glaube an sie. Ihr graues Männchen habe ich selbst gesehen.“

„Aber Großmama!“

„Ganz gewiß. Das war noch zu Lebzeiten des Fürsten Dietrich. Wir Damen hatten uns nach einem Diner ein wenig zurückgezogen, denn der Fürst liebte es, mit den Herren schauderhaft viel Port zu trinken — englische Sitte! Wir hatte man ein Zimmer im Seitenflügel angewiesen, und ich hatte mich etwas hingelegt, war wohl auch eingesnickt. Als ich aufwache, seh' ich auf dem Kamin Sims ganz deutlich den kleinen grauen Kerl sitzen, wie einen Hofnarren, im geschlitzten Rock. Er guckt mich mit seinen grünen stechenden Augen hinterlistig an, und dann streckt er die Hände aus und klappt seine goldene Schnupftabakdose auf, als ob er mir ein Brischgen anbieten wolle. Nun, wie gesagt, ich fürchte mich nicht. Aber erschrocken war ich doch. Und so in einem unwillkürlichen Gefühl der Abwehr nehme ich ein Glas, das vor mir auf dem Tische steht, und werfe es nach dem Gräuel. Es springt am Kamin in Scherben — fort ist er —“

„Du erzählst Kläubergeschichten, Großmutter! Du warst im Halbschlaf. Es war ein Traum.“

„Wahre, Hans. Es war kein Traum. Denn als ich nun klingelte und ein Diener kam, und wir genau nachsahen, da fanden wir ein paar Tabatskörner auf dem Kamin Sims. Und Ihr Großvater, lieber Fürst, hat auch nie mehr erlaubt, daß das Zimmer bewohnt wurde.“

Es war heller lichter Tag, und durch die Kastanienzweige spielten die Sonnenstrahlen. Trotzdem — war's durch die Art, wie die Greisin ihr Geschichtchen erzählte? — verstummte der ganze Kreis auf ein paar Augenblicke, bis dann die Fürstin sagte: „Aber, gnädigste Frau, wenn sich unser Schloßgespenst unsichtbar machte, hätte er seinen Tabak doch auch unsichtbar machen können.“

„Er wird wohl nicht gewollt haben!“ entgegnete die alte Dame trocken. „Haben Sie den grauen Keel denn nie gesehen, lieber Fürst?“

Er schüttelte den Kopf, aber antwortete nicht. Mit zusammengekniffenen Lippen saß er da und zerbröckelte ein Würbeplätzchen zwischen den Fingern.

Das Gespräch stockte.

„Ich schlage vor, Durchlaucht, Sie quartieren mich einmal in dem bewußten Zimmer ein. Ich versichere, daß ich das Männchen fange. Wir sperren es in einen Käfig und schicken es nach Berlin in den Zoologischen Garten.“

„Ich bitte mir vorher seine Tabakdose aus!“ scherzte die Fürstin und wandte sich dann, das Thema abbrechend, an die Hausfrau und Malwine mit einem kleinen artigen Loblied auf die große Sandstreibbüchse Mark Brandenburg, die gar nicht so böß sei, wie man sie immer schildere. Sie sei ganz überrascht gewesen, auf das angenehmfte überrascht.

Dann erhob sie sich. „Wir wollen im Vorüberfahren noch Ihrem Herrn Pastor, der ja auch der unsre ist, einen kurzen Besuch machen. Komm, Peter, — bitte!“

Als der Wagen um das große Rundell vor der Rampe herumgefahren war und die Fürstin noch einmal grüßend zurückgenickt hatte, begann Frau von Hagelitz ihr Loblied zu singen. Sie war entzückt. Was man doch nur immer rede! Diese Amerikanerin sei ja wirklich eine scharmante Person; schön, gewandt, liebenswürdig und dabei bescheiden. Auch die Schwester . . . nur etwas sehr still. „Aber beide — du hast ganz recht, Hans, durchaus Damen —“

Die Großmama lächelte vor sich hin. „Vielleicht hat der Peter wirklich das große Los gezogen. Wenn ich ihn so sehe, muß ich immer an eine altbackene Semmel denken. Was solch schöne Frau, denn schön ist sie, das muß ihr der Neid lassen — was solch schönes Weib nur veranlassen konnte, diese ausgebürrte Kreatur zu heiraten?“

„Doch wohl die Fürstenkrone,“ warf Malwine dazwischen. Ein klein wenig spöttelnd kam es heraus.

„Aber, Wivi! Einmal kannst du vielleicht gar nicht einmal von einer Fürstenkrone sprechen — kaum von dem Fürstentitel. Denn ob es nicht nur gesellschaftliche Höflichkeit ist, wenn man sie Durchlaucht nennt, ist mir vorläufig zweifelhaft. Und selbst wenn: solch ein Krönchen! Sie haben sich ja nur so mit Ach und Krach in den Gotha'schen, dritte Abtheilung, hineingehoben — diese Wolbeggs. Es sind ja keine Standesherrn — bewahre! Oesterreichischer Fürstenstand, und dann so langsam, à conto eines Gutes in Schlesien, nach Preußen hereingetroffen. Nicht Uradel . . . nicht einmal guter Schwertadel.“

„Großmama, das ist doch heut ganz gleichgültig.“

„Ja, Hans, mir wenigstens! Denn ich bin ja nun einmal, wie du immer sagst, demokratisch an-

gefaßten. Aber wenn ich solch schöne reiche Amerika-miß wäre, einen andern Mann wie diesen Plüßknader hätt' ich mir doch genommen . . . Lieber einen jungen frischen Leutnant, hübsch und schneidig. Für die Sorte hat mein demokratisches Gewissen immer noch etwas übrig. Ich hätt' sogar mit Vergnügen seine Schulden bezahlt, Hans!“

Er hob lachend die Hände hoch. „Großmutter, warum bist du keine Millionärin und nicht ein kleines halbes Jahrhundert jünger! Von der Stelle weg hielt' ich um dich an!“

„Ich danke dir für deine gute Absicht, mein Junge. Aber . . . ich hab' an einem Hagelitz gerade genug gehabt!“

Eine Stunde später schritten sie die Dorfstraße entlang zum Pastorhause. Die Großmutter, Hans und die Mama voran. Gollweg folgte in einigem Abstand mit Malwine. Er hatte, nach einigem Zögern, ihr den Arm geboten, und sie hatte sofort angenommen, stützte sich kräftig auf und sagte auch ganz unbesangen: „Besten Dank, Herr von Gollweg. Es ist mir doch eine Erleichterung. Und dann: „Da haben Sie nun unsern Anger, auf den wir Vielberger eigentlich ein wenig stolz sind. Auf seine Geräumigkeit, auf die schönen Bappeln ringsum, auf den kleinen Tümpel in der Mitte folgt.“

„Es ist auch hübsch. Nicht zuletzt aber seine Umrandung. Ueberall diese sauberen Vorgärten mit den Sonnenblumen, drüben der Kirchhof mit den alten Bäumen und das kleine Kirchlein mitten drin.“

„Eines der ältesten in der Neumark. So schlicht und einfach, — armselig würden es viele nennen. Aber mich rührt keine Predigt so, wie in ihm. Unser alter guter Hefstein ist gewiß kein großer Redner. Aber er paßt in unser Kirchlein. Er ist ein so guter Mensch.“

„Ist er denn so alt? Nach der Tochter zu urteilen . . .“

„Ja, Tina ist ein Spätling. Er heiratete als hoher Fünfziger noch einmal, unter Umständen, die viel Aufsehen erregt haben sollen und ihm manche unverdiente Kränkung zuzogen. Sie mangelte sich das einmal von Großmutter erzählen lassen, die in ihrer energiegelben Verzengung damals ihm endlich Ruhe verschafft hat.“

„Was ist das für eine wunderbare Frau, Ihre Großmutter, gnädiges Fräulein!“

Malwine nickte eifrig. „Für das Wort danke ich Ihnen! Viele würden ‚wunderlich‘ sagen und hätten nicht einmal unrecht, denn wunderbar ist ja manches an ihr. Aber ‚wunderbar‘ ist doch das richtige. Es mag nicht viele Frauen geben, bei denen sich das Herz so jugendlich erhalten hat bis ins Greisenalter und in denen sich ein so gutes treues, weiches Herz mit einem so scharfen Verstande so prächtig eint.“

Sie waren bis an den Pfarrersgarten gekommen. Die Vorderstufen warteten. Von drinnen hörten sie heiteres Lachen, und Hans zeigte mit seinem Spazierstöckchen nach vorn, zum Krüge hin,

vor dem die Woldeggsche Equipage hielt: „Mein, aber so etwas! Da haben Pastors also den Fürsten richtig festgehalten. Und man scheint sich ja schon sehr gut zu amüsieren — ohne uns!“

„Das gefällt mir wieder sehr!“ meinte die Mutter. „Der Fürst — nun ja! Aber von den beiden Damen ist es doch sehr nett, daß sie so vorlieb nehmen.“

„Erlaube mal, Kind!“ Die Großmama klinkte gerade die Thür im Lattenzaun auf. „Der Herr Vater dieser Damen wird vielleicht mit Käse ein gros gehandelt haben. Jedenfalls ist mein alter Heßstein tausendmal vornehmer, als jener je gewesen sein kann. Von vorlieb nehmen kann da gar keine Rede sein.“

Sie waren schon von innen bemerkt worden. Von dem freien Platz seitlich des eisenumspannenden niedrigen Pfarrhauses, unter dem großen Birnbaum, kam Tina herübergelaufen, schlief, mit heißen Wangen und leuchtenden Augen. Und hinter ihr, langsam, auf seinen Krückstock gestützt der Vater, ein Greis mit vollem weißen Haar, das das seine Gesicht völlig umrahmte und im Nacken in langen Locken bis auf den Rockkragen hinabsiel. Im Hintergrund schimmerten die hellen Sommerkleider der Damen.

Tina bemächtigte sich sofort Malwinens und umfaßte sie mit ihrer etwas jungenhaften Grazie, die so eigen zu ihrer süßlichen Schönheit paßte: „Ein Glück, daß ich dich endlich habe, du Beste! Ich armes Käuzchen — ich! Ich hab' doch noch nie eine leibhaftige Fürstin nebst Konforten zu Tisch gehabt. Du mußt mir helfen, Wiwi!“

Nun kam auch der Fürst heran mit einem Worte halb der Erklärung, halb der Entschuldigung; er und seine Damen hätten der lebenswürdigen Einladung nicht widerstehen können. Und dann saß man bald an der langen, zierlich gedeckten Tafel unter dem Birnbaum, und Tina brachte selbst die dampfende Terrine mit den Krebsen.

Der Pastor saß zwischen der Fürstin und der alten Frau von Hagelitz, bediente beide mit seiner stillen Grandezza und plauderte heiter in etwas langatmigen Sätzen. „Es geht rückwärts in der Welt, wenigstens was die Krebse anbetrifft,“ meinte er. „Und mindestens bei uns. Als ich hierherkam, Eure Durchlaucht, vor nun vierzig Jahren, brauchte man eigentlich nur den Finger ins Wasser zu stecken, um einen Krebs zu fangen — so groß! Heute läßt man sich zu einem Gericht Krebse fast wie zu einer Delikatessje ein und schämt sich dann, daß die Finger so winzig sind. Aber ich lasse doch nichts auf sie kommen. Denn unsere marktischen Krebse sind nun einmal die wohlgeschmecktesten der Welt.“

„Sie sind wirklich vortrefflich, Herr Pastor,“ erklärte die Fürstin lebenswürdig.

Aber die alte Dame schüttelte den Kopf: „So ist er nun, mein guter Freund. Immer muß er loben, was unsre Markt hervorgebracht hat. Pastoren, Pastoren, anderswo gibt's auch gute

Krustentiere — ich sage Ihnen, solch guter masurischer Krebs ist nicht zu verachten. Uebrigens sind diese hier gut, auch gut gekocht! Meine Hochachtung, Tina! Du hast an der Butter nicht gespart. Es ist nämlich eine Torheit, wenn die Leute behaupten, Butter an die Krebse zu tun, sei Verschwendung. Ueberhaupt . . . aber Durchlaucht haben gewiß noch nie einen Blick in die Küche getan.“

Die schöne Frau schüttelte lächelnd den Kopf. „Zu meiner Schande gesagt — nein! Wir sind beide so gar nicht zur Hausfrau erzogen. Erzogen . . . sind wir's überhaupt? Sie wissen ja, gnädige Frau, wie das bei uns geht. Ein wenig Mädchenlyceum, dann ein Jahr in einem Pariser Pensionat, dann mit kaum fünfzehn Jahren in die Welt. Fast immer auf Reisen. Ein Jahr in Italien, eine Season in London; ein paar Monate in Paris, ein paar andre in Biarritz — dann wieder einmal drüben — und eigentlich von klein auf selbständig.“

„Das scheint mir das beste dabei, Durchlaucht. Machen Sie nicht so große Augen, Pastoren — ich fürchte mich doch nicht. Unsern jungen Mädchen fehlt die Selbständigkeit. Im ganzen Leben spüren sie's nach, bleiben als Frauen dieselben Schäfchen, die sie waren, und lassen sich von euch Männern scherzen. So, und nun geben Sie uns noch einmal die Terrine herüber, Pastor —“

Am andern Ende des Tisches saß Hans zwischen Miß Ruth und Tina. Auch er plauderte heiter, kam aus dem Hundertsten ins Tausendste und machte seine kleinen Witschen. Aber war's nun, daß Tina sich zu sehr in ihrer hausfraulichen Wichtigkeit fühlte und nur Ohr und Auge für den Tisch hatte, oder war's, daß die Amerisauerin das Gern, das er span, nie recht aufnahm — allmählich verstummte er. Und seine Blicke gingen immer häufiger dort hinüber, wo die Fürstin saß.

Dann wurde endlich die Tafel aufgehoben. Es dämmerte schon. Hans war zur Fürstin herangetreten. Er sagte so laut, daß es die andern hören mußten: „Ich möchte Durchlaucht gern noch ein kleines Stüchchen schöner Landschaft zeigen — die Aussicht hinter dem Hause nämlich. Es wäre das gerade in dieser Beleuchtung etwas für Ihren Pinsel.“

Sie sah zu ihrem Manne hinüber. Er hatte sich eine Zigarette angezündet und sprach mit dem Pfarrer: „Schön, Herr von Hagelitz. Es ist doch nicht weit?“

„Bewahre! Wenige Schritte.“

„Vielleicht begleitet uns Ihr Fräulein Schwester?“ Sie wandte sich direkt an Malwine. Aber Malwine verneinte. Wie es Galtweg, der neben ihr stand, schien, in fast unfreundlicher Weise.

„So kommen Sie, Herr von Hagelitz!“

Er schritt neben ihr her. Wortlos zuerst, durch den schmalen Gemüsegarten mit den bunten Blumenrabatten, bis an den Rand der Pfarrwiese. Hier blieb er stehen, immer noch schweigend,

mit hängendem Kopf, die Lippen fest auf einander gepreßt.

Die Fürstin schien völlig von dem landschaftlichen Wilde eingenommen. „Das ist wirklich schön. So schlicht und herb. Diese Wiese mit dem leichten Nebelhauch, drüben der Bach mit den Erlen und dann der weite Blick bis zu den Hügeln mit den feltamen Wolkenbildungen darüber. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das zeigten, Herr von Hagelitz.“

„Ja! warf er den Kopf zurück und blickte ihr mit lodernden Augen ins Gesicht. „Als ob ich Sie deshalb hierher geführt hätte! Sprechen wollten ich Sie! Endlich einmal allein sprechen —“

Sie sah ihn lächelnd an, mit größter Ruhe, mit einer Art überlegenen, gelassenen Wohlwollens. „Aber, lieber Hans, so seien Sie doch vernünftig,“ sagte sie. „Sie verderben mir wirklich mit solchen unsinnigen Worten diese prächtige Abendstimmung.“

„Vernünftig sein! Immer vernünftig sein! Wo ich rasen möchte in verzweifelter Leidenschaft.“

„Unsinn, lieber Freund! Sie denken ja gar nicht daran, reden sich das alles nur ein. Ich kenne Sie besser: Sie sind einer großen Leidenschaft überhaupt gar nicht fähig.“

Er wollte aufbrausen: „Elinor!“ und fiel sogleich in einen weichen, bittenden, vorwurfsvollen Ton: „Sie spielen mit mir! Wie Sie so grausam sein können . . .“

Die Fürstin war ein paar Schritte in das wogende Grasmeer hineingegangen, bückte sich, um einige Wiesenblumen zu pflücken, Bedenken und Zittergras; nun wandte sie sich wieder um: „Eigentlich sollte ich böse auf Sie werden! Ernstlich böse, lieber Hans. Ich spiele mit Ihnen? Wieso? Ich habe Ihnen erlaubt, mir ein wenig zu huldigen . . . mir die Cour zu machen, wenn Sie wollen. Warum? Weil ich Sie nett fand und frisch und artig. Ich habe Ihnen das erlaubt, wie ich es — vorausichtlich — manchmal andern auch noch erlauben werde. Pour passer le temps . . . und selbstverständlich ohne jede gegenseitige Verpflichtung. Das wußten Sie doch — den ganzen Winter hindurch! Also . . . was wollen Sie eigentlich? Sie sind sehr unbescheiden, mein Lieber —“

„Und wenn ich es bin!“

„Dann leben Sie eben in einem bedauerlichen Irrtum, Hans. Vielleicht ist es gut, daß ich Ihnen das heut schon offen sagen kann. Und besser noch ist es, daß ich weiß: Sie gehören nicht zum Stamme der Asra. Nun kommen Sie, Sie Unversand, wir müssen zu den übrigen zurückgehen.“

Schmer schritt er neben ihr her. Schweigend zuerst. Dann stieß er plötzlich bitter hervor: „Also Durchlaucht liebten nur, mich vor Höchsthren Triumphwagen zu spannen . . . als artigen Esel . . .“

„Aber Hans! Welch ein Vergleich! Esel spannt man doch nicht vor einen Triumphwagen.“ Sie lachte heiter, ging noch ein paar Schritte und

blieb dann stehen. „Geben Sie mir Ihre Hand, lieber Hans! Soyons amis, Cinna! sagt ja wohl der große Corneille, wenn mich mein bißchen Schulweisheit nicht betrügt. Sie wollen nicht? Aber, Hans . . .“

Noch immer hielt sie ihm die schmale, weiße Hand hin. Sie leuchtete, wie ihr Gesicht, förmlich aus der Dämmerung heraus. Langsam legte er schließlich die seine hinein. „Das ist etwas sehr kümmerliches, Fürstin . . . Freundschaft.“

„Oho! Kommt ganz darauf an, wie man es auffaßt. Sehen Sie, Hans, ich hab' Sie wirklich gern. Mehr wohl, als Sie es verdienen. Ich möchte Ihnen dafür den besten Beweis geben . . .“ Sie zögerte doch ein paar Augenblicke, dann fuhr sie halblaut fort: „Lassen Sie sich raten, Hans . . . heiraten Sie Ruth!“

Diesmal war er es, der lachte. Aber es klang sehr unfroh. „Sie sind verschwenderisch in Ihrer Güte, Fürstin. Erst bieten Sie mir Ihre Freundschaft — ein kostbares Gut, wie ich unter andern Umständen gern zugeben würde — und nun gar die Schwester! Aber ich danke untertänigst —“ er warf den Kopf trotzig zurück — „ich liebe Miß Ruth nicht.“

„Und wenn ich Ihnen nun sagen würde: Ruth liebt Sie —“

Hans stutzte einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf: „Nein, nein, Fürstin! Sie irren! Und wenn auch! Miß Ruth ist schön. Fast so schön wie Sie. Aber es liegt eine Welt zwischen Ihnen beiden. Sie wissen es besser als ich. Vielleicht wissen Sie's freilich auch nicht, — noch nicht! Sie sind das Feuer . . . Ruth ist das Wasser. Ich könnte mich vom Feuer verbrennen lassen . . . zu eitel Kohle und Asche! Aber am Rande des Wassers würde ich verdürsten! Nein . . . nein . . . nein!“

„Das ist wieder alles Einbildung . . . Phraze, mein lieber Hans! Ruth paßt sogar viel besser für Sie . . . nun, als ich je gepaßt haben würde! Paßt überhaupt besser zu einem deutschen Manne. Gerade weil sie die passivere Natur ist. Aber lassen wir das Thema fallen . . . für heute. Es wird auch Zeit. Mein Mann wartet gewiß schon voll Ungeduld, der Pferde wegen nämlich.“

In der Tat, der Wagen war bereits vorgefahren. Die andern Herrschaften saßen noch plaudernd unter dem Pflaumbaum um den abgedeckten Tisch, auf dem ein paar Windlichter standen. Der Fürst aber lehnte neben dem Pfarrer an der Gartenpforte im Dunkeln; nur das leise Glimmen der Zigarette leuchtete, als er die Asche abstieß, über sein seltsam müdes und jetzt zugleich etwas spöttisches Gesicht.

„Nun, Ely, genug Landschaftsstimmung bewundert? Ein Stück feuchter Wiese, ein paar Erlen —“

„Ganz recht, Peter! Und nebenbei ein kleines Stück Himmel, in ganz eigener Beleuchtung. Aber du weißt das ja nicht zu schätzen. Nun wollen wir uns übrigens empfehlen.“

Wenige Minuten später fuhren sie ab, nachdem die Fürstin noch die dringende Bitte ausgesprochen hatte, ohne feierlichen Gegenbesuch sich recht bald auf Schloß Glaring anzusagen. Auf einen Augenblick hatte ihre Hand auch in der von Hans geruht; die seine niedrig heiß, die ihre kühl, ganz ruhig.

Kurze Zeit standen die andern noch beisammen um die Großmutter und den Farrer, die sich in irgend ein kleines Neckgespräch verwickelt hatten. Nur Hans war etwas abseits an den Tisch getreten und sah starr auf ein paar Nachtschmetterlinge, die rastlos die Windlichter umschwärzten. Dann brachen auch sie auf.

War's ein Zufall? Ganz zuletzt standen sich auf einen Moment Tina und Hans allein gegenüber, dicht am Tisch. Der Lichtschein huschte über ihr bräunlich angehauchtes Gesicht. Er konnte deutlich erkennen, wie sie die vollen Lippen zusammengepreßt hatte, und das trohige Leuchten in ihren dunkeln Augen. Es tat ihm schmerzlich weh. Wie schön sie doch war! Und nun so ganz anders zu ihm wie ehedem. Nun ja, es konnte eben nicht anders sein.

„Gute Nacht, liebe Tina.“ Er streckte ihr die Hand hin.

Aber da schob sie ihre beiden Hände auf den Rücken, sah ihn groß an, erwiderte kurz: „Gute Nacht!“ und trat unmittelbar an den Tisch heran, die Kerzen zu löschen. Er hörte noch, wie sie sagte: „Die armen Schmetterlinge,“ dann verschwand sie im Dunkel.

Der Pastor war mit den übrigen ein paar Schritte auf dem Anger mitgegangen. Als Hans sie einholte, lehnte er um.

Die Mutter hatte sich in den Arm des Sohnes. „Warte ein wenig, Hans. Laß die andern voraus. Ich muß dir etwas sagen . . .“ bat sie in ihrem ängstlichen Tonfall.

„Es ist schon so spät, Mama . . . Aber bitte, was gibt's denn?“

Sie hustelte ein wenig, wie immer, wenn ein Gefühl der Verlegenheit sie drückte. Und das hatte sie leicht, wenn sie mit dem großen Sohn ein ernstes Wort sprechen wollte. Dann begann sie endlich: „Lieber Hans, wie konntest du denn mit der Fürstin allein in die Dunkelheit hinauslaufen . . .“

War es nur das? Er zwang sich zu einem Lachen. „Aber, Mama, was hab ich denn hier immer noch für kleinliche Ansichten!“

„Kleinlich oder nicht, Hans, es mußte aufpassen. Ihr bleibt auch so lange fort. Hans, ich forge mich. Du hast mir nie geschrieben, daß du bei den Woldeggs viel verkehrt. Das ist schon wie Absicht. Ganz überrascht war ich, wie intim ihr seid . . .“

„Nun, Mama? Was weiter?“

„Nun ja, Hans! Lieber Gott, eine verheiratete Frau . . . eine Fürstin . . .“

„Eine Fürstin ist ein Mensch genau wie jeder andre, liebe Mama. Die schöne Ellinor läßt sich

vielleicht ein bißchen gern die Cour schneiden — flirten, nennen sie's drüben —, aber ich kann dir zuschwören, mit den heiligsten Eiden, es hat nichts auf sich. Sie ist nämlich, unter uns gesagt, kalt wie eine Hundeschnauze!“

„Pui, Hans, welch häßlicher Ausdruck!“ meinte die Mutter, scheinbar sehr empört, aber sie atmete doch erleichtert auf.

Sie gingen gerade am Zaun des Kantorgartens entlang. Ein Hund schlug an. Dann war wieder tiefe Stille.

„Weißt du eigentlich, daß Tina einen Antrag gehabt hat?“ begann die Mutter wieder.

„Aber nein! Und das sagt ihr mir jetzt erst —“

„Der Pächter aus Salikom, der Habert. Ein netter, wohlhabender Mann. Aber das dumme Ding hat ihn ausgeglagen — rundweg!“

Er atmete etwas schwer. Der Abend war doch schwül. „Dann wird sie ihn eben nicht geliebt haben, Mama,“ brachte er endlich hervor. Und nach ein paar Sekunden fügte er, fast wie in unwillkürlicher Anerkennung hinzu: „Tina wird ganz gewiß überhaupt nie ohne Liebe heiraten.“

„Nun ja . . . ja doch! Es ist das ja auch sehr recht. Nur . . . sie ist doch auch schon zwei- undzwanzig Jahre, und Gelegenheit hat sie nicht viel, und wenn unser alter Festschein mal die Augen zumacht — weißt du, Vermögen ist nicht da. Mein Gott, ich fürchte manchmal, sie hat so etwas wie eine Zügendiebe für dich, Hans.“

„Ach Unfinn, Mama! Bir sind stets wie zwei gute Kameraden gewesen! Was du dir nur immer für Sorgen machst. Geradezu eine eigne Gabe hast du dafür.“

„Mein lieber alter Junge . . . ja . . . ja! Das sagte Papa auch immer. Aber die Sorgen kommen eben von allein. Wenn ich so vorausdenke . . . die Oktoberzinsen . . .“

Er hieb mit dem Spazierstock in seiner Linken eine Quart durch die Luft: „Ach — wenn es nur das wäre — kommt Zeit, kommt Rat!“

Sie bogen in den Parkweg ein. Und da sahen sie, daß Großmutter sich unter die große Kastanie gesetzt hatte. Malwine und Gollweg standen neben ihr, und Großmutter sang, scherzhaft mit ihrem Krückstock drohend, den Enkel mit dem uralten märkischen Sprüchlein an:

„Hans mit dem Kruckeltragen
Stieg up den Kuckelawen.
Ziel hinunger,
War des keen Hunger:
Wär' er net hinupgehtien —
Wär' er net hinunne liegen!“

Sie sang es mit ihrer zitterigen halblauten Stimme, und ihre Augen glitzerten dabei ordentlich schelmisch durch das Dunkel. Als ob sie sagen wollte: „Ja, ihr Hagelige! Ganz verfluchte Kerlchen seid ihr doch!“

III

Die alte Kalesche wurde angespannt. Die beiden ehrwürdigen Braunen, die immer noch die Leibpferde hießen, obwohl sie ihren Dienst in der Wirtschaft mittun mußten wie alle andern Gespanne, waren bereits aus dem Stalle gezogen; Vierter, der als Großknecht und Vogt den fehlenden Inspektor vertrat, aber zugleich Leibkutscher spielte, wenn es darauf ankam, legte brummelnd die letzte Hand an sie. Er brummelte immer und gegen jedermann; selbst gegen den von ihm vergötterten „Herrn Leutnant“.

Hans ging, das Glöckchen im Auge, prüfend um die alte Karre herum. Er fand sie scheußlich: der Lack hier und dort abgesprungen, die Rissen ausgefärbt, die ganze Form wahrhaft antediluvianisch. Ehre war mit ihr so wenig einzulegen auf Schloß Glaring wie mit den überjühten Braunen und mit dem guten Vierter. Der hatte seinen Vivreerod und seinen Cylinder schon oben auf den Kutscherbock gelegt, während er im bloßen Kopf und in Hemdbärmeln herumhantierte. „Den Hut hättest du aber auch aufbügeln lassen können, Vierter.“

„Iz nu wo denn, Herr Leutnant?! Is noch lang frisch. Un überhaupt ...“

„Na was denn, Vierter?“

„Ruhen ... immertau pußen un immertau uffbügeln un niemals nich wat Neiges! Nu nee! Fützehn Joar häns ich nu grad den Ruck. An die Wermeln is goar keen Tuch nich mehr dran —“

„Adjes, Vierter! Wenn du anfängst, ha's kein Ende.“

„Nu nee, Herr Leutnant, ich mein' bloß so.“

Hans blieb doch noch einmal stehen. „Einen Gefallen mußst du mir aber heute tun, alter Gottlieb! Betrink dich nicht.“

„Ich? Aberst, Herr Leutnant. Da kenn'n sich doch die ältsten Leute nich druf besinne, daß ich mir mal betrunken hab'.“

„Na — na!“

„Na ja! Gchstens doch mal so 'n ganz kleinen Köben. Un überhaupt — bei Fürstchens! Ich weiß doch, was ich meine gnä'ge Herrschaft schuldig bin. Hu, Liefel! Nisch in die Lamsaing! Un überhaupt — wer weiß, ob wer da in Glaring wat Orn'liches zu heben kriegen. Gemeinhin nämlich, je dicker sie's ha'n, desto knapper jeben sie's.“

„Vierter, wenn ich mal recht reich werden sollte, kriegst du von mir — na, was denn? — 'n Korb Champagner.“

Der Alte grient. „Das möcht' wull anjehn, Herr Leutnant. Sie täten's am End ooch. Sie sin nich so wie die übrigen Edelleute, nich wie die Kerschbäume —“

„Kerschbäume?“

„Nu ja doch! Wenn die blühn, die Kerschen, denkt mer, wer weiß nich, was vor 'ne Ernte wer'n wird. Se versprechen velle, aber se halten nisch.“

Hans machte, daß er fortkam. Es war auch Zeit, denn die Mama erschien schon auf der

Veranda. In dem Schwarzseiden, das an Alter dem Vivreerod Vierkes kaum viel nachstand. Er schämte sich doch ein wenig dauben in seinem eleganten Zivil. Ganz neu und noch ganz unbezahlt. Ach — diese Rechnungen! Nur nicht daran denken!

Frau von Hagelitz hatte verweinte Augen, rot umrandet. Hans sah es und drückte sich scheu um die Häusecke herum. Natürlich, Mama braute ja immer ein bißchen leicht am Wasser! Aber daß ihr das so nahe gehen würde, das mit dem dummen Brief heut morgen von dem alten Manasse wegen des Wechselfchens — lumpige 2000 Em — das war denn doch nicht zu glauben. Der Kerl mußte eben warten ... bis ... bis ... Nun ja, bis er bezahlt wurde. Unverschämtheit überhaupt, hierher zu schreiben.

Aber ein Ende mußte doch gemacht werden. Ein Ausweg mußte gefunden werden, endlich einmal aus der ganzen Misere herauszukommen. Gründlich, mit einem Male!

Seit zwei Tagen ging das Hans im Schädels herum, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Mutter hatte ihn endlich bewogen, sich einmal ihre peinlich genau geführten Bücher vorzunehmen. Du lieber Gott, ja, sie hatte schon recht: ein, höchstens zwei Jahre ließ sich Vielberg noch halten. Aber dann war's heidi mit dem letzten Gut der Hagelitze, auf dem sie über dreihundert Jahre gefessen hatten. Heidi auch mit ihm!

Während er neben Vierter auf dem Bod saß und die alte Karre durch den Sand mahlte auf Glaring zu, arbeitete es unaufhörlich weiter in seinem Kopfe. Das mit den elenden materiellen Sorgen — und noch etwas andres, was ihn nicht losließ, Tag und Nacht, seit der letzten Unterredung mit der Fürstin. Ob sie es wohl ernst gemeint hatte, das mit Ruth? Vielleicht hatte sie's im Augenblick ernst gemeint. Und würde doch erschrecken, wenn es wirklich Ernst würde ... Und das wäre auch ein Triumph.

Er hätte sie hassen können in der Erinnerung, die schöne Frau mit ihren wohlwollenden Freundschaftsphralen. Wie hatte sie doch gesagt: er sei überhaupt keiner großen tiefen Leidenschaft fähig?! Als ob sie in seinem Herzen lesen könnte. Lächerlich! Oder boshaft! Oder beides.

Der Wagen mahlte weiter durch den tiefen Sand, den Verhang hinauf, den schon Großvater immer hatte chauffieren lassen wollen. Beim Wollen war's aber auch geblieben. Alt-Vierter brummelte allerlei vor sich hin, halb für den Herrn Leutnant, halb für die Braunen bestimmt, halb nur für sich selbst. Ab und zu klang im Rücken von Hans ein heiteres Wort Gollwegs auf.

Der gute Spaz! Der konnte lachen: keine Schulden, eine brillante Laufbahn vor sich, allgemein beliebt! Na freilich: ein Hundeleben war's doch, das der Spaz geführt hatte! So auf jede kleine Extraspaz zu verzichten, jedes Gmchen dreimal umdrehen, ehe man's ausgibt. Scheußliches Dasein! Jetzt ging's wohl etwas besser,

seit er sich manchmal ein paar Kröten mit seiner Schrifftstellerei nebenbei verdiente. Bei seiner Sparsamkeit . . .

Nun waren sie endlich oben an den Ruffeln, dicht an der großen Chaussee, die auf Glaring führte. Das trohige Gemäuer des Schlosses und ein Stück des Glaringer Sees blickten schon drüben aus dem Grün auf. Da überfollte sie ein fürstlicher Wagen — famos Schimmel, bemerzte Hans im Vorüberfliegen. Und dann sah er das freundliche Antlitz des Pfarrers und, auf einen Augenblick nur, Tinas süßes Jungengesicht. Aufseutzen hätte er mögen. Na ja, schönste Ellinor! Hab du mal 'ne große Leidenschaft . . . wenn du keine Moneten hast! Die Tina da, die wäre schon der großen Leidenschaft wert gewesen, und es hätt' unsrerseits nicht daran gefehlt. Aber am besten fehlte es! Wie immer. Wozu sollt' ich etwa um solcher großen Leidenschaft willen Steine klopfen? Zu dumm! Dann doch lieber das andre . . .

Und Hans lächelte plötzlich vor sich hin. Eigentlich war er doch ein Glückspilz, bei allem Recht, daß ihm die Frauensleute so nachliefen. Komisch — was hatten sie nur an ihm? Verschwiegenheit ist eine Tugend — doch weiter kommt man ohne ihr! — Hübscher Kerl ist man ja! Schwachen kann man auch! Bißchen Augenverbreiten auch! Na, wenn das langt . . . bene . . . bene . . .

„Nu könnten Sie aber wirklich etwas zulegen, Vierter!“

„Meinstwegen, Herr Leutnant. Ob schon . . . mir legt keiner wat zu. Und überhaupt: die Viese da schaff't's nicht mehr lange. Na ja . . . mit Anstand woll'n wer schonstens bei Fürstchens einfahren. Anstand muß überhaupt sind im Leben . . .“

Die Fürstin hatte „ganz freundschaftlich“ gebeten.

So verschwand die kleine Gesellschaft denn auch fast in der schönen, kühlen Riesenhalle des Schlosses, in der Tee und Kaffee serviert wurden. Nur Graf und Gräfin Ducker und Grabow waren noch da — „Scharmantente!“ imitierte Hans seine Kameraden. „Sie als Ostpreußen hat den Pferdepops und ruiniert damit ihren Mann!“ — und Herr von Vleschagen aus Vleschagen: „Unser Volksvertreter, Abgeordneterhaus und Reichstag. Hat aber noch nie eine Rede gehalten, was auch ganz gut ist. Uebrigens unverheiratet, gefürchteter Familienältester.“

Man saß an einigen kleinen Tischen in der einen Ecke des gewaltigen Raumes. Hier war durch Pflanzenarrangements und hohe japanische Wände etwas wie ein kleines Zimmer für sich gebildet, zu beiden Seiten einer breiten Tür, die jetzt geöffnet war für den Blick auf den dunkelgrünen See hinaus und den Buchenforst drüben. Zwei Diener glitten geräuschlos hin und her. An der Freitreppe, die zum Obergeschoß führte, stand in Frack und Escarpins der alte Haushofmeister.

Ein von Hans sehr verwünschter Zufall fügte es, daß Ruth Forster und er an demselben Tischchen

zu sitzen kamen mit Gallweg und Tina. Es verstimmt ihn von vornherein. Es verstimmt ihn an sich, es verstimmt ihn, daß Tina ihn vollständig ignorierte und bald mit dem Spaz im anscheinend fröhlichsten Klabbern war. Er verstimmt und ärgerte sich auch darüber und nicht zuletzt über die „Normalhaltung“ von Ruth und ein paar, wie es ihm schien, lauernde Blicke der Fürstin. Und dabei bemerzte er doch, daß Ruth heut besonders gut aussah. Vorzüglich sogar. Sie trug ein leichtes Sommerkleid von einem unbestimmten matten Blau, das sich in ganz losen Falten um ihre schlanken Glieder schmiegte. Rafiniert einfach, dachte er — sicher von Worth oder Paquin. Links oberhalb der Taille die paar steif gesteckten Lilien — rein präcassaelitisch. Wo das gute Tierchen nur den erlesenen Geschmack her hat? Ob Ellinor? Ach was, eine exquisite Kammerfrau wird's sein . . . Aber famos sah sie doch aus, Tina daneben, trotz all ihrer Schönheit, das reine Aschenbrödelchen.

„Was unternehmen wir nachher, Miß Ruth?“ Er mußte doch endlich einmal anfangen. „Haben durchlauchtigste Schwester schon disponiert?“

Sie schral ein klein wenig zusammen, und das freute ihn. Und ebenso freute ihn die kleine feine Röte, die auf ihren Wangen emporstieg. Dann war sie gleich wieder ruhig, Dame von Welt. „Ellinor meinte, wir sollten auf dem Motorboot eine kleine Spazierfahrt unternehmen —“ sagte sie in ihrem etwas gedehnten Tonfall. Aber eine angenehme, sanfte Stimme hatte sie doch.

„Motorboot? Ei, ei! Neueste Errungenschaft auf märkischen Seen. Das lasse ich mir gefallen. Elektrisch?“

„Leider nein, Herr von Hagelich. Ellinor . . . mein Schwager werden ja erst im nächsten Jahre hier über elektrischen Strom verfügen. Es ist ein Boot mit Benzin-Feuerung. Aber sehr gut. Wie mein Auto —“

Tina mußte herübergehört haben. Sie rümpfte das Näschen und sagte plötzlich, eigentlich unpassend laut, dazwischen: „Benzin! Pfuui, wie das riecht!“

Gallweg lachte. Aber Ruth meinte ganz ernsthaft: „Man merkt es kaum.“

„Autos und Motorboote sind doch eigentlich was Schreckliches,“ warf Tina wieder ein. „Maschinen — immer Maschinen! Wenn ich könnte, wie ich wollte: ich führe so mit einem ganz, ganz kleinen Wagen durch den grünen Wald, ruderte auf einem ganz, ganz kleinen Boote über den See —“

„Aber der Wagen, das Boot müßten doch wenigstens für zwei Platz haben?“

„Das käme doch noch sehr darauf an — auf den zweiten nämlich.“

Ruth saß schon wieder ganz steif und korrekt, dabei immer mit einem leichten, liebenswürdigen Lächeln auf dem schönen, ebenmäßigen Antlitz. „Beste Tina, nichts für ungut, aber Sie sind um ein Vierteljahrhundert zurück.“ Hans sagte



Bräufingssturm

Nach dem Gemälde von J. M. W. Turner

2

es in scharfem, ärgerlichem Tonfall. „Kennen Sie nur erst einmal den Reiz des Sports, der Schnelligkeit —“

„Ich fahre lieber langsam. Aber ich fahre sicher!“ Sie sagte es ruhig, aber sie sah dabei — heut zum ersten Male — Hans voll in die Augen. Nur auf eine Sekunde. Dann wendete sie sich gleich wieder an Gallweg, und Hans hörte, wie sie, wohl einen abgerissenen Faden aufnehmend, meinte: „Ja, die Hagelitschen Grabdenkmäler in unserm Kirchlein müssen Sie sich ansehen. Besonders das von dem Matthias, dem General Friedrichs des Großen, dem letzten bedeutenden Hagelitz . . .“

„Also gut, Miß Ruth! Wir fahren nachher, bald! Nach Woldegg, schlage ich vor. Oder wollen wir lieber Tennis spielen?“

„Ach nein, Herr von Hagelitz. Aber ganz, wie Sie wollen —“

„Bleiben wir bei der Seefahrt. Und nun gehen Sie mir einmal offen, wie Ihnen unsere Mark gefällt, Miß Ruth?“

„Sehr gut, Herr von Hagelitz. Ich liebe diese Ruhe hier . . . und ich liebe überall zu sein, wo es meiner Schwester gefällt.“

„Also Durchlaucht gefällt es hier?“

„O ja, Herr von Hagelitz. Warum sollte es ihr hier nicht gefallen?“

Hans schluckte ein wenig, als sei ihm irgend etwas im Halse stecken geblieben. Und immer dies ipisbüßische Gesicht der Tina drüben und der leise, verschleierte mokante Zug im Gesicht Gallwegs! Zum Auswachen das!

Er war froh, als man endlich aufstand.

Auch an den andern Tagen war das Programm des Nachmittags erörtert worden, und die Mehrzahl hatte sich für die Wasserfahrt entschieden. Nur die Großmutter bat um Dispens, für sie gelte noch das alte Wort von dem Wasser, das keine Balken habe; auch die blonde Gräfin Ducker schloß sich ihr an, und trotz aller Proteste blieb daher auch die Schlossherrin zurück. Aber auch sie begleitete die übrigen bis zum Seeufer.

„Welche Veränderung! Das ist ja herrlich!“ sagte Frau von Hagelitz bewundernd, als sie aus der Tür in den Garten traten. Und Herr von Plenschagen unterbrach gleichzeitig den kleinen Vortrag über die Kornzölle, den er dem Grafen Ducker gehalten hatte, und klatschte in die Hände: „Bravissimo, Durchlaucht. Einfach wundervoll!“

Der leichte Abhang bis zum Wasser war in den letzten Wochen zu einem einzigen großen Rasengrund umgewandelt worden, der in köstlicher Frische leuchtete. Nur unmittelbar vor der Schloßfront breitete sich ein mächtiges Teppichbeet in den Woldeggischen Farben, gelb und rot. Unten aber am Ufer war ein Rabnhasen eingeschnitten, von schön geschwungenen Balustraden eingefast. Sandsteinstufen führten hinab bis zu der kleinen bewimpelten Flotille: einem Motorboot, drei Ruderbooten, einer schlanen Segeljacht; blendend weiß die Fahrzeuge angestrichen; ein paar schmucke

Burichen in Matrosenkostüm standen seitwärts zur Bedienung bereit und eilten jetzt heran, beim Einsteigen behilflich zu sein. Der größte Teil der Gesellschaft ging, unter Führung des Fürsten, dem sein Kammerdiener mit wichtiger Miene die Mühe des Kaiserlichen Jachtflufs aus dem Schlosse nachbrachte, an Bord der allerliebsten Jacht. Gallweg, Malwine und Tina wählten ein Ruderboot. Hans hatte unerschlossen gestanden. Aber als er sah, daß Ruth ohne zu zögern auf das kleine Motorboot überstieg, sprang er ihr nach. Es war ihm etwas peinlich, mit ihr und dem Maschinisten, der freilich nicht rechnete, allein zu fahren. Aber er konnte kaum ausweichen . . . und schließlich wollte er es auch nicht.

Das Ruderboot stieß zuerst ab. Die Zurückbleibenden schwenkten scherzend ihre Tücher, als handle es sich um eine große Reise. Gallweg und Tina hatten zu den Riemen gegriffen, Malwine saß am Steuer. Die Begleitung des für das Boot bestimmten Matrosen lehnten sie einstimmig ab.

Aber sie waren noch fünfzig Schritte von der Treppe entfernt, als das Motorboot in schneller Fahrt an ihnen vorüberfachte. Hans schwenkte die Mütze, die Amerikanerin, die das Steuer führte, neigte ganz wenig den Kopf. In der nächsten Minute war das Boot schon weit voraus. Schurgerade schoß es zuerst auf das Ziel am andern Ufer, den Pavillon Woldegg, los. Jetzt leuchtete es nur noch wie ein heller Punkt auf dem dunkelblauen Wasser. Aber da sahen sie auch schon, daß es seinen Kurs veränderte und in weitem Bogen nach Westen ausbog.

Die Jacht kam nicht so schnell vom Ufer los. Aber dann überholte auch sie das Ruderboot. Auf einen Augenblick schürzte Tina unwillig die Lippen: „Wir krebsen ja geradezu —“, doch dann lachte sie: „Was tut's! Und wenn wir auch überhaupt nicht nach Woldegg kämen, wär's auch egal! Die Jacht da lasse ich mir gefallen, aber das Motorboot . . . nein! nein!“ Und plötzlich sagte sie impulsiv: „Amerika und die Maschine, das gehört ja freilich zusammen! Und dein Bruder, Malwine, entdeckt wahrscheinlich jetzt gerade eine ganz neue Begeisterung in sich für Motoren und Benzin oder Petroleum. Na — Geschmacksache!“

Malwine war heut sehr schweigsam. Sie antwortete nicht, aber Gallweg sprang mit ein paar Scherzworten für den Freund ein. Hans fühlte sich eben als ganz moderner Mensch, immer und überall; da müsse er doch natürlich auch die Maschine mit in den Kauf nehmen, die ja gleichsam das Kennzeichen der Gegenwart sei.

„Bis hierher, glaub' ich, riech' ich den Benzinqualm!“ unterbrach ihn Tina heftig. „Lassen Sie mich nur mit Motoren und Maschinen und überhaupt mit all dem modernen Zeug zufrieden!“

„Aber — aber, gnädiges Fräulein! Wie kann man das Kind so mit dem Bade ausschütten! Wo wären wir denn ohne Dampfkrast, ohne Elektrizität —“ und er sprach weiter, eigentlich

immer nur von dem geheimen Gedanken befehl, den er in all diesen Tagen nicht los werden konnte, hinter den Vorhang blicken zu können, der ihm die Seele des jungen Mädchens verschleierte. Er wollte sie zum Widerspruch reizen. Es zuckte auch ein paar Male merkwürdig über das schöne Gesicht. Aber dann zog Tina plötzlich die Riemen ein, legte sie quer vor sich über das Boot, stützte die Ellbogen darauf und den Kopf fest in die Hände. Und es wollte Galtweg erscheinen, als erstarrte das sonst so belebte Antlitz langsam. —

Ueber Hans war eine ganz eigne Stimmung gekommen, als er dicht vor Ruth, fast zu ihren Füßen, auf dem Schemelchen saß, das er sich herangezogen hatte. Seine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, ein leiser sinnlicher Reiz kam hinzu. Die Geschmeidigkeit ihrer schlanken Glieder, die bei jeder Bewegung sich rund tat, das feine Ebenmaß ihres Gesichts, der ganz leichte Hauch eines ihm unbekannten Parfüms, der von ihr ausging, das alles nahm seine Sinne gefangen. Er begann ihre Schönheit, die er so oft kalt geheißen, gleichsam zu studieren: die schmalen Füße in den weißen weichen Schuhen, die zarte Taille, den schön angelegten Hals, das volle Haar und, als sie sich einmal umwandte, um die Distanz vom Lande zu messen, den blendend weißen Nacken unter dem dichten blonden hochaufgesteckten Knoten.

Sie saßen sich zuerst schweigend gegenüber. Bis er dann sagte: „Miß Ruth, ich bitte Sie, wir sind ja in zehn Minuten drüben, lange vor den andern. Wollen wir nicht vorher noch einen kleinen Bogen machen, etwa nach Logorow hinüber?“ „Gern!“ Und sie gab dem Boot sofort die neue Richtung.

Wieder schwiegen sie ein paar Minuten. Er immer in dem gleichen Gedankenkreis, ihn ausbauen, ausspannend: sei kein Hans Narr! Das Leben bietet dir nie wieder die gleichen Chancen. Was willst du denn überhaupt? Schön... reich... ja, und gewiß guthezig! Liebe... pah... die wird schon kommen... Und er redete auf sich ein, bis er schließlich selbst glaubte, etwas wie Zuneigung sei schon in ihm, ein starker Wunsch und Wille, dies schöne Mädchen dort einmal in den Armen halten, den wundervollen Mund küssen zu dürfen...

Und da begann er zu sprechen, als der Meister frischer geistlicher Unterhaltung, als der er bekannt war, mit den weichen, einschmeichelnden Tönen, die ihm immer zur Verfügung standen. Von den feinen heiteren Reizen der märkischen Landschaft sprach er, und wie glücklich er gewesen sei, als sie vorhin gesagt hätte, es gefiele ihr in seiner Heimat! Vom Sport sprach er, weil er wußte, daß beide Schwestern alle Arten des Sports passioniert pflegten; von ihrer Toilette sprach er, und wie ihn gerade dies weiche, faltige Kleid, das so ganz über der Mode stehe, entzückte; und dann sprach er wieder von ihrer Heimat, von dem bewundernswürdigen Aufschwung der Union, von

den herrlichen Natur Schönheiten drüben, von denen er so viel gehört habe... Nichts von allem, was er sagte, ging in die Tiefe. Aber er brachte es alles so liebenswürdig heraus, immer mit kleinen Bezugnahmen auf sie, so gewinnend, so artig.

Ruth saß ganz still. Kaum daß sie einmal ein kurzes „Ja“ — „Gewiß“ — dazwischen schob. Aber er sah, wie aufmerksam sie zuhörte, er sah die feine Röte, die langsam in ihrem Gesicht emporstieg. Und er plauderte immer weiter und wußte selbst kaum, wie scharf er jedes Wort auf sie berechnete. Von seiner Jugend erzählte er... ein armer Leutnant und doch immer fröhlich... von seinen Familienbeziehungen... daß die Hageligen weit älter im Lande seien als die Hohenzollern...

Das Boot glitt jetzt im tiefen Baumschatten hin. Langsam — der Maschinist, der drüben am Apparat saß, mußte ein verständiger Mann sein.

Plötzlich glaubte Hans Hagelich zu bemerken, daß sich etwas im Ausdruck von Ruths Gesicht verändere. Eine leichte Falte schob sich zwischen ihren feingeschwungenen Brauen ein. Als ob sie beunruhigt sei, als ob sie angestrengt und schwer nachsinne; aber es lag auch ein Anflug wie von Trotz darin. Und gleich darauf drehte sie das zierliche Messingrad, rief ziemlich kurz zu dem Maschinisten hinüber „Voll Kraft!“ und sagte: „Wir müssen eilen. Man wird uns schon vermissen.“

Das Boot bog scharf aus dem kühlen Schatten in die gelbe grelle, die Augen blendende Sonne hinaus, haarscharf in der Richtung auf Wolbegg. Es flog förmlich durch das Wasser; die Maschine rasselte und fauchte. Und Hans fragte sich vergebens, welche Dummheit er wohl gemacht haben könne? Er war verstimmt, verärgert. Nun verstummte auch er. Am Pavillon wurden sie mit Hallo begrüßt. Selbst das Ruderboot war vor ihnen eingetroffen.

In der nach allen Seiten offenen Halle, die unter einer Gruppe wahrer Riesenbuchen auf einer kleinen Landzunge stand, war ein Tisch mit Erfrischungen aufgestellt, allerlei Delikatessen und Sekt aus den Vorräten der Yacht. „Köstlich!“ erklärte Herr von Plenshausen. „Unsre alte biedere Schweinefessei in das Moderne überlegt!“

Hans stürzte schnell ein paar Glas Sekt hinunter. Er hatte ein sehr unbehagliches Gefühl, als seien aller Augen auf ihn gerichtet, vorwurfsvoll die einen, neugierig die andern, und diese vielleicht noch unaussprechlicher als jene. Und wahrhaftig, da kam auch der Fürst, bot ihm eine Zigarette an — er empfand es fast wie einen Audasfuß —, schob die Hand vertraulich in seinen Arm und sagte halblaut: „Gieber Hagelich, eine Bitte! Fahren Sie auf der Yacht zurück...“ „Durchlaucht!“

„Wi! Chem — nun ja, lieber Hagelich, es ist ja nichts dabei. Meine Schwägerin ist ja

Amerikanerin und drüben — pah! Flirtation! Ja aber, nichts für ungut . . . unsre guten Leuten hier . . . Sie verstehen mich schon.“

„Jawohl, Durchlaucht. Obichon . . .“

Der Fürst ging mit ihm, scheinbar gleichgültig plaudernd, ein paar Schritte abseits, als wolle er ihn auf irgend einen der alten Baumriesen besonders aufmerksam machen.

„Lieber Hagelich,“ begann er dann wieder, und Hans empfand bitter das Herablassende, Hochmütige im Tonfall, „lieber Hagelich, es ist mir sehr peinlich . . . by Jove . . . das ist es. Aber — ehem — mir scheint, es muß doch gesagt werden. Ich hab' Sie sehr gern, Hagelich. Sie sind ein Schodschwerenüder . . . Ich weiß, ich weiß . . . den Damen gegenüber. Solange Sie meiner Frau die Cour geschritten haben — in Gottes Namen.“ Er lachte etwas ironisch. „Aber meiner Schwägerin . . . nee, lieber Hagelich . . . so mit ernstlichen Absichten etwa . . . hören Sie auf einen erfahrenen Mann: besser nicht! Lieber nicht!“

Es lachte in Hans auf. Einen Augenblick dachte er daran, dem Fürsten eine Grobheit ins Gesicht zu schleudern und dann querselbein nach Bielberg zurückzugehen. Was bildete sich dieser hochmütige Stumpfsbold denn ein! Doch bezwang er sich. Er war nun einmal heute Gast hier. „Durchlaucht, ich weiß wirklich nicht —“

„Nicht so laut, Hagelich! Bitte! Ich mein's gut, glauben Sie's mir nur. Und ich sag's Ihnen heute, weil ich solchen dunkeln Animus hab', als könnte es morgen zu spät sein. Sehen Sie mal, Hagelich, hätten Sie was gegenzusetzen, so etwa auch ein Fürstentronchen, ich würde ja kein Wort verlieren. Trotzdem . . . na ja . . . leicht ist es auch so nicht. Sie kennen eben die Verhältnisse nicht. Erstens den Papa nicht! Na, ich sage Ihnen . . . nee, ich will lieber schweigen. Dann die gute Ruth auch nicht. Sehen Sie, Hagelich, meine Frau hat 'nen großen Vorzug. Sie ist sehr klug. Na, mehr kann ich nicht sagen, Hagelich —“

„Solch Stumpfsbold, wie du ihn taxierstest, ist der Peter doch nicht!“ dachte Hans. „Der langen Rede kurzer Sinn ist eben: ich danke gefälligst für dich als Schwager, mein Teurer. Aber so darfst du mir nicht kommen, Peter Woldegg. Da schneidest du dich.“ Und er sagte stark und feil: „Durchlaucht, wenn ich nun aber Miß Ruth liebe?“

Der Fürst ließ das Einglas aus dem Auge fallen. Er starrte Hans ganz verwundert, fast wie erschrocken an. „Ist . . . ist das Ihr Ernst, Hagelich?“ brachte er endlich heraus.

Hans triumphtierte innerlich, und er benutzte den Augenblick. „Durchlaucht, ich darf wohl bitten, ein solches Wort unbedingt als ernst aufzufassen!“

Ganz langsam, zögernd, hob der Fürst sein Augenglas wieder und brachte es an den richtigen Platz. Nun war er verlegen. Er sagte: „Pardon . . . gewiß! Pardon, lieber Hagelich. Ja, dann . . . ja. Hoffentlich haben Sie mich nicht mißverstanden? Ich möchte nicht . . .“

„Durchaus nicht, Durchlaucht.“ Hans sah sich um, nun sehr überlegen. „Ich glaube, Durchlaucht, man beobachtet uns.“

Der Fürst tat ein paar Schritte nach dem Pavillon zu. Aber dann blieb er noch einmal stehen. „Hagelich . . . Pardon — ich bin doch der Schwager — haben Sie sich schon ausgesprochen?“

„Noch nicht, Durchlaucht. Aber, ehrlich gesagt, jede Stunde kann mir die Entscheidung bringen.“

„So? Na ja! Und nun noch eine Bitte: das, was ich Ihnen vorhin sagte, bleibt unter uns, Hagelich. Auch . . . vor allem . . . meiner Frau gegenüber . . .“

Es sprach aus den letzten Worten eine leise Angst, über die Hans beinahe gelächelt hätte. Aber er unterdrückte sorgfältig jedes Zucken seines Gesichtes. „Selbstverständlich, Durchlaucht. Auf Ehre! Ich darf doch aber darauf rechnen, in Eurer Durchlaucht keinen . . . keinen Widerfacher zu finden?“

„Widerfacher? Nein, gewiß nicht, lieber Hagelich.“

Diesmal schob Hans seine Hand in den Arm des Fürsten, und so gingen sie zu dem Pavillon zurück, von der Entenjagd plaudernd.

Und Hans dachte: „Er ist ja doch ein Stumpfsbold . . .“ und als bald darauf aufgebrochen wurde, trat er an Ruth heran: „Miß Ruth, wir zwei nehmen doch wieder das Motorboot?“ Er sagte es so laut, daß es alle Umstehenden hören mußten. Ihm war zu Mute wie jemand, der alle Brücken bewußt hinter sich abbricht, aber er spannte gewaltsam seine Züge, daß nur ja niemand merkte, wie unsicher er auf die Antwort der Amerikanerin wartete.

Zwischen ihren Brauen lag noch immer die eigensinnige kleine Falte. Aber sie sagte sofort: „Gern, Herr von Hagelich.“

Diesmal setzte sich Hans an das Steuerrad; Ruth saß auf der Längsbank, etwa zwei Fuß von ihm entfernt. In ihrer gewöhnlichen, korrekten, etwas steifen und doch auch etwas phlegmatischen Haltung. Er steuerte zuerst genau grabaus auf Schloß Glaring. Bald aber warf er so plötzlich das Steuer herum, daß das Boot einen Augenblick stillstand, in allen Fugen zitternd, um dann schräg über den See hinwegzurufen, dicht an der fürstlichen Jacht vorbei, die gegen die herrschende Flaute nur schwer aufkam.

„Bitte — nicht so! Direkt nach Hause!“ rief Ruth halb laut. Aber er schüttelte den Kopf. „Der Weg ist zu kurz, Miß Ruth, für das, was ich Ihnen zu sagen habe.“

Sie sah starr vor sich hin. Ihre Haltung veränderte sich nicht, ihr schönes Gesicht drückte weder Schreck, noch Freude, nicht Hoffnung, nicht Erwartung aus. Nur der eigensinnige Zug blieb, vertiefte sich vielleicht noch. Hans umspannte das kleine Messingrad fest mit beiden Händen und beugte sich weit zu ihr hinüber: „Ich will Sie zunächst fragen, Miß Ruth, was Sie gegen mich

haben? Sie waren freundlich, gütig, gnädig gegen mich. Aber plötzlich — vorhin — ist Ihre Stimmung umgeschlagen —“

Ganz langsam schüttelte sie den Kopf.

„Doch! doch! Ich irre mich nicht. Die Augen eines Mannes, dessen Herz bewegt ist, sehen scharf. Es ist nicht wahr, daß Liebe blind macht.“ Er fand wieder seine lauten, einschmeichelnden Töne, seine Augen leuchteten zu ihr hinüber. „Miß Ruth, bitte, die Wahrheit, ein gutes Wort! Bitte —“

Sie hatte ihre Hände im Schoß zusammengeschlossen. Nun senkten sich ihre Augen. Aber sie antwortete nicht. Es war wieder einmal tiefes Schweigen zwischen ihnen.

Hans bebt vor Ungeduld. Er beherrsichte sich nur mit Mühe. Sein Blick irrte von Ruth hinüber zu den weißen Segeln der Yacht, die träge über das stille Wasser schlich; er berechnete im Stillen, wie knapp die Zeit war, die ihm blieb, bis er drüben am Schloß anlegen mußte. Dann bat er doch wieder: „Miß Ruth! . . . Liebe Ruth —“

Sie sah nicht auf. Es war fast, als fürchte sie sich. Ganz tonlos, unsicher, ängstlich kam es endlich von ihren Lippen: „Es ist ja doch alles nicht wahr . . .“

„Ruth! Was soll nicht wahr sein?“

Ihre Augen blieben immer noch gesenkt. Aber sie sagte, weinerlich und doch in einer verhaltenen Leidenschaftlichkeit, die ein wenig an die eines

unzufriedenen Kindes erinnerte: „Es ist eben nicht wahr! Ich bin auch nicht blind! Ich weiß doch, wie Sie immer nur Augen für Elinor gehabt haben . . . und nun plötzlich . . .“

Also das war es! Er atmete tief auf. Nun wußte er also, sie liebte ihn wirklich. Das andre . . . nun, darüber kam man hinweg. Wenn sie ihn so liebte, daß sie bei all ihrem Phlegma eifersüchtig war — desto besser!

„Sehen Sie mich einmal an, Ruth! So! Nein . . . ordentlich! Fest in die Augen! Liebe Ruth! Elinor . . . großer Gott! . . . Elinor verehrt man, Elinor bewundert man. Man spannt sich, einer unter vielen, vor Elinors Triumphwagen! Aber Liebe, Liebe, Ruth . . . das ist ganz etwas andres! Nein, nicht die Augen niederschlagen, die schönen, großen, guten Augen! Mich ansehen, Ruth! Und mir glauben! Ich liebe Sie, Ruth . . . nur Sie!“

Er schob sich ein wenig zu ihr hinüber. Er faßte mit seiner Rechten nach ihrer Hand, hob sie und legte sie, sie immer fester umspannend, mit an das Rad.

„Sehen Sie, Ruth . . . so! So wollen wir gemeinsam steuern! Heut und durch das ganze Leben. Glücklich sein, Ruth . . .“

Plötzlich bogen er sich herab und drückte seine Lippen auf die schmale kühle Hand, die leise erzitterte; aber sie blieb fest am Steuerruder zwischen seinen Händen liegen.

(Fortsetzung folgt)

Die königliche Sammlung aller Musikinstrumente zu Berlin-Charlottenburg

Seit 1888 besitzt Berlin eine Sammlung aller Musikinstrumente, die mit 242 Stücken begann und jetzt gegen 3000 Nummern umfaßt. Die größte Bereicherung erfuhr sie im vergangenen Jahr durch den Ankauf der Genter Sammlung, wofür der Kaiser hochherzig 200 000 Mark spendete. In dem einzigartigen Museum sind viele Schätze ersten Ranges; für das Studium der Musikgeschichte bietet sich hier ein unvergleichliches Material. Die Sammlung hat jetzt endlich in der neuen Hochschule für Musik ein würdiges Heim gefunden, freilich noch immer ein räumlich beschränktes: gegen 80 Klaviere und Orgeln liegen noch auf dem Boden.

Die methodisch geordnete Sammlung enthält Instrumente in allen Arten und Formen. Die Entwicklung des Klaviers läßt sich hier z. B. von den ersten Anfängen verfolgen. Ursprünglich spielte

dies Instrument durchaus nicht die Rolle wie heutzutage; die jungen Herren und Damen des 16. und 17. Jahrhunderts bevorzugten die Laute. Mit ihr konnte das damalige Klavier in keinen Wettbewerb



Blick in den Hauptsaal



Klavizimbel von Sebastian Bach, rechts Spinett und Spinettino

treten. Es war ein unscheinbares kleines Kästchen, das man bequem unterm Arm trug, und sein dünner, klimperiger Ton vermochte gegen den Wohlklang der Laute nicht aufzukommen. Die älteste Konstruktion war das Klavichord, das bis in die ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts gebaut wurde; sein kleiner Ton war wenigstens noch keine Plage für die lieben Mitmenschen, und man wäre froh, wenn die oben, unten und zur Seite wohnenden Nachbarn beim Lernen für ihre „Etüden“ nur jenes, ach so sanfte Instrument benutzen wollten. Nach dem Klavichord kam das Spinett und seine Flügelform, das Klavizimbel. Die Saiten wurden hier nicht angeschlagen, sondern mit einer Federspule angerissen. Es kann darauf nicht gleichzeitig forte und piano gespielt werden, das kommt erst bei den späteren „Fortepianos“; doch half man sich durch Aufstellung eines Spinetts auf dem Klavizimbel. Das führte zu hübschen Erfindungen und Variationen. So wurden beispielsweise die Instrumente gleich zusammengebaut.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts kam endlich die dritte Art, das Hammerklavier, auf. Hier wird, wie noch jetzt, die Saite von einem Hammer angeschlagen. Zuerst war die neue Methode noch mangelhaft, dann aber wurde sie durch mannigfache Erfindungen verbessert, und schließlich setzte das Hammerklavier die alten Instrumente außer Kurs; das geschah im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Mozart war es, der die moderne Konstruktion in die Konzerte einführte. Das Reiseklavierchen, das ihn begleitete,

ließ sich bequem in der Postkutsche mitnehmen; es hat einen kleinen, zierlichen Ton. Die Instrumente durften damals nur geringen Umfang besigen, nicht nur des leichteren Transportes wegen, sondern damit die Virtuosen auf der Reise sie immer zur Hand hatten und in Übung blieben.

Bei der Betrachtung der ganzen Entwicklungsreihe der Klaviere, die in dem fesselnden Museum anschaulich geordnet sind, fällt ins Auge, wie man früher weit mehr Sorg-

falt auf die künstlerische Form und Ausstattung der Instrumente verwandte. So sind namentlich bei den Klavizimbeln die Deckel meist mit prächtigen Bildern geschmückt. Oft wählte man die Form einer Giraffe, einer Lyra oder auch die eines Notenschrankes. Ein Kuriosum ist das kleine Nähtischchenklavier. Heutzutage ist die individuelle Gestaltung — wie in andern Dingen — von der industriellen abgelöst. Wichtiger erscheint die Wahrnehmung, daß der Charakter der Kompositionen mit der Art des Instrumentes zusammenhängt. Man kann Händel und Bach erst ganz verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ihre Tongebungen von den damaligen Instrumenten beeinflusst wurden. Auch bei den späteren Komponisten glaubt man eine Verbindung mit dem Flügel zu erkennen, dessen sie sich zu bedienen pflegten. So z. B. bei dem etwa 1810 gebauten Flügel von Karl Maria von Weber, der bereits einen vollen, schönen Ton aufweist. Nicht minder bei dem Flügel von Felix



Bibelregale (Vorgänger unser Harmoniums) aus dem 17. und 18. Jahrhundert



Wiener Flügel von Joseph Wachtl (Anfang des 19. Jahrhunderts),
rechts franz. Klavierschüssel (17. Jahrhundert)

Mendelssohn-Bartholdy, den ihm Pierre Erard 1832 „comme souvenir d'amitié“ verehrt hat; sein Ton scheint mit den lieblichen Kompositionen Mendelssohns, wie etwa in den „Liedern ohne Worte“, innig verwachsen zu sein. Einen kräftigeren, mehr orchestralen Klang hat ein Flügel, auf dem Liszt, Thalberg und andre Helden des 19. Jahrhunderts gespielt haben; er ist dreichörig gespannt und robuster gebaut, wie für das gewaltige, temperamentvolle Spiel von Liszt berechnet.

Unsre Bilder gewähren reiche Einblicke in die zuzeit noch geschlossene Sammlung; es erscheint angemessen, hier im Text einige Erläuterungen zu geben.

Da ist zunächst der Durchblick in

einen Teil des Hauptsaales: in der Mitte fesselt das Auge eine Pyramide von Darlen, zwischen denen kleine Meisterfingerharfen hervortreten; der Aufbau wird gekrönt von Lyraquiltarten und einem Geige spielenden Genius. Links zur Seite steht ein prächtig bemaltes Klavizimbel, eines der ältesten seiner Art. Im Hintergrunde die Büste von Beethoven, vor einer chinesischen Pforte.

An alte Zeiten, als nur große Kirchen über Orgeln verfügten, erinnert das Bild mit den geschlossenen und geöffneten Bibelregalen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Es sind die Ahnen unsers Harmoniums. Die Klaviatur ist herauszunehmen, und die Deckel dienen als Klasebälge. Natürlich waren diese Instrumente leicht zu befördern.

Mit Ehrerbietung betrachtet man das schlichte geöffnete Klavizimbel von Sebastian Bach, der es nach eignen Angaben hatte bauen lassen. Es besitzt 2 Klaviaturen, 4 Registerzüge und einen Lautenzug, der der Saite die Klangfarbe der Laute gibt. Philipp Emanuel Bach, der Sohn von Sebastian,

hatte es 50 Jahre in seinem Hause, und es erregte hier die Bewunderung aller Musiker. Die Sammlung erwarb den Flügel für 10000 Mark. Daneben steht ein Spinett mit drolligem Bilde. Es



Flügel der Königin Marie Antoinette (davor Prof. Dr. Felscher), rechts Flötenwerk, auf dem Klavierstuhl das geöffnete Reiseklavier Mozarts, auf dem Boden das geschlossene Reiseklavier Friedrichs des Grossen

veranschaulicht den Ursprung der — Ragenmusik: In die Resonanz sind Ragen gesperrt; die Pfoten dienen als Tasten, und durch Anziehen des Schwanzes werden die Tiere zu heftigem Schreien erregt. Durch diesen Scherz soll ein in Ungnade gefallener Hofnarr die Gnuß Philipps II. wiedererlangt haben. Im Vordergrund ein kostbar geschnitztes Spinettino.

Auf einem andern Bilde erscheint ein aufrecht stehender Flügel mit der Figur des Apollo, ein Prachtstück mit grünseidenen Vorhängen und reichen Bronzeverzierungen; Joseph Bachtl hat es zu Anfang des 19. Jahrhunderts gebaut. Daneben ein altes geöffnetes, reich bemaltes Klavizimbelbüßett, eine französische Arbeit aus dem 17. Jahrhundert.

Am aufgeschlagenen Flügel der Königin Marie Antoinette, den ihr Hoflieferant Pascal Taslin 1787 gefertigt hat, sieht auf unserm Bilde der hochverdiente Begründer und Leiter der Sammlung, der ausgezeichnete Musikhistoriker Professor Dr. Oskar Fleischer. Das Instrument mit den blasenden Engelsgürchen ist ein kunstvolles Flötenwerk des Dresdener Mechanikers Eduard Böhm (Anfang des 19. Jahrhunderts). Das Bild zeigt außerdem noch zwei Unikata. Das kleine aufgeschlagte Instrument ist das Reisellavier von Mozart, ein Hammerklavier, das fast noch ganz die äußere Form des Spinetts aufweist. Es stammt aus einer Salzburger Familie, von der es Paul de Wit erwarb. Das historisch so merkwürdige Instrument zeigt einfachste Stoßmechanik und hat einen Umfang von vier Oktaven und einer Quart; die ganze Mechanik läßt sich nach hinten herauschieben, und diese Einrichtung wurde hinreichend zum Transponieren benutzt. Das zweite Unikum ist das auf dem Boden liegende geschlossene Feldklavizimbel Friedrichs des Großen, von Marius-Paris. Dieses Clavecin brisé (gebrochene Klavizimbel) besteht aus drei selbständigen Teilen, die so zusammengelegt werden, daß das Ganze wie eine längliche Kiste erscheint. Wenn Friedrich nicht gerade seinen Feinden aufzuspielen hatte, mußten ihn Philipp Emanuel Bach oder Jach, der Stifter der Singakademie, auf diesem Miniaturklavier zur Flöte begleiten.

Fesselnd ist auch das Bild mit den Reliquien Giacomo Meyerbeers, Geschenk seiner Tochter, der Baronin von Korff. Nur den prächtigen Erard-Flügel hat die andere Tochter, Frau Professor Gustav Richter, gependelt. Da ist das Bild des achtjährigen Virtuosen und eine Büste aus dem Todesjahr des Komponisten (1864). Ein Adler als Notenpult, der

Taktstod und das Schreibzeug Meyerbeers stehen auf seinem kleinen eleganten Reisellavier, dessen Füße abzuschräuben sind; ein Wert von A. Pleyel-Paris, der selber ein berühmter Tonbildner und Musiker war.

Die weiteren Bilder zeigen geordnete Gruppen. Ein Schrank vereinigt allerhand erotische Instrumente, darunter absonderliche Formen. Die primitivsten Stücke sind Negerharfen. In der Mitte fällt eine indische Sariuba auf durch ihren flügel-förmigen offenen Schallkörper; darüber hängen



Blasinstrumente

Banjos, das Volkssaitenspiel der amerikanischen Neger. Beachtenswert ist auch das 4. Stück der Mittelreihe: eine persische Tar, ein lautenartiges Saiteninstrument. Auf dem Schrank steht eine chinesische Paus.

Vertrauter in ihren Formen ist uns die Gruppe der Zupfinstrumente (Guitarren). Das querliegende, reichgezierte große Stück ist eine romanische Theorbe oder Chitarrone (Baßlaute), die aus Venedig und vom 17. Jahrhundert stammt. Ganz rechts die Gitarre von Karl Maria von Weber, zu der er seine herrlichen Lieder sang, die treue Begleiterin des Jünglings auf allen Reisen; sie ist ein

Geschenk der Enkelin Frau von Wildenbruch, Gemahlin des gezeigten Dichters.

Bei den Streichinstrumenten hängt in der Mitte ein Amati-Baß. Links davon eine der wundervollsten Saiten von Vicenzo Ruger in Cremona (1702); sie trägt statt der Schneide einen brillantengeschmückten Franzentopf. Rechts flankiert den Baß eine Viola di bordone (Wiener Arbeit von 1736), das Lieblingsinstrument des Fürsten Esterházy, für das sein Freund Joseph Haydn viel komponiert hat. Es ist schwer zu spielen: die sechs Darmsaiten werden mit dem Bogen gestrichen, während der Daumen der linken Hand die unten liegenden Stahlsaiten schlägt. Ganz rechts festelt die aparte Form einer Viola d'amore von Amati (1572): sie ist bespannt mit sieben Darm- und darunter mit neun Drahtsaiten, die sympathetisch mitklingen und dem Ton größere Lieblichkeit geben. Hierlich sind die drei kleinen Tanzmeistergeigen (Fodette); im Korpus der einen steckt neben dem Fiedelbogen ein bemalter Papierfächer. Diese miniatürlichen Instrumente waren namentlich bei den Weibern der Minnezeit in Gebrauch.

Die Gruppe der Holzblasinstrumente enthält ganz links eine riesige Basspommer von drei Metern Länge, in der Mitte den würdigen Kontrabaß, rechts davon eine Doppellarinette mit klavierartigen Tasten (französische Arbeit vom 18. Jahrhundert); darüber eine Klarinette in Schlangenförmigkeit. Das große Instrument mit seitlich nach unten hervortretendem Mundstück ist eine Bassklarinette; ganz rechts hängt ein Bassethorn mit eigenartig angebrachtem Mundstück und Schallbecher (von Streitzwolf-Göttingen 1825). Aus der unteren Reihe erwähnen wir das gebogene englische Horn.

Das letzte Bild veranschaulicht eine Reihe von Blechinstrumenten. In der Mitte eine Klapptuba; links von ihr ein Cor russe, eine Art Jagdhorn; rechts das im 19. Jahrhundert viel gebräuchliche Klappenhorn. Das vielverschlungene Instrument

mit den sieben Schallöffnungen ist eine von Sax-Paris 1852 erfundene Trombone; darunter liegt wie ein beweglicher Trache das Serpent, ein großer Bassfink. Das andre Monstrum mit dem Trachenkopf ist eine Buccina (Bastrompete), die Trombone des 18. Jahrhunderts. Auf der rechten Seite beschließen das Gruppenbild eine Tiskant-posaune, ein Waldhorn von 1804 und die schlanke Herolds-Trompete mit seidengefärbter Fahne.

Beachtenswert ist, daß früher jedes einzelne Instrument in den verschiedenen Formaten gebaut wurde, damit es einen ganzen Chor darstellen konnte, vom Tiskant bis zum Baß. Erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts griff man ans den Chören die besten Vertreter heraus: für Tiskant die Flöten, für Alt die Oboen, für Baß die Fagotts. Welchen Reichtum an Instrumenten unsere Vorfahren besaßen, erkennt man so recht beim Durchwandern der einzigartigen Sammlung. Richard Wagner hat manches Instrument der Vergangenheit zu neuem Leben erweckt. Vielleicht trägt das Museum dazu bei, weitere verloren gegangene Klangfarben wieder aufzufrischen und so die Musik der Gegenwart zu bereichern.

Da ist z. B. ein Tafellavier von 1791, bei dem durch sinnreiche Kombination Zither, Harfe und Orgel mit dem Klavierton vereinigt sind. Wenn man das Instrument beherrscht wie der Direktor der Sammlung, Professor Fleischer, lassen sich ihm wundervolle Töne entlocken. Gerade solche Kombinationen könnte man mit den modernen technischen Hilfsmitteln viel leichter und wirkungsvoller ausführen.

Ein andres Instrument freilich wird wohl nicht mehr wiedererleben, obwohl Männer wie Goethe, Jean Paul und Heine davon schwärmten: die Glasharmonika. Sie beruht auf der Idee von Benjamin Franklin, abgestimmte Gläser auf eine Spindel aufzureihen. Es ist ein rotierendes Instrument, bei dem man die Töne durch Reiben an



Gruppe von Blechblasinstrumenten



Gruppe europäischer Zapfinstrumente

den Wänden der Glasglocken erzeugt. Zu ihrer Herstellung bedurfte es einer großen Kunst der Glasbläselei; von 20—30 Glocken war vielleicht nur eine verwendbar. In Böhmen und Mähren gab es ein paar Meister, die sie fertigten. Als sie starben, war es mit der Herstellung dieser Instrumente vorbei. Die Sammlung hat davon noch vier, aber nur ein einziges ist brauchbar. Geht eine der Glocken entzwei, so ist es auch mit diesem letzten Instrument zu Ende. Zu den Meistern auf der

Glasharmonika gehörte Gluck; auch Mozart lernte als achtfähriger Knabe darauf spielen und hat Stücke dafür komponiert. Mit großer Vorliebe spielte es der berühmte Augenarzt Albrecht von Graefe. Professor Fleischer ist jetzt wohl der einzige, der das klangvolle Instrument noch meistert. Der Ton ist so eindringlich, daß man die Nervosität des 19. Jahrhunderts auf die Glasharmonika zurückführen wollte. Das Instrument ist längst außer Gebrauch, aber die Nervosität ist leider noch immer da!

Dr. H. Römer

Das zertretene Herz

Trüb war mein Herz den ganzen Tag.
Nun wird es trüber und trüber, —
Crompeten und Geigen und Paukenschlag, —
Du tanztest mir lachend vorüber.

Es jauchzen Flöte und Klarinetten'.
Du lachst so ruhig, du Süsse!
Da springt mein Herz auf das blanke Parkett
Und rollt dir unter die Füße.

Da seh' ich dich plötzlich vor mir stehn,
Du hast so rührend gebeten:
„Verzeihung — es ist nicht mit Absicht geschehn,
Ich habe Ihr Herz zertreten.“

Es hüpf! wie ein roter Kinderball
Und tanzt und will nicht ruhen,
Es folgt im Saal allüberall
Deinen kleinen tanzenden Schuhen.

Die Herren und Damen lachen wie toll, —
Wie klingt doch Lachen so herzlich!
Ich bücke mich tief und kummervoll
Und lächle selber schmerzlich.

Carl Bulcke



Volksgesundheitspflege auf dem Lande

von

Beh. Sanitätsrat Dr. Konr. Küster

Während bei den Gebildeten und in den Städten der Sinn für eine gesunde Lebensweise sich allmählich zu entwickeln anfängt, ist er auf dem Lande so gut wie gar nicht vorhanden. Der große Wert der Sauberkeit ist weder in ästhetischer noch in gesundheitlicher Beziehung erkannt. Die frische Luft wird durch festes Verschließen der Fenster der Schlaf- und Wohnräume mit Hartnäckigkeit ferngehalten. In diesen durch die fehlende Lüftung und Sauberkeit naturgemäß dumpfigen Räumen würde der Landbewohner dauernd verweilen, wenn er nicht glücklicherweise durch seine Tätigkeit auf Acker und Feld sich den größten Teil des Tages im Freien aufzuhalten gezwungen wäre. Das Waschen des Körpers ist meist nur ein oberflächliches und beschränkt sich für gewöhnlich auf Gesicht und Hände. Gebadet wird nur bei besonders günstiger Gelegenheit; im allgemeinen ist große Wasserscheu vorhanden. Die Müllgruben und Aborte werden in der Nähe von Brunnen und Pumpen angelegt, so daß nach einiger Zeit das Trinkwasser mit ungesunden, krankmachenden Stoffen angefüllt sein muß. Die Rauche läßt man in vielen Dörfern auf die Straße fließen und dort verdunsten. Die Speisen werden unverdeckt hingestellt und der Verschmutzung durch Fliegen und Staub ausgesetzt. Etwaige Wunden werden mit schmutzigen Lappen verbunden. Wohin man sieht, überall stößt man auf durchaus fehlendes Verständnis für die Grundlehren der Gesundheitspflege.

Es ist deshalb auch nicht wunderbar, daß die Landbewohner in Bezug auf Kränklichkeit und Sterblichkeit den Stadtbewohnern gegenüber durchaus nicht günstiger, sondern oft genug schlechter gestellt sind. Berlin mit seinen zwei Millionen Einwohnern hat trotz dieser Massenbevölkerung einen besseren Gesundheitszustand als das Land und die kleinen Städte. Dies ist die sichtbare Folge der gesundheitlichen Einrichtungen, in erster Linie der Kanalisation und der Versorgung der Stadt mit

gutem Trinkwasser, dann aber auch des Vordringens einer aufgeklärten Anschauung über ein gesundheitsgemäßes Leben. So ist Typhus aus Berlin so gut wie verschwunden. Nur vom Lande ausbleibt oder aus den Bädern Heimkehrende bringen zuweilen diese Krankheit mit, demn auch manche Badeorte lassen nur zu häufig die Lehren der Gesundheitspflege außer acht, besonders was Abfuhr und Wasserversorgung betrifft. Auch die Brechdurchfälle der Kinder haben in Berlin infolge der polizeilichen Kontrolle der vom Lande eingeführten Milch stark nachgelassen. Mit andern Worten, die mangelhaften gesundheitlichen Verhältnisse des Landes werfen ihre Schatten auch auf die Städte. Statt Erfrischung und Heilung holen sich die Städter häufig schwere Erkrankungen.

Es liegt deshalb nicht nur im Interesse der Landbewohner, sondern auch der Allgemeinheit, daß hier für gute gesundheitsgemäße Vorrichtungen Sorge getragen wird.

Wie ist das zu erreichen?

Vor allen Dingen ist in der Landbevölkerung der Sinn für Keiligkeit, für frische Luft, für Abhärtung, kurz, für eine gesundheitsgemäße Lebensweise zu erwecken. In erster Reihe denke ich dabei an den Volksschullehrer als einen erzieherischen Faktor. Freilich ist ihm erst eine seiner Wichtigkeit entsprechende Stellung einzuräumen. Die Trafekner Beilegungssache hat ein grelles Licht auf die unglaubliche Behandlung und Herabwürdigung der Volksschullehrer geworfen. Bei einer so schiefen Stellung ist es ihnen nicht möglich, einen erzieherischen Einfluß auf die Kinder und noch weniger auf die Erwachsenen auszuüben. Kinder sollen aber nicht bloß mechanisch lesen, schreiben, rechnen und Bibel- und Gesangbuchverse lernen, sondern sie sollen auch geistig und körperlich zu tüchtigen Menschen erzogen werden. Dazu gehört aber, daß das Kind Achtung und Ehrfurcht vor seinem Erzieher hat. Diese kann bei unwürdiger Behandlung

der Erzieher seitens der Vorgesetzten aber nicht vorhanden sein. Andererseits müßten die Volksschullehrer auch selbst auf dem Seminar in der Gesundheitslehre ausgebildet werden. Sie müssen in dieser Hinsicht für ihren so wichtigen Beruf besser geschult werden. Mit totem Eintrichten und Auswendiglernen ist dies nicht gemacht; sie werden dann immer wieder auch nur eintrichten und geisttödtend auswendig lernen lassen. Die Volksschullehrer müssen selbst fattelste in der Gesundheitslehre sein und jeden Verstoß gegen die so außerordentlich wichtige Reinlichkeit unangenehm empfinden. Sie müssen wissen, daß viele Krankheiten, wie Rindbettfieber, Wundfieber, Blutvergiftungen, viele Hautkrankheiten Folgen der Unreinlichkeit sind; sie müssen wissen, daß jeder Hautriß sorgfältig gereinigt und verbunden werden muß, weil jede kleinste Wunde die Eingangspforte für höchst gefährliche Bakillen sein kann. So ausgerüstet werden sie fast spielend den Sinn für Reinlichkeit, für frische Luft, für ein gesundheitsgemäßes Leben erwecken können. In dem täglichen Verkehr mit den Kindern werden sie dann von selbst jeden Verstoß gegen die gebotene Reinlichkeit, jede Verständnislosigkeit für die uns umlaufenden Gefahren, jede Gleichgültigkeit gegen ein gesundheitsgemäßes Verhalten rügen und zwar, ohne direkt Unterricht in Gesundheitspflege zu geben. Das, was bei geeigneten Gelegenheiten praktisch und anschaulich gezeigt und erklärt wird, geht nie verloren, während theoretischer Unterricht ohne Anschauung und praktische Übung nur mechanisch aufgesaht wird und bald aus dem Gedächtnis verschwindet.

Auch der Sinn für die Schönheit der Natur, für das Leben und Treiben in ihr, der den Landbewohnern leider so sehr abgeht, ist nachzurufen. Freilich kann dies nicht in der engen, dumpfen Schulstube geschehen, sondern in Gottes freier Natur. Beim Wandern durch Feld und Wald kann der Lehrer mit größerem Erfolge wirken als in der Stube; verlangen doch einsichtige Männer, daß der Schulunterricht überhaupt möglichst im Freien stattfinden. Was dem Kinde auf diese Weise eingeflößt wird, das haftet dauernd, während bei älteren Menschen veraltete Anschauungen, Vorurteile, Überglanben, die sie in der Kindheit eingelesen haben, schwer auszurotten sind.

Also Raum für die Entwicklung des so wichtigen Volksschullehrers! Man enge insolge mittelalterlicher rückständiger Vorurteile seinen Wirkungskreis nicht ein und gebe ihm endlich eine Stellung, wie sie seinem wichtigen Berufe entspricht.

In zweiter Reihe denke ich an den Landpfarrer. Auch dieser kann volllgesundheitlich wirken, freilich mehr bei den Erwachsenen als bei den Kindern. Den Erwachsenen gegenüber ist ja auch ein stärkerer Einfluß notwendig. Um aber mit Erfolg zu wirken, ist es gleichfalls notwendig, daß der Landpfarrer sich vorher auf der Universität in der Gesundheitspflege ausgebildet hat, wozu ja jetzt Gelegenheit geboten ist. Leider ist diese noch zu wenig benutzt worden. Viele kümmern sich gar nicht darum, oder wenn dies der Fall, wenden sie sich der so bequemen Homöopathie zu. Hier braucht man nicht große Vorurteile zu machen. Man hat

sein Buch mit den Anzeichen der Krankheiten und mit Anweisung von bestimmten Streunügelchen gegen die verschiedenen Krankheitserscheinungen. Ich habe es erlebt, daß verstauchte Füße von Pastoren innerlich mit Streunügelchen behandelt worden sind! Dem Landpfarrer ist so häufig Gelegenheit geboten, die Wohnungen seiner Gemeindeglieder bei ihren Nöten zu betreten, daß er hier feilsch und zugleich gesundheitlich in schönster Weise wirken kann. In einem gesunden Körper waltet ein gesundes und heiteres Gemüt mehr als im kranken Körper, und ein gesunder Mensch ist den geistigen Einflüssen zugänglicher. Ein Pfarrer freilich, dem es bei seiner Gemeinde nur auf einen freublosen, starren Glauben ankommt, den jede Heiterkeit, jede Lustigkeit ein Greuel ist, verstoßt dadurch schon gegen die Grundlehren der Gesundheitspflege, denn zwischen Körper und Gemüt besteht Wechselwirkung. Trauer, dumpfes Hinbrüten führt leicht zu Entartung der Organe, während Heiterkeit im Gemüt einen gesunden Pulsschlag des Körpers erzeugt. Trockene Gelehrsamkeit, starrer Glaube sind gleichmäßig vom Uebel.

Ich denke ferner an den Gutsbesitzer. Auch er kann in seinem Bereich sehr segensreich wirken. Er ist jedoch nur Privatperson und soll deshalb außer Betracht bleiben.

Von großer Wichtigkeit bei der Volksgesundheitspflege auf dem Lande ist natürlich der Kreisarzt. Aber er wohnt in der Stadt, kommt viel zu selten auf die Dörfer und meist erst, wenn das Kind, wie man sagt, schon in den Brunnen gefallen ist. Erst wenn eine Epidemie ausgebrochen, wenn es also meistens zu spät ist, werden Brunnen geschlossen, Maßregeln zur Absperrung getroffen. Um früher eingzugreifen, dazu fehlt dem Kreisarzt die Befugnis. Auch er ist zu sehr bürokratisch eingeengt, wie überhaupt bei uns ja leider der Buchstabe und der Formalismus herrschen.

Die mächtigste und wichtigste Persönlichkeit auf dem Lande ist der Landrat mit seinen Amtsvorstehern und Gendarmen. Er besitzt Machtbefugnis in reichlicher Menge, aber dagegen sind seine Kenntnisse für unsern Zweck nicht genügend, und seinen Amtsvorstehern fehlen diese meist ganz und den Gendarmen natürlich vollkommen. Der Landrat ist Jurist, und obgleich dieser in allen höheren Regierungsverwaltungen obenan steht, so weiß man doch, daß er außer seiner trockenen Juristerei und seinem Bürokratismus nicht viel mehr gelernt hat. In der Gesundheitspflege ist er aber meist ganz unwissend. Es wäre nun wohl erste Bedingung, daß derjenige, der zum Landrat eines Kreises bestellt wird und so die höchste Machtbefugnis erhält, erst eine Ausbildung in der Gesundheitspflege ausweist. Erst dann kann er geüchlich für seinen Kreis in gesundheitlicher Beziehung einwirken.

Wir werden daher, um zum Schluß zu kommen, erst dann normale gesundheitliche Verhältnisse auf dem Lande erreichen, wenn die vier Faktoren, der Volksschullehrer, der Pfarrer, der Kreisarzt und der Landrat mit den erforderlichen Kenntnissen und Machtbefugnissen ausgestattet sind und verständnisvoll einander in die Hände arbeiten.





Der Sieger

Von

Kurt Julius Wolf

In diesem Jahre war das Jagdrennen, das die Offiziere des Steinaer Königin-Husarenregiments alljährlich im engsten Kreise auf einem Komplex der Garnison benachbarter Felder veranstalten, insofern von besonderer Bedeutung, als es die Konkurrenz um den Silberpokal definitiv entscheiden sollte, den die hohe Regimentsinhaberin, die Königin Carola, das Jahr zuvor gestiftet hatte. Weiße Fährten, dem bloßen Auge teilweise kaum sichtbar, begrenzten in Abständen die weithin sich deh nende, mehr abwechslungsreiche als regelmäßig angelegte Bahn. Größtenteils Stoppelacker, von Kraut- und Kleefeldern hie und da mit saftigem Grün durchsetzt, war das Terrain so gewählt, daß es sich von einer flachen, gewissermaßen die Basis bildenden Bodenerhöhung aus bequem übersehen ließ.

Hier sammelte sich zunächst jenes städtisch-ländliche, beiderseits aber immer sehr gedulbige Gelegenheitspublikum, das bei derartigen Anlässen — freilich nur als Masse in Betracht kommend — stets zuerst da ist, während die später und in gemessenen Abständen den Feldweg heraufschaukelnden Wagen die offiziellen Zuschauer mehr im Vordergrund, in der Nähe des Zieles, absetzten: Damen des Regiments, Rittergutsbesitzer aus der Umgegend, Verwaltungschargen und Landadel mit einem verschämten Zusatz Steinaer Amt- und Würdenbourgeoisie — alles in allem ein frei-konventionelles Honoratioren-Stellbildein, das jeder Individualität Raum zur Entfaltung bot und so im goldenen Licht der Nachmittagssonne ein farbig glänzendes, reichgegliedertes Klein-air-Bild dieser bevorzugten Gesellschaftsklasse entrollte.

Die Leisenaer Equipage mit der Gräfin Tuban-Grabißch und ihrer Tochter kam ziemlich zuletzt, das Trompetercorps hatte gerade den Eröffnungsmarsch beendet. Man hatte überhaupt nicht fest auf die beiden Damen gerechnet. Der Oberleutnant von Rabenhorst, der die Comtesse stark verehrte und acht Tage vorher mit der offiziellen Einladung selbst nach Leisena geritten war, hatte eine ziemlich unbestimmte Antwort mitgebracht und damit im Kreise der Kameraden lebhaftes Bedauern hervorgerufen. Er selbst war übrigens am meisten enttäuscht. Er hatte von seiten der Comtesse doch mehr Interesse erwartet, gerade weil das diesjährige Rennen durch die Ehrengabe Ihrer Majestät und seine, des bekannten Hertenreiters, Teilnahme gewissermaßen zu einem equestrischen Ereignis wurde. Sein schönes Selbstvertrauen war plötzlich so stark angegriffen, daß er sich in einer besonders schmalen Minute sogar einmal die Frage vorlegte, ob sich Comtesse Sibylle wohl ebenso kühl verhalten hätte, wenn

Leutnant von Bloome, sein Nebenbuhler, der Ueberbringer der Einladung gewesen wäre.

Leutnant von Bloome, der die Comtesse vielleicht noch glühender und vielleicht auch noch hoffnungsloser liebte, bewahrte auffallenderweise eine gewisse wortfarge Gelassenheit, die sich unter Umständen von dieser Bedeutung beinahe wie stille Genugthuung ausnahm. Es muß deshalb unentschieden bleiben, ob er sich nicht sogar direkt gestreut hätte, wenn von Rabenhorst mit einem kompletten „Nein“ wiedergelommen wäre. Er war im Grunde ein durchaus nicht übelvollender Mensch, mußte auch, daß er sich auf seinem „Derzbuben“, einem reindrassigen Goldfuchs vom „Belmont“ aus der „Regenwolke“, Rabenhorsts „Almanzor“ gegenüber ziemlich gut würde behaupten können; aber der Gedanke, sich mit diesem unter Sibyllens Augen allein durch die Kraft und Schnelligkeit der Werke zu messen, behielt doch immer etwas Peinliches für ihn. „Offizielle Gelegenheiten“ waren ihm überhaupt wenig sympathisch. Rabenhorst wurde zwar von der Comtesse nicht ausgesprochen bevorzugt; allein als dem älteren Kameraden, der überdies kurz vor dem Wittmeißer stand, wurde ihm doch überall mit stillschweigender Selbstverständlichkeit der Vortritt überlassen, beim Dinner wie bei der Polonaise. Und den wollte und mochte er ihn nicht ohne weiteres streitig machen. Hätte er doch damit eine Entscheidung herbeigeführt, die nach seiner Meinung unbedingt zu Gunsten des langen, eleganten Hahnoveraners ausfallen mußte.

Tagegen machte es ihn dann immer unaussprechlich glücklich, einmal an einem schönen Sommerabend aufs Geratewohl durch den Wald nach Leisena zu reiten und dann die Comtesse wirklich auf ihrem Spaziergang oder im Eugensland beim Parkende anzutreffen. Dann erlaubte sie wohl, daß er, den schraubenden Fuchs am Bügel, ein Stückchen neben ihr herging oder plaudernd unter ihrem grünen Laubebogen hielt, um so, an das beiseite gelegte Buch anknüpfend, ein wenig mit ihr über Welt und Menschen zu philosophieren. Wie köstlich war nach solchen Gesprächen der Heimritt durch den stillen, laulich-würzigen Tannenwald! Im Grase machten die Grillen ihre schläfrige Musik, äsende Hehe äugten furchtlos nach dem einsamen Reiter, und durch all das geheimnisvoll-dämmende Walddreben wiegte ihn bei verhängten Jägeln der treue Gaul im leichten, febernden Schritt seiner Rasse.

Die Tuban-Grabißch, Mutter wie Tochter, lebten ziemlich zurückgezogen. Eine Einladung in ihr altes, dickes, ganz mit Eisen umspannendes Turmschloß

aus der Feudalzeit war eine ebenso begehrte als seltene Ausnahme. Sie schienen, wemochon sie Winter für Winter zu den Hofsburgbällen nach Wien reisten, das Gesellschaftsleben nicht unbedingt an die Spitze zu stellen. Nach dem üblichen Frühjahrsaufenthalt an der Riviera kehrten sie regelmäßig im Juni nach Reichenau zurück und lebten hier bis tief in den Herbst ihren vorwiegend geistigen Beschäftigungen. Die Gräfin, von Geburt eine Deutsche und durch den Tod ihres Gatten, eines böhmischen Großgrundbesizers, der 1866 geblieben war, nach kurzer, überaus glücklicher Ehe urplötzlich aus allen Himmeln gestürzt, hatte sich seit den Tagen von Gitschin und Königgrätz vom Weltleben zurückgezogen und nur der Erziehung ihrer Tochter gelebt. In Reichenau, das früher ihrem Vater gehörte, und das sie nach der Aufteilung der böhmischen Liegenschaften zurückkaufen konnte, hatte sie ein ihr wahrhaft zusetzendes Witwenasyl gefunden. Erst seit die Comtesse die Tanzjahre absolvierte, war sie, teilweise zögernd und ohne je wieder die Trauerfarbe abzulegen, zu den äußeren Lebensgewohnheiten ihrer Kreise zurückgekehrt. Sie stand überdies auch in Briefwechsel mit der Ebner-Geschenbach, deren Besuche sie von Zeit zu Zeit empfing.

Zum Rennen hatten sich Mutter und Tochter schließlich also doch noch entschlossen und damit niemand eine größere Freude bereitet als dem allzeit galanten und stark siegesgewissen Oberleutnant von Rabenhorst. Gleich nach dem Oberst, der die Damen mit jener klassischen, alten Kriegsbären so prächtig zu Gesicht stehenden Ritterlichkeit vorausachter Soldatenblütezeiten begrüßte — und zwar durch tief respektvollen Handfluß mit einem kleinen, verschnäht zärtlichen Nachzügler jedesmal —, war er ebenfalls zum Wagen geit, um beim Ansteigen hilfreiche Hand zu leisten. Die Damen jedoch zogen vor, sitzen zu bleiben. Und nun stand er in vornehmer Länge, die Finger der Rechten in das kleine, silberverbrämte Reizertäschchen seiner lichtblauen Attila geschoben, in der Linken die Reitgerte wippend, bei ihnen am Schläge und erläuterte in der knappen und präzisen Terminologie eines Rennprogramms die Disposition der drei einzelnen Abteilungen.

Die erste, ein Versuchrennen für die „Subalternen“, wie die jüngeren Herren sich scherzweise zu benennen pflegten, war inzwischen ziemlich zu Ende geritten, ohne daß die vom Zivil von der Entwicklung und den Einzelheiten mehr gesehen hätten als vier oder fünf langgestreckte Pferdeleiber, die plötzlich dicht vor den erschrockt zurücktretenden Zuschauern vorbeisauften und bald darauf auch schon durchs Ziel gingen. Ehe man sich recht hineinzufinden wußte, schmetterte schon der Ruf über's Feld. Dann hörte man den Namen des Siegers, den man vergaß, sobald man ihn weitergenannt hatte. Der liebe Nächste nahm eben noch immer das Hauptinteresse für sich in Anspruch, und zum andern lag es wohl auch an der Bahn selbst, deren schwache Markierung in der ungeheuren Ausdehnung des Landschaftes nicht immer gleich ins Auge sprang.

Beim nächsten Rennen änderte sich das jedoch. Man war aufmerksam geworden, beobachtete das Terrain und hörte von dieser und jener Seite, daß nun eigentlich erst die Hauptsache käme, der Entscheidungslauf um den Pokal der Königin. Die besten Namen wurden genannt: von Rabenhorst, Rittmeister Baffermann, von Rossmach, der Adjutant Leutnant von Bloome.

Selbst die Comtesse schien sich zu interessieren. Wenigstens hatte sie, nachdem von Rabenhorst mit einem heiteren „Auf Wiedersehen!“ davongeeilt war, um rechtzeitig zum Start zu kommen, den Wagen verlassen und einen etwas höher gelegenen Standort gewählt. Dort blieb sie nach einigen virtuellen, von keiner Seite jedoch auf Dauer und Vertiefung anaalegen Begnügungserleidigungen ziemlich sich selbst überlassen. Die jüngeren Herren, die in ihrer Unterhaltung jenen Grad von Entgegenkommen vermischten, der ihnen oft so leden und paradoxen Behauptungen nun einmal unentbehrlich ist, zogen es vor, sie perspektivisch zu benachtern. Eine ähnliche und von innen heraus wortbestimmende Distanz der Lebensanschauung galt auch im Verleber mit den Damen und umgrenzte sie hier vielleicht noch schärfer mit einer übrigens ganz spontan respektierten Art des Anders-sein-dürfens, die das interessante, bunte Kolorit der böhmischen Descendenz auch schon äußerlich zur Erscheinung brachte. Eine zartgebräunte und ohne Wangenröte doch warmüberhauchte Gesichtsfarbe, braunschwarzes Haar, volle, dunkelrote Lippen und zwei wunderbare Sammetaugen gaben ihr zugleich den Ausdruck herber Reife, der gleichwohl nichts Glühendes und Aufregendes hatte. Deutsche Tiefe schien sich in ihren Blüten sanft und rätselvoll, mit flavischer Melancholie zu drapieren, mit der stolzen Wehmut eines einfachen Herzens, das von seinem Reichtum nichts verschämte und vergeben darf. Denn daß sie die Welt um sich und ihre übertrieben wichtigen Ereignisse wirklich mit zu großen Gedanken maß, ohne für die Lüden und Differenzen einen andern Trost als den der Selbstverleugnung zu finden, liebte schon die Falten erkennen, die in einer feinnervösen Doppelinie ihre junge Stirn durchzogen.

So, wie sie jetzt in fatter Spätmornbeleuchtung auf der Höhe stand, das dunkle Auge über die Ebene schweifen lassend und das vorn aufgenommene Kleid fest an die schlafte Gestalt zogen, wurde sie von den jungen Leuten wie eine schöne Statue betrachtet.

„Sie markiert Feuerzauber,“ sagte Helmbold, vielleicht der feinste Kopf im Regiment und von seinem Talent, Leute und Situationen zu glossieren, bei derartigen Gelegenheiten gern ausgiebigen Gebrauch machend.

„Der Brünnhilde mit dem Reizeugnis eines Damenlyceums in der Tasche,“ ergänzte sein Duylamerad Sulzbach.

Die Leutnants lachten.

„Wirdlich habe um sie!“ meinte nach einer Pause aufrichtig bedauernd auch der kleine, stark verschuldete Leutnant Thode. „Schön, rasend schön, reich, flösig reich — Kinder, und so'n Riesenkapital steht nun so — so gewissermaßen in der Luft und ist nicht zu fassen. Was macht sie denn eigentlich die ganze Zeit?“

„Sie philosophiert.“

„Auf welchem Gebiet?“

„Zwischen Nietzsche und Tolstoj. Sie hat mich neulich mal gefragt, ob ich „Krieg und Frieden“ gelesen habe.“

„Vielleicht ist das auch alles, was sie kennt.“

„Ne, ne, Thode, sie kennt alles. Die Bücher sind noch gar nicht verboten, da hat sie sie schon gelesen.“

„Nun frag' ich bloß, Sulzbach, zu welchem Zweck sie wohl derartige Bücher liest?“

Sulzbach zog den Kopf schief und die Brauen

hoch, als ob er sagen wollte: „Da müssen Sie schon mal direkt anfragen, mein Lieber.“

Helmholtz aber entschied den Fall.

„Wissen Sie, Thode,“ sagte er mit dem bekannten Vernichtungsächeln angenehmer Ueberlegenheit, „wenn unsre Damen sich mit solchen Geistern wie Niesche und Tolstoj einlassen, dann ist das immer so 'ne Art platonischer Liebe. Im Lesen und im Wiebegerben — ja, da sind sie hin wie die Jungfrau von Orleans; indes — man braucht ja nicht Ernst zu machen.“

Mittlerweile hatte der Stabstrompeter selbst das Signal zum Abreiten geblasen, und die Umstehenden reckten die Köpfe. Zunächst freilich sah man nichts als Ackerland in gelben und grünen, scheinbar schmaler werdenden Langstreifen. Endlich — irgendwo — weit — ganz draußen löste sich etwas wie Bewegung aus der leblos-ruhigen Flächenbedeckung: vier dunkelaufeinandergebrängte, kaum sichtbare Punkte begannen langsam, langsam zu rücken, zu einem mächtigen Bogen auslaufend. Je mehr sie dann aber in Flankenrichtung kamen, desto rascher, glatter bewegten sie sich weiter. Es hatte den Anschein, als triebe der Wind vier seine, komplizierte Körperchen auf der Ebene vor sich her, zitternde Stofftheilchen mit aufgehobener Erdschwere, bald deutlich sichtbar, bald von der grünen Breite eines Krautfeldes völlig aufgelesen, bis sie plötzlich und jedesmal dichter, größer geworden, auf dem helleren Untergrund des nächsten Stoppelackers wieder auftauchten. Nun erkannte man das leichte Auf und Nieder des gestreckten Galopps, das Blau der Uniform im Gegensatz zu den dunkleren Pferden, eine Blesse als weißer, tangender Stern in der Mitte, rudernde Ellbogen, silberne Ähnen, und so wuchsen, immer detaillierter, immer größer und größer werdend, lautlos und stetig anbrängend, die vier dicht zusammenliegenden Reiter aus der Ebene heraus.

„Koschak scheint abzufallen,“ meinte Sulzbach, der sie sich der Reihe nach mit dem Krimstecher heranholte, „animiert schon. Der Ritter — brav, brav, wie immer. Rabenhorst? Erster — Donnerwetter, jetzt hat Bloome sich 'rangschieben.“

„Auf Flügeln der Liebe, meine Herren.“

„Die Chancen sind aber doch ziemlich gleich.“

„Achtung, jetzt kommt die Straße!“

Sie lief quer über die Bahn. Gleich darauf setzten viermal vier Pferdehufe krachend über die steinharte Chaussee, alle vier setzten die Vorderhand glatt über den Straßengraben; aber nur drei gingen weiter über die knisternden Stoppeln. Eins hatte sich überschlagen und seinen Reiter im Bogen über sich hinausgeschleudert.

„Ist denn jemand gestürzt?“ fragte die etwas kurzschichtige Frau Major von Vent, als sie plötzlich eine große Aufregung um sich bemerkte.

„Bloome,“ sagte der Oberst und zuckte bedauernd die Achsel.

„Um Gottes willen, er wird doch nicht verunglückt sein! Unfre Mütter sind Freundinnen, noch aus der Pensjonszeit her.“

„Er steht toeben wieder auf, gnädige Frau.“

Sobald Bloome sich erhoben und seinen Fuß gefaßt hatte, spuckte er das schmutzige Zeug aus, das er im Munde hatte. Er hatte buchstäblich ins Gras gebissen. Der Kopf drohte noch von der Wucht des Sturzes und hing vornüber wie mit Blei gefüllt. Wenn er wohin sah, drehte sich der Boden unter den Augen fort, die Bäume, die An-

höhe, die ganze dunkle, wimmelnde Menschenmasse wie eine zerrinnende Spiegelung hinter sich herziehend. Er mußte doch aber vor allem sein Pferd wieder haben.

Der Goldfuchs lag mit dem Kopf nach unten auf der Grabenböschung und strengte sich mächtig an, auf die Beine zu kommen. Sofort lief er hin und loderte, noch immer taumelnd, Hurt und Sattel, so schnell es gehen wollte. Dann machte er die Trense frei und begann in kurzen Zwischenräumen zu ziehen.

Das Tier wäre jedem Rucke gern gefolgt und aufgesprungen, fiel aber immer wieder auf die Seite. Allein den Kopf erhob es noch leicht und frei, seinen Herrn mit tief verzweiflungsvollen Blicken erkennend. Er war ganz traurig, daß er ihm nicht helfen konnte, setzte sich schließlich im Graben nieder und streichelte zurendend den schlaften, schweißbedeckten Hals. Da lag es still.

Endlich kam der Hofarzt. Die Untersuchung dauerte keine halbe Minute.

„Wirtelsäule gebrochen. Wollen Sie selbst, Herr Leutnant?“ fragte der Mann, die Revolvertasche öffnend.

Bloome winkte ab und drehte sich um. Der scharfe Knall in seinem Rücken ging ihm durch und durch, aber er zuckte mit keiner Wimper. Als er sich umsah, fiel gerade der edelgeformte, bis zuletzt hochausgerichtete Pferdekopf lautlos ins Gras. Die Augen erlarrten, und aus der Einschußstelle im Mittelpunkt der weißen Stirnblesse traten zögernd ein paar Blutstropfen. Erst als die zuspringenden Husaren den Kadaver bei den Fesseln packten und hinter ein Schlehdorngebüsch schleppten, schoß ihm das Wasser in die Augen.

Langsam, mit aufeinandergebißenen Zähnen stieg er die Anhöhe hinauf. Ihm war ganz elend zu Mute. Am liebsten wäre er nach Hause gefahren, aber wie konnte er das, ohne sich lächerlich zu machen? Wenn ein Leutnant ein Pferd einbüßt, dann ist das ja lange nicht so wichtig wie zum Beispiel ein Verlust im Spiel. Ein Pferd ist wie ein Stück der Uniform, jeden Tag zu ersetzen. Die Uniform ist nicht gefährdet.

Er mußte schon aushalten, ob es ihm auch nicht leicht wurde. Fortwährend umbrängten ihn die Menschen mit ihrer erdarmungslosen Teilnahme; sie wollten Erklärungen haben, nach dem Pferd fragte keine Seele. Schließlich hörte er auch von einem Kameraden, Rabenhorst, der Sieger, habe sich infolge seines Sturzes etwas gebrüht gefühlt und sei, um ganz frischen Vorbeer zu tragen, nun auch noch im letzten Rennen engagiert.

Er würde auch das gewinnen — Sela, Amen!

Etwas später sah er sich ganz unversehens der Comtesse gegenüber. Sie mußte ihm absichtlich in den Weg getreten sein.

„Sie haben Unglück gehabt, Herr Leutnant,“ sagte sie und gab ihm die Hand. Er beugte sich wortlos darauf nieder und küßte sie. Dabei dachte er, während ihm schon wieder die Augen feucht wurden: „Die hat er auch gekannt, die Dand hat ihm auch schon Zuder gegeben, und nun — nun liegt er im Straßengraben.“

„Ja, ja,“ meinte er nach einer Pause, nun schließlich doch etwas zu sagen, „so'n Pferdchen vertiert man nicht gern, Comtesse. Und wenn's eben doch passiert, dann weiß man erst, was man daran gehabt hat. Ich glaube, den letzten Blick, den ver-

geiß' ich im Leben nicht wieder... Was ist das Pferd doch für'n braves Geschöpf! Der Märtyrer in der Tierwelt. Kein Schrei, kein Klage laut selbst bei den größten Schmerzen, von allerhand Ungerechtigkeiten ganz abgesehen. Sein Leben läßt es, die Treue nie... Es muß doch sein, daß wir Menschen ausgemachte egoisten sind, weil wir so selten darüber nachdenken. Und immer erst dann, wenn wir verlieren. Auf einmal ründert man sich auch gar nicht mehr, weshalb Friedrich der Große durchaus bei seinen Hunden begraben sein wollte."

Dann schwiegen sie beide. Die Comtesse schien über etwas nachzudenken, Bloome sah starren Auges zum Schlehdornbusch am Straßenande hinüber.

"Weshalb kommen Sie nicht mehr nach Leisnau?" sagte sie endlich aus ihren Gedanken heraus. "Bitte, besuchen Sie uns doch, Herr Leutnant, bald — heute, wenn Sie wollen. Ich möchte —"

Er machte eine bedauernde Handbewegung.

"Sehr liebenswürdig, Comtesse; indes man muß leider manchmal müssen, auch wenn man gar nicht bei

Stimmung ist. Heute muß ich zum Becher greifen. Wir tadeln im Kasino."

"Begleiten Sie mich wenigstens noch bis zum Wagen," bat sie. "Mama wird sich freuen."

Er ging neben ihr wie im Traume.

Zwischen hatte Rabenhorst seinen wohlverdienten Doppelsieg errungen. Etwas mitgenommen, aber vom Gefühl des Erfolges wunderbar getragen, beeilte er sich, die Leisnauer Damen aufzusuchen.

Er kam zu spät. Der Wagen setzte sich gerade in Bewegung.

"Also auf Wiedersehen in Leisnau, Herr Leutnant," hörte er die Stimme der Comtesse und sah, wie Bloome dankbar zustimmend die Hand an die Mütze legte.

Sein scharfes Auge überschaute sofort die Situation. Ein Gefühl des Unbehagens nieder kämpfend, ging er lächelnd auf den geradezu ins Glück hineingestürzten Rivalen zu und schüttelte ihm kräftig die Hand. Dann sagte er, die paar Worte, die er sich abringen konnte, merkwürdig scharf ausprägend: „Gefiegt, Bloome. Gratuliere!“

Glücksklee

Das vierblättrige Kleeblatt gilt seit undenklichen Zeiten als Glückssymbol; stundenlang suchen die Kinder an den Rändern der Kleefelder oft vergeblich nach solchen Blättern. Unser echter, in manchen Arten als Ruspflanze angebauter und in vielen Arten wildwachsender Klee führt den wissenschaftlichen Namen *Trifolium*, d. h. Dreiblatt. Diesem Gattungsnamen macht der Klee alle Ehre, da eine Abweichung von der Regel bei ihm zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Aber die Glückskleeblätter, denen früher nur die Jugend nachhastete, sind in neuerer Zeit modern geworden; man trägt sie als Verlöde an der Uhrkette zwischen zwei geschlossenen Glasplättchen in Kreis- oder Herzform, als Brosche, Vortrecknadel u. s. w. Wie viele haben nicht schon ein solches Glückssymbol erstanden, ohne zu ahnen, daß das zierliche vierblättrige Blättchen zwischen den geschlossenen, goldumspannten Glascheiben in Wirklichkeit gar kein Kleeblättchen ist. Unsere Kunsthandwerker sind erfinderische Leute, und so haben sie denn bald, auch ohne ausgeprägte botanische Kenntnisse zu besitzen, herausgefunden, daß es außer dem Klee noch andre Pflanzen gibt, deren Belaubung dem echten Klee täuschend ähnlich sieht und daneben noch den Vorteil hat, stets vierteilig zu sein. Diese vierteiligen kleeartigen Blätter sind es, die gegenwärtig zur Fabrikation „glückbringender“ Anhängsel verarbeitet werden. Da wächst zunächst in unseren Sümpfen eine kryptogamische Pflanze, wissenschaftlich *Marattia quadrifolia* genannt. Ihr Name deutet schon auf die Vierteiligkeit hin. Diese heimische Pflanze hat Ver-

wandte in Amerika und Australien, die wir in den botanischen Gärten auffuchen können. Es handelt sich um Sumpfgewächse, die in ihrer zierlichen Belaubung sich eben nur durch das permanent vorhandene vierteilige Blatt vom normalen Kleeblatt unterscheiden. Die zweite, Glückskleeblätter liefernde Pflanzenart ist der größer belaubte Sanerleer, wissenschaftlich *Oxalis* genannt. Seine Blätter sind etwa doppelt so groß als diejenigen der *Marattia* und mit der dunkeln Zone ausgestattet, die vielen echten Kleearten charakteristisch ist. Selbstverständlich ist auch der Sauerleer mit dem echten Klee nicht verwandt, seine deutsche Bezeichnung verbannt



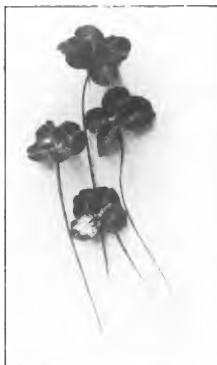
Rockkleeplanze mit drei-, vier- und fünfteiligen Blättern

er lediglich dem kleeartigen Blatt. Er hat eine rübenartige weiße Wurzel, die, in Salzwasser abgekocht, in Scheiben geschnitten, mit Essig, Öl, Pfeffer und Salz zu einem wohlschmeckenden Salat verarbeitet werden kann. Das Pflänzchen ist ganz allgemein bekannt, und so ist es begreiflich, daß sich viele Gärtner die Glückskleemode dienstbar machten, den vierblättrigen Klee im großen in Töpfen zogen und auf den Markt brachten. Das Töpfchen, das vielleicht einen Wert von zehn Pfennigen haben mochte, wurde in den letzten Jahren in den Blumen-geschäften zum Preise von ein bis zwei Mark verkauft. Wer einmal die von Tausenden von Zuseh-tern umschwirrten Blütenbälle des echten Klees eingehender betrachtet hat, wird beim Blühen des Glückspflänzchens bald herausgefunden haben, daß sein Glücksklee unmöglich echter Klee sein kann. Die rosafarbenen Blüten des Sauerklees sind sehr hübsch, aber mit Kleeblüten haben sie nichts gemein.

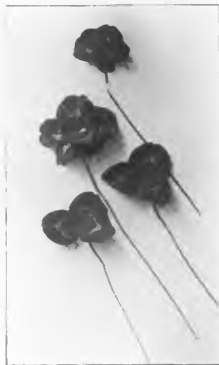
Um nun vom falschen Glücksklee zum echten zu gelangen, hat man Zuchtversuche angestellt, die nicht ohne Erfolg geblieben sind. Zwei unserer heimischen Kleearten neigen am ausgeprägtesten zur Vierblattbildung hin: der Weißklee und der Rotklee. Der Weißklee ist einer der häufigsten Unkräuter und wird auch oft mit Bedacht unter den Gartenrasen gesät, weil er zur Bildung eines dichten Teppichs beiträgt. Kürzlich animierte mich eine Schar Kinder, ihnen zu helfen, in einem mit Weißklee durchwachsenen Rasen nach Vierblättern zu suchen. Das Ergebnis war ein überraschendes, denn schon nach wenigen Minuten hatten wir zehn Vierblätter gefunden. Ebenso erfolgreich dürfte das Suchen nach Vier-

blättern beim Rotklee sein. Soweit ich unterrichtet bin, hat zuerst der Botaniker Hugo de Vries erfolgreich versucht, durch Zuchtwahl das vierblättrige Kleeblatt konstant zu züchten. Er schreibt: „So selten die Vierblätter im Freien sind, so leicht ist es, deren viele Hunderte zu haben, wenn man nur erst im Besitz der erblichen Masse ist. Von dieser Masse scheinen im Freien gelegentlich einzelne Exemplare vereinzelt vorzukommen; es gilt nur, sie aufzufinden, zu isolieren und zu vermehren.“ Durch sorgfältige Auswahl derjenigen Pflanzen als Samenpflanzen, die am meisten Vierblätter zeigen, und dann wieder durch Auswahl der nachgezüchteten Sämlinge kommt man schließlich so weit, Glückspflanzen zu züchten, die konstant einen gewissen Prozentsatz von Vierblättern bringen. Das beste bisher bekannte Ergebnis belief sich auf 14 Prozent Vierblätter. Dann zeigte es sich aber, daß weitere Zuchtwahl keinen höheren Prozentsatz an Vierblättern ergab; die Natur läßt sich eben

nur bis zu einem gewissen Grade meistern, dann aber versagt alle menschliche Kunst vor der Fähigkeit der Pflanzen. Die konstantesten Glückspflanzen hat der Weiß- oder Steinklee geliefert und zwar in einer sehr hübschen rotblättrigen Sorte. Ihm hat sich in neuerer Zeit noch der Rotklee hinzugesellt, dem man in seiner typischen Art die Vier- teilung des Blattes anzüchtete. Kürzlich erhielt ich jene Glückspflanze des Rotklees, die diesen Zeilen als Abbildung beigegeben ist. Wenn wir das Bild deutlich betrachten, so können wir verschiedene Vierblätter unter den vorherrschenden dreiteiligen Urblättern herausfinden. Es treten aber auch „Glücksüberblätter“ aus mit fünfteiligen Blättern. Um dies deutlicher zu veranschaulichen, habe ich von der abgebildeten Pflanze eine Anzahl Blätter ab- geschnitten und zu Bildern zusammengestellt. Das



Vierteilige Glückskleeblätter



Normale dreiteilige und fünfteilige Kleeblätter

eine Bild zeigt echte Glückblätter, das zweite die drei- und die fünfteiligen Blattformen. Welchen Einfluß solch eine Pflanze wie die abgebildete, in der Häuslichkeit gepflegt, auf die Gestaltung eines glücklichen Familienlebens auszuüben vermag, habe ich als Junggefellte leider nicht feststellen können. Ich glaube aber annehmen zu müssen, daß das vierblättrige Kleeblatt als Glücksbringer etwa den gleichen Wert hat wie der Frosch als Wetterprophet. Ein einzelnes Vierblatt scheint mir zur Herbeiführung einer unerhöschlichen Glücksfülle nicht auszureichen. Dieses Ideal wird erst erreicht sein, wenn es der Kunst der Gärtner gelungen ist, Kleepflanzen zu züchten, die weder drei- noch fünfteilige Blätter, sondern ausschließlich die glückverheißenden Vierblätter bringen. Bis zur Erreichung dieses Zieles hat es aber noch gute Wege. Ist es einmal erreicht, so möge man für den Glücksklee den Namen *Quadrifolium* statt des bisherigen *Trifolium* wählen.

Max Hesdörffer



Der lachende Kavalier
Nach dem Gemälde von Frans Hals



Die Feldgeschützfrage

Es war zur Zeit der allgemeinen Einführung der Magazingewehre, daß Kaiser Wilhelm I. bei Besichtigung des Museums einer norddeutschen Stadt ein aus dem Dreißigjährigen Kriege stammendes Gewehr vorgelegt wurde, das als Mehr-lader eingerichtet war. Der Kaiser betrachtete es mit Interesse und sagte: „Es ist doch alles schon dagewesen.“ Tatsächlich finden sich noch mehr Beispiele sehr sinnreich ausgedachter Vorläufer der modernen Repetiergewehre, wie z. B. das Zeughaus zu Luzern und das Münchener Bürgerzeughaus Magazingewehre mit Steinschloß aus dem 17. Jahrhundert enthalten sollen. Das Wort des Kaisers ist aber nicht weniger auf die schwere Feuerwaffe, auf das Geschütz als auf die Handfeuerwaffen anzuwenden. Bekanntlich ist das Hinterladungs-geschütz keine Erfindung der Neuzeit, und dessen verschiedene Verschlusssysteme basieren alle auf Ideen, deren Ausführung wir an zahlreichen, in unsern Zeug-häusern aufbewahrten, jahrhundertalten Kanonen angestrebt sehen. Sie geben in einfachster, man möchte sagen rohester Form das Vorbild dessen, was mit Hilfe der seitdem so mächtig vorgeschrittenen Technik bei den modernen Geschützen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Es ist interessant, zu beobachten, wie diese Ideen unsrer Vorfahren, nachdem man sich jahrhundertlang — mit verhältnismäßig wenig Erfolg — mit der Ver-vollkommnung der Vorderladegeschütze abgemüht hat, nach langer Vergeßtheit wieder aufgegriffen wurden und nicht wenig dazu beitrugen, die modernen Geschütze zu einer außerordentlichen Höhe der

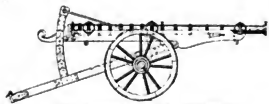


Fig. 1. Feldgeschütz des 15. Jahrhunderts
(Nach Frobenius, „Weltgeschichte des Krieges“)

ballistischen Leistung in kurzer Zeit zu entwickeln. Man kann sagen, daß diese jetzt bei den Artillerien aller europäischen Staaten annähernd auf gleichem Niveau steht; es handelt sich aber augenblicklich nicht um die Rohre und ihre Verschlüsse, sondern um die Lafettierung; und es ist auffallend, daß man auch hierbei auf die ursprüngliche Lagerung des Rohres, wie sie bei den Schießgeräten des 15. Jahrhunderts üblich war, zurückzugreifen ge-nötigt ist.

Man wußte bei der ersten Benützung größerer Feuerrohre diese nicht anders handlich zu machen als durch feste Verbindung mit einer ihrer Form angepassten hölzernen „Lade“, man schäffte sie also ähnlich wie die Handfeuerwaffen. So ge-schäft wurden die Rohre mit festen oder fahrbaren Untergerüsten verbunden und, wie die Figur 1 zeigt, in einfachster Weise (vorn drehbar um eine wa-rechte Achse, hinten hebbbar mittels einer Rich-tungsmaschine) für die Veränderung der Höhenrichtung

eingerichtet. Diese Schäftung wurde überflüssig, als man die Rohre mit Schießzapfen versah, mit denen sie unmittelbar drehbar in das Schießgerüst gelagert werden konnten; damit war die Teilung in eine Ober- und Unterlafette fallen gelassen, bis man in neuester Zeit darauf zurückkam, um den Uebelständen, wie sie der starren Verbindung zwischen Rohr und Lafette anhaften, abzuhelfen. Der Rückstoß, den das Rohr bei jedem Schuß erhält, und der genau so stark ist wie die gegen das Geschöß geäußerte Kraft der Pulvergase, überträgt sich bei den bisherigen Lafettenkonstruktionen unmittelbar auf die Lafette und wirft diese zurück; die Be-dienungsmannschaften sind deshalb gezwungen, vor Abgabe jedes Schusses, um nicht überfahren zu werden, vom Geschütz zurückzutreten, müssen dann dieses in die Feuerstellung wieder vorschieben und aufs neue auf das Ziel richten; mit alledem ist nicht nur eine bedeutende Arbeitsleistung, sondern auch großer Zeitverlust und Ungenauigkeit im Schießen verbunden. Nachdem mit den modernen Rohrkonstruktionen eine überaus große Treffsicher-heit erreicht war, mußte man daran denken, diese auch nutzbar zu machen durch Fixierung des Ge-schützes in der Stellung, für die Höhen- und Seiten-richtung ermittelt waren, also den Rücklauf zu beseitigen. In der einfachsten und primitivsten Weise suchte man dies durch Hemmen der Räder und sozusagen Festnageln des Lafettenschwanzes am Boden zu erreichen; dieser wurde mit einem Sporn oder richtiger Spaten versehen, der durch den Trud des Rückstoßes in den Boden fest eingedrückt wird. Es ist leicht verständlich, daß dessen ganze Kraft nun, da die Lafette sie nicht durch die Arbeit des Zurücklaufes gewissermaßen aufheben kann, sich gegen deren Konstruktionsteile wendet und diese zu lodern und zu zertrümmern sucht: die Lafette kommt in Gefahr, zerknickt zu werden, und bedarf dem-entsprechend in allen Teilen größerer Widerstandskraft. Besonders bei kleinem Elevationswinkel wirkt der Rückstoß aber auch hebend auf die Lafette, und zwar um so mehr, je kürzer diese, bezw. der Lafettenschwanz, und je größer deshalb der Lafettenwinkel (den die Lafette mit dem Erdboden bildet) ist; also das Geschütz bockt und kommt dabei aus der Richtung, so daß ein Nachrichten, d. h. Kontrollieren der Richtung, nach jedem Schuß notwendig wird. Eine Verbesserung brachte die Firma Friedrich Krupp an dem Spaten an, indem sie ihn bei ihrer Federporklafette mit starren Federn versah, die einen Teil des Rückstoßes aufnehmen, bezw. absorbieren. Eine gründliche Abhilfe leistet aber nur eine Lafette mit „langem Hohlrücklauf“, wie sie in der Abbildung eines Kruppischen Feldgeschützes von der Düssel-dorfer Ausstellung zur Anschauung kommt (Fig. 2). Dieses zeigt, wie das Geschütz des 15. Jahrhunderts, Unter- und Oberlafette. Letztere, jetzt „Wiege“ ge-nannt, ist selbstverständlich in den Vorrichtungen zum Nehmen von Höhen- und Seitenrichtung außer-ordentlich vervollkommenet, unterscheidet sich aber namentlich dadurch von jenem, daß das Rohr in der Oberlafette nicht festliegt, sondern auf ihr zurück-gleiten kann. Diese genau in der Richtung seiner

Nache bei jedem Schuß von dem Rohr ausgeführte Bewegung wird durch eine Flüssigkeitsbremse verlangsamt, die unter der Wiege angebracht ist und durch ihre Betätigung die Kraft des Rückstoßes absorbiert. Um aber dann das Rohr auch selbsttätig wieder in die Feuerstellung vorzubringen, bedarf es einer „Vorholeneinrichtung“, und deren verschiedenartige Ausgestaltung und Brauchbarkeit ist es vornehmlich, die die Unterschiede der zur Sprache kommenden Systeme ausmacht.

Das Geschütz der französischen Firma Schneider-Ganet und das französische Feldgeschütz M 97, das von jenem wenig abzuweichen scheint, besitzt neben der Flüssigkeitsbremse noch eine Luftbremse, die durch den Rücklauf in Spannung verkehrt wird und hierauf das Vorholen bewirkt. Wohl nicht ganz ohne Berechtigung bezweifelt man die Zuverlässigkeit dieses Apparates, dessen Wirksamkeit durch das geringste Undichtwerden einer seiner Verbindungen aufgehoben werden kann; das Rohr kann allerdings vor der Bedienung nötigenfalls auch mit der Hand vorgebracht werden, jedoch ist damit doch ein Kraft- und Zeitverlust verbunden, der dem Zweck widerspricht. Das „Ehrhardt-Geschütz“ der Rheinischen

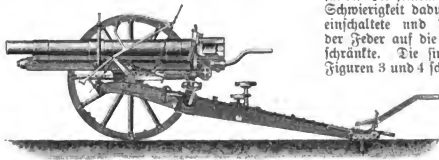


Fig. 2. Krupp's 7,5 Centimeter-Rohrrücklauf-Feldgeschütz 1901

Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf (1900) benutzt als Vorholer mehrere übereinander geschobene Schraubenfedern verschiedenen Durchmessers, und hiergegen macht man geltend, daß die Herstellung der für eine starke Artillerieausrüstung erforderlichen großen Menge solcher Federn von gleicher Güte und Leistungsfähigkeit auf unüberwindliche technische Schwierigkeiten stoßen müsse, daß aber das Springen einer solchen Feder leicht ein Klemmen infolge des Sichineinanderchiebens der Bruchstücke bewirken würde. Die Firma Friedrich Krupp, die ihre Versuche mit Rohrrücklauf seit den achtziger Jahren aufgegeben hatte, da die Feder- und Spornlafetten für den Kriegseinsatz geeigneter zu sein schienen, gewann erst in den letzten Jahren angesichts der von andern Fabriken erreichten Ergebnisse auf dem Gebiet des Rohrrücklaufs wieder Interesse für diesen und wußte dann binnen kurzem ihre führende Stellung auf ihm wieder zu erringen. Wie ich im allgemeinen für den vorliegenden Zweck der Orientierung die Beschränkung auf die wichtigsten Punkte für geboten erachte, so halte ich es für hinreichend, die Rücklaufvorrichtungen des ersten Modells von 1901, wenigstens diese wie die ganze Lafette seitdem mehrere nicht unwichtige Verbesserungen erhalten haben, kurz zu skizzieren.

Die Unterlafette wird durch einen zum Umlappen eingerichteten Spaten festgestellt; das Rohr wird auf der Oberlafette mit ein paar Klauen geführt, mit seinem hinteren Ende ist der Bremszylinder der

Flüssigkeitsbremse, die unter der Gleitbahn liegt, fest verbunden, während deren Kolbenstange vorn an der Wiege befestigt ist. Wenn nun beim Schuß Rohr und Bremszylinder zurücklaufen, fließt die Flüssigkeit des letzteren unter dem Druck des feststehenden Kolbens durch enge, in diesem befindliche Oeffnungen aus der einen Kammer des Zylinders in die andre; gleichzeitig wird durch die Rückwärtsbewegung des Rohres eine den Bremszylinder umgebende starke Schrauben (Vorhol-)feder zusammengebrückt, wodurch einerseits der Rücklauf noch vermindert, andererseits die Kraft gewonnen wird, um das Rohr (mittels der sich wieder ausdehnenden Feder) wieder in die Feuerstellung zurückzuführen. Hierbei sichert die Flüssigkeit, die durch engere Oeffnungen in die erste Kammer zurückfließt, die stetige Ruhe der Bewegung.

Der Verwendung einer einheitlichen Vorholfeder stellte sich anfangs eine Schwierigkeit entgegen. Da eine Schraubenfeder höchstens auf die Hälfte ihrer Länge zusammengepreßt werden kann und der Rohrrücklauf mehr als einen Meter beträgt, mußte die Feder die doppelte Länge haben, also über 2 Meter lang sein, wobei sie unter der Wiege keinen Platz fände. Bei seinem ersten Modell half Krupp dieser Schwierigkeit dadurch ab, daß er einen Rollenzug einschaltete und dadurch die Zusammenpressung der Feder auf die halbe Länge des Rücklaufes beschränkte. Die sinnreiche Einrichtung ist in den Figuren 3 und 4 schematisch dargestellt. Das Rohr A

gleitet mit den Klauen k auf der Gleitbahn der Wiege beim Schuß zurück und nimmt den fest verbundenen Bremszylinder B mit, wobei die an der Wiege befestigte Kolbenstange C um die ganze Länge des Rücklaufes aus dem Zylinder heraustritt.

Das Zusammenpressen der Vorholfeder f wird durch einen Druckring r bewirkt, der jederseits des Bremszylinders mit einer Seilrolle s fest verbunden ist; über diese Rollen laufen zwei Drahtseile, die vorn am Bremszylinder, hinten an der Wiege befestigt sind (a und b). Beim Zurückgehen des Zylinders bleibt also b stehen, a gleitet mit zurück, der Druckring r wird, gehalten durch die Seile, nur um die halbe Rücklauflänge dem durch ihn hindurchgleitenden Zylinder folgen können und demnach auch die Feder f nur auf die halbe Länge zusammenpressen. Bei den späteren Konstruktionen hat Krupp den Rollenzug zu beidseitigen genutzt, aber auf welche Weise, ist Geheimnis der Fabrik.

Nach den Kriegserfahrungen der letzten Jahrzehnte kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Güte der Waffen die Leistungsfähigkeit der Truppen wesentlich beeinflusst, und zwar ist es vornehmlich das Vertrauen auf deren Zuverlässigkeit, was diese mutig und siegesgewiß das Schwere unternehmen läßt. Mit der Erkenntnis, daß eine Steigerung der Feuergewindigkeit für die Feldartillerie dieselbe Bedeutung hat, wie man sie für die Handfeuerwaffen aus tatsächlichen Erfolgen herleiten konnte, beiferten sich alle europäischen Armeen, den hierauf zielenden Verbesserungen der Lafetterung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie sahen sich genötigt, ihre Artillerien mit Schnellfeuergeschützen auszurüsten, sobald ein kriegsbrauchbares und leistungsfähiges Modell dafür gefunden war; denn

die Vernachlässigung einer zeitgemäßen Bewaffnung und Ausrüstung ist gleichbedeutend mit dem Verzicht auf den Sieg, und das Vortragen einer Großmacht mit der Einführung von Schnellfeuergeschützen



Fig. 3. Stellung bei dem Rücklauf

mußte notgedrungen die andern zur gleichen Maßnahme veranlassen. Deutschland nahm Krupp's Federpistolnlafette an, da die Rohrrücklaufslafetten, in den ersten Stadien der Entwicklung begriffen, noch nicht kriegsbrauchbar erschienen. Frankreich führte, nur ein Jahr später (1897), eine Rohr-



Fig. 4. Vorholteinrichtung, Feuerstellung

rücklaufslafette ein, deren Feuergeschwindigkeitsleistung wesentlich größer ist. Das Geschütz steht während des Schießens absolut still, die Bedienung, d. h. Nichten und Laden, kann sofort nach Abgabe des Schusses erfolgen, so daß die dafür verwendete Zeit sich auf Definieren und Schließen des Verschlusses und Einbringen der Patrone beschränkt. Die Richtvorrichtungen gestatten, daß ein Mann die Richtung nimmt, während ein zweiter unabhängig davon gleichzeitig die Erhöhung regelt, und da sie nicht mit dem Rohr, sondern mit der Wiege verbunden sind, kann dies schon während des Zurückschießens und Vorgleitens des Rohres stattfinden. Auf eine recht wesentliche Zutat, den Schuttschild, komme ich später.

Während der Vorgang Frankreichs den andern Großmächten nahelegte, mit der Einführung der Rohrrücklaufslafetten baldigst nachzuziehen, und die Berichte seiner Zeitungen voll des Lobes waren, erregten doch zwischen durchlaufende Gerüchte, daß das Anstellengehen des neuen Geschützes zu viel Zeit beanspruche, daß die Bremsvorrichtung wenig zuverlässig und im Felde nicht zu reparieren sei, daß endlich die Kavallerie das Geschütz ablehne, weil es eine schnelle Richtungsänderung nicht gestatte, so viel berechtigtes Mißtrauen, daß man vielfach sogar Bedenken trug, in Versuche einzutreten. Die Kleinstaaten, in erster Linie Norwegen und die Schweiz, erwarben sich das Verdienst, solche in gründlichster Weise durchzuführen, und zwar sind die der Eidgenossenschaft deshalb von besonderem Wert, weil man hier nach den ersten Versuchen (1897 bis 1900) beschloß, von Rohrrücklaufslafetten ganz Abstand zu nehmen, im Jahre 1901 aber einen Vergleichsversuch des inzwischen fertiggestellten Krupp'schen Rohrrücklaufgeschützes mit vier andern — Skoda (Oesterreich), Schneider-Canet, Nordenfeli-Coderill und Ehrhardt — anstellte und hierbei zu dem einstimmig gefaßten Beschluß kam, eine Batterie von Krupp'schen Rohrrücklaufgeschützen zu bestellen und diese einem Vergleichsversuch mit der Federpistolnlafette derselben Herkunft zu unterziehen. Die beiden Erzeugnisse der deutschen Firma waren dadurch als die besten anerkannt und hatten nur noch den Kampf miteinander zu bestehen. In Nor-

wegen, wo sich Krupp an der Konkurrenz nicht beteiligte, siegte das Ehrhardt-Geschütz; in Schweden endigten die Versuche wie in der Schweiz mit der Konkurrenz zwischen den beiden Konstruktionen Krupp's:

die Federpistolnlafette ist für die Kavallerie bereits angenommen, betreffs der fahrenden Batterien ist ein Beschluß noch nicht bekannt geworden. In Oesterreich-Ungarn, wo gleichfalls einige Zeit später Versuche angestellt wurden, ist man noch nicht zum Abschluß gekommen, woran wohl das berechtigzte Bestreben, ein allen Ansprüchen genügendes Erzeugnis

der inländischen Industrie zur Einführung zu bringen, ein gut Teil Schuld trägt. Rußland ist im Begriff, ein Rohrrücklaufgeschütz inländischer Konstruktion, über das wir wenig wissen, einzuführen. So wird auch für Deutschland die Frage dringend, ob es von Krupp's Federpistolnlafette zu seiner Rücklaufslafette übergehen soll; nach den neuesten Meldungen will man erst noch das Endergebnis der schweizerischen Versuche mit Krupp'schem Rohrrücklaufgeschütz und Krupp'schem Feldgeschütz ohne Rohrrücklauf abwarten.

Ich habe noch einen Punkt zu berühren, der neuerdings so in den Vordergrund getreten ist, daß man auf ihn die Notwendigkeit, zum Rohrrücklauf zu greifen, gegründet hat; nur dessen Anwendung gestattet nämlich die Anbringung von Schuttschilden an der Lafette. Dies technisch zu begründen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Das französische Feldgeschütz besitzt schon Schilde von Stahlblech, die bei 4 Millimeter Stärke genügen, Gewehrgehose (und Schrapnellkugeln) bis auf 300 Meter Entfernung abzuweisen. Die beiden Leute, die hinter diesem Schild beiderseits der Lafette sitzen, sind dadurch sehr gut gedeckt, zwei weitere aufrecht stehend wenigstens zum größten Teil (die Schilde haben 1,40 Meter Höhe), der neben dem Geschütz aufgefahrene und umgekippte Munitionswagen bietet mit seinem gepanzerten Boden und den geöffneten Türen dem mit Tempieren und Zureichten der Munition beschäftigten Teil der Mannschaft einen noch besseren Schutz. Wenn nun auch durch die schmalen Zwischenräume und über die Deckung hinweg noch Geschosse die Bedienungsmannschaft erreichen können, ist doch deren Sicherung so ausgiebig, daß es einer unbeschützten Batterie ohne Zweifel unmöglich sein würde, im Kampf mit einer beschützten die Oberhand zu gewinnen. Sie wäre, wie General Rohne richtig sagt, in der Lage eines Holzschiffes gegen ein gepanzertes und einer umgedeckt stehenden gegen eine im Schützengraben liegende Schützenglinie.

Man kann nicht behaupten, daß man noch vor wenig Jahren in Deutschland den Schuttschilden viel Vertrauen entgegengebracht hätte; aber Männer von der artilleristischen Autorität der Generale Rohne und von Reichenau haben in neuester Zeit ihre Ansicht vollständig geändert, da es der Technik gelungen ist, die Vorteile der Schilde mit der in erster Linie zu verlangenden ballistischen Leistung und Beweglichkeit zu vereinigen. Sie verlangen die Einführung der Rohrrücklaufslafetten mit Stahlschilden, da die deutsche Artillerie ihrer Ansicht nach sonst ihre Aufgabe zu erfüllen nicht mehr imstande ist. Freilich ist es bei der Gründlichkeit, mit der wir Deutschen alle Fragen zu erfassen pflegen, nicht zu verwundern, daß die Ansichten über die Ausgestaltung des neuen Geschützes weit auseinander

gehen: Meichenau faßt vor allem den Kampf zwischen Batterie und Batterie ins Auge und kommt zu einem Gewicht des Panzers von „mindestens 150 Kilogramm“, da ihm der französische Schild nicht genügt und er auch die Planken gedeckt wissen will. Ein solches Gewicht würde ein 7,5 Centimeter-Geschütz viel zu schwer machen, und deshalb verlangt er ein kleinkalibriges Rohr, das, nicht mit Schrapnell, sondern mit Sprenggranaten ausgerüstet, die Schilde zu durchschlagen vermag. Dagegen betont Rohne, daß die Artillerie nicht im Geschützduell, sondern in der Unterstützung der Infanterie ihre Hauptaufgabe zu suchen habe, also in erster Linie nicht die Vernichtung der feindlichen Batterien, sondern die der Infanterie aufstreiben und deshalb mit geringerer Deckung sich begnügen und das gegen menschliche Ziele wirksamere Schrapnell beibehalten müsse, um so mehr, als die Zerstörung der Schilde eine unerschwingliche Menge von Munition erfordern würde.

Gleichzeitig mit diesem Kampf der Meinungen beginnt das Ringen zwischen Panzer und Geschütz, dem wir so lange schon auf dem Gebiet der

Festung und Marine folgen, auch auf dem Gebiet der Feldartillerie: Krupp hat mit 10 Gramm schweren Stahlschrapnellkugeln die Schilde von 3 Millimeter Stärke durchschlagen, und in Frankreich soll man infolgedessen an deren Verstärkung und Gewichtssteigerung denken, ein bedeutliches Vorhaben, da die Geschütze schon mit den jetzigen Schilden das im allgemeinen als zulässig erachtete Gewicht überschreiten. Diesen Kampf abzuwarten, glaubt Rohne nicht raten zu dürfen, da wir sonst mit der Einführung der unentbehrlichen Rohrrücklaufgeschütze leicht zu spät kommen möchten; er erblickt auch in der Gefährdung durch Stahlfugeln kein Hindernis, da die Deckung immer noch (gegen Infanterie) wesentliche Vorteile biete und erfahrungsgemäß die vollständige Unverwundbarkeit bisher auf keinem Gebiete erreicht werden konnte. Die Neubewaffnung würde keine unerschwinglichen Kosten verursachen, da Rohre und Munition, also das Teuerste, beibehalten werden könnten. Jedenfalls kann man der bevorstehenden Entscheidung dieser Frage mit gespanntem Interesse entgegensehen.

H. Frobenius

Rosenstrauß

Blank liegt der Platz im Sonntagmorgenputz,
Von Menschen leer; mein Cöchterchen allein
Im roten Käppchen, ganz im feierstaal,
Stapft wick'gen Schritts mit ihren schwarzgestrümpften
Dreijähr'gen strammen Beinen drüber weg,
Im Häuschen einen mächt'gen Rosenstrauß.
Denn drüben, wo die grünen Läden sind,
Dort wohnt die allerbeste Grossmama,
Die so viel Zucker hat und Märchen weiss,
Die herrlichsten, und heut hat sie Geburtstag.
Und unser Hildchen will ihr gratulieren,
Mit einem grossen, schönen Rosenstrauß!

Da trappi sie hin! Stillschmunzelnd blick' ich nach
Und schlage Rad vor lauter Vaterstolz,
Gespreizt wie'n rechter Plau...

Herr Gott, mein Himmel!

Was ist denn das? Mit grossen Säten springt
Auf einmal aus dem Hofstor nebenan
Das ries'ge Doggenvieh, das niederträcht'ge,
Und legt mit lautem Bellen üben Platz,
Grad auf mein Hildchen los, der biss'ge Köter,
Und bleibt breitpatzig vor der Kleinen stehn.
Die — andre Gören hätten losgebrüllt
Aus voller Kehle —, fest in beide Hände
Nimmt sie den Strauß und beugt sich vornen über
Und hält jutraulich ihm dem wilden Burschen
Dicht unter seine breite Doppelnase.
Ich hör' sie förmlich sagen: „Stille, Pitt!
Willst mal an meinen schönen Rosen riechen?

Sie sind für meine liebe Grossmama,
Die soll sie heute zum Geburtstag kriegen;
Da, riech mal! Aber must auch Hatschie machen!“
Noch schlägt das Herze mir zum Hals herauf,
Und schon, nach kurzem Schnobren heizt das Vieh
In täpp'schen Säten, seiner Freiheit froh,
Der angemassnen, seines Weges weiter,
Und taplern Schritts mit ihren schwarzgestrümpften
Dreijähr'gen strammen Beinen stapft mein Hildchen
Dem Hause mit den grünen Läden zu,
Zur Grossmama, als wäre nichts geschehn,
Mit ihrem grossen, schönen Rosenstrauß.

Mir aber klingi's durchs Herz, als hätt' ein Engel,
Ein lächelnder, zu meinem Kind gesprochen,
Und dankbar sprech' ich nach das Segenswort:
„Du, holde Menschenblume, sei getrost!
Mit deiner Kindessele sichern Muts
Geh fröhlich auf des Lebens schmalen Gassen
Und unbewachten freien Plätzen hin.
Und rennt ein täpp'scher Hund, ein wüster Wicht,
Dich dräu'nden Laufes an, halt ihm der Hmut,
Der reinen Anschuld vollgewundenen Strauß
Mit heiterm Sinn als Schild und Wehr entgegen,
Und vor der Kraft der Schönheit soll gebannt
Der Ungeschlachte stehn und schadlos weichen,
Und sieghaft sollst du deine Strasse wandern,
Ein blumentragend sonnig Sonntagkind,
Wie heut mit deinem schönen Rosenstrauß!“

Fritz Erdner



Jan Mientwegen

Erzählung

von

Luise Westkirch

Pfingstamstag war's. Schnakenbergers waren heut nicht zum Torfstechen gegangen. Die Vorbereitungen zum Fest forderten alle Hände. Zudem verlagten Kort Schnakenberger, dem Bauern, die Kräfte. Nehn Wochen lang von morgens drei bis zum Abendstrahl in einem Wasserloch stehen und die widerpenstige Masse herausladen, -tragen, -brechen, ist eine schwere Sache für einen Fünfziger, den das Fieber plagt. Er hatte geschlafen bis mittags um zwölf. Jetzt saß er, von Frost geschüttelt, auf dem Strohfessel dicht vor dem Feuerloch, über dem der rußige Kessel dampfte. Geschmargret (Gefina Margarete), die Bäuerin, lauerte ihm gegenüber und scheuerte mit weit ausholenden Armbewegungen die Zinnsschüsseln zum Fest. Im Backtrog neben der Leiter, die zu dem oberen Geschoß, der sogenannten Hille hinaufführte, kuetete Wöbke, die einzige Tochter des Hauses, mit aufgeschürzten Hemdärmeln den Teig zu den Feistluden. Keines sprach. Nur das Klatschen des zusammengeschlagenen Teiges mischte sich mit dem Klirren des Zinns auf der Steinmosaik des Fletts. Selbst die Kühe standen lautlos wiederkäuend, und der Braune ließ die Ohren hängen und träumte.

Das Gesicht des Bauern war sorgenvoll. Während seine hellen, tiefliegenden Augen durch die kleinen Scheiben der Flettsfenster über seinen Hof hinausgeschweiften, über die Tannen und Buchen am Backofen, das Stüdchen grüne Wiese bis zu der Windmühle des Nachbargrundstücks, die gepensterhaft im frischen Winde ihre blutroten Flügel drehte, quälte ihn genau derselbe Gedanke, den Geschmargret durch ihre heftigen Schwebewegungen gern übertäubt hätte: es ging nicht länger! So ging's nicht länger. Die Wirtschaft konnte in dieser Weise nicht fortbestehen. Die Kolonistenstelle, auf der Schnakenbergers saßen, war ein schöner Moorhof mit weidläufigen Wiesen und Aedern, mit ausgedehnten Torfgründen, ein Feld für die Betätigung vieler Menschenkräfte. Schnakenbergers hätten sechs Söhne haben müssen, statt dessen hatten sie nur eine einzige Tochter, und mit bezahlten Leuten kam man nicht auf die Kosten. Wie sollte ein fieberkranker Mann gleichzeitig die Torfstöcher draußen im Moor und die Pflüger beim Hof im Auge behalten? So lag vieles brach. Schnakenberger richtete sich klein ein, versäufte auf manches, was die Nachbarn sich gönnten. Trotzdem, wenn

er nicht zufällig, seit seine Gesundheit ernstlich zu schwanke anfang, den zuverlässigen Knecht, den Jan Puvoegel gefunden hätte, wäre es ihm schlimm ergangen. Aber Knechte kommen und gehen, eine Bauernwirtschaft braucht vor allem Stetigkeit.

Vorwurfsvoll blickte er auf die Tochter, deren pralle, nackte Arme sich rüstig regten, während der ganze Körper in jugendlicher Spannkraft mitfeberte. Schon zwanzig Jahre war sie nun und hatte ihm noch den Schwiegerlohn nicht zugeführt, die Entlastung seines Alters. Sie lachte den Bauernjodhnen ins Gesicht, die gern in den Schnakenbergerschen Hof eingeheiratet hätten. Aber das mußte und sollte anders werden. Er würde ein Machtwort sprechen. Eben setzte er dazu an, da wurde die Haustür geöffnet. Jan, der Knecht, schob sich herein. Er war ein mittelgroßer Mensch mit ansgearbeiteten Gliedern und einem wenig beweglichen, eigensinnigen Bauerngesicht. Es lag Masse in diesem Gesicht wie in Körperbau und Haltung, echte Bauernrasse. Denn Jan war aus dem alten, angesehenen Geschlecht der Puvoegel auf der Geest. Nur hatte sein Vater, ein jüngerer Sohn, nicht Zeit behalten, irgendwelchen Besitz zu erwerben. Er war seiner jungen Frau in Jahresfrist nachgestorben, und weil bei den andern Puvoegels im Augenblick eher Ueberfluß als Mangel an Kindern herrschte, wurde der kleine Jan ansgetan. Von seinem zwölften Jahr an war er dann in Dienst gewesen. Er kam sich selbst wie ein ganz alter Mann vor, weil er schon so lange auf eignen Füßen stand, obgleich er in Wirklichkeit erst achtundzwanzig Jahre zählte.

Sobald der helle Strohkopf unter dem rußgeschwärzten Türbalken sichtbar wurde, stand Geschmargret vom Boden auf, nahm die braune Kanne voll Zichorienaufguß vom Dreifuß, mo sie über glühenden Torfbroden warm gestanden hatte, und setzte sie auf den großen Tisch zwischen den Brotlaib und den Zinnbecher. Sie sprach nicht.

Jan dankte auch nicht. Schweigend fäbelte er sich eine dicke Scheibe Brot herunter, füllte seinen Becher. Als er satt war, stieß er das Messer wieder in den Brotlaib, wuschte sich den Mund, stand auf. Und nun erst rebete er: „Wenn Bujahn nt Bremen nu mientwegen use Farrens (Ferkel) löpen woll?“ Schnakenberger hob den Kopf. „Twintig Mark mutt ik vör jebereen hebben.“

„Tiefuntwintig,“ sagte Jan und nickte. „Wenn

de Kierl dat mientwegen nich betahlen will, denn so kann he mientwegen leet to Huus föhren.“

Als er der Tür zuschritt, drehte Wöbke sich um: „Jan Mientwegen! Kannst mi mientwegen de Koksens (Ruchen) in'n Badaben dragen, Jan Mientwegen.“

Jan hörte nicht mehr. Er war schon draußen. Aber des Bauern verhaltener Groll brach nun los: „Holl dien Enabel, onloose Deern! It wull got tofreden sien, wenn id en Smegerföhn vun Jan sien Dart up'n Hof hatt! Du künnst woll wat Verhängniges dohn, as onrlitke Minsken (Menschen) utspotten!“

Gesfamargret setzte bei den Worten ihres Mannes ihre Zinnshüsseln nieder und stand von den Knien auf. „Overleg di leiver, vör wat du up de Welt büst,“ mahnte sie. „Wenn du to Johanni endlikt frigen däst, dat wör mi sühr recht, un dien Badaber oot.“

Wöbke wandte sich von ihren Ruchen ab, sah ihre Eltern an. Sie hatte lustige Augen, und die Haare sprangen immer ein wenig eigenwillig aus ihren Scheiteln. „Frigen, to Johanni?“ wiederholte sie erstaunt. „Dat preßiert doch woll nich so? It weet jo gor nich, ob een mi hebbben will.“ „Snal nich so'n dumm Tüg!“ schalt die Frau. „Schall'n Badder un it us ierst dodquälen? Kief Badder an, wo he utseit. Twe Bingstbade hebbt ji jonge Käe vör ji. Un nu bibb it mi ut, dat dor en End' vun maht ward. Wi hebb all lang 'nog tömt (gewartet).“

Wöbke blidte auf ihren Vater. Er sah wirklich zum Erbarmen aus, wie er blaß und schlotternd in seinem Armstuhl lauerte. Schweigend nahm sie ein paar Ruchenleche mit den aufgerollten Ruchen und ging damit hinaus zum Backofen. Sie hatte die Stirn in Falten gezogen und nagte an ihrer Unterlippe. Diesmal war's Ernst. Sonst würden die Eltern nicht so viel geredet haben. Es kam in der Zeit des Torfstechens vor, daß tagelang nicht der Klang einer Menschenstimme über das Flett hallte. Reden ist Arbeit, und man plagte sich dann ohnedies genug. In der Sache gab Wöbke ihren Eltern recht. Sie war sich der Pflichten der Erbtöchter auf einem Hof vollkommen bewußt und dachte nicht daran, sich zu widersetzen. Nur — sie seufzte und starrte zwischen den Wipfeln der Edeltannen hindurch zum Himmel hinauf, an dem leichte weiße Frühlingswölkchen schifften. Warum hatte nur der liebe Gott, der die Welt so schön erschaffen hatte, die Dummheit hineingelegt, den Menschen zur Qual und Plage?

Als sie das letzte Blech mit den ausgebackenen Ruchen aus dem Ofen zog, sah sie ihren Vater mit kleinen Schritten aus dem Haus gehen, über die Brücke, auf die Dorfstraße und über die nächste Brücke einbiegen auf Vorsteher Bischoffs Hof. Ihre Augen wurden groß. Was Schnalenberger heut mit dem Nachbar auszumachen hatte, konnte Wöbke sich ungefähr denken. Es war da ein jüngerer Sohn, ein paar Jahre älter als sie, ein ansehnlicher Mensch. Die Eltern hatten es eilig! Ein Zug trotziger Entschlossenheit trat in Wöbkes Gesicht. Sie ging nun das Haus herum. Auf der Bank nach dem Obstgarten zu saß Jan, der Knecht, und puzte das Pferdgeschirr zur Pfingstkirchfahrt. Steif und ruhig saß er, das unbewegte Gesicht gesenkt, fast ein bißchen stumpfsinnig. Er war dafür bekannt, daß die meisten Dinge ihn gleichgültig ließen.

Wöbke trat langsam zu ihm heran. Unter dem prallen blauen Nieder hob und senkte sich ihre Brust. Bis in den Hals hinein war ihr Gesicht gerötet von dem rasch fließenden Blut. Er sah sie an, sagte aber nichts. Sie blieb stehen, starrte sich mit der Hand das widerpenfige Lockhaar hinter's Ohr und sah in den rosigen Westhimmel.

„Dat gist got Wedder to Bingsten.“

„Jo,“ sagte Jan.

Sie schob das Geschirr zur Seite, setzte sich neben ihn und sah ihn an. Wärme strahlte von ihr aus, etwas Willenskräftiges, Mitreisendes. Es verwirrte ihn. Er fühlte, um sich Haltung zu geben, mußte er etwas sagen, und so setzte er bedächtig hinzu: „Wenn dor nich mientwegen en Gewitter upkümmt.“

„Jan,“ sprach Wöbke, „worüm seggst du ümmer los (fortwährend) mientwegen? Dat mag it gor nich lieben.“

„Jo,“ meinte Jan, „denn kann it dat jo mientwegen oot nalaaten.“

Erst als Wöbke lachte, merkte er, daß er in seinen alten Fehler verfallen war, und seufzte: „Dat is nich licht.“

„Weest, wo de Ee in de Kolonie bi al heeten?“

Er nicht schuldbehaftet: „Jan Mientwegen.“

„Dat lett nich got, Jan.“

„Aee,“ gab Jan zu, „dat lett wirklich nich got.“

Er sagte nichts weiter, aus Angst, das verbotene Wort wieder zu gebrauchen. Auch Wöbke schwieg. Sie lehnte gegen die Hauswand und blickte in die Ferne, in den feinen grauen Abenddunst, der über dem Moor hing. Ab und an wandte sie sich, sah ihren Nachbar an. Aber Jan hielt die Augen auf sein Geschirr gerichtet, rieb und puzte. Und das mußte wohl eine anstrengende Arbeit sein, denn er atmete schwerer und hastiger dabei als beim Torfstechen. Nach einer Weile begann Wöbke von neuem: „Däst all hört, Jan? It schall nu frigen.“

„Aee,“ sagte Jan, rieb und sah nicht auf.

„Badder segg's, do mußt en jonge Buur up'n Hof. Un gan (schnell) will he dat hebbben, all to Johanni. — Dest wat seggt, Jan?“

„Aee,“ sagte Jan, nahm eine Spedschwarte und bearbeitete kräftig das Leder des Rummets damit.

„It meent, du harrst frögt: wedden (welchen denn)?“

„Jo,“ sagte Jan, „dat harr it mientwegen frögen künn: wedden?“

„Beet it's fültoft? En onrlitken Minsken mußt he wesen, dat's klar. Een, de nich snpt un nich Karten speelt, un stetig is un sparjam un got vör de Ollen (gut zu den Alten), un all dat, — un denn mußt he doch oot mi noch anstahn.“

„Jo,“ sagte Jan, „dat's so.“

Sie beugte sich vor. „Weest du mi een, Jan?“

Er antwortete nicht, zerrte an den Lederriemen, als wöllt' er sie zerreißen. Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Du bist wiet in'n Lanne rümmersamen, Jan. Un it — it hebb en Tovertauen to di. Weest du mi een, de mi lieben mag, — so recht vun Harten lieben?“

Sie hatte sich gewandt, sah ihm voll ins Gesicht mit großen Augen, verhaltenem Atem. Er aber starrte an ihr vorbei gradaus in die niedersinkende Dämmerung, wo fern am Horizont die Grenzen des Schnalenbergers Besizes verschwammen, und dann wandte er seine Augen seitwärts zum Kammer-

fenster, hinter dem die kleine Kiste stand mit seiner ganzen Habe und dem Spartassenbuch über fünf-hundert Mark drin, und auf einmal wurde sein wild schlagendes Herz so ruhig, als stände es still, und er sprach ohne Aufregung langsam und deutlich und wunderte sich selbst über den hellen Klang seiner Stimme: „Oef een kunn wolt mientwegen Sinnert Bischoff wesen, oder mientwegen ool —“

Mit einem Ruck sprang Wöbke auf. Ihr Gesicht brannte, ihre Augen flammten. „Mientwegen! Mientwegen! All wedder! — Dat is — dat is — utverschamt!“

Jan Ruvogel ließ den Kopf hängen und sah sehr unglücklich aus. „Dat Wort is mi so rut-bullert, Wöbke.“

„Verdedenbeer (verteidige) di nich! It was jo wolt mall (unsinnig), dat it fólte Saak mit 'n fremden Winsten, mit en kerlozen Knecht bespreken däh! Wat heist du bi au Wöbke Schnatenberger ehr Glück oder Unglück? Mientwegen kunn de ganze Schnatenbergerhof in 'n Aardboden insinken (einsinken). T's got. Mientwegen brullt di nich to inkommoderen, — Jan Mientwegen!“

Sie wandte ihm den Rücken und verschwand um die Hausede. Zu seiner Hand riß der Leber-riemen. Mechanisch griff er in die Tasche, zog Zwirn und Nadel hervor, um den Zerissenen zusammenzuflicken. Aber er konnte das Nadelöhr nicht finden. Die Nadel tanzte und verschwamm vor seinem Blick. Da ließ er das Geschick zur Erde gleiten, stützte die Ellbogen auf die Kniee und sah unbeweglich. In seiner Brust war ein dumpfes Wühlen, etwas wie ein physischer Schmerz und ein großer Schreck. War das möglich? War denn so was möglich? Er war doch all sein Lebtage ein vernünftiger, nüchternen Mensch gewesen, und klar wie das Wasserlief lag sein künftiger Lebensweg vor ihm, schon seit seiner Eingsegnung, der einzige Weg, den es für ihn gab. Er würde dienen und sparen, dienen und sparen, bis er ein paar hundert Thaler beisammen hatte. Dann kaufte er sich ein Hänschen und ein Stückchen Land, dort, wo das Land billig war und er außerdem in Tagelohn gehen konnte. Alsdann würde er auch heiraten, ein Mädchen, das, so wie er, sich ein Stümmechen erspart hätte, ohne Anhang, wie er; eine, die tüchtig arbeiten konnte und vorwärts wollte, wie er. Wie sie ausah, war ihm gleichgültig. Er lachte über die unklugen Bursche, die sich nächtlicherweile vor den Fenstern ihres Schatzes herumtrieben und um ein paar hübscher Augen willen ihre Zukunft verzettelten. Wenn er abends übermüdet auf sein Bett fiel, schlief er sechs Stunden wie ein Loter, ohne daß Träume von braunen oder blonden Haaren seine Ruhe störten. Und Sonntags rauchte er lieber seine Pfeife und las im Kalender, als daß er seine schwerverdieneten Groschen ins Wirtshaus oder auf den Tanzboden trug. Er bildete sich was ein auf diese Klugheit. Das Leben hatte ihm ein paar Regeln eingeprägt, die saßen fest in seinem harten Schädel. Die eine lautete: „Derr ist Herr, und Knecht ist Knecht. Das hat Gott selbst so gemacht. Und es bekommt einem irdenen Topf nicht gut, wenn er gegen einen eisernen anrennt.“ Und die andere: „Ein Mensch kann's weit bringen, wenn er sich um gar nichts auf der Welt kümmert, als um sich selbst und sein Fortkommen.“ Danach tat er und fand, daß er sich gut dabei fiele.

So war er vor zwei Jahren zu Kort Schnaten-

berger gekommen, ein Sechszundzwanzigjähriger, in dem, von einem nüchternen, praktischen Egoismus gebändig, die Empfindungen der Jugend niemals zu Wort gekommen waren. Aber das Moor mit seinen harten Existenzbedingungen gestaltete das Zusammenleben von Bauer und Knecht, Mensch und Vieh enger, inniger als die Geest. Jan Ruvogel sah stündlich seines Bauern Tochter, arbeitete im Torfstich, auf Acker und Wiese neben ihr. Sie war ihm ein Anblick, der seine Augen erfreute wie ein gut beständenes Roggenfeld oder ein vielversprechendes Fohlen, oder die herbstgelben Birkenwipfel auf den Ghaussen gegen den blauen Himmel. Nicht mehr als bei diesen Dingen hatte er sich dabei gedacht, nicht mehr als vor diesen Dingen sich davor gehütet. Ganz sacht und unmerklich war das Wohlgefallen gewachsen. Er begann ihre Gegenwart zu empfinden, wohligh, wie wenn nach einem kühlen Regenschauer die Sonne ihm auf den Rücken schien. Wenn sie lachte, klang's ihm fast noch schöner, als wenn die Gelfinken schlugen. Die ganze Welt hatte ein froheres, festlicheres Aussehen gewonnen, das Leben trug sich leichter. Er meinte, daß die Moorluft ihm besonders gut anschlage, und daß der Dienst bei Schnatenberger ihm besser gefalle als ein andrer. Ueber das Warum zerbrach er sich den Kopf nicht. Einem alten Bekannten, der ihn in der Kirche in Grassdorf darnach befragte, hatte er in gutem Glauben geantwortet: „Dor sünd jo veel Fiske in'n Kanal.“

Er wußte, daß Wöbke einmal heiraten würde, und dachte ruhig daran. Und jetzt, als sie ihm sagte, die Zeit ist da, hatte es ihn getroffen wie ein Keulen Schlag, — kaum, daß er seine Haltung bewahrte, — so schlimm, als wären alle Ausflüchte und Hoffnungen seines Lebens zusammengebrochen. Das also war das dumme, überflüssige Gefühl, das die jungen Burschen alle zu Narren macht! Auch ihn hatte es nun überumpelt, unversehens, hinterlistig. Es war ein schweres Schicksal, das der liebe Gott ihm da ausbedeutete, und er meinte, er hätte doch zeitweilig schon genug zu tragen gehabt. Aber er gedachte sich durchzubeißen wie durch das andre. Nur sich nichts merken lassen! Nur sich nicht abdrängen lassen von dem klar und wohlbedacht vorgezeichneten Lebensweg durch solch plötzliche Narztheit!

Er schüttelte sich, nahm das Pferdegeschirr auf und ging ins Haus, denn auch der Bauer kam jetzt langsam über die Kanalbrücke zurück. Auf dem Tisch stand schon der Grütztopf, die Buttermilchkanne. Das Brot, in dem das Messer steckte, lag vor Jans Platz. Stumm maltete er seines Antlitz, schnitt die Brotscheiben für Bauer und Bäuerin für Wöbke und Trintje, die rothaarige Magd, und für sich selbst. Dann fuhren die Löffel in die Grütze. Aber Jan hielt nicht so gut Takt, wie er mußte. Er wußte nicht, wie es zung. Sein Arm, der den Deichsiegel leicht regierte, fand den Löffel widerpenstig, und einmal verläumte der sich im Knapf und verhalte sich mit dem Wöbkes, die doch, wie alle Frauenleute, immer erst eine halbe Sekunde nach den Männern erlauchte.

Als die Schüssel leer war, sagten das Gefinde und die Hausdchter gute Nacht. Der Bauer und die Bäuerin schliefen in der großen Stube im Wandbett, Wöbke und Trintje in der kleinen. Jan hatte seine Kammer, eng und niedrig wie eine Schiffskabine, auf der Diele neben dem Pferdestand. Ein

geräumiges Wandbett war darin und daneben ein Gang, in dem ein Mann sich aufrecht bewegen konnte. Ans Fenster hatte er die buntbemalte Kiste gesetzt, in der sein Sonntagsgewand, sein Gesangbuch und das Spartassenbuch lagen. Außerdem stand nur noch ein Holzstuhl mit einer Wandschale in dem Raum.

Er warf sich auf das Bett, zog die Türflappen hinter sich zu und wühlte den Kopf in die Kissen, aber er konnte nicht einschlafen. Der Pfingstheilabend rumorte ihm im Blut. In dieser Nacht war auf dem Moor jeder Bursch an der Arbeit, dem Mädchen, das er lieb hatte, den Maibaum aufzuputzen. Wo immer eine Tirne flügge wurde, prangte am Pfingstnorgen die Birke im grünen Laubfleischer, geschmückt mit bunten Bändern. Fast war's ein Schimpf, wo sie ausblüht. Bei Wöbke war sie im vergangenen Jahr ausgeblieben. Die Bäuerin grämte sich darüber. Wöbke lachte. Jan merkte doch, es war ihr nicht recht. Sie schlug die Türen und stieß die Milcheimer. Ihn, der doch wahrlich nicht schuld an ihrem Kummer trug, fuhr sie geradezu höhnlich an. Ihre Enttäuschung tat ihm leid, und er hatte sich's zugesagt: am nächsten Pfingstfest sollte ihr der Maibaum nicht fehlen. Wenn niemand sonst, so würde er ihn ihr pflanzen. Wöbke sie sich dann den Kopf zerbrechen, von welchem Bauerjohn er herrühre. Er hatte sich im wilden Moor die Birke schon ersehen, die er fällen wollte, einen schlanken Stamm mit biegsamer, voller Krone. Auch Bänder hatte er in Bremen gekauft, nun aber wußte er nicht, ob er sein Vorhaben ausführen sollte. Wenn sie heiraten wollte, schmückte ihr wahrscheinlich ein andrer den Maibaum. Da sie aber über ihre Wahl noch unentschieden schien, mochte es auch wohl denselben Verlauf nehmen wie im Vorjahr. Sollte er, sollte er nicht?

Jan saß auf seiner Kiste, ließ un schlüssig die Gelenke seiner Finger knaden und überlegte. Als der Mond aufging und es vor Wöbkes Fenstern noch immer still und leer blieb, entschloß er sich. Er zog seine großen Wasserfädel und seine Stalljade an, nahm im Vorbeigehen die Art vom Nagel und ging zur Tür. Auf den Jehen tappte er sich über die dunkle Diele, klinkte die Tür auf und zu, schlich am Haus entlang, ganz leise, wie er meinte. Aber seine Füße waren auf Leisgehen nicht eingeübt. Sie fielen immer so schwer auf den Boden, als sackten sie in die lockere Erde hinterm Pflug. Und in ihrem Wandbette lag Wöbke noch. Als sie das Scharren auf der Diele, das gedämpfte Klappen der Tür vernahm, glitt sie von der Seite der schlafenden Magd weg, schlich sich ans Fenster und spähte hinaus. Sie sah den Mann zur Brücke schreiten, die Schuibe seines Beils im Mondschein blinken. Achtungsam öffnete sie das Fenster, dessen kleine Scheiben trüb waren vom Rauch, und nun erkannte sie deutlich Jan. Und sie fiel auf den Stuhl zurück und lachte, die Hände vor den Mund gepreßt, damit es Trinte und die Eltern drüben nicht hörten. Gott sei Dank, so waren sie doch nicht ganz blind, die großen blauen Augen. Er begriff, er begriff endlich! Mühe hatte es gelost. In sich hineinstickernd schlüpfte sie ins Bett zurück, und nun schloß angenehme Müdigkeit ihr bald die Augen zu festem Schlaf.

Jan aber wanderte, die Art auf der Schulter, die Dorfstäbe entlang, den endlosen, schurgeraden Fahrweg am Kanal, über den die erglühenden

Birken ihre zarten Zweige niederhängen ließen, vorüber an den lichtlosen, strohgedeckten Häusern der Kolonie, deren jedes, möglichst weit von seinem Nachbar abgerückt, in seinem eignen Busch von dunkeln Edelsträuchern, frischbelaubten Büchen und blühenden Obstbäumen gebettet lag. Und weiter, gerade hinaus in das pladlose Moor ging er, wo der Boden federte unter seinem schweren Schritt, wo wassergefüllte Torflöcher im Mondschein blinkten, auf trügerischem Grund das weiße Moosgras wehte und Nebelschwaden wie Zugelstalten im Birkengestrüpp hingen. Kein Mensch begegnete ihm. Viele mochten zu gleichem Unternehmen in dieser Nacht unterwegs sein. Aber das Moor ist weit. Mit seiner Weite, seiner Grenzenlosigkeit umhüllt es den einzelnen wie mit einer Tarnlapse. So lausend, so großartig empfand Jan die Einsamkeit, die Debe, die Stille, daß er zögerte, sie durch seine Artschläge zu durchbrechen. Und als er's tat, hieb er in einem nie gesannten Grauen mit so wilder Hast zu, daß der Stamm beim zweiten Schlag schon brach. Er lud ihn auf die Schulter. Es war ein starker Baum, der Weg weit. Ihm wurde warm unter der Last. Er war dennoch froh, weil er an Wöbkes Freude dachte. Als er an der Brücke anlangte, die über den Kanal zu Schnatenbergers Hof führte, sah er vor den Fenstern der kleinen Stube eine Gestalt sich bewegen und ein Birkenstrüchlein schwanke.

Er blieb stehen. Kein Zweifel, da war einer, der Wöbke einen Maibaum pflanzte — und der eine war jedenfalls ein Bauerjohn und kein Knecht. Langsam nahm Jan seinen Baum von der Schulter, warf ihn in den Kanal, und weil er den andern dort nicht stören und auch nicht von ihm gesehen sein wollte, kroch er in den strohgedeckten Bootschuppen über dem Wasser und lauerte sich im tiefen Schatten in einen der dort angelegten Torfläbne. Regungslos lauerte er, und das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, und in seinem Körper war ein clesendes, jämmerliches Gefühl, und er wußte nicht, dauerte es Minuten oder Stunden.

Endlich klangen Schritte auf den Holzbohlen der Brücke. Der Mond schien hell darauf, und Jan erkannte den, der hinüberging. Es war Hinnert Bischoff, der Vorstehersohn. Auf einmal packte ihn ein schier unwiderstehlicher Trieb aufzuspringen, dem Burschen da oben die Kehle zuzubrüden und ihn in den Kanal zu werfen, seinem Birkenbaum nach. Er erscharr bestig. Konnte diese Nartheit wirklich einen rechtshaffenen, braven Menschen in einem Augenblick in ein wildes Tier verwandeln? Mit Aufbietung aller Willenskraft trallerte er seine Finger in den Vootsrand, zwang sich, sitzen zu bleiben. Erst als die Schritte des Vorstehersohnes aus der Dorfstäbe verlungen waren, kletterte er aus dem Voot, ging heim und kroch in sein Bett. Er hatte ein Gefühl, als wär' er geprügelt worden und hätte weinen mögen vor Kummer und Scham. Was war aus ihm geworden? Nur nichts merken lassen von dieser Nartheit! Nur nichts merken lassen!

Frühmorgens, da er Gras für die Kühe schnitt, begutachtete Jan den Maibaum. Eine magere, krüppelige Birke war's, nicht zu vergleichen mit dem Stamm, den er selbst gefällt hatte, die roten und blauen Bänder daran auch nicht mehr ganz frisch. Sicher waren es dieselben, die Hinnert vor zwei Jahren als Hochzeitsbräut auf Aleid Gesses Hochzeit von den Tirnen bekommen hatte. Die mußten



Photographie-Verlag von Franz Kautler in München

Jungfriedl

Nach dem Gemälde von W. Lindenschmit

nun hier nochmal dienen. Allzuviel Umstände hatte sich der jedenfalls damit nicht gemacht.

Als Jan mit seiner Graslast zurückkehrte, kam eben der rote Sonnenball hinter den roten Windmühlensflügel hervor. Wöbke stand vor der Tür, fast so rot im Gesicht, aufgeregt, strahlend. Jan ärgerte sich. „Deist mien Maiboom all seihn?“ rief sie ihm zu, als er verdoosen vorübergehen wollte. „Nee, lief blot!“ Sie strich mit der Hand behutsam über die feuerrote Bandtschleife. „Söl een fienen Boom!“

„Dat geiht woll an,“ meinte Jan trocken. Da wurde sie böse. „Dat's en sühr fienen Maiboom, en utnahmend fienen Maiboom. Un it freu mi dran! It freu mi!“

„Denn kann mi dat jo niwentwegen recht sien.“ Er wollte vorübergehen.

„Jan —“

„Wat denn?“

„Dü doch! Dat 's hüüt Pingstmorgen. En segeneses Pingstfest, Jan.“

„Mientwegen,“ sagte Jan. „En segeneses Fest, Wöbke.“

Sie streckte ihm die Hand hin. Eigentlich hatte er sie nicht sehen wollen. Aber er konnte nicht anders, er mußte seine Last niedersehen und ihre Hand ergreifen. Und wie sie Hand in Hand standen, sagte sie leise, innig, während ihre Augen ihn anlachten, daß ihm ganz wunderbar zu Mute ward: „It dan! di oof, Jan.“

„Mi? Bör wat?“

Die lachenden Augen glitten zur Seite nach der behänderten Birke: „Bör dit.“

„Nee,“ sagte Jan und wurde rot. „De ward nu mientwegen woll vun en annern sien.“

„Dög nich, Jan!“

„Woht nu wohthaftig nich.“ Jan wurde heftig in einem Gefühl von Bitterkeit, wie er es nie gekannt hatte. „Wo schüll ik't mi woll insallen laten, Schnatenberger sien Döchter en Maiboom to planten? Do möt ik doch woll mientwegen verdröcht sien!“

„Man ik hebb di seihn,“ beharrte Wöbke, unsicher gemacht durch seine Bestimmtheit und doch nicht gewillt, an ihren guten Augen zu zweifeln. „Hüüt nacht hebb ik di seihn, ganz dädlit. Du göngst in't Moor,üm en Birzboom to sneden.“

Also sie hatte ihn gesehen. Jan stand wie ein Pfahl. Nichts merken lassen! Nur nichts merken lassen von seiner Nartheit! Kein Zug in seinem Gesicht bewegte sich. Er sprach ganz ruhig: „De Boom, jo, de künn ik doch woll mientwegen oof vör en annern Deern plant'n hebben, wat?“

Er brach ab. Ihr Gesicht wurde plötzlich ganz weiß. Lag ihr denn dran? Lag ihr wirklich dran, daß der Baum gerade von ihm kam? Das wäre denn ganz schlimm. Oder nein, eigentlich wunderschön. Aber es mußte wohl eine Einbildung sein. Seit die Nartheit über ihn gekommen war, mißtraute er seinen Sinnen. Bauerntöchter sehen nach Bauernjöhnen aus, wie es die Weltordnung vorschreibt, und Wöbke stand in dem Ruf, daß ihrem Hochmuth auch ein jüngerer Bauernsohn kaum gut genug sei.

„Dor wardit doch niwentwegen nich falsch üm (sonnig darum) sien, Wöbke?“ stammelte er verwirrt.

Da fuhr sie auf. „It — dor falsch üm?! It mag gor keen Boom vum di. It woll mi dat sühr verbidden, dat du mi een planten däst! Ut-

verschamt büst! It hebb di dat gisteren all seggt! Utverschamt!“ Und während sie schalt, war es ihm, als säbe er Tränen in ihren Augen schimmern. Sie wandte ihm den Rücken und lief davon.

Er stand wie vor den Kopf geschlagen. Was war das für eine schwere Sache, diese Nartheit! Er hatte in seiner Kindheit allerlei Krankheiten durchgemacht, Masern, Windpocken, bei den Soldaten auch mal den Typhus. Aber diese Krankheit war die schlimmste von allen. Ganz verstört ging er Wöbke nach ins Haus.

Sie hatten die Morgensuppe noch nicht gegessen, da kam Hinnerk Bischoff. „En fröhliches Pingstfest all bisammen. Un, Wöbke, it woll mi mien Dan! hahlen.“ Er blickte nach der Birke vor den Fenstern.

„Du?“ sagte Wöbke, „du? So.“

Schnatenberger, der seinen siebentzigen Tag hatte, sprach eine Schalkheit, guter Dinge, als einer, der einen Lieblingsplan gelingen sieht. Die Mutter schüttelte dem willkommenen Bewerber die Hand. Trintje lachte. Jan fühlte, wie Wöbkes Bild ihn streifte, als sie langsam zu dem Eschkrant ging, um die Flasche voll Brannwein zu holen, die sie nach altem Brauch dem Maibaumpfender geben mußte.

„It bedant' mi oof, Hinnerk.“

„Krieg ik süß (sonst) keen Dan?“

„Woll,“ sagte sie leise. Da nahm er sie in den Arm und küßte sie. Sie lag ganz still mit geschlossenen Augen. Die blonden Wimpern warfen einen Schatten auf die Wange. Sonst war keine Farbe darauf. Jans Zinnbecher rollte klirrend unter den Tisch, Trintjes Sonntagsstaat und sein eignes Kirchenbänkchen mit Buttermilch bespreizend. Die Magd schimpfte. Er zog sein rotes Taschentuch aus der Tasche, wischte und wischte, die Magd und sich selbst, und sah nicht rechts noch links.

An der Feuerstätte stand Hinnerk und redete auf Wöbke ein. Jan wischte immerzu, sah und hörte nicht. Dann führte er den Braunen hinaus, um anzupfannen, denn es wurde Zeit zur Kirchfahrt.

Als Schnatenbergers mit den Gesangbüchern hinausliefen, war Hinnerk Bischoff bei ihnen. Schnatenberger hatte ihn eingeladen, mit ihnen nach Grasdorf zur Kirche zu fahren. Vorsteher hatten ihre Kalesche ohnedies voll. Bauer und Bäuerin setzten sich breit auf die Rückbänke. Auf dem schmalen Vorderstisch richteten Wöbke und Hinnerk sich ein. Trintje kam mit auf den Rutschbock. Das wäre eigentlich Hinnerks Platz gewesen, aber er versteifte sich darauf, neben Wöbke zu sitzen.

Jan schaltete mit der Zunge, der Wagen setzte sich in Bewegung, rollte über die Brücke, auf den sonntäglich glatt geharkten Fahweg der Dorfstraße und weiter, immer zwischen den zwei Birkenreihen in ihrem schleiergarten Grün hin. Jan saß ein wenig vorgebeugt und machte sein gleichgültigstes Gesicht. Obgleich er den Kopf nicht wandte, sah er, als hätte er das Bild vor Augen, den hübschen, bräunlichen Burschen neben Wöbke, wie er, die Enge zum Vorwand nehmend, seinen linken Arm hinter ihrem Nacken hielt, bei jedem Wagenstoß wie von ungefähr sie an sich drückend. Und es war dem Knecht, als sei ihm ein zu dicker Buchweizenloaf in der Kehle stecken geblieben. Wieder fühlte er, wie am Abend vorher, den schier unübersehblichen Traug, sich umzudrehen und dem Burschen hinter ihm den

Salz zuzudrücken. Und doch war Hinnerk ein Bauernsohn wie alle andern, und bis gestern nacht Jan völlig gleichgültig gewesen, wie alles ihm gleichgültig war, was sich nicht auf ihn und sein Fortkommen bezog. Gerade deswegen hatte hellsehender Volkswitz ihm ja nach seinem Lieblingswort den Namen „Jan Mientwegen“ beigelegt, eine ganze Philosophie weißer Burschigkeit damit ausdrückend. Und jetzt plötzlich packte ihn bald eine ganz ungewöhnliche Härtlichkeit, so daß er wohl seinen Monatslohn gegeben hätte, um nur ein einziges Mal mit der Hand über Wöbles Flachskopf streichen zu dürfen, und bald ein ebenso ungewöhnlicher Haß.

Da er keine Erklärung für solche Wandlung fand, dachte Jan schließlich, der Teufel selbst sei in ihn gefahren, plage und versuche ihn, und ihm würde in der Kirche besser werden. Er setzte sich in die Bank der jungen Leute auf dem Chor und versuchte recht andächtig zu sein. Aber er sah weber den Pastor noch hörte er die Predigt. Er sah nur Wöble neben Hinnerk Bischoff, der mit in den Schnatenbergerschen Stuhl gerückt war.

Und als sie wieder heimführten, beschuldigte er den Teufel nicht mehr. Er sah auf die grüne Winterfaat rechts und links in den Kolonien und sagte sich: Pflanzen, die zu larges Frühjahr gehabt haben, treiben im Sommer zu üppig, und die Nartheit, die Jan Pnoogel sich achtundzwanzig Jahre vom Leib gehalten hat, muß er nun auf einen Satz austoben. Nur niemand merken lassen! Niemand!

Als er den Braunen ausspannte, trat der Bauer zu ihm: „Jan, dat gift en Veränderung. Tor kummt en jonge Buur up'n Dof.“

„Jo, mientwegen,“ sagte Jan und zog dem Braunen das grüne Birkenreislein hinter dem Ohr weg.

„Un denn will wi to'n Harvst (Herbst) sief Morgen mihr umplögen.“ In den Worten lag, daß Schnatenberger auf das Dableiben des Knechts unter den veränderten Umständen rechnete. Es schiedte sich bloß nicht für den Wirt, das offen zu sagen, und Jan, der verstand, antwortete ebenso gleichgültig: „Jo, mientwegen.“

Er brachte den Braunen in seinen Stand, dann ging er hinaus auf die Dorfstraße, wo die jungen Leute in ihrem Pfingststaat in Gruppen bei einander standen, Wöble und Hinnerk mitten unter ihnen. Jan wußte, der Anblick war seiner Nartheit nicht beförmlich, aber es zog ihn wie an einem Halfter. Er stand am Bootschuppen, tat, als prüfe er das Dach auf seine Reparaturbedürftigkeit. In Wirklichkeit sah er nur Wöbels blaues Kleid und die schnelle, bebende Gestalt Hinnerk Bischoffs, der den Gut mit dem Pfingstmaien unternehmend auf ein Ohr gerückt hatte. Noch ferner als als er, an Vorstebers Brädelgeländer stand ebenfalls eine Gestalt reglos wie ein Pfahl, eine junge Dirne, ein weißes, starrs Gesicht mit großen Augen. Jan sah es, aber es kam ihm nicht zum Bewußtsein, wie keines der Gesichter um ihn her. Erst später erinnerte er sich daran.

Inzwischen hatte Hinnerk Eile gehabt, seine Werbung zu fördern, denn am Tag nach Pfingsten begann wieder das Torfstechen. Nachdem er sich durch einen Schluß von Wöbels Gabe Mut gemacht hatte, folgte er ihr sacht in den Garten, wo sie einen Strauß band, Pfingstrosen, Flieder und etwas Hohes, Grünes in der Mitte. Nach Hinnerks

Erfahrungen kam man bei den Weibern am weitesten durch Ueberrumpelung. So schlich er mit Kagenschritten vorsichtig um die langen Rabatten hinter das Mädchen, sagte sie an der Schulter, an der Hand, gedachte sie herumzulehren, gehörig abzukliffen. Dabei würde sich das weitere finden. Aber da er sie zu haben meinte, entglitt sie ihm. Nicht ihre Wange, nicht ihren Mund trafen seine Lippen, nur den großen Strauß, der ihm in der Hand geblieben war, und er schrie auf vor Schmerz und warf ihn eilig von sich. Das Hohe, Grüne in der Mitte waren Brennesseln gewesen.

Wöble wollte sich ausschütten vor Lachen. „Dat kummt vun de Wittnagigkeit,“ rief sie und fügte das Spottverschen hinzu:

„Niet: sä de Ratt,
Heet se in'n Pott.
Zo kreeg se een'
Mit'n (Zee!) vör'n Ropp.“

Hinnerk war wütend, gekränkt, beleidigt. Doch stand es fest, daß er auf Schnatenbergers Hof einheiraten wollte. Er verschoß die Abrechnung bis nach der Hochzeit. „Wöble,“ sagte er mit Würde, „dat is nich moje (freundlich), wat du dor deifst, un ook nich kloof. Ik bin kamen, di to frögen, ob du mien Jru worden willst, un du —“

„Jo, mien leine Hinnerk, dat geiht nich so gau.“ Er verzog den Mund, ein leiser Ausdruck von Bläuertheit, von Ungeduld glitt über sein hübsches Gesicht. Die Sache war ja längst in Ordnung! Er hatte den Maibaum doch nur auf Schnatenbergers Antrieb gepflanzt. Wozu denn noch die Hierei? Aber wenn sie's durchaus haben wollte! Er legte die Hand auf die Stelle, wo er sein Herz vermutete, und begann von seinen Gefühlen zu reden. Er sprach gut. Wenn er wollte, wußte er die Worte zu finden, die in Frauenherzen zünden. Und Wöble war wirklich hübsch mit ihrer für ein Mädchen aus dem Moor merkwürdig vollen Gestalt und dem Gesicht von Milch und Blut unter dem hellen, trocknen Flachshaar, dessen auspringende Locken im Sonnenschein flimmerten wie die feine Samenstaubwolke über einem blühenden Kornfeld. Auch ernst wurde sie jetzt. Wöble empfand so skeptisch in Bezug auf die Gefühle ihrer Freier wie irgend eine Erbtöchter. Aber der Mann da vor ihr hatte wahrhaftig etwas wie eine Träne im Auge, während er sprach.

„Denn hatt ik dat mit de Mölebusch woll nich dohn muß,“ sagte sie zerknirscht. „Drag mi dat nich na. Ik laß giern.“

Er machte eine großartige Handbewegung, bei der sie sich das Schönste denken konnte, und sprach fort. Mit gesenktm Kopf, ganz demüthig schritt sie neben ihm durch die Wiesen über die Brücke. Wenn das wahr war, was er sagte, warum zögerte sie eigentlich? Es war so was Warmes, Liebes, sich geliebt zu wissen, schwindelig machend wie ein Glas Hochzeitwein. Der andre hatte für sie ja doch nichts übrig, lief einer andern nach. Sie sah auf. In den bräunlichen Augen mit der flimmernden Träne war etwas Sanftes, Lockendes, und das Gesicht darum trug die weißen Blafen, die ihre Brennesseln gebrannt hatten.

„Segg jo, Wöble!“ Er griff nach ihrer Hand. In ihrer Verwirrung nahm sie den Dorn, den sie bis jetzt am Arm getragen hatte, setzte ihn auf,

*) Zee! großer Hochseil.

lose, ein wenig schief, und sah sich Atem schöpfend um. Sie standen auf der Dorfstraße, der Windmühle gerade gegenüber, die, weil der Müller eine eilige Lieferung hatte, trotz des Festtages ihre Flügel drehte, blutrote, mächtige Flügel, die hart über den Erdboden hinfegten, eine Gefahr für Mensch und Vieh. Wöbke war's, als drehten sich vier solch große rote Flügel auch in ihrem Hirn. Sollte sie? Sollte sie nicht?

Da sah sie am Bretterschuppen Jans braunes, hartes Gesicht und in seinen Augen etwas Mitleidiges. Hatte sie nun unwillkürlich eine Bewegung gemacht, oder war es das Werk eines besonders lecken Windstoßes, der über das flache Moorland fuhr, der nur lose sitzende Hut slog ihr vom Haar und rollte, immer von dem frischen Lustzug getrieben, über den Weifengrund der Mühle zu. Wöbke sprang ihm nach, unbewußt froh, mit Läusen ihre Gedanken zu überhäufen, der Entscheidung, die sie ängstigte, aus dem Wege zu rennen, lief blind, hauchte nach dem wirbelnden Put, lief weiter.

Da, ein Schreieuschrei aus weiter Ferne. Im selben Augenblick packten zwei Hände mit Miesenträften ihre Schultern und rissen sie nach rückwärts. Sie fühlte, daß sie stürzte, zusammen mit einem andern. Und als sie sich besaß, die Augen öffnete, lag sie am Boden neben Jan, dem Blut über die Stirn lief, und dicht vor ihnen drehten sich mit tausendem Schwung die ungeheuren Mühlenflügel. Ein seltsames Gefühl von Geborgenheit und Freude überlief sie, gerade als habe sie einen schweren Traum geträumt und erwache nun.

„Jan!“ sagte sie glücklich, mit weicher, träumerischer Bärtlichkeit. „Jan!“ Und als er ihr aufstehen half, lehnte sie sich fest an seine Schulter, das Blut anstarrend, das über seine Stirn rieselte. „Wör mi!“ sagte sie leise, „wör mi heft dat afkregen! Doht et slimm web?“ Sie nahm ihr Tuch und suchte das Blut fortzuwischen.

Einen Moment hatte er sie in den Armen gehalten, wortlos unter der Nachwirkung des Schredens. Aber die andern jungen Leute kamen jetzt heran, an ihrer Spitze Hinnek mit ausgebreiteten Armen und laut schellend über Wöbkes Unvorsichtigkeit und den ausgestandenen Schrecken. Wöbke klammerte sich stumm mit ihrem ganzen Gewicht an Jan. Aber mit kaltem Entsetzen fühlte sie, wie seine Arme sie langsam von sich abdrängten, dem andern zu. „Jan!“ halb erschlacht handte sie den Namen wie einen Fluch. Sein Gesicht war steinern, seine Augen starr, fast böse. Nur nichts merken lassen von seiner Nartheit, nichts merken lassen!

Er legte sie in Hinneks Arme. Da hob sich in Wöbkes Brust, über Liebe und Schmerz gewaltig wegschänkend, der Trotz. Auf einmal stand sie fest auf ihren Füßen, streckte dem Vorsethersohn entschlossen die Hand entgegen: „Ik will, Hinnek. Jo, ik will.“

Es gab Jubelgeschrei und Glückwünsche. Ob Jan sie noch hörte? Er war schon wieder jenseits der Brücke. Hand in Hand kehrten die Brautleute heim. Und Vater und Mutter Schnatenberger seufzten, von schwerer Sorge befreit: „Eublich!“

Am Nachmittag wurde Verlobung gefeiert. Wie ein Bienenschwarm summte es durch Schnatenbergers Helt. Von den fernsten Höfen kamen die Besucher. Die Bäuerin stand ununterbrochen am Feuer und kochte Kaffee. Wöbke trug Kuchen zu. Jan fand

sich nicht unter der Schar. „He ward woll to sien Deern lopen sien,“ dachte Wöbke.

Aber Jan saß hinter dem Waden, da, wo dichtes junges Tannengestrüpp ihn vor aller Blicke verbar, hatte seinen Schädel verbunden und mußte nicht, ob das Wähen dariu von dem Stoß des Mühlenflügels herrührte oder von etwas andern. Er war aber geneigt anzunehmen, daß es von etwas andern herrührte. Jedenfalls verdiente er seinen Namen „Jan Mientwegen“ nicht länger. Seine Nartheit war ihm über den Kopf gewachsen, und gleichgültig ließ ihn gar nichts mehr, nicht einmal das Jauchzen auf der Diele, das ihn aus seiner Kammer in dies stille Versteck getrieben hatte.

Seit er Wöbke vor der Mühle in den Armen gehalten hatte, war es ganz toll mit ihm geworden. Er hatte noch gerade so viel Willenskraft gehabt, sie ihrem Bräutigam zuziehen zu können. Eine Minute später wäre es auch damit aus gewesen. Und was wollte er denn eigentlich?

Im dem stillen Winkel suchte er seine durchgegangene Vernunft wieder am Zügel zu fassen. Hinnek war ein Bauer, war der Schwiegersohn, den Schnatenberger sich angesehen hatte, der Mann, der Wöbke doch auch wohl recht war. Er hatte ihr Gesicht beobachtet, während der junge, hübsche Durch auf sie einredete. Da war nichts zu mäkeln, Stand, Alter, Herkunft paßten, alles gemäß der Ordnung, auf die die Welt einmal eingerichtet ist. Worüber beklagte er sich denn? Was ging's ihn überhaupt an? Das kleine Hänschen, die tüchtige, wirtschaftliche Frau, die seine Zukunft waren, blieben ihm ja unbestritten. Aber alles in ihm lehnte sich auf. Und auf einmal rang sich in dieser stillen Stunde in seinem schwer und langsam denkenden Kopf eine neue Erkenntnis durch, aufblühend, überzeugend, die Erkenntnis, daß es etwas gab, das größer war als die linge Sorge für das eigene Vorwärtskommen, größer sogar als die gebilligte Ordnung der Welt, vor der Jan bis heute auf den Knien gelegen hatte, etwas, das darüber hinwegragte, sie umwarf, überwand, und, ob zu Glück oder Unglück führend, wertvoller, besser war.

In all seinem Leid war er stolz darauf, dies Bessere kennen gelernt zu haben. Er wollte sich auch nicht länger eigensinnig dagegen versteifen. Das Gefühl in seiner Brust war so wirklich wie die Tannen vor ihm, wie der Hof, wie Schnatenberger und er selbst. Wie mit diesen Dingen mußte er damit rechnen. Und darum, wenn es auch einen Schritt rückwärts bedeutete, aus einer guten Stelle zu scheiden, am Tag vor Johanni wollte er vor Schnatenberger hintreten und kündigen.

So weit war er mit seinen Gedanken gekommen. Da störten ihn Schritte, flüsternde Stimmen, bebend vor Leidenschaft. Das Tannengestrüpp war dicht über dem Boden seinem Blick undurchdringlich. Aber als er sich ein wenig aufrichtete, sah er durch eine Lücke zwei Gestalten fest aneinander gedrängt, ineinander verrungen. Die eine war Hinnek, der junge Bräutigam, die andre, weibliche — nicht Wöbke. Bei einer ihrer raschen Drehungen erkannte Jan das starre weiße Gesicht, das er am Mittag an der Brücke gesehen hatte, Vorsethers siebzehnjährige Magd. Ihre Augen braunten jetzt, glühten wie im Wahnsinn.

„Ik lied't nich! Ik lied't nich! Alle Lue schall ik et vertellen! Mien büst! Mien, Hinnek!“

Er wand sich, suchte ihre Hände zu fassen, mit

scheuen Blick nach dem Haus. „Gretchen! Ik bidd' di!“

„Mi heft tosworen, dat du mi leiv heft! Mi alleen! — Wör Gott heft mi dat tosworen!“

„Jo, jo! Swieg doch mau still. Ik hebb di leiv, Gretchen! Ulemmer noch, jo! Aber wi twee künn doch nich friegen! Ik hebb' doch nix. Du ook nich. Swieg still!“

„O, as du mi man leiv heft, Hinnert! Noch ünner! Segg dat noch eenmol!“

Damit die Lippen endlich schwiegen, schloß Hinnert sie mit einem langen Kuß. Und weil er diese Lippen immer gern gelüßt hatte, fügte er noch einen zweiten hinzu, zur besseren Ueberzeugung und aus Gewohnheit. Als er sich aufrichtete, hatte er das unbehagliche Gefühl, daß jemand ihn ansehe. Er drehte sich um und erblickte Jan, der wie ein Vahel am Badofen stand. Wütend fuhr er den Knecht an: „Wat heft du hier herüm to konfultürn?“ (dich herumzutreiben?)

„Dat wull ik di frögen,“ antwortete Jan.

„Wat ik doh, geiht een wi du nix an,“ sagte Hinnert hochmütig. „Versteiht mi, Jan Mientwegen?“

Jan trat langsam näher. Das Blut war ihm ins Gesicht geschossen, daß es braun aussah wie altes Eichenholz. „Dat geiht mit so veel an, dat ik't nich lieb,“ dat Wöbke Schnakenberger sich an en Zumpen wegmieteten deicht! Versteiht mi ook, Lump?“

„Hinnert! Hinnert!“ schrie das Mädchen in Angst, in Entsetzen.

Hinnert hatte einen Laut der Wut ausgestoßen, stürzte auf Jan zu, packte ihn. „Wat heft dor feggt?“

„Du schallst Wöbke Schnakenberger nich friegen, Lump,“ wiederholte Jan und rang mit ihm, ernsthaft, mit aller Kraft. Es lag ihm nichts an seiner Zukunft, nichts an seinem gegenwärtigen Wohlergehen. Wenn der Mann da ihn ermordete, wenn er selbst ihn ermordete und im Zucht haus endete — einerlei! Der sollte Wöbke nicht freien.

Mitten in seiner Entrüstung empfand er eine wilde Freude, daß er jetzt ein Recht hatte, sie ihm nicht zu lassen. Wütend packte er den Vorsteher'sohn an der Gurgel. Doch Hinnert, der außerordentlich geschmeidig war, riß sich los, sahle eine Forke, die in einem Haufen dünnen Laubes steckte, und rannte mit der furchtbaren Waffe gegen seinen Gegner. Die eine Zinke drang tief in Jans Schulter. Aber von Blut überströmt, schäumend, leuchtend warf der sich von neuem auf den Vordchen, den die Gewalt seines eignen Stoßes ins Wanken gebracht hatte, riß ihn zu Boden, kniete auf ihm, würgte ihn.

„Lump! Lump! Söt een — Wöbke friegen! — Swör, dat du ehr frie giost, oder it...“

Hinnert verdröhte die Augen, nach Luft ringend, aber er sprach nicht.

Vom Haus stürzten jetzt die Leute herzu, vom gellenden Hilfsgekrei der jungen Magd gerufen. Kort Schnakenberger selbst war's, der seinem Knecht die Fäuste von Hinnerts Kehle löste, mehr mit seiner Stimme, die Jan zum Bewußtsein brachte, als durch die Kraft seiner Arme.

„Minsch! Bist du denn gans dei Düwels!“

„De schall Wöbke nich friegen!“ wiederholte Jan röhrend, mit rollenden Augen.

Uebrigens begriffen alle den Auftritt. Gretchen,

die Vorsteher'smagd, die sich schluchzend über den noch halb betäubten Hinnert warf, ihn streichelnd, küßend, mit Zärtlichkeitsnamen rufend in der salbunglosen Angst ihres Herzens, gab die unabweigende Erklärung. Die hingeworfene Forke und das rieselnde Blut an Jans Arm saßen den Rest. Weder der Vorsteher noch Kort Schnakenberger sahen mit freundlichen Blicken auf den am Boden liegenden jungen Menschen, dessen Leichnam die von beiden Vätern gewünschte Heirat wieder in Frage stellte. Ehe sie aber ein Mittel zu erdenken vermochten, wie die verjagte Sache wieder ins Gleis zu bringen sei, trat Wöbke zu der ueben Hinnert knieenden Dirne.

„Wär nich,“ sagte sie hochmütig. „Wör mientwegen kanst dien Schag behollen. Ik frieg hem nich.“

Sie wandte sich zu Jan. Aber der mußte sich an den Badofen lehnen. Der starke Blutverlust machte ihn taumeln. Schnakenberger sprang zu, sahkte ihn unter den Arm, um ihn ins Haus zu führen. Der Vorsteher selbst erbot sich, anzupressen und einen Arzt zu holen. Der Fortenstich konnte für seinen Hinnert noch ein schlimmer Dandel werden, falls der Knecht arbeitsunfähig wurde. Wöbke lief voran ins Haus, um alle Trüben nach altem Rinnen zu durchwühlen.

Ganz laut geleitete Schnakenberger seinen Knecht in seine Kammer, setzte ihn auf den Rand des Waudbettes. Er sah schlimm aus mit seiner Kopfwunde, von der der Verband abgefallen war, und seinem blutüberströmten Sonntagszeug.

„Jan,“ sagte Schnakenberger, „du büst en truen Minschen. En so groote Afsettschon für mien Pus hebb' ik gor nich bi di söcht. Ik schüll di danken — un it dank' di ook. Hinnert Bischoff was vielleicht nich de rechte Swegerjahn vör mi, denn he harv mien Kind nich leiv. Aber Jan —“ Der Bauer seufzte — „een Swegerjahn muut it hebben. Dat helpt all nix. Un wo schall ik glicks een hernehmen, de Wöbke leiv het? Weest du mi een?“

Jan hob die Augen, nicht mehr die ruhig gleichgültigen Augen von Jan Mientwegen. Das Fieber brannte drin und ein ganz neuer Mut. „Wenn dor wietler nix tohört, Baur,“ sagte er, „denn so künn jo mientwegen it Wöbke friegen. Leimer as ik het so woll keen.“

Schnakenberger sah ihn an. Daß er Wöbke liebe, stand mit seinem Blut auf seinem Leib geschrieben. Dennoch war der Bauer überrascht. „Jo, Jan, worüm heft dat nich all lang seggt? Mi büst recht. Land hebb' it sülvst nog. Ik bruk een, de't ümplogen kann. Dat anner mußt mit Wöbke utmalen.“

Mit einer Schale Wasser und einem Arm voll Linnen trat sie gerade herein und begann mit elligem Fingern dem Knecht die blutige Wunde auszuheben. Er hielt mit der Rechten ihre Hand fest: „Wöbke, sin een Brüdigam hebb' it di brocht. Willst mientwegen mi vör hem annehmen?“

Ihre Augen leuchteten ihn an, glücklich und schalhaft: „Dat will it mientwegen dohn, Jan.“ Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände und küßte ihn. „Un du heft doch mit de Waidboom plant't.“

„Nee, de nich, Wöbke. Mien swimmt in'u Kanal. De anner was stinker west, un it — it meent jo oot —“

„O, du Jan Mientwegen!“

Es wurde aber eine Verlobung auf dem Krankenbett. Drei Wochen hatte Jan mit der Fleischwunde in seiner Schulter zu schaffen. Schnalberger ergab sich drein. Er mußte ohnedies einen andern Knecht mieten. Im Grund seines Herzens war er mit dem Tausch der Schwiegerstöhne sehr

zufrieden. Auf dem jungfräulichen Boden des Moors ist persönliche Tüchtigkeit noch ein Schatz. „De Deern“ ist doch verständiger as ik meent hebb“, sagte der Bauer vergnügt zu seiner Frau. „Nu is mi um mien'n Hof nich mihr bang.“



Das alte Serail, vom Bosphorus gesehen

Eine Fahrt durch den Bosphorus

Von

Ernst von Hesse-Wartegg

Unser Dampfer lag zu Füßen Stambuls mitten in der schmalen Wasserstraße verankert, die zwei Meere vereinigt, zwei Kontinente voneinander trennt. Die weißen Paläste, die malerischen Kioske und Tempelchen des alten Serails blinkten zwischen den dunkeln Pinien und Cypressen der Sultansgärten zu uns herüber, und hinter ihnen türmte sich das Häusermeer der märchenhaften Türkenstadt empor mit den zahllosen Kuppeln und Minaretts der Moscheen: hier der ungeheure Bau der Aja Sofia, weiter nördlich die Sultan Ahmed-Moschee und endlich die stolze Suleimanieh. Stambul gegenüber, auf dem linken Ufer des Goldenen Horns, Galata, wie eine aus Häusern aufgebaute Riesenpyramide; daneben Pera, auf dessen höchstem Punkt in den letzten Jahren der düstere, massige Bau der deutschen Botschaft entstanden ist, dränend wie Sant' Elmo oberhalb Kapel. Gegenüber, auf der asiatischen Seite, das alte, liebe, schläferige Stutari mit seinen schwarzen Cypressenhainen. Während die Ankerketten rasselfud aus der bewegten Flut aufstiegen, dachten wir an die schönen Tage, die wir eben in Stambul, dieser interessantesten Stadt Europas, verbracht hatten, an all die Herrlichkeiten, die wir, dank der Gnade des Sultans, geschaut: die Pracht der Schlösser, die Zauberwelt der Haremsräume, die Schätze der weltberühmten Schatzkammer

mit ihren Diamanten- und Perlenhausen, und vor allem Stambul selbst mit seinem malerischen, eigenartigen Völkergetümmel, mit seiner herrlichen Umgebung.

Indessen noch Schöneres in landschaftlicher Hinsicht lag vor uns, denn der Bosphorus ist ein Lago Maggiore zwischen Europa und Asien. Fehlen seinen Ufern auch die stolzen Schneegipfel des prächtigen der Alpenseen, so fehlt diesem dafür die orientalische Großstadt und das farbenreiche, bewegte, rauschende Leben, das in solchem Wechsel, solchem Umfang wohl nirgends anders auf dem Erdball zu sehen ist. An seinen Ufern wohnen Angehörige wohl aller Nationen und Rassen der beiden Kontinente, inmitten von Gärten, wie sie nur die fruchtbarsten Länder des warmen Südens hervorzaubern können, alles in der schönsten Gruppierung, daß man nicht müde wird, zu schauen. Jeder Felsen, jedes Feld, jedes Schloß hat hier seine Geschichte, denn diese Scheidelinie zweier Welten war zu allen Zeiten auch die große Heerstraße zwischen Morgenland und Abendland, der Schauplatz von hundert Schlachten und Belagerungen, der Sitz der olympischen Götter wie der ältesten Sagen. Was kann noch angeführt werden zu Gunsten dieser paar Quadratmeilen Wasserfläche, die mit ihren Ufern an Schönheit ihresgleichen

fucht? Wo ist noch eine zweite, die auch nur halb so viel zu bieten hätte? Jason schon durchsuchte den Bosporus auf seiner Argo; Richard Löwenherz saß hier in Gefangenschaft; die Schlösser wurden von Harun-al-Raschid, Mohammed II., Gottfried von Bouillon und dem Dogen Dandolo belagert; unter den Heerscharen, die den Bosporus überzogen, waren nicht nur jene der Kreuzfahrer, sondern auch die siebenmalhunderttausend Mann des Darius und die berühmten „Zehntausend“. Herodot und Ovid haben ihn besungen. Jedes Jahrzehnt fügt weltbedeutende Ereignisse in die bewegte Geschichte dieser Meeresstraße, Ereignisse, die hier um so tiefer empfunden werden, als man ihre Schauplätze, all die Inseln, Vorgebirge, Burgen, Schlösser, Türme und Paläste unmittelbar vor Augen hat.

Dort drohen in dem glänzenden Palast nördlich von Pera thront der Pabischah. Dort liegt der kleine Yildiz-Kiosk versteckt zwischen den herrlichsten Gärten, eine Wegstunde von Stambul entfernt. Dort bringt der Sultan sein freudloses Leben zu als Hüter des Erbes, das ihm von drei- und dreißig Großsultanen, seinen Vorfahren, übermacht worden ist. Unter der Herrschaft dieser Abstammlinge der turanischen Nomadenfürsten sind viereinhalf Jahrhunderte vergangen. Wer doch den Schleier lüften könnte, der die Zukunft dieser Wasserstraße und dieser Großstadt verbüllt!

Ganz nahe unserm Ankerplatz erhebt sich der alte Leanderturm auf einem Felsen mitten aus der von Hunderten von Schiffen durchsuchten Wasserfläche, irrtümlich als der Schauplatz der anmutigen Sage von Hero und Leander bezeichnet.

Von hier aus gegen das Schwarze Meer dampfend, sahen wir auf beiden Ufern des Bosporus während



Cürkische Dams

der ersten Hälfte der herrlichen Fahrt eine fast ununterbrochene Folge von Palästen. Ihre majestätischen weißen Marmorfassaden spiegelten sich in den Fluten wider, und hinter ihnen zogen sich die sanften Anhöhen hinauf die entzückendsten Sommerfeste, Bilder des Wohllebens, Reichtums und Friedens, die mit der rauhen Wirklichkeit in Stambul im



Das alte Serail, vom Meere gesehen



Paläste von Tscherragan am Bosporus

kraftigen Widerspruch stehen. Hier das gewaltige Marmorschloß von Dolmabahdsche, durch dessen feenhafte Räume wir am Tage zuvor staunend gewandert waren; unweit davon die lange Reihe von Sultanspalästen, die unter dem Namen Tscherragan

bekannt sind; ihnen gegenüber das Zauberschloß Beglerbeg, der Wohnsitz der Kaiserin Eugenie gelegentlich ihres Besuchs am Hofe der Sultane; dazwischen Paläste der Großveziere, Minister, Hofwürdenträger, Feldherren, Paschas, Großkennuchen



Feuerwehrmann



Dermisch



Die Galata-Brücke in Konstantinopel

und orientalischen Millionäre, alle umgeben von herrlichen Gärten voll südlicher Pracht.

Wo sich in dieser den Canal Grande von Venedig an Großartigkeit übertreffenden Palastreihe Lücken zeigen, sind sie durch kleinere Willen, Landhäuschen, Cafés, Kioske ausgefüllt, jeder Bau in verschiedener

gewidmeten Banten steigen hier und dort Moscheen empor mit schlanken, nadelgleichen Minarets, und den Hintergrund bilden die Anhöhen mit ihren Gärten und Cypressenwäldern, in deren Schatten die verstorbenen Vorfahren dieser türkischen Phäaken den ewigen Schlaf schlafen.



Haremssöhne

Architektur, verschiedener Farbe, jeder mit Veranden, Balustraden, Balkonen, blumengeschmückten Terrassen, die bis zu den lauschigen kleinen Buchten herabsteigen, und dort schaukeln sich auf den von unserm Dampfer ausgewählten Fluten Vergnügungsboote, Kalks, kleine Segler. Aus diesem entzückenden Labyrinth von dem Vergnügen und Wohlleben

Besiktasch, Orta Köi, Arnaut-Köi, Kurutschesme folgen einander auf dem europäischen Ufer mit ihren weithin leuchtenden Häusern, wie Perlen auf einer Kette von Orangen- und Vorbeerhainen und Platanenalleen. Aber ob stolzer Palast oder bescheidenes, im üppigsten Grün halb verstecktes Buen-Retiro, jedes Gebäude hat seine Geschichte,



Albanier



Armenier



Der Bosphorus: Das Schloss von Europa



Palast von Dolmabahdsche (Yıldi-Kiosk im Hintergrund)

und mit hohem Interesse lauschten wir den Erzählungen eines kundigen Führers, der uns die Intrigen, Kämpfe, Katastrophen, den Glanz und Fall jedes einzelnen Palastbesizers erzählte. Hier sah ein Sultan als Gefangener seiner eignen Familie, dort wurde ein Prinz ermordet, in einem dritten Palast hausten verbannte Sultaninnen, ein vierter und fünfter dienten als Harem — tausend und ein Palast, jeder der Schauplatz von Ereignissen aus Tausend und eine Nacht. Was doch gerade jetzt, als wir ruhig auf unsern großen, modernen Hamburger Dampfer vorbeiglitten, hinter den vergitterten und verhängten Fenstern vorgehen mochte? Nirgends in der Welt scheinen die Wellen des Lebens und der menschlichen Leidenschaften so hoch zu gehen, und doch, nirgends ist ihr Schauplatz schöner, üppiger, fesselnder!

Bald darauf fuhren wir an den „kalten Wässern von Asien“ vorbei, zwischen den beiden dränenden Schlössern hindurch, die Sultan Mohammed II., der siegreiche Eroberer von Konstantinopel, hier an der engsten, kaum 500 Meter breiten Stelle des Bosphorus zu dessen Verteidigung erbaut hat. Mit Staunen betrachteten wir die aus dem Jahre 1452 stammenden gewaltigen Türme, die 10 Meter hohen trennierten Mauern, die sich hier die steilen Anhöhen hinaufziehen, so fest und fessengleich wie vor bald fünf Jahrhunderten. Sie werden wohl noch stehen, wenn von den heutigen Palästen und Moscheen der Türkenhauptstadt nichts mehr vorhanden sein wird, denn solche Mauern sind für die Ewigkeit gebaut, wie die Pyramiden. Jetzt sind sie gewissermaßen nur die malerischen Wächter zu

dem eigentlichen Clusium des Bosphorus, jener herrlichen Bucht, an deren europäischem Ufer sich die Zwillingstädte Therapia und Bujukdere aneinander schmiegen.



Spielzeughändler

„Therapia“ heißt Heilung. Es ist ein türkisches Duisiana und wäre gewiß schon längst zu einem zweiten Monte Carlo geworden, wenn die Entfernung von den europäischen Hauptstädten nicht gar so groß wäre. Vom März bis zum November ist Therapie die Villégiatur der fremden Diplomaten, denen die Munifizenz des Sultans hier prächtige Paläste zugewiesen hat. In höherem Maße noch als von Ludwig XIV. von Frankreich gilt von dem Radschah das geflügelte Wort: „L'état c'est moi.“ Wo immer an den Ufern, an den schönen Aussichtspunkten rings um die Bucht von Therapie ein anspruchsvoller Palast, ein idyllischer Kiosk, ein üppiger Garten sich befindet, heißt es: „Sultan Soudso hat ihn gebaut, Prinz oder Prinzessin Soudso bewohnt ihn jetzt.“ Trüben auf dem asiatischen Ufer des hier zu einer Art See erweiterten Bosphorus, bei Balhabagdische, liegen die Hesperidengärten von Sultanije, eine Schöpfung des Radschah Bojazid II., und das weit in die Bucht vorspringende Kap Buntiar-Iskelesi war der Lieblingsitz einer ganzen Reihe von Großsultanen. Heute erhebt sich dort jener Feenpalast, den Mehmed Ali, der Gründer der ägyptischen Khedive-Dynastie, mit einem Kostenaufwand von sechs Millionen Franken erbauen ließ. Sein tapferer Sohn Ibrahim Pascha schenkte ihn dem Sultan, aber dieser hat ihn nie bewohnt. Besitzt er doch so viele andre Paläste!

Jenseits der unergieichlich schönen Bucht von Therapie verengt sich der Bosphorus ein zweites Mal. Auf steilen Felsen erheben sich an beiden Ufern die ruinenhaften Schlösser Rumeli-Kaval und Anadoli-Kaval, vor Jahrhunderten von den Genuesern zum Schutz der Meerenge erbaut. Ta-

mals mochten sie diesem Zweck genügen, heute aber liegen zu ihren Füßen moderne Batterien mit riesigen Krupp- und Armstrong-Geschützen neuester Konstruktion, deren Mündungen dränend über die Felsen hervorstagen. Zur Zeit des Byzantinischen Reiches befand sich hier das Kommerzion (Zollhaus), wo alle Schiffe anhalten und den Zoll entrichten mußten. Heute müssen sich die vom Schwarzen Meer kommenden Schiffe hier von der türkischen Behörde untersuchen lassen und die Erlaubnis zum Passieren holen. Auch während unserer Weiterfahrt zum Schwarzen Meere sahen wir zu Füßen der hier den Bosphorus einschließenden dränenden fahlen Felsen lange Reihen moderner Batterien, so daß es wohl in der Macht des Sultans liegt, fremde Kriegsschiffe zur Befolgung des Vertrags von 1833 zu zwingen, der ihnen die Durchfahrt durch die türkischen Meerengen verbietet. Zu den auf Weilen nebeneinander liegenden Feuerbänken kommen auch an den Küsten des Schwarzen Meeres starke Strandbatterien, alle in so vorzüglichem Zustand, wie man ihn in dem ruinenhaften Türkei reich kaum für möglich hält.

Die Türken setzen sich zur Anlage dieser Batterien gezwungen, denn die cyaneischen Felsen tun eben ihren früheren Dienst nicht mehr. Als wir am Ende des stillen, spiegelglatten Bosphorus angekommen waren und in das weite, wellenbewegte, mit weißen Schaumkronen bedeckte Schwarze Meer einfuhren, gewahrten wir dicht vor den Felsbänken der europäischen Küste jene malerischen, zerklüfteten Klippen, die Symplegaden, die in alten Zeiten unter dem Namen der cyaneischen Felsen ähnlich wie Eisberge aus dem Meere schwammen. Näherete sich



Türkische Musikanten

ein Schiff der Einfahrt, dann nahmen die Felsen es in ihre Mitte und zermalnten es. Als Jason mit seiner „Argo“ in ihre Nähe kam, flog gerade im kritischen Augenblick eine Taube herbei und zeigte dem Schiffer einen sicheren Weg. Ob die heutigen Herrscher des Schwarzen Meeres für den Durchgang ihrer Kriegsschiffe auch ein Täubchen finden werden?

Unser Riesenschiff vollführte im weiten Bogen die Wendung, um die Rückfahrt durch den Bosporus anzutreten. Noch einmal fuhren wir an all den herrlichen Bildern dieser schönsten Meeresstraße

des Erdballs vorbei, noch einmal trat als Apotheose das unvergleichlich schöne Bild von Konstantinopel vor unser entzücktes Auge. Die Abendsonne vergoldete die vielen Kuppeln und Minarets der Aja Sofia, als wir, an ihr vorbei, in das Marmarameer einfuhren, und während allmählich Stambul mit seinen Herrlichkeiten in dem rötlichen, von der Sonne durchleuchteten Horizont hinter uns verschwand, erhob sich vor uns, als letzter Abschiedsgruß einer unvergeßlichen Fahrt, die dunkle Masse des anatolischen Olymp.

Maifröste

Von den ersten Tagen des Mai an beschäftigt alljährlich die Gemüter eine Art meteorologischen Fragespiels. Werden sie auftreten? Werden sie ausbleiben? Diese oder ähnliche Erwägungen sind es, die mit dem Beginn des wunderhohen Monats Mai auch in Kreisen angestellt werden, die sich sonst um die Witterung und Witterungskunde wenig kümmern. Lebhafteste Charaktere behaupten: sie treten bestimmt auf; bedächtigere entgegnen: sie können zuweilen auch aussetzen; und die vorsichtigsten erklären: nichts Gewisses weiß man nicht. Der Drehpunkt der Erörterungen ist das Eintreten der Maifröste und die Frage, ob sie wirklich auf jene drei Kalendertage fallen, die man als Gestränge Herren, Eismänner und Eisheilige bezeichnet, oder nicht. Wie hier in der Tagesunterhaltung, so find auch in der Wissenschaft die Maifröste seit langem ein Gegenstand reger Debatten. Man hat lange Reihen von Beobachtungen angeführt, die für die vollständige Annahme, daß die Maifröste an einen bestimmten Termin gebunden sind, zu sprechen scheinen, und ebenso andre, die die Irrthümlichkeit dieser Auffassung nachweisen sollen, und immer von neuem stellte man Untersuchungen an, auf welche Ursachen die merkwürdigen Kälterückfälle im Mai zurückzuführen seien.

Von A. Ermann wurde in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Hypothese aufgestellt, daß es Meteoroschwärme, die um die Sonne kreisten, wären, die die Maifröste bedingten. Sie hatte mit den Meteoroschwärmen selbst, völlig in der Luft schwebte. Hiergegen wandte sich der deutsche Altmeister der Meteorologie Dove, der die Ansicht vertrat, die Kälterückfälle im Mai wären eine Folge der von den Polargegenden in die mittleren Breiten herein-treibenden Eisberge. Die schmelzenden Eismassen sollten eine solche Abkühlung der Atmosphäre herbeiführen, daß sie die Temperaturerniedrigung des Mai im Herzen Europas nach sich zöge. Nun ist ja allerdings die Zahl der Eisberge, die durch das Abbrechen der in das Meer vorgeschobenen Gletscherzungen, das sogenannte „Kalben“, entstehen und von Norden her weit bis über die Höhe von New York in den Atlantischen Ozean vordringen, sehr beträchtlich. Man hat schon im Bereich der Newfoundlandbank in 24 Stunden 350 Eisberge beobachtet, aber man hat berechnet, daß, nur um den rund 1 080 000 Quadratkilometer großen Flächenraum von Deutschland entsprechend abzuhäufen, etwa 607 000 Millionen Kubikmeter Eis schmelzen müßten.

Diese Eismassen würden einen Flächenraum von der Größe des Königreichs Bayern bei 10 Metern Stärke bedecken. Die Eiszufuhr wird aber in den mittleren Breiten des Atlantischen Ozeans nur ausnahmsweise eine derartige Höhe erreichen. Ist auch die wechselnde Größe des polaren Eistransportes sicher nicht ohne jeglichen Einfluß auf die Gestaltung unſers Witterungsganges, so ist er dennoch nicht, da er eben selten bis zu dem erforderlichen Umfang ansteigt, als das ausschlaggebende Moment für die Wiederkehr der Maifröste zu erachten.

Auf Grund der Untersuchungen von Bezold und andern deutschen Meteorologen sieht man daher jetzt die Ursache der Maifröste in andern Vorgängen. Wenn der Frühling von Süden her seinen Siegeszug nach Europa hält, so bildet die Balkanhalbinsel mit den bis zu den Karpaten hin vorgelagerten Ländermassen eine Art abgeschlossenen kleinen Kontinents. Das Land hat die Eigentümlichkeit, sich schneller zu erwärmen als das Meer, gibt aber auch die Wärme wieder schneller ab als dieses. Das soeben ungenutzte Ländergebiet wird durch die Strahlen der höher kletternden Sonne schnell erwärmt. Infolgedessen erfahren auch die über ihm befindlichen Luftschichten eine rasche Erwärmung, und sie steigen auf. Es entsteht so gleichsam über dem kleinen Kontinent ein Luftverdünnter Raum, in den von Norden her Erkalftmassen hineingefaugt werden. Das Nachdrücken des Luftstroms von Norden nach Mitteleuropa wird dadurch begünstigt, daß im ersten Frühlingsabschnitt in dem nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans regelmäßig ein Gebiet hohen Luftdrucks mit nördlichen und nordwestlichen Winden herrscht, das allmählich immer mehr nordwärts fortgeschreitet. Die Winde dieses hohen Luftdruckgebietes sind außerordentlich kalt, da sie von den Küsten Grönlands und Labrador's herkommen. Die vom hohen Norden zu uns herein-dringenden Luftströmungen sind daher ebenfalls von einer niedrigen Temperatur. Sie sind aber auch zugleich trocken. Dadurch wird die Wolkenbildung verzögert, und das Fehlen des Wolkenvorhangs ist dann wieder der Grund, daß das Erdreich die ausgegangene Wärme in der Nacht ungehindert in den Weltraum hinausstrahlen kann. Dieser Wärmeverlust der unteren Luftschichten bedeutet abermals eine Temperaturerniedrigung, und durch das Zusammenwirken aller Faktoren kommt es dann zu einem Kälterückfall, den wir an dem Stand der Quecksilberfäule des Thermometers nicht

nur sehen, sondern auch an unserm Körper sehr wider Wunsch leibhaftig fühlen können.

Gebt der Mittelpunkt der nördlichen Luftströmungen über Norwegen an der Küste von Schleswig-Holstein entlang nach der Mitte Deutschlands, so bestreicht die kalte polare Luft in erster Linie England, während in Mitteleuropa westliche Winde wehen. Infolgedessen tritt auf den britischen Inseln Frost ein, bei uns dagegen ist der Temperaturfall nur ein mäßiger. Schreitet aber der Luftwirbel von Lappland über die östliche Ostsee nach Rußland hinein, so treffen die kalten Winde hauptsächlich Schweden, Norddeutschland, Süddeutschland und die Schweiz, und wir haben dann Mailüfterl, die uns mit eisiger Kühle umfassen. Das Vorrücken der kalten Luftmassen läßt sich deutlich verfolgen. Zuerst greifen sie im mittleren Schweden Platz, wandern von da in das Ostseegebiet und Norddeutschland, bringen nun in Westfalen und die Rheinprovinz ein, breiten sich nach dem östlichen Frankreich und Oesterreich aus, durchziehen die Schweiz und unternehmen den letzten Vorstoß bis nach Norditalien.

In jüngerer Zeit ist gegen diese, jetzt allgemein angenommene Erklärungsweise der Maifröste von E. Rey ein andres Theorem aufgestellt worden, das auf die Vegetationsverhältnisse im Mai zurückgeht. Durch die Entwicklung des Pflanzenwuchses sollen nach dieser Ansicht ungeheure Wassermengen verdunstet und bedeutende Wärmesummen ausgestrahlt werden, die die Abkühlung an Ort und Stelle zur Folge hätten. Ohne Frage tragen auch diese Vorgänge etwas zu dem Temperaturrückgang bei. Aber sie können doch nicht die eigentliche Grundursache sein. Wären sie es wirklich, so müßte sich die Abkühlung zuerst im Süden, wo sich die Pflanzenwelt am frühesten entfaltet, geltend machen, und von hier mit dem Fortschreiten der Pflanzenentwicklung langsam nach Norden wandern. Schweden müßte dann der Endpunkt, nicht aber, wie nach den meteorologischen Beobachtungen tatsächlich der Fall ist, der Anfangspunkt der Kälteströmung sein.

Wenden wir uns jetzt der Frage zu, ob denn die Maifröste auch genau auf die als Gestränge Herren gefürchteten Kalendertage fallen. Aus der gegebenen Darlegung des allmählichen Vorrückens der kalten Luftmassen von Norden nach Süden geht schon hervor, daß die drei unwirlichen Kälte-tage in den verschiedenen Landstrichen nicht gleichzeitig auftreten können. In Schweden und Norddeutschland verlegt man sie denn auch auf den 11. bis 13. Mai und bezeichnet als Eismänner die kalenderheiligen Mamertus, Pantkratus und Servatius, während man dafür in Süddeutschland den 12. bis 14. Mai mit den Eiseheiligen Pantkratus, Servatius und Bonifatius ansetzt. Ebenso verschiebt sich je nach der geographischen Breite des Wohnortes in der Volksanschauung der Hauptkälte-tag. In Schweden und dem Ostseegebiet rechnet man ihn auf den 11. Mai, in Mecklenburg auf den 12., in Brandenburg und Sachsen auf den 13., in der Rheinprovinz auf den 14. und in Frankreich auf den 15. Mai. Diese Verschiedenheit des angeblichen Eintritts findet ihre natürliche Erklärung in dem von Norden nach Süden gerichteten Zug des Kälteentrums und ist darum kein Gegenbeweis gegen den herrschenden Volksglauben, daß die Maifröste ihre Termine ganz bestimmt einhalten. Man wird also, um der Abweichung, die die Lage des

Beobachtungsortes mit sich bringt, Rechnung zu tragen, die Frage so fassen können: fällt die Kälteperiode in Deutschland wirklich regelmäßig auf die Zeit vom 11. bis 14. Mai?

Landwirte, Gärtner und Forstleute, die in ihrem Beruf vom Wetter abhängig sind und insofgedessen dem Witterungsgang Beobachtung schenken, werden meist behaupten, daß sich nach ihrer langjährigen Erfahrung die Maifröste pünktlich an den ihrer Gegend entsprechenden Tagen einstellen. Aber mit den Erfahrungen des einzelnen ist es ein eigen Ding. Denn wie bei den Träumen, Vorahnungen und Vorbedeutungen prägen sich auch bei den Wetterbeobachtungen diejenigen Fälle, die die Erwartung erfüllen, dem Gedächtnis ein, dagegen werden alle andern, wo das erwartete Ereignis nicht eintritt, sehr schnell vergessen. Die individuellen Erfahrungen kommen also wenig in Betracht. Man verweilt nun ferner auf die Bauernregeln, die doch ein sehr hohes Alter hätten und kaum entstanden sein und sich so lange erhalten haben könnten, wenn ihnen nicht vielfältige Beschäftigungen zu Grunde lägen. Es seien hier nur die beiden angeführt: „Vor Servatius kein Sommer, nach Servatius kein Frost.“ und „Wer seine Schafe schert vor Servatius, dem ist die Wolle lieber als das Schaf.“ Nun hat aber der Berliner Meteorologe Dellmann darauf aufmerksam gemacht, daß gerade die alten Bauernregeln durch die Kalenderreform heute keine Geltung mehr haben. Diese bestand bekanntlich darin, daß man 10 Tage ansäße und vom 4. Oktober 1582 gleich zum 15. Oktober übergang. Alle Termine des alten Julianischen Kalenders rücken also nach dem neuen Gregorianischen Kalender um 10 Tage vor, oder mit andern Worten, der frühere 13. Mai, der Tag des heiligen Servatius, wurde nach dem 4. Oktober 1582 der 23., und in derselben Weise verschoben sich auch die übrigen Termine. Von Oktober 1582 an können demnach die Bauernregeln auf den 13. Mai gar nicht mehr passen, da sie sich jetzt auf unsern 23. Mai beziehen. Wären die Bauernregeln, als die Früchte vielhundertjähriger Wetterbeobachtungen, von fehlerloser Richtigkeit, so müßte in der Gegenwart der Höhepunkt der Maifröste am 23. Mai eintreten. In den zahlreichen Streitschriften, die in der Zeit von 1582 für und wider die Kalenderreform veröffentlicht wurden, findet man denn auch häufig das Bedenken ausgesprochen, daß mit der Annahme der geplanten Kalenderverbesserung die alten Wetterregeln ihre Bedeutung verlieren und der Landmann alsdann nicht mehr wüßte, woran er sich zu halten hätte. Aber es hat sich bei der Anberaumung der Maifröste auf den 13. Mai wahrscheinlich von vornherein gar nicht um einen ganz bestimmten Termin gehandelt. Zieht man den Eintritt des Kälterückfalls gerade auf den 13. Mai, den Tag des heiligen Servatius, verlegt, erklärt sich aus der Entwicklung des mittelalterlichen Kirchenkalenders. In den älteren christlichen Kalendern, wie sie im 12. bis 13. Jahrhundert jedem Gebetbuch, Psalter oder Missale beigegeben wurden, waren nur sehr wenige Tage in jedem Monat mit Heiligen besetzt, so daß die Zeitbestimmungen nur ungefähr an diese anknüpfen konnten. Nun stand gerade in der Mitte des Mai der heilige Servatius allein im Kalender. Wollte man daher zum Ausdruck bringen, daß um die Mitte des Mai Fröste oder auch nur kaltes Wetter zu besorgen seien, so blieb gar nichts andres übrig,

als ihren Eintritt zum besseren Gedächtnisanhalt auf den Servatius zu verlegen und diesen damit zum feststehenden Eisheiligen zu stempeln. Wie wenig Heiligtage man im frühen Mittelalter zur Zeitbestimmung zur Verfügung hatte, geht aus dem sogenannten Ciso-Janus hervor. Der Ciso-Janus bildete eine Sammlung von lateinischen Hexametern oder deutschen Reimversen, die die Kinder in der Schule auswendig lernen mußten, um sich die Zahl der Tage eines jeden Monats, sowie die Tage, die Heiligen geweiht waren, einzuprägen. Jedes Wort in den Reimversen bedeutete einen Tag. Stand also ein Heiligenname an erster Stelle, so bedeutete dieses, daß diesem Heiligen der erste Tag des betreffenden Monats verliehen worden war, oder bildete der Name eines andern Heiligen das sechste Wort in den Reimversen, so war damit angegeben, daß dessen Namenstag auf den sechsten Monatstag fiel. Für den Mai lauteten nun die Reimverse in einem deutschen Ciso-Janus:

Philippus das Kreuz erkunden hat.
Johannes leidet das Elend.
Gordian sprach zu Servatius:
Wir wollen trau'n nicht haben also,
Gang flugs und sag es Urban schnell,
Dass er uns bringe Petronell.

Man ersieht hieraus, daß um die Mitte des Mai außer Servatius kein anderer Heiliger angeführt wurde und demnach der Eintritt des Kälterrückfalls nur auf Servatius anberaumt werden konnte. Der Ciso-Janus hatte ein lange Geltungsdauer. Noch Melancthon verfaßte für ihn neue, geschmackvollere Reimverse, und noch im Anfang des 17. Jahrhunderts gehörte er zum Lernstoff der Schulkinder. Erst in der späteren Zeit wurden auch den bislang namenlosen Tagen Heilige beigelegt, und nun wurde auch eine freiere Ansetzung der Termine für die Kälterrückfälle ermöglicht, so daß jetzt auch der 11. und 12. Mai mit Mamertus und Pantkratius und der 14. Mai mit Bonifatius zu Eisheiligen aufrücken. Aus den angeführten Gründen sind also, wenigstens vom Jahre der Kalenderreform an, die Bauernregeln als alte Erfahrungssätze für die Vertrauenswürdigkeit der Eismänner nicht verwertbar.

Wie aber stellt sich die Wissenschaft zu der Frage, ob die Maifröste auf den 11. bis 14. Mai fallen? Da die Volksschauung trotz der Kalendrabänderung bei der Ansicht verblieben ist, daß die angegebenen Maitage die festbestimmten Zitationstermine für die Kälterrückfälle sind, so hat man diesen Monatsabschnitt wiederholt auf seinen Temperaturgang geprüft. Für Bayern und die 19 Jahre von 1879 bis 1897 ist eine derartige Untersuchung von Hudel nach den Aufzeichnungen von 33 Wetterbeobachtungsstellen angestellt worden. In 11 unter jenen 19 Jahren, also in der Mehrzahl der Beobachtungsjahre, traf auf die Tage des 12. bis 14. Mai gar kein Frosttag bei irgend einer der Beobachtungsstellen. Für die übrigen 8 Jahre lieferten die Jahre 1880 und 1882 verschwindende Minderzahlen, indem 1880 nur ein einziger Tag einen Tag der drei Eisheiligen und 1882 zwei Orte ebenfalls nur einen Tag mit Frost hatten. Nur in 6 von den 19 Jahren, und zwar besonders 1888 und 1897, brachten die Eisheiligen in der Tat eine Frostwitterung von größerem Ausdehnungsbereich, aber auch hier unterlagen ihr nur zwei Drittel der Beobachtungsorte. Dagegen fand während der Reihe

von 1889 bis 1896, also in 8 sich folgenden Jahren, an den über Bayern verstreuten Beobachtungsstationen zur Zeit der Eisheiligen überhaupt kein Frost statt. Der Schluss, der aus Hudels Untersuchung gezogen werden kann, ist der, daß für ganz Bayern zugleich die Wahrscheinlichkeit eines Frosttages während der Eisheiligenperiode außerordentlich gering ist.

Aber es liegen auch Untersuchungen vor, die den böswilligen Charakter der Eismänner zu bestätigen scheinen. So hat Müttich nach den Beobachtungen der 16 forstlich-meteorologischen Stationen in Preußen, Braunschweig und Elsaß-Lothringen in den Jahren von 1878 bis 1894 festgestellt, daß in diesem siebenjährigen Zeitraum im Durchschnitt die Zahl der Frosttage vom 10. bis 13. Mai größer ist als an den vorhergehenden und namentlich auch größer als an den folgenden Tagen. Allein bei kürzeren Zeitspannen ist das Ergebnis stets ein unsicheres, da einestseits sehr leicht der Zufall mitspielt, andernteils erfahrungsgemäß die Witterungsgegestaltung mehrerer aufeinanderfolgender Jahre öfters eine gewisse Ähnlichkeit aufweist. Um zu prüfen, ob einer dieser Umstände bei der von Müttich herangezogenen Jahresreihe mißspricht, hat daher Krenzer einen Vergleich mit einem längeren Zeitraum angestellt. Denn es ist klar, daß je länger ein Zeitraum ist, Zufälligkeiten irgendwelcher Art desto weniger Einfluß auf den Gesamtverlauf ausüben können. Es wurden von Krenzer die Jahre von 1848 bis 1898 auf Grund der Beobachtungen von Klaußen in Ostpreußen untersucht und dabei geprüft, ob wirklich am 11. bis 13. Mai die durchschnittliche Temperatur am tiefsten gesunken war und Frost besonders häufig auftrat. Hier ergab sich nun, daß in diesem fünfzigjährigen Zeitraum nichts mehr von einem Rückgang der Durchschnittstemperatur und nichts mehr von einer größeren Frostwahrscheinlichkeit für den 11. bis 13. Mai zu spüren ist. Die Zunahme der Durchschnittstemperatur und die Verringerung der Häufigkeit niedriger Temperaturwerte erfolgt vielmehr so regelmäßig, daß die Eisheiligen in keiner Weise mehr hervortreten. Dieses Ergebnis wird gestützt durch andre über längere Zeiträume ausgedehnte und an andern Punkten Deutschlands angestellte Beobachtungen. So zeigt eine Untersuchung über die Jahre von 1848 bis 1897 in Berlin, daß sich auch hier die Eisheiligen vom Durchschnitt nicht abheben, sondern ihr Temperaturverlauf dem normal zu erwartenden Witterungsstand entspricht. Es kann demnach mit bestem Recht gesagt werden, daß, nach längeren Zeiträumen betrachtet, die getrennten Herren keineswegs besonders streng auftreten, vielmehr die Frostgefahr von Anfang bis Ende Mai im Durchschnitt regelmäßig abnimmt.

Die Eismänner sind also besser als ihr Rufmund, und sie stehen unverschuldet in einem üblen Ruf. Die Frage, ob die Maifröste wirklich genau auf die getrennten Herren fallen, ist übrigens gar nicht so nebensächlich, wie es scheinen könnte. Denn erzielte die vollständige Annahme eine wissenschaftliche Festhaltung, so würde die jetzt geltende Erklärungsweise für die Entstehung der Kälterrückfälle kaum völlig zu Recht bestehen. Denn dann müßte vermutet werden, daß noch ganz bestimmte, aber unbekannte Ursachen bei dem Eintritt der Kälteperioden mitwirkten, die es bedingten, daß die

Temperaturerniedrigung ganz regelmäßig auf die Eis-männer fällt. Die Rehabilitierung der gestrenngen Herren durch die wissenschaftlichen Gutachten ist deshalb zugleich ein mittelbarer Beweis für die Wichtigkeit der von der Meteorologie gegebenen Darlegungen über das Zustandekommen der Kälte-rückfälle.

Vodurch aber geschieht es, daß trotzdem die Volksanschauung sich auf die Bevorzugung des 11. bis 13. oder auch 14. Mai durch die Frostperiode versteift? Die Erklärung findet sich in den Vegetationsverhältnissen, die in den einzelnen Abschnitten des Mai obwalten. In den letzten Tagen des April und im Anfang des Mai fiedeln Laub und Blüten meist noch zum guten Teil in den schützenden Knospenhüllen. Tritt in diesem Zeitraum ein Frost auf, so schadet er der Pflanzenwelt wenig oder gar nicht. Im letzten Drittel des Mai ist die Pflanzenentwicklung in der Regel schon so weit vorgeschritten, daß sie infolge ihrer größeren Widerstandsfähigkeit ebenfalls unter einem etwaigen Kälte-rückfall nur unbedeutend leidet. Tagegen blühen um die Mitte des Mai alle Obstbäume oder es haben doch die andern Baumarten und mit ihnen der Weinstock eben ihr junges, zartes Grün entfaltet. Zu diesem Zeitpunkt sind sie deshalb am allerempfind-

lichsten. Bricht daher jetzt ein scharfer Frost über die Pflanzenwelt herein, so richtet er die größten Verheerungen an. Diese Verwüstung setzt sich dann fest in der Erinnerung der Geschädigten und Naturfreunde, und so kommt es, daß durch jedes zufällige Zusammentreffen der Kälterückfälle mit den Tagen vom 11. bis 14. der tiefgewurzelte Glaube an die Vörsartigkeit der Eis-männer immer von neuem Nahrung erhält.

Vom Wetter zu sprechen, verbietet eigentlich der gute Ton. Aber der gute Ton verbietet vieles, das doch dringend der Erörterung bedarf. Und die Unterhaltung über das Wetter hat ebenfalls einen sehr beachtenswerten Untergrund. Denn wir sind in unserm körperlichen Verhalten und auch in unsern seelischen Stimmungen in einem weit höheren Maße vom Witterungsscharakter abhängig, als wir gemein-hin annehmen. Sicher aber wird sich auch derjenige, der sich als erhabener Uebermensch von so kleinlichen Einflüssen wie den Witterungsschwankungen frei weiß oder dünkt, nicht gerade in der rosigsten Laune befinden, wenn er durch die Kälterückfälle in der Mitte des Sonnenmonds gezwungen ist, statt des aromatischen Waldmeistertranks den nekken-den dampfenden Arrahtrog zu schlürfen.

Ch. Haller

Neues Licht

Als das elektrische Glühlicht und Bogenlicht in Aufnahme kam, wurde allgemein dem Gaslicht der Untergang propheet. Bei den vielen Vorzügen, die das elektrische Licht namentlich in gesundheitlicher Beziehung gegen das Gaslicht hat, war eine solche Propheetung gerechtfertigt. Nach den Untersuchungen des Geheimrats von Pette-ri-er wird die Schärfe des Scheins beim gewöhnlichen Gaslicht um etwa ein Fünftel herabgesetzt, während sie beim elektrischen Licht namentlich bezüglich der Erkennung von Farben gegenüber dem Tageslicht noch erhöht wird. Die schwerwiegendsten Nachteile des gewöhnlichen Gaslichtes sind aber die Erwärmung und Verschlechterung der Luft, sowie endlich die bei sorgloser und nachlässiger Behandlung der Gasanlagen eintretende Gefahr der Vergiftung und Explosion. Beim elektrischen Licht ist eine Luftverschlechterung nicht vorhanden, auch die Erwärmung ist gering; je beträgt nur den 20. Teil der Erwärmung durch eine Gasflamme von gleicher Lichtstärke. Das elektrische Licht hat zwar auch seine Gefahren, indes gehören die Fälle, in denen die elektrischen Leitungsanlagen den Tod oder die Verletzung von Menschen oder Schaden-feuer verursacht haben, doch zu den Seltenheiten.

Der mit der Einführung des elektrischen Lichtes auf dem Gebiete des Beleuchtungswezens entbrannte heftige Konkurrenzkampf hat heute noch nichts an Schärfe verloren; er hat jedoch solche erstaunlichen Verbesserungen und Verbilligungen sowohl des Gaslichtes als auch des elektrischen Lichtes gezeitigt, daß man ein Ende des Kampfes weder absehen noch wünschen kann. Mit der Erfindung des Gas-glühlichts durch den Baron Dr. Auer von Welsbach glauben die Gasleute im Hinblick auf die Willig-keit dieses Lichtes dem elektrischen Licht den Vortau gemacht zu haben. Diese Hoffnung erwies sich je-

doch als trügerisch, denn einmal war es nicht mög-lich, das elektrische Bogenlicht in rationeller Weise durch das Gasglühlicht zu ersetzen, und andererseits gelang es den Elektrikern bald, durch den Bau großer Zentralen und von elektrischen Maschinen mit besserem Nuzseffekt den Preis des Lichtstromes erheblich zu ernäßigen. Von größter Bedeutung für die Ausbreitung des elektrischen Lichtes wurde aber die Verbesserung und Verbilligung der Glüh-lampen. Eine gewöhnliche Edison'sche Kohlenfaden-glühlampe kostete anfänglich 10 Mark, jetzt be-trägt ihr Preis nur noch etwa 50 Pfennig. Trotz-dem war es hiermit noch nicht möglich, das elektrische Glühlicht so billig zu machen wie das Gasglühlicht. Wären nicht die sonstigen Vorzüge des elektrischen Lichtes so augenscheinliche gewesen, so würde es wohl kaum eine solche allgemeine Ver-breitung gefunden haben.

Das friedliche Nebeneinanderbestehen der beiden Beleuchtungsarten in den letzten Jahren hat den Auf-schein erweckt, als ob der Kampf um das Dasein durch Anerkennung der Gleichberechtigung beider Parteien beendet sei. Dem ist aber nicht so; es war nur eine Ruhe vor dem Sturm, denn die Elektriker rücken jetzt auf der ganzen Linie mit einer Reihe von Erfindungen vor, die alle die Bewei-tragen: besseres und billigeres elektrisches Licht. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, und selbst wenn nur eine der neuen Beleuchtungsarten das bauern-d in der Praxis hält, was sie verspricht und im Laboratorium geleistet hat, so dürfte deren allgemeine Einführung die Glanzperiode des Gasglühlichts beenden.

Die größten Hoffnungen werden von den Licht-elektrikern auf das Nernst- und auf das Osium-Licht, zwei neue elektrische Glühlichtarten, sowie auf eine neue elektrische Bogenlichtform gesetzt, die in



Grosse Nernst-Lampe

besonderer Ausföhrung als Bremer-Licht und allgemein als Flammenbogenlicht bezeichnet wird. Sonderbar muß es erscheinen, daß gerade der Erfinder des Gasglühlichts, Auer von Welsbach, durch seine Erfindung der Osmium-Lampe eine der schärfsten Waffen gegen das Gaslicht liefert. Als Spiel des Zufalls kann man die Erfindung der Osmium-Lampe nicht hinstellen, man muß sie vielmehr als das Ergebnis einer zielbewußten wissenschaftlichen Arbeit ansehen. Damit gewinnt aber die Vermutung Raum, daß selbst Auer von Welsbach bereits zu der Ueberzeugung

gelaugt ist, daß der Lichtkampf schließlich doch mit einer Niederlage des Gaslichts enden wird.

Zum besseren Verständnis des Wesens der neuen Lichtformen folgen zunächst einige allgemeine Angaben über die Erzeugung und die Eigenschaften des bisher allgemein gebräuchlichen elektrischen Glühlichts und Bogenlichts.

Die Konstruktion der elektrischen Glühlampen beruht auf der Eigenschaft des elektrischen Stromes, dünne Leiter glühend zu machen. Die gewöhnliche Edison'sche Glühlampe besteht aus einer luftleer gemachten Glasbirne mit einer darin befindlichen Schleife oder Spirale von dünnem Kohlenfaden. Der Faden ist aus Pflanzenfaser oder Cellulose hergestellt, verkohlt und dann karbonisiert, d. h. mit einem aus Leuchtgas niedergeschlagenen Ueberzuge von Kohle umkleidet. Eine Glühlampe von 16 Defnerkerzen*) Helligkeit verbraucht jetzt durchschnittlich eine elektrische Leistung von 50 Watt;**) man ist also im Stande, mit einer Pferdekraft etwa 14 Stück 16-kerzige Glühlampen zu speisen. Bei der ersten Anwendung des elektrischen Glühlichts, also vor mehr als 20 Jahren, brauchte man eine Pferdekraft für etwa 10 Stück 16-kerzige Lampen. Ein erheblicher Fortschritt in der wirtschaftlichen Verwendung des elektrischen Glühlichts ist also seitdem nicht gemacht worden. Es liegt dies daran, daß der dünne Kohlenfaden selbst in dem luftleeren Raum der Glühbirne nicht die hohe Temperatur anhalten kann, die zur Erzielung einer günstigen Lichtausbeute erforderlich ist. Schon bei verhältnismäßig niedriger Temperatur beginnt die Kohle unter der Einwirkung der Hitze und des elektrischen Stromes zu zerstäuben und brennt an den Stellen

durch, die der Zerstäubung am meisten unterliegen. Damit verbunden ist eine allmähliche Abnahme der Leuchtkraft, die nach 500 Brennstunden 20 Prozent beträgt. Die Kosten für eine Normalkerze Gasglühlicht stellen sich danach für eine Brennstunde auf 0,14 bis 0,2 Pfennig, d. h. für die gewöhnlichen 16-kerzigen Lampen auf 2,3 bis 3,2 Pfennig gegen 0,42 Pfennig beim Gasglühlicht. Daß bei einem solchen Preisunterschied das Kohlenfadenglühlicht trotz seiner Vorzüge auf die Dauer mit dem Gasglühlicht nicht in Wettbewerb treten kann, ist ohne weiteres einleuchtend.

Bei dem elektrischen Bogenlicht ist die Lichtausbeute eine erheblich größere als bei dem Kohlenfadenglühlicht. Der wirksame Teil der elektrischen Bogenlampe ist der bereits 1821 von Davy entdeckte elektrische Lichtbogen, der sich zwischen zwei einander gegenüber stehenden, vom Strom durchflossenen Kohlenstäben bildet. Die Enden der Kohlenstäbe müssen einander zunächst berühren, damit der Strom überhaupt zu Stande kommt. Die Kohlen geraten dann wegen des großen Widerstandes an der Berührungsstelle ins Glühen, und die sie umgebende Luftschicht ebenfalls. Die Luftschicht, die noch glühende Kohlentheilchen oder Kohlendämpfe enthält, vermag den Strom zu leiten, wenn die Kohlenspitzen ein wenig voneinander entfernt werden. Geschieht dies, so entsteht zwischen den Spitzen ein blendender Lichtbogen von bläulich-weißer oder violett-weißer Farbe. Da die Kohlenspitzen langsam abbreitern und dadurch der Abstand zwischen ihnen wächst, so muß durch eine Reguliervorrichtung dafür gesorgt werden, daß der Abstand von einigen Millimetern zwischen den Kohlen genau erhalten bleibt.

Diese Regelung bewirkt der Strom selbsttätig mit Hilfe eines Elektromagnets. Gewöhnlich ist die mit dem positiven Pole der Stromquelle verbundene Kohle senkrecht über der mit dem negativen Pole verbundenen angeordnet. Bei Verwendung von elektrischem Gleichstrom verbrennt dann die obere sich kraterförmig ausbührende Kohlenspitze schneller als die untere sich zuspitzende Kohlenelektrode.

Der elektrische Lichtbogen hat eine Temperatur von 3000 bis 4000 Grad Celsius und liefert bei gleichem Verbrauch elektrischer Leistung eine etwa sechsfach größere Lichtausbeute als die Glühlampe. Da jedoch das Zu-



Kleine Nernst-Lampe

*) Die Defnerkerze ist die als Maßeinheit angenommene Lichtstärke der Amalacatlampen von v. Defner-Altened.

**) Das Watt ist die Einheit der elektrischen Leistung pro Sekunde, 1000 Watt = 1 Kilowatt = 1,36 Pferdekraft.

flandekommen des elektrischen Lichtbogens starke Ströme und verhältnismäßig hohe Spannungen erfordert, so können Bogenlampen für kleine Lichtstärken nicht gebaut werden; es stellen sich daher immerhin die Kosten des gewöhnlichen elektrischen Bogenlichtes auf etwa 0,07 Pfennig pro Stunde und Normalkerze.

Das Gasglühlicht ist also zurzeit noch etwa achtmal billiger als das Kohlenfadenglühlicht und etwa dreimal billiger als das gewöhnliche elektrische Bogenlicht. Diese ungünstige Delonomie des elektrischen Lichtes suchen die Erfinder der neuen Lichtformen zu beseitigen.

Da die vielfachen Bestrebungen, dem Kohlenfaden der Edison-Glühlampe größeren mechanischen Halt zu geben, keinen Erfolg hatten, konstruierte Professor *Nernst* in Göttingen einen neuen Leuchtörper nach dem Prinzip der in den ersten Anfängen der Elektrotechnik viel genannten und dann wieder in Vergessenheit geratenen Zäblochstoffischen elektrischen Kerzen. Zäblochstoff hatte bereits erkannt, daß die elektrischen Leiter zweiter Klasse oder Halbleiter, zu denen insbesondere die Oxide von Metallen, wie z. B. die Magnesia gehören, in kaltem Zustande die Elektrizität entweder gar nicht oder sehr schlecht leiten, dagegen auf eine bestimmte Temperatur erwärmt, zu verhältnismäßig guten elektrischen Leitern werden. Nach langjährigen mühsamen Versuchen und Untersuchungen gelang es schließlich Professor *Nernst*, diese Eigenschaft der Halbleiter zu einer wirtschaftlicheren Umsehung der Elektrizität in Licht zu benutzen, als dies bisher mit den Kohlenglühfaden der Fall war. An der konstruktiven Ausbildung der neuen Lichtkörper — allgemein *Nernst-Lampen* genannt — hat sich die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, die auch Eigentümerin der *Nernst'schen* Patente ist, in hervorragender Weise beteiligt. Die fabrikmäßige Herstellung der Lampen bot große Schwierigkeiten; sie sind jetzt derart gehoben, daß die Lampen trotz ihrer hohen Herstellungskosten nimmehr den

Wettbewerb mit den übrigen elektrischen Beleuchtungsarten aufnehmen können. Der Preis der Lampen großer Form für höhere Lichtstärken von etwa 160 bis 170 Normalkerzen stellt sich gegenwärtig auf 12 bis 13 Mark und für die Lampen kleinerer Form auf 14 bis 16 Normalkerzen auf 3 Mark. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß von den gesamten Lampenteilen im wesentlichen nur der Glühkörper einer Erneuerung bedarf; diese verursacht bei der großen Lampe bis zu 1 Mark 75 Pfennig Kosten, bei der kleinen 1 Mark. Trotz dieser hohen Kosten für die Lampen wird mit dem *Nernst-Licht* doch noch eine erhebliche Ersparnis gegenüber dem Kohlenfadenglühlicht erzielt; sie beträgt bei den 16-kerzigen Normallampen 33 Prozent und steigt bei den größten Lampen bis auf 58 Prozent.

Immerhin stellt sich das Gasglühlicht zurzeit noch vier- bis fünfmal billiger als das *Nernst-Licht*.

Die *Nernst-Lampe* besteht im wesentlichen aus dem Sockel mit Gewindebolzen oder Bajonettfassung, dem Brenner oder Glühkörper, dem Vorrichthalterstand und der Garnitur, d. h. der Glasglocke und dem Metallgehäuse zur Aufnahme und zum Schutze der einzelnen Lampenteile. Der Brenner ist der Hauptteil der Lampe; er enthält als Leuchtkörper einen geraden Magnesiastab, der von einer Heizspirale umgeben ist. Bei den größeren Lampen (vgl. Abb.), die als Ersatz für Bogenlicht dienen können, ist der Magnesiastab vertikal, bei den kleineren an Stelle der gewöhnlichen Kohlenfadenglühlampen tretenden (vgl. Abb.) dagegen horizontal angeordnet. Leuchtkörper und Heizspirale sind parallel geschaltet. Im kalten Zustande geht der elektrische Strom, wegen der geringen Leitungsfähigkeit des Magnesiastabes fast vollständig durch die Heizspirale. Dies dauert jedoch nur wenige Sekunden, denn sobald der Magnesiakörper durch die Heizspirale etwas angewärmt ist, sinkt sein elektrischer Widerstand plötzlich, und es geht nun der Hauptteil des elektrischen Stromes nicht mehr durch den Heizkörper, sondern durch den Magnesiastab; dieser erstrahlt dann im schönsten weißen Lichte. Die Anordnung der Heizspirale liefert also gleichzeitig eine automatische Umschaltung einfacher und sicherster Art, und der beim Brennen der Lampe noch durch die Heizspirale passierende Strom ist so gering, daß es sich gar nicht lohnen würde, durch komplizierte elektromagnetische Vorrichtungen die Spirale während des Brennens ganz auszuschalten. Der Vorrichthalterstand dient gewissermaßen als Vernichtungsmittel zum Ausgleich der im Betriebe unvermeidlichen Spannungsschwankungen, die den Brenner vorzeitig vernichten würden. Leider muß er, um seinen Zweck zu erfüllen, bei der jetzigen Lampenkonstruktion mindestens 8 Prozent der Betriebsspannung verbrauchen.



Osmiumlampe



Osmiumlicht

Neben der größeren Billigkeit und der angenehmeren Farbe hat das Kernst-Licht vor dem Kohlenfadenglähllicht noch den großen Vorzug, daß das Glühen des Beleuchtungskörpers in freier Luft vor sich geht, also nicht wie der Kohlenfaden einen luftleeren Raum erfordert. Als Nachteil der Kernst-Lampe wird mit Unrecht zu sehr in den Vordergrund gestellt, daß sie bis zur Entfaltung ihrer vollständigen Lichtstärke eine gewisse Zeit erfordert. Diese Zeit beschränkt sich aber auf Sekunden, sie ist so gering, daß sie für die meisten Verwendungszwecke gar nicht in Betracht kommt. Nur für die Momentbeleuchtung, wie sie das Theater oder die Kellerausbeleuchtung erfordert, erscheint die Kernst-Lampe bei der jetzigen Konstruktion noch nicht geeignet. Vielleicht gelingt es aber, den Zeitaufwand für die künstliche Anheizung der Kernst-Lampe noch beträchtlich herabzubringen.

Dr. Auer v. Welsbach versuchte eine bessere Lichtansende bei dem elektrischen Glühlicht dadurch zu erzielen, daß er den wenig widerstandsfähigen Kohlenfaden der Vakuumglühlampe durch ein andres Material ersetzte, das einen sehr hohen Schmelzpunkt und dabei große Widerstandsfähigkeit besitzt. Nach vielen mühsamen Versuchen gelang es ihm, das zur Malingruppe gehörige Metall Osmium, das erst bei 2500 Grad Celsius schmilzt und härter als Glas ist, so zu verarbeiten, daß daraus die für die elektrischen Lampen erforderlichen sehr feinen Glühfäden hergestellt werden konnten.

Die Zusammenfassung des Osmiumrohmaterials, das zur Herstellung der Glühfäden benutzt wird, ist noch Fabrikgeheimnis. Dieses Material — nach einer neueren Patentschrift soll es reines, feinst verteiltes Osmium sein — wird mit Ruß und Bindemitteln wie Zuder, Gummiarabikum u. s. w. zu einer zähen, teigartigen Masse verarbeitet und unter hohem Druck durch eine Düse zu einem sehr feinen Faden ausgepreßt. Dieser Faden ist weich und hat das Aussehen eines gewöhnlichen schwarzen Zwirnfadens. Da das Osmium die Elektrizität gut leitet, so muß der Osmiumglühfaden zur Erzielung des erforderlichen elektrischen Widerstandes nicht nur sehr fein, sondern auch möglichst lang sein. Es ist ihm deshalb die durch die Abbildung der Osmiumlampe veranschaulichte Bügelform gegeben worden. Nachdem der Fadenbügel geformt ist, wird er unter Vakuumabzug und dann in einer Wasserdampf enthaltenden Atmosphäre ausgeglüht und unter Zuhilfenahme des elektrischen Stromes zu metallischem Osmium reduziert.

Da das Osmium das spezifisch schwerste Metall ist, so kann der dünne, lange Osmiumfadenbügel nur in hängender Lage angebracht werden; aus jeder andern Lage würde er infolge seiner Schwere wieder herabsinken. Es sind ihm deshalb auch in der hängenden Lage noch besondere in Gestaltengelen eingeschliffene Tragfäden (vgl. Abb.) aus einem unverbrennbaren und chemisch inaktiven Gemisch von Thoroxyd und Magnesia beigegeben. Das äußere Aussehen der Osmiumlampe gleicht im übrigen der gewöhnlichen Kohlenfadenglählampe; die Glasbirne ist jedoch etwas größer.

Das Osmiumlicht hat eine weiße, dem Tageslicht ähnliche, aber nicht ganz so weiße Farbe wie das Kernst-Licht, während die Kohlenfadenglählampe ein ausgesprochen gelbes Licht ausstrahlt. Die Leuchtkraft der Lampen bleibt dauernd erhalten, oft ist sogar die durchschnittliche Lichtstärke noch

erheblich höher als die Anfangslichtstärke. Nach den bisher vorliegenden Erfahrungen hat der Osmiumglühfaden eine Lebensdauer von 500 bis 700 Brennstunden und braucht zur Lichtausstrahlung 50 bis 60 Prozent weniger Strom als die Kohlenfadenglählampe; man kann daher mit einer Pferdekraft 27 Osmiumlampen von 16 Normalkerzen, also 422 Normalkerzen gegen 14 Kohlenfadenslampen mit 224 Normalkerzen speisen.

Ein besonderer Vorzug der Osmiumlampe ist ihre geringe Empfindlichkeit gegen die in elektrischen Lichtanlagen unvermeidlichen Spannungsschwankungen; man kann die Lampe selbst mit einer um die Hälfte höheren elektrischen Spannung als der gewöhnlichen Betriebsspannung beanspruchen, ohne daß sich der Osmiumfaden schwärzt oder durchbrennt wie der Kohlenfaden.

Bei der guten elektrischen Leitungsfähigkeit des Osmiums ist es noch nicht gelungen, Lampen von der hohen Spannung der Kohlenfadenglählampen herzustellen; die Osmiumfäden für solche Lampen müßten so dünn und lang gemacht werden, daß sie den mechanischen Halt verlieren würden. Man verwendet daher im allgemeinen bis jetzt nur Lampen für 25–42 Volt Spannung, so daß bei der in unsern Gleichstromlichtnetzen gegenwärtig allgemein gebräuchlichen Betriebsspannung von 120 Volt immer 4 oder 3 Lampen hintereinander geschaltet werden müssen, also auch zu gleicher Zeit brennen. Bei Wechselstromnetzen ist die Sachlage günstiger; hier kann der elektrische Wechselstrom ohne wesentliche Verluste durch einen besonderen Transformator oder Umformer auf die Spannung der Osmiumlampe gebracht werden.

Für Konsumenten mit geringem Lichtbedürfnis, bei denen jede Lampe für sich ein- und ausgeschaltet werden soll, wird also bei den derzeitigen Leitungsnetzen ein Ersatz der Kohlenfadenglählampen durch die Osmiumlampen noch nicht in Frage kommen können. Wo aber gleichzeitig eine größere Anzahl Lampen brennen, wie in Verkaufsläden, Büroräumen, Restaurationen u. s. w., wo es also nicht darauf ankommt, ob gleichzeitig drei oder vier Lampen mehr brennen oder ausgeschaltet werden, da dürfte sich das Osmiumlicht leicht einbürgern.

Der Preis einer Osmiumlampe stellt sich zurzeit in Deutschland noch auf 5 Mark; für jede zurückgelieferte, durchgebrannte, aber sonst unversehrte Lampe vergütet jedoch die Auer-Gesellschaft in Berlin 75 Pfennige. Trotz dieses verhältnismäßig hohen Preises der Lampe, der durch die Schwierigkeit der Fabrikation und das spärliche Vorkommen des Osmiums bedingt wird, kann durch die Einführung der Osmiumlampen in einer vorhandenen Lichtanlage immer noch eine wesentliche Verrbilligung des Lichtes erzielt werden. Die Ausgerechnung berechnet z. B. die Ersparnis bei der Beleuchtung eines Geschäftslotals in Berlin mit 30 Glühlampen zu je 25 Kerzen bei durchschnittlich 3 Brennstunden täglich, wenn an Stelle der gewöhnlichen Kohlenfadenglählampen Osmiumlampen gebrannt werden, auf jährlich etwa 550 Mark. Nach dieser übrigens sehr vorläufigen Berechnung würde sich das Osmiumlicht ungefähr ebenso teuer stellen wie das Kernst-Licht. Welcher von beiden Lichtarten schließlich der Vorzug zu geben sein wird, kann erst entschieden werden, wenn die Osmiumlampe, die jetzt erst zur Einführung gekommen ist, eine längere praktische Erprobung hinter sich hat. So viel kann aber

heute schon vorausgesehen werden, daß die Tage der gewöhnlichen Kohlenfadenglühlampe gezählt sein werden. Dem Gasglühllicht ist aber in dem Vernet- und Osminiumlicht ein nicht zu unterschätzender Gegner erwachsen, der um so gefährlicher wird, als zweifellos noch Fortschritte in der Fabrikation der Vernet- und Osminiumlampen bevorstehen, die nicht allein eine Verbilligung der Lampen, sondern auch noch einen geringeren Stromverbrauch für ihren Betrieb herbeiführen werden.

Die auf Verbesserung des elektrischen Bogenlichts gerichteten Bestrebungen haben ebenfalls erst in den letzten Jahren nennenswerte Erfolge gezeigt; sie beruhen alle im wesentlichen auf den bereits in den achtzig Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Versuchen, durch Tränkung der Kohlenelektroden die bläuliche oder violette Färbung des Bogenlichts zu ändern. Das Ergebnis der damaligen Versuche war wenig ermutigend, und die Angelegenheit geriet dann in Vergessenheit. Nach längeren Versuchen gelang schließlich dem Ingenieur Bremer eine Tränkung der Bogenlichtkohlen mit Metallsalzen derart, daß er dem Bogenlicht nicht nur eine beliebige andre Farbe geben konnte, sondern auch gleichzeitig dadurch die Lichtausbeute bei demselben Energieaufwand ähnlich wie bei dem Gasglühllicht wesentlich vermehrte. Zur Erzielung eines goldgelben sonnenähnlichen Lichtes tränkt Bremer die Bogenlichtkohlen mit einem Zusatz von 15% Flußspat (Fluorcalcium) nebst einem besonderen Flüssigkeit zur Auflösung und Beseitigung der bei der Verbrennung dieses Metallsalzes im elektrischen Lichtbogen, bzw. an den Kohlenstippen sich bildenden, die Elektrizität nicht leitenden Schläde. Durch andre Metallsalzzusätze kann dem Licht auch eine rötliche, rubinrote oder grünlische Farbe gegeben werden.

Die bessere Lichtwirkung der Bremer-Bogenlampe wird wesentlich auch durch die Anordnung der Kohlenelektroden bedingt. Jede Elektrode besteht aus zwei Kohlenstäben, die nebeneinander schräg nach unten gestellt sind und ohne besondere Regulierungsvorrichtung durch ihr eigenes Gewicht bis zur Berührungsstelle hinuntergleiten. Beim Anzünden der Lampen wird das eine Kohlenstiftpaar durch einen Elektromagneten gegen das andre gedrückt. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Bogenlampen, bei denen die Kohlenelektroden senkrecht übereinander stehen und daher einen vertikalen Lichtbogen bilden, hat die Bremer-Lampe einen horizontal liegenden Lichtbogen, der durch den elektrischen Strom nach unten fächerartig auseinander getrieben wird (vgl. Abb.). Je größer die in der Lichtanlage zur Anwendung kommende Stromstärke ist, desto weiter tritt der Lichtbogen nach unten heraus. Bei Lampen für geringere Stromstärken wird der Lichtbogen durch einen Elektromagneten auseinander getrieben. Um die Temperatur im Lichtbogen zu erhöhen und damit die schädliche Schlackenbildung zu beseitigen, umgibt Bremer die Kohlenenden mit einem konischen, sich nach oben verjüngenden Blechcylinder. Hierdurch wird die zwischen den Kohlen entwickelte Wärme zusammengehalten, und die Verbrennungsprodukte schlagen sich an der Innenfläche des Cylinders als reinweißes feines Pulver nieder. Nach Messungen von Professor Wedding liefert die Bremer-Lampe bei gleichem Stromverbrauch drei- bis viermal mehr Licht als eine gewöhnliche Bogenlampe; es ist hiernach und nach den Inter-

suchungen und vergleichenden Berechnungen von Professor Lummer das Bremer-Licht dreimal billiger als das gewöhnliche Bogenlicht.

Die goldgelbe Farbe des Bremer-Lichtes läßt erkennen, daß seine Strahlen eine größere Wellenlänge haben als die des gewöhnlichen bläulich violetten Bogenlichtes; es kann daher auch Wasserdampf und Nebel auf die doppelte Entfernung durchdringen. Hierdurch wird das Bremer-Licht besonders für Scheinwerfer und Leuchtfeuer geeignet, wo das gewöhnliche Bogenlicht oft nicht ausreicht.

Gegen die Anwendung des Bremer-Bogenlichtes in geschlossenen Räumen sind von einigen Seiten Bedenken erhoben worden, weil es nicht angesprochen sei, daß sich aus den in den Kohlen enthaltenen Fluorverbindungen durch die Hitze des Flammenbogens der für die Gesundheit äußerst schädlich Fluorwasserstoff (Flußsäure) entwickeln könnte. Diese Befürchtungen haben sich jedoch als grundlos erwiesen.

Das Bremer-Bogenlicht ist vorbildlich gewesen für eine Reihe von Venerungen auf dem Gebiete des Flammenbogenlichtes, von denen insbesondere die neuen Effektbogenlampen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft und der A.-G. Siemens & Halske Erwähnung verdienen.

Es bleibt noch übrig, auf eine Reihe neuer Lichtformen hinzuweisen, die großes physikalisches Interesse erregen, die sich aber noch im Versuchsstadium befinden oder eine praktische Verwertung bisher nicht erlangt haben. Da ist in erster Linie das Tesla-Licht, von dem lange Zeit die Hellame behauptete: „es ist das Licht der Zukunft“, von dem aber jetzt nur noch wenig gesprochen wird. Die Erzeugung des Tesla-Lichtes geht in ähnlicher Weise vor sich wie die des Lichtes der Geißlerischen Röhren, die dem Leser wohl noch von der Schule her bekannt sein dürfte. Die Geißlerischen Röhren sind geschlossene Glasröhren mit eingeschmolzenen Metallelektroden, deren Innenraum fast luftleer gemacht ist. Geht ein elektrischer Strom von hoher Spannung durch die Röhren, so geraten die vorhandenen Luftreste ins Glühen, und die Röhre leuchtet auf. An der einen Seite zeigt sich blaues, an der andern Seite rötliches Licht, je nachdem, wo der negative oder wo der positive Strom eintritt. Bei genügender Luftleere strahlt schließlich die Röhre auf ihre ganze Länge in blankem Lichte. Durch Anwendung von Wechselströmen von ungeheurer hoher Wechselzahl und hoher Spannung ist es Nicola Tesla gelungen, Glasröhren, mit verdünnten Gasen angefüllt, auch ohne eingeschmolzene Elektroden, also auch ohne direkte Verbindung mit der Stromquelle, lediglich durch elektrische Ladung zum Leuchten zu bringen. Jarlan Moore hat dann durch Anwendung besonders konfektierter Dynamomashinen mit scharfer Stromunterbrechung erreicht, daß die Röhren auch durch Ströme von wesentlich geringerer Spannung und Wechselzahl, als sie Tesla anwenden mußte, zum Leuchten gebracht werden. Die Farbe ist rein weiß und dem Tageslicht gleichend; man bezeichnet das Licht daher auch als künstliches Tageslicht und andererseits als kaltes Licht, weil es nur eine geringe Wärmestrahlung besitzt. Durch Füllung der Röhren mit verschiedenen verdünnten Gasen läßt sich jede beliebige Lichtfärbung erzielen. Das Tesla-Licht würde sich daher vielleicht zu Signalisierungsweiden und zur Hellamebeleuchtung eignen; da aber die

Lichtausbeute selbst sich nicht günstiger stellt als bei der gewöhnlichen Glühlampe, so ist kaum anzunehmen, daß diese Lichtart eine wirtschaftliche Bedeutung erlangen wird.

Einen besseren Rußeffekt versprechen die Versuche, welche sich wieder an die ältere Anordnung der Geißlerischen Röhren anlehnen, indem sie die Röhren mit Ketten solcher Gase anfüllen, die elektrischen Strömen von verhältnismäßig geringer Spannung, die durch die Elektroden angeführt werden, den Durchgang gestatten und Licht von erheblicher Stärke liefern. In dieser Hinsicht ist besonders die Quecksilberdampflampe von Leo Arous, eine deutsche Erfindung, bemerkenswert, die aber jetzt merkwürdigerweise unter dem Namen Cooper Hewitt-Lampe als amerikanisches Produkt zu uns kommt. Sie besteht aus einer Geißlerischen Röhre besonderer Form, die mit verdünnten Quecksilberdämpfen angefüllt ist und ein bleiches, blaugrünes Licht liefert. Die Lichtausbeute beträgt 3 Normalkerzen pro Watt angewendeter elektrischer Energie; sie ist also ungefähr zehnmal größer als beim Kohlenfadenglühllicht. Das Quecksilberdampflicht würde also jedenfalls noch billiger als das Gasglühllicht zu liefern sein. Gegen seine Verwendung, wenigstens in geschlossenen Räumen, spricht aber

die große Gefahr, die bei einem Lampenbruch durch das Ausströmen der äußerst giftigen Quecksilberdämpfe hervorgerufen wird. Auch die Farbe des Lichts ist dem Auge wenig angenehm. Besondere Beachtung verdient endlich noch das von Erwald Rasch in Potsdam angegebene Verfahren zur Erzeugung eines Elektrolitbogenlichtes. Rasch verwendet als Elektroden für sein Bogenlicht feuerbeständige Substanzen wie Magnesia, Kalk, Thororyd u. s. w., also die bereits erwähnten Leiter zweiter Klasse, die den elektrischen Strom erst dann leiten, wenn sie, wie dies auch beim Kerzen-Licht geschieht, angewärmt sind. Die Vorwärmung erfolgt durch einen Hitzflammenbogen zwischen gewöhnlichen Kohlenelektroden, der sich automatisch wieder ausschaltet. Der zwischen den eigentlichen Lampenelektroden dann entstehende Lichtbogen stellt eine überaus kräftige Lichtquelle dar und hat, wenn z. B. Magnesia- oder Zirkonelektroden zur Verwendung kommen, eine sonnenweiße, dem Auge wohlthuende Färbung. Rasch berechnet die Lichtausbeute auf 3—4 Normalkerzen pro Watt und hofft, daß die Herstellung des Elektrolitbogenlichtes sich erheblich billiger als das Auerische Gasglühllicht stellen wird. Ein endgültiges Urteil, inwieweit diese Hoffnungen berechtigt sind, läßt sich heute noch nicht fällen.

Otto Denisch

Remontedressuren beim 1. Leibhusaren-Regiment in Langfuhr-Danzig

(Zu dem Bilde Seite 69)

Die Remontierung der Armee und die Verwaltung der preussischen Remontedepots liegen in den Händen eines Remonte-Inspektors, der an der Spitze einer selbständigen Abteilung im Kriegsministerium, der Remonte-Inspektion, steht. Den Anlauf der Remonten besorgen fünf Kommissionen, deren jede einen Stabsoffizier oder älteren Hauptmann zum Vorsitzenden hat. Ihnen sind noch zwei Leutnants der berittenen Truppen, ein Hofarzt und ein Zahlmeistersaspirant beigegeben. Die ersten drei Kommissionen stehen in Königsberg und Danzig. Die jungen Pferde werden auf sogenannten Remontemärkten gekauft, deren im ganzen etwa 520 abgehalten werden. Die meisten davon finden in Ostpreußen statt, wo das Vorzüglichste für die Armee vorgestellt wird. Die Provinz Ostpreußen liefert anerkannt das beste Soldatenpferd, da dort nur Dienste aus königlichem Genuß zur Verwendung kommen. Die angekauften Pferde werden durch Schlepptkommandos sofort nach den Depots geschafft, in denen sie sich durch gute Ernährung und angemessene Bewegung noch voll entwickeln. Ende Juni oder Anfangs Juli erfolgt ihre Ausgabe an die Truppenteile, wo ihre Dressur beginnt. Auf unserm Bilde sehen wir Remonten des in Danzig-Langfuhr

stehenden 1. Leibhusarenregiments, die ein Bild davon geben, wie weit die Abrichtung selbst junger Pferde in größeren Abteilungen gebracht werden kann. Diese Gehoramsübungen werden bei mehreren Eskadronen des Regiments mit Vorliebe geübt. Allerdings erfordern sie eine verhältnismäßig lange Zeit, bis die jungen Tiere hierin allseitig vervollkommen sind, sollen aber von vorteilhaftester Wirkung auf den Charakter der Tiere sein. Ein Analogon finden wir übrigens auch in den sehr ähnlichen Vorübungen zur Lawa (der nationalen Festart) der Kosaken, und ganz besonders in England. In den dortigen Kavallerielagern werden die Pferde der leichten Truppen systematisch hierzu gedrillt, und die Ergebnisse dieser Dressuren wurden vielfach während des Burenkrieges ausgenutzt. Die Tiere ließen sich durch kein noch so lebhaftes Feuer aus ihrer Lage bringen, und es soll vorgekommen sein, daß die Pferde schon mehrfach eine Kugel erhalten hatten, ohne daß sie deshalb außer einigen Schmerzsbewegungen sich vom Boden erhoben. Erst der Befehl des Reiters brachte sie wieder hoch und entreeb dem Feinde entgegen oder aus dem Bereich der sichertreffenden Burenkugeln. Das letztere war freilich öfters der Fall.





Schnabeltier (Ornithorhynchus), ein eierlegendes Säugetier
(Aus Marshall: „Die Tiere der Erde“)

Eine neue Naturgeschichte des Tierreichs

Ebenso zahlreich wie mannigfaltig sind die Beziehungen des Menschen zur Tierwelt, und eben deshalb ist die Tierkunde von jeher unter den sämtlichen Gebieten der Naturwissenschaft das weitest populärste gewesen. Dem entspricht auch der Umfang der ihr gewidmeten volkstümlichen Literatur, vielfach jedoch gleichfalls der Umfang der einzelnen Werke. Gar nicht bedeutend ist die Anzahl solcher, die zwischen zu groß und zu klein die passende Mitte halten, die zugleich mit wirklich guten Abbildungen reichlich geschmückt und nicht zu teuer sind.

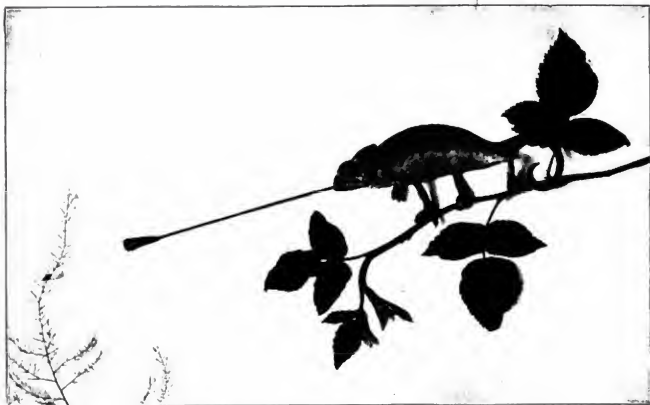
Auf eine neue Kunde des Tierreichs, die alle diese Eigenschaften aufweist, möchten wir unsere Leser aufmerksam machen. Sie beginnt, anschließend an die so ungemein beifällig aufgenommene populäre Völkerkunde von Dr. Kurt Lampert, „Die Völker der Erde“ — die erste Abteilung des großen Sammelwerkes: „Die Erde in Einzeldarstellungen“ — folgen bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart als zweite Abteilung in gleichem Format und in gleicher Ausstattung zu erscheinen. Den Text dieser neuen, reich illustrierten Tierkunde, betitelt: „Die Tiere der Erde“, schreibt ein hervorragender Zoologe, Professor Dr. W. Marshall in Leipzig, eine Autorität ersten Ranges auf diesem Gebiete, zugleich aber auch ein Meister volkstümlicher Schilderung, die das Interesse des Lesers unausgesetzt rege hält. Wie „Die Völker der Erde“ alle Stämme der großen Menschheitsfamilie in allen fünf Erdteilen in Wort und Bild vorführte, so wird nun in ganz ähnlicher Weise und nach denselben Grundsätzen das in Rede stehende neue Werk die gesamte Fauna unseres Planeten dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechend beschreiben. Es soll das jedoch nicht in gelehrten Abhandlungen, die zu ihrem Verständnis mehr oder weniger fachmännische Kenntnisse erfordern, geschehen, sondern in anregender und durchaus allgemein verständlicher Form. Es wird mit einem Wort eine Tierkunde für jedermann

geboten, die dem Leser die Ergebnisse der Wissenschaft in unterhaltender Weise zugänglich und so alle Natur- und Tierfreunde mit unserm Wissen von der Tierwelt vertraut macht. Auf dieser weiten Wanderung versteht es Professor Marshall, in Ernst wie Humor stetig zu fesseln; durchaus mit Recht hat er dabei aber auf allerlei Anekdotenstrom und die Wiederholung alter und oft erzählter Tier- und Jagdgeschichten verzichtet. Um so mehr betont er in seiner Darstellung immer die Übereinstimmung der Lebensweise der Tiere mit ihrer äußeren Gestaltung und mit ihrer inneren Organisation, damit wir die Wahrheit der Goetheschen Worte erkennen:

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen.
Und die seltsame Form bewahrt im geheimen das Urbild.“

Wie in den „Völkern der Erde“, ist auch in dieser Naturgeschichte des Tierreichs ein ganz besonderer Wert und die größte Sorgfalt auf den illustrativen Teil gelegt worden. In ebenso neuer wie origineller Weise wurde die Lichtbildkunst zur Veranschaulichung aller Klassen und Arten der Fauna herangezogen, indem sämtliche Abbildungen dieses Wertes ausnahmslos auf photographischen Aufnahmen nach dem Leben beruhen, wodurch ein Illustrationsmaterial von durchaus urkundlicher Treue geschaffen worden ist, wie es gleich zuverlässig und naturwahr kein andres deutsches Werk aufzuweisen hat. Keine Zeichnung vermag ja die Unmittelbarkeit und Treue dieser Aufnahmen auch nur annähernd zu erreichen; außerdem steht aber auch diese populäre Tierkunde durch den Umfang des in ihr gebotenen Aufschauungsmaterials einzig da, indem mehr als 1000 Abbildungen, darunter 25 ganzseitige Farbendrucke in technisch vollendeter Wiedergabe, den Lesern auf ihren Blättern vorgesührt werden.

Man nimmt an, daß die bekannte Tierwelt aller Zonen gegen 70 000 Tiergattungen in runder Summe umfaßt, da sie aber immer noch nicht vollständig



Chamäleon (*Chamaeleon vulgaris*), mit der Zunge eine fliege fangend
(Aus Ratiball: „Die Tiere der Erde“)

erforscht ist, so wird man im ganzen wohl an 100000 und mehr Gattungen veranschlagen dürfen. Es ist selbst dem weitesten Blick natürlich ver sagt, eine so erstaunliche Mannigfaltigkeit der Formen zu umfassen, und deshalb hat die Zoologie diese Massen zu größeren und kleineren Gruppen vereinigt, die wir in den „Tieren der Erde“ nun eine nach der

andern in ihren charakteristischen Merkmalen und Unterschieden kennen lernen.

An der Spitze der acht Stämme oder Typen, in die man gegenwärtig ziemlich allgemein die tierischen Wesen einteilt, die unsern Erdball bevölkern, stehen die Wirbeltiere (*Vertebrata*), mit denen die Darstellung beginnt. Sie zerfallen in die



Anoa oder Bemsbüffel (*Anoa depressicornis*)
(Aus Ratiball: „Die Tiere der Erde“)

Säugetiere, Vögel, Reptilien, Lurche und Fische, die gleich den übrigen Stämmen in der gleichen ausgiebigen Weise illustriert sind. Um zu zeigen, wie ungemein naturwahr diese Abbildungen sind, führen wir einige besonders interessante unsern Lesern vor Augen. Wie auf diesen, so ist durchgehends der Grundsatz festgehalten, nach Möglichkeit alle Aufnahmen an Ort und Stelle zu machen und die Tiere in der Umgebung zu zeigen, in der sie leben und sich bewegen, wodurch der Wert der Bilder selbstverständlich bedeutend erhöht wird.



Wüstenspringmaus (*Dipus aegyptius*)
(Nach Marshall: „Die Tiere der Erde“).

Unter den 19 Ordnungen der Säugetiere kommen in erster Linie die Affen, von denen die menschenähnlichen (Anthropoiden) besondere Aufmerksamkeit erregen. Der gewaltigste aller Menschenaffen überhaupt ist der Gorilla (*Gorilla gina*) und eine ungeheuerliche Bestie dazu, wie die Abbildung eines getöteten Tieres gemächlich erkennen läßt. Es heißt, er sei bereits um das Jahr 480 v. Chr. von dem karthagischen Admiral Hanno auf seiner Fahrt längs der Westküste dieser fähne Mann habe in der heutigen Sierra Leone Kämpfe mit

Afrikas entdeckt worden, und



Butzkopf oder Walfischmörder (*Orca gladiator*)

(Nach Marshall: „Die Tiere der Erde“)

„wilden Menschen“, die von den Dolmetschern „Gorillas“ genannt wurden, bestanden. Jedenfalls ist der Gorilla aber erst 1847 durch den Missionar Savage in den Wäldern am Gabunfluß wieder aufgefunden worden. Das erwachsene Männchen erreicht die volle Höhe eines Mannes, ist aber noch erheblich breiter in den Schultern (bis zu 1 Meter),

über den größten Teil von Nordafrika und das angrenzende Westasien verbreitet sind. Ihr lateinischer Name lautet *Hipus aegyptius*, während die Araber dies allerliebste kleine Tierchen mit dem langen Schwanz und den verhältnismäßig ungeheuer großen Ohren *Ferboa* heißen. Die Wüsten-springmäuse bevölkern, wie ihr Name angibt, die dürftigen und ödesten Gebiete, wo sie in dem harten Kiesboden sich viel verzweigte, jedoch nicht tiefe Gänge graben, in die sie sich bei der geringsten Gefahr zurückziehen. Ihre Bewegungen erfolgen mit einer aus Unglaubliche grenzenden Geschwindigkeit, und einer in vollem Laufe befindlichen Springmaus vermag kein Mensch nachzukommen. Wenn die Tierchen ungestört sind, so pflegen sie aufrecht auf dem Hinterteile nach Art der Kängurus dazusitzen.

Wie die Fische finden wir auch die bekanntlich zu den Säugetieren gehörenden Wal-tiere in ihrem nassen Elemente schwimmend dargestellt. Wir geben von ihnen den unter die Familie der Delphine gerechneten Walskopf (*Orcu gladiator*) wieder, der von seiner langen, säbelartig aufrecht stehenden Rückenflosse auch Schwertsfisch genannt wird. Sie stellen nicht nur kleineren Fischen nach, sondern machen auch, zu mehreren vereint, auf die Riesen des Meeres Jagd, weshalb man sie in Neu-England auch „Walschmörder“ heißt. Ihr Gebiß ist mit wenigen, aber sehr kräftigen Zähnen ausgestattet; sie sind nicht nur die größten, sondern auch die mutigsten, raubfischigsten, gefräßigsten und des-



Junges Opossum (*Didelphys virginiana*)
(Nach Wall: „Die Tiere der Erde“)

und seine Arme sind ungemein muskulos. Wahrscheinlich unheimlich wirkt der Kopf mit den von hohen Knochenbogen umgebenen Augen, der glatten, in der Mitte mit einer tiefen Längsfurche versehenen Nase und der vorspringenden Schnauze, aus der das furchtbare Gebiß mit scharfen Eckzähnen hervorsteht.

Neben diesem Riesen der Tierwelt erscheinen als winzige Zwerge die Wüsten-springmäuse, die

halb am meisten gefürchteten von allen Delphinen.

Ein ganz originelles Wesen ist der harmlose Koala oder australische Bär (*Phascolarctus cinereus*), der in Neusüdwales heimisch ist und zu den Beuteltieren gehört. Er klettert auf den höchsten Bäumen, selbst auf den äußersten Ästen mit großer Sicherheit herum, aber auch mit einer Langsamkeit, die ihm den Namen „australischer Faultier“ eingetragen hat. Das Weibchen wirft bloß ein Junges und



Gorilla (*Gorilla giza*), Leiche eines alten Männchens, des grössten bis jetzt aufgefundenen Exemplars im Gewicht von über 200 Kilogramm, unmittelbar nach dem Code photographiert

(Aus Warhaft: „Zur Tierwelt der Erde“)

schleppt es, nachdem es dem Beutele entwichen ist, noch lange zärtlich besorgt auf dem Rücken oder den Schultern herum. Das Kleine klammert sich fest an den Hals der Mutter an, wenn diese, wie auf unserer Illustration, mit lobenswerter Vorsicht in den Kronen der Bäume umherklettert.

Australien, vorwiegend aber Nordamerika, ist die Heimat des Opossum (*Didelphys virginiana*), einer Beuteltasche, die den Tag in hohlen Bäumen verschläft und nachts Jagd auf Vögel, kleine Säugetiere, Reptilien und Insekten macht. Das widerliche Tier bringt aber auch gern in die Stühlerfüße, alles darin tödend, was es zu erreichen vermag. Wenn es verfolgt und eingeholt wird, rollt sich das Opossum zu einem Knäuel zusammen und stellt sich hartnäckig tot, selbst wenn man es stößt und verwundet. Seiner ganzen Bauart nach ist es ein Baumtier, das, beim Gehen mit ganzer Sohle auftretend, auf dem Boden ziemlich unbehilflich erscheint. Die Anzahl der Jungen schwankt zwischen 4 und 16; erst wenn sie die Größe einer Katze erlangt haben, verlassen sie den Beutel ihrer Mutter, die auch nachher noch für sie besorgt bleibt.

Das wunderbarste Wesen unter der an seltsamen Tiergestalten so reichen Fauna des fünften Erdteils ist das Schnabeltier (*Ornithorhynchus*) oder Platypus mit dem Leibe und Schwanz eines Bibern. Die Füße sind breit und die Vorderfüße mit Schwimmhäuten versehen; der Schnabel, an dessen oberem Ende sich eine breite Hautfalte anschließt, gleicht ganz dem einer Ente. Das Schnabeltier bewohnt die buschigen Uferländer von Ost- und Südastralien sowie von Tasmanien; es legt sein Nest mit Vorliebe in überhängenden Ufern stehender Gewässer an, dicht am Wasserspiegel führt ein langer gewundener Gang hinein. Man darf bei dieser zu den Kloakentieren gerechneten, äusserst merkwürdigen Gattung mit Recht von einem „Nest“ sprechen, obwohl das Schnabeltier den Säugetieren angehört. Wie es nämlich einen vollständigen Entenschnabel und entenartige Vorderfüße besitzt, so legt es auch als einziger Säuger Eier wie ein Vogel oder eine Eidechse. Man hat das zuerst für eine Fabel gehalten, jedoch nach den zahlreichen neueren Beobachtungen im australischen Busch wie in australischen Tiergärten ist an der Tatsache in keiner



Koala oder australischer Bär (*Phascolarctus cinereus*)

(Aus Warhaft: „Zur Tierwelt der Erde“)

Weise mehr zu zweifeln. Zu den vielfältigen körperlichen Absonderlichkeiten dieser Tiere gehört endlich noch das Vorhandensein eines regelrechten Sporns, wie ihn unsre Hähne haben, an jedem Hinterbein des Männchens.

Zu den Neptilien, und zwar zur Gattung der Eidechsen, zählt das durch seine, je nach Gemütszustand, nach Temperatur und Beleuchtung wechselnde Färbung berühmte Chamäleon (*Chamaeleon vulgaris*), das im äußersten Süden von Europa vorkommt. Sein Kopf ist kantig und edig, nach oben und hinten in eine dreikantige Spitze, den sogenannten Helm, ausgezogen. Das merkwürdigste an ihm sind die Augen und die Zunge. Die Augen, als kugelige Gebilde weit nach außen vortragend, sind in ihren Bewegungen völlig unabhängig voneinander, so daß das rechte vor- oder aufwärts, das linke rückt- oder abwärts blicken kann und umgekehrt. Ohne sich zu bewegen, vermag das Tier daher seine ganze Umgebung zu übersehen und seine ans Kriechtieren bestehende Beute ausfindig zu machen. Tagelang verharrt das Chamäleon oft ohne die geringste Bewegung auf einem Baume oder Strand, nähert sich ihm aber eine Fliege, dann wird die so lange aufgerollt im Schlunde liegende Zunge, deren vorderer, dickerer Teil mit einer flebrigen Masse überzogen ist, blitzschnell vorgeschossen, wie aus unserm Munde zu sehen, das Opfer daran festgelebt und ebenso schnell in das Maul zurückgezogen; tote Beute ruhrt die Tiere nicht an. Für gewöhnlich sieht das Chamäleon grünlich aus, dem Blattwerk ähnlich; beim Farbenwechsel beobachtet man Uebergänge von Orange durch Gelbgrün bis Blaugrün mit verschiedenen Schattierungen und Schillerfarben. Dieser Wechsel wird ermöglicht durch das Vorhandensein zweier Lagen von verschiedenartigen Farbstoffen unter den Oberhäuten der eigentlichen Haut und in dieser selbst.

Zum Schluß noch einige Worte über ein Mitglied des Hindergegeschlechts, den Gensbüffel (*Anoa depressicornis*), der den Büffeln nahesteht, aber auch einiges Antilopenhafte an sich hat. Seine Heimat scheint auf Celebes beschränkt zu sein; die Malaien nennen ihn Anoa oder Sapi-llan (zu deutsch Walduh). Die Tiere werden etwa 1 Meter hoch und

1¹/₂ Meter lang, haben einen gedrungenen Leib von rot- bis dunkelbrauner Färbung und kräftige, spitze Hörner, die wenig nach hinten gerichtet und schwach nach außen gebogen sind. Der Anoa ist träge und bewegungsunlustig nach Art seiner Verwandtschaft, er sitzt lange auf der gleichen Stelle, mit Fressen oder Wiederkäuen beschäftigt, und scheint sich wenig oder gar nicht um die Außenwelt zu kümmern. Der langsame Schritt ist seine gewöhnliche Gangart, nur hin und wieder entschleicht er sich, ganz nach Marderart, zu einigen plumpen Sprüngen. Vereinzelt Exemplare kommen in die europäischen Tiergärten, wo sie gut anhalten, mit der Zeit aber sehr bössartig werden; sie wissen dann die Hörner als gefährliche Waffe zu gebrauchen.

Mit Recht weiß Professor Marshall darauf hin, daß so naturwahre Aufnahmen, wie sie dieser allumfassende *Orbis pictus* der Tierwelt bietet, bei manchen Arten schon in gar nicht ferner Zukunft überhaupt ausgeschlossen sein dürften. Man denke nur an den amerikanischen Bison, den Wisent, den europäischen Biber, die Dronte, das Vorkentier und andre Arten, die bereits völlig ausgerottet oder doch dem Verschwinden nahe sind. Die unvergleichliche Naturtöne sämtlicher Abbildungen verleiht dem Werte einen besonderen Vorzug einmal für den Gelehrten, dann aber auch für den Sportsman und den Künstler, in erster Linie für den Maler, der oft genug in die Lage kommt, auf einem seiner Gemälde irgend ein Tier darzustellen, ohne daß er ein lebendes Modell dafür zur Verfügung hat.

„Die Tiere der Erde“ erscheinen vollständig in 50 Lieferungen zu je 60 Pfennig, um die Anschaffung dieses vollständigen naturwissenschaftlichen Werkes, in dem Wort und Bild auf das glücklichste zusammenwirken, auch den weitesten Kreisen zu ermöglichen. Der darin verwirklichte Gedanke ist ein so glücklicher und zeitgemäßer, daß das schöne Unternehmen sicherlich auf eine gleich warme Aufnahme rechnen darf wie vorher. „Die Völker der Erde“. Wir empfehlen es allen Natur- und Tierfreunden, für die es ein Werk von bleibendem Werte und einen nie versiegenden Quell geistigen Genusses bilden wird.

Der glückliche Paradisa

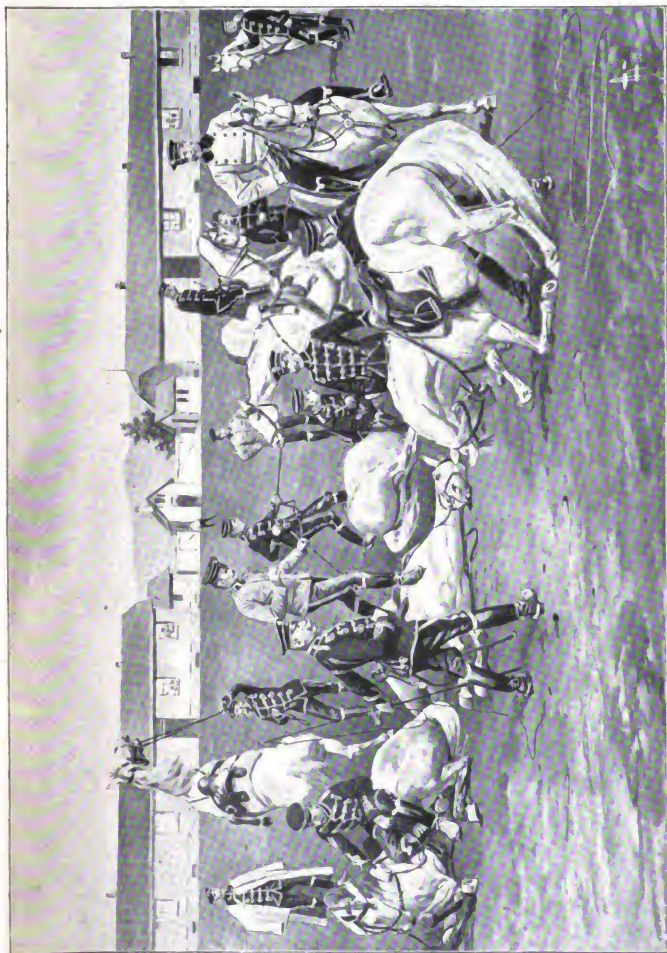
Von

Henry F. Urban

Was, es geschehen keine Wunder mehr? Dann kennt ihr nicht die Geschichte vom dicken Creste Paradisa aus Cardinella. Warum war er aus dem lieblichen Cardinella nach dem häßlichen New York gekommen? Sehr einfach, er wollte gleich so vielen seiner Landsleute vor ihm Geld verdienen ohne allzu heftige Anstrengung, dann nach dem lieblichen Cardinella zurückkehren, wo des Nachts so süß die Nachtigallen sangen, und zu Lucia Camarano sagen: „Hier bin ich, süße Lucia, ein vermögender Mann, nun heiraten wir!“ Vielleicht war ihm die Madonna gnädig, der er für den Fall des Gelingen seiner Pläne eine prachtvolle Altardecke versprochen hatte. Ueberdies war die

Madonna nicht die einzige, auf die er sich verlassen wollte. Da war noch der gute Onkel Giovanni Luca, der wie so viele Italiener New Yorks im Fruchtgeschäft tätig war. Der mußte auch heran, sicherlich! Nur wußte Creste leider nicht, wo er wohnte.

„Kennen Sie meinen Onkel Giovanni Luca, der das große Fruchtgeschäft hat?“ fragte er den Beamten der Einwanderungsbehörde und war nicht wenig erstaunt, als der lachend verneinte. Der Mann hatte sogar die Fremdsprache, im Adressbuch nachzuschlagen, aber ein Giovanni Luca war darin nicht zu finden. „Das einfachste ist, Sie gehen ins italienische Viertel und fragen dort herum.“



Remontübungen beim 1. preussischen Leibinfanterie-Regiment

Nach einer Zeichnung von Adolf Wald (Jagt Z. 42)

Da kennt einer den andern, und Sie werden ihn dort zweifellos finden."

Dreste besolgte den Wink. Und wahrhaftig, in der kleinen muffigen Bude, die sich höchst lächerlich „Hotel No Umberto“ nannte, kannten sie seinen Onkel Giovanni Lucca; er wohnte, wie man ihm sagte, in der Milbergrasstreet. Dahin machte sich Dreste auf den Weg. Ah, war das ein Leben! Teufel, das reine Italien! Überall Landsleute, nichts als italienische Gemüschhändler, Bäcker, Fischhändler, Fleischer, Restaurants. Auf dem Bürgersteig krabbelten die kleinen schwarzlockigen und schwarzäugigen Kinder Italiens, halb nackt und überaus schmutzig. Er hätte sie küssen mögen. Kein Mensch sprach das unheimliche Englisch, das Dreste klang wie das Fauchen und Knurren von Ragen oder das Gequale von Enten. Indermann redete sein geliebtes Italienisch, und überall hingen auf hölzernen Gestellen die gelben Maccaroni zum Trocknen, wie daheim.

Ein wider Junge lief gegen so ein Gestell und warf es um, so daß die Maccaroni in eine Lache schmutzigen Wassers fielen. Der Bäcker kam aus seinem Keller heraus, wüthend wie eine Hornisse. Er schimpfte gräßlich, richtete das Gestell wieder auf und ließ die Maccaroni weiter trocknen. Und die Mutter des Gescholtenen, mit einem feuerroten Tuch um die Schultern, kam hinzu und schimpfte nun auf den groben Bäcker, den sie eine stinkende Krabbe nannte, und von allen Seiten kamen sie gelaufen und schimpften mit, und Fenster öffneten sich oben und unten, von rechts und links, und Männlein und Weiblein steckten die Köpfe hinaus und schimpften, und zahllose schwarze Augen tollten fürchterlich, und zahllose Arme flogen bestig in der Luft herum. Ah, ganz wie in Cardinella, wirklich! Entzündend, ganz entzündend!

Als Dreste endlich seines Onkels Wohnung gefunden hatte, war er etwas enttäuscht. Für einen Mann, der im Fruchtgeschäft und gewiß reich war, sahen Haus und Wohnung ziemlich dürftig aus. Der Onkel war leider nicht zu Sanse. Wo er sein Geschäft, seinen Laden hätte, fragte der brave Dreste. „Sein Geschäft?“ entgegnete lachend die fette Italienerin, bei der der Onkel wohnte. „Gewöhnlich ist sein Geschäft an der Ecke der Doustoustreet und Boverry“. Sie gab ihm eine genaue Beschreibung des Weges dahin, und Dreste trollte sich. Als er aus dem italienischen Viertel heraus war, sah es anders aus. Zwar fand er an den Straßenenden allenthalben wieder seine Landsleute mit großen massiven Stühlen, oft vier, fünf in einer Reihe, auf denen Leute sich die Stiefel putzen ließen. Aber sonst war alles unitalienisch. Die Menschen stürzten dahin, blaß und aufgeregelt, mit gemurmelten Stürzen, als ob sie jemand verfolgte, und die Straßenbahnwagen sausten peitschuell und unter dem ohrenbetäubenden Klänge ihrer Gong's über die Straße. Alle Augenblicke stieß er gegen einen Fußgänger, alle Augenblicke schmaute ihn ein Lastwagenentscher an, weil er nicht acht gab. Jetzt war er an der Doustoustreet und Boverry. Aber wo war der Onkel? Er eilte über den Fahrdamm, nach rechts und links spähend. Plötzlich hörte er das zornige Gong eines Straßenbahnwagens hinter sich und die stuchende Stimme des Wagenführers, der mit aller Macht bremste, um Dreste nicht niederzurennen. Dreste machte einen bewundernswerten Sprung nach vorn, um ein Paar mitteln hinein in

einen kleinen zweirädrigen Schiebewagen, der mit Bananen beladen war und einem Italiener gehörte.

„Junger Mann,“ sagte der italienische Fruchtverkäufer lächelnd, „es scheint, Sie sind noch nicht lange in New York?“ Er wollte sich wieder abwenden, als er einen forschenden Blick auf Dreste warf und ausrief: „Heilige Jungfrau — wir kennen uns doch. Bist du Dreste Paradija von Cardinella?“

„Nanohl, der bin ich. Und Sie — ist es möglich?“ — Onkel Lucca, Giovanni Lucca!“

Sie umarmten sich und küßten sich auf offener Straße zum Erstaunen der Leute. Aber welche neue Enttäuschung war dieses Zusammentreffen für Dreste! Onkel Luccas Fruchtgeschäft war ein kleiner Karren mit Bananen, die er an das Publikum verkaufte, nichts weiter! Natürlich, von irgend einer Unterstützung seitens des Onkels konnte nicht die Rede sein. Und einen Buchhalter oder gar Teilhaber brauchte er in seinem „Fruchtgeschäft“ auch nicht. Trotzdem bat er seinen Nefsen, vorläufig sein bescheidenes Quartier mit ihm zu teilen. Auch versprach er, für ihn zu tun, was sich nur tun ließe, der gute brave Onkel. Das half Dreste über die Enttäuschung hinweg. Zu Hause angelangt, nahm der Onkel den Nefsen zunächst ins Verhör.

„Wieviel Geld hast du?“ fragte er ihn.

„Noch fünfundschwanzig Lire!“

„Nah, nicht viel, ungefähr fünf Dollar, aber doch etwas. Selbstverständlich mußt du deinen Anteil an den Kosten unsers gemeinsamen Haushaltes tragen. Zu diesem Zwecke mußt du arbeiten. Was wäre dir das liebste? Früchte verkaufen, Stiefel putzen oder den Leierkasten drehen? Eines davon tun wir alle.“

„Den Leierkasten drehen! Ich bin sehr musikalisch. Ueberdies, allzu viel Arbeit bekomme ich nicht.“

„Ahe!“ lachte der Onkel. „Du bist auch einer von denen, die wünschen, der Apfelbaum, von dem die Eva naschte, wäre ein Zitronenbaum gewesen, weil wir dann noch heute im Paradiese wären — Ge? Daran erkenne ich den echten Mann aus Cardinella. Faulpelze allesamt! Nun gut, laufen wir einen Leierkasten. Das Geld will ich auslegen.“

Zwei Tage später hatte Dreste seinen Leierkasten. Er war alt, und jeder vierte Ton war nichts als Wind. „Teufel, damit werde ich kaum viel Geld verdienen!“ meinte Dreste seufzend.

„Im Gegentheil! Man zahlt dir mit Vergnügen, nur damit du wieder machst, daß du mit dem Ding fortkommst.“

Dreste lachte laut auf. Ja, es war ein ganz geriebener Schlaupf, dieser Onkel. Sie besorgten sich noch von der Polizei einen Erlaubnischein und unternahmen dann eine Wandering durch die Stadt.

Als sie an einem Kleiderladen vorüberliefen, stürzte plötzlich ein großer starker Mann heraus, und mit den Worten: „Da hätten wir dich ja!“ verfehlte er Dreste zwei schallende Ohrfeigen. „Tiefer Salunkel,“ sagte er zu dem herbeieilenden Polizisten, „hat mir vor zwei Wochen einen Anzug gestohlen, verhaften Sie ihn!“ Trotz aller Proteste des verblüfften Onkels wurden sie nach der Polizei geschleppt, wo Dreste bis zum nächsten Morgen festgehalten wurde. Beim Verhör gelang es dem Onkel, zu beweisen, daß ein Irrtum vorlag, da sein Nefse erst vor zwei Tagen in New York angekommen wäre, und so wurde Dreste entlassen.

„Mein Herr,“ sagte Onkel Lucca zu dem Kleiderhändler, als sie das Gericht verließen, „damit ist

die Sache nicht erledigt. Sie haben meinen ungeschulbigen Neffen geohrfeigt, verhaftet und einsperren lassen. Sie sollten ihm freiwillig eine Entschädigung zahlen, ehe wir klagbar werden.“

Der Händler wand sich wie ein Wurm, aber Onkel Lucrez ließ nicht loder, denn er mußte, daß Dreffe den Kleiderhändler verlagen konnte, und so rückte der letztere zuletzt fünf Dollar heraus.

„Geben Sie zwanzig, und wir sind zufrieden!“ meinte der Onkel. Der Mann mußte zahlen, und schmunzelnd steckte der Onkel das Geld ein.

„Großartig!“ sagte Dreffe lachend. „Ich wünschte, man ohrfeigte mich jeden Tag!“

„Ja, es ist ein wunderbares Land, das Land unterm Cristoforo Colombo!“ versicherte der Onkel.

„Diese wohlwollende, väterliche Fürsorge für alle, die durch den Reichtum ihrer Nebenmenschen zu Schaden kommen, ist bewundernswert. Weißt dich hier der Hund eines andern, muß er zahlen. Fällt du in den Keller eines andern, weil die Schutzvorrichtung fehlt, muß er zahlen. Fällt dir beim Sturm ein Dachstein auf den Kopf, so muß der Besitzer des Hauses zahlen. Rutschst du im Winter auf der Haustreppe aus, die das dumme Dienstmädchen mit Wasser begossen hat, um sie zu reinigen, so muß der Hansberr zahlen. Entgleist ein Zug, in dem du fährst, und erleidest du Verletzungen, muß die Gesellschaft zahlen. Wunderbar, ganz wunderbar! Es ist ein hochentwickeltes Land, Dreffe!“

Am nächsten Morgen zog Dreffe mit seinem asthmatischen Leierkasten von dannen. Der Onkel hatte recht. Dreffe verdiente nicht übel Geld. Entweder bekam er's mit der Weisung, so schnell wie möglich sich weiter zu trollen, oder weil er den irischen und deutschen Dienstmädchen in den seinen Stadtvierteln als ein so außerordentlich hübscher Kerl erschien mit seinen rötlichbraunen Waden, die so sammetweich aussahen wie reife Pfirsiche, und mit den glühenden schwarzen Augen. Wenn er dann noch lachend die weißen Zähne zeigte, sobald er eines Dienstmädchens anständig wurde, so war's um Bridget oder Auguste völlig gesehen, und die Gents kamen nur so geflogen.

Wie gesagt, er hatte Glück, dank der gnadenreichen Madonna von Carbinella. Aber es kam noch besser. Auf den Rat des pfiffigen Onkels standen sie ein kleines Messchen, dem der Onkel ein schneeweißes Kostüm anzog und einen schneeweißen Helm ansetzte, so daß er einem New Yorker Straßenfeger täuschend ähnlich sah. Dann kaufte er in einem Spielzeugladen einen winzigen Wesen und brachte dem Messchen bei, auf Kommando das grüne Tuch auf dem asthmatischen Leierkasten zu legen. Das sah überaus komisch aus, und die Leute auf der Straße, besonders die Kinder, wollten sich schief lachen über den Affen als Straßenfeger. Kein Wunder, daß das Geld nun noch reichlicher floß. So kam es, daß er an einem Sonntagmorgen in höchst zufriedener Stimmung durch den Park pilgerte ohne Leierkasten, nur zu seinem Vergnügen. Er dachte an Carbinella, an die alte Mutter, an Lucia Camarano, die überaus Goldselige, und an die gnadenreiche Madonna, die ihn bisher so geschützt hatte. Wie er den Fahrweg kreuzte, erhielt er plötzlich einen fürchterlichen Stoß, so daß er eine halbe Meile — so schien's ihm — durch die Luft flog. Als der dicke Dreffe erwachte, lag er in einem kühlen, unglaublich sauberen Bett im Hospital. Die rechte Hand war verstaucht, das Nasenbein

und eine Rippe gebrochen. Sonst ging's ihm gut. Am Nachmittag kam Onkel Lucrez. Sein spitzes Vogelgeschicht irabte vor Freude, seine Augenlein funkelten.

„Dreffe — nein, dieses Glück! Teufel, du bist ein Liebling der Madonna. Wahrscheinlich! Denke dir nur — ein Mann auf seinem Juretraß hat dich umgerannt. Er raste mit unerlaubter Geschwindigkeit dahin und hatte keine Glode. Er fuhr direkt in dich hinein, ohne Warnung. Ein Polizist und drei Augenzeugen haben's beschworen. Natürlich ist er verhaftet worden.“

„Was ist für Glück dabei?“ meinte Dreffe finster. „Ich kann ein Krüppel für Lebenszeit bleiben.“

„Kein Gedanke, Herzchen, kein Gedanke! In kurzer Zeit bist du wieder hergestellt, sagt der Doktor. Nase und eine Rippe gebrochen, Handgelenk verstaucht. Das ist alles. Aber von wegen dem Glück! Der Radfahrer, denke dir, ist ein schwerer reicher Mann, ein Industriesabritant. Ich werde sofort zum Advokaten gehen von wegen Schadenersatz. Gehab dich wohl! Wie ich dir sagte, ist Amerika das Land der Schadenersatzprozesse. Da läßt sich was heranschlagen!“ Und fort war er.

Am nächsten Nachmittag war er wieder da. „Alles geht großartig, mein Liebling!“ meinte der Onkel und ließ sich auf einen Stuhl neben dem Bette nieder. „Also denke dir, die Sache ist schon in Ordnung. Ebe der Industriesabritant sich verlagen ließ, hat er lieber freiwillig viertausend Dollar gezahlt — was sagst du nun? — viertausend Dollar! Das ganze italienische Viertel ist außer sich über so ein Glück!“

Ja, wahrhaftig, das war ein Glück. Es beschleunigte die Genesung, und Dreffe wurde aus dem Hospital entlassen.

„Weißt du was?“ sagte Dreffe, als er wieder daheim war, „ich verspreche der Madonna noch eine goldene Kette. Wer weiß, vielleicht habe ich noch mehr Glück.“

„Tue das, mein Sohn,“ sagte der Onkel. „Man kann nicht wissen.“

Und Dreffe hatte noch mehr Glück. Freilich, der Sommer war darüber hingegangen und der Herbst, und es wurde Winter. Dreffe stand — es war am Morgen und zu kalt, um den Leierkasten zu drehen — zitternd vor Frost auf der Straße und wartete auf einen Straßenbahnwagen. Als er dem Führer eines herannahenden Wagens ein Haltezeichen gab, fühlte sich diese erhabene Persönlichkeit höchlichst beleidigt. Für Passagiere anzuhalten, erschien ihm, wie allen seinesgleichen, ein überflüssiger Luxus. Nun gar erst für einen lumpigen Italiener. Nach beliebiger Manier ließ er daher sein kostbares Gefährt nur ein wenig langsamer laufen, dann, als er glaubte, der Italiener hätte den hinteren Aufstieg glücklich erwischt, öffnete er die Bremse wieder, und der Wagen schoß wie ein losgelassener Jagdhund vorwärts. Dem dicken Dreffe war der Sprung auf das Trittbrett wirklich gelungen. Aber der Aud, mit dem der Wagen vorwärts schoß, war so plötzlich und heftig, daß Dreffe vom Trittbrett heruntergeschleudert wurde und der Länge nach auf das Straßenpflaster fiel. Der Schaffner hielt den Wagen an und sprang herunter. Leute kamen herzu und halfen Dreffe wieder auf die Beine, der halb benutzlos war und aus einer bösen Wunde am Kopf blutete. Außerdem war sein linkes Ohr völlig zerschlagen und sein linker Fuß verstaucht.

Ein Arzt, der zufällig des Weges gekommen war und Creffe in die nächste Apotheke geleitete, stellte das fest. Die Empörung des Publikums über den unverrückten Wagenführer kannte keine Grenzen. Schon seit lange beklagte man sich über diese infame Unsitte, den Wagen niemals für Fahrgäste völlig zum Stehen zu bringen, sondern ihnen zuzumuten, auf offener Straße Vorstellungen als Akrobaten zu geben, indem sie unter Lebensgefahr versuchten, auf die rasch dahinfahrenden Wagen zu springen. Ein Tugend Menschen boten sich sofort als Zeugen an, daß der Wagenführer wiederum den Wagen nicht angehalten und den Fahrgast dadurch in Fall gebracht habe. Man wollte es den verwünschten Straßenbahn-Monopolisten einmal gehörig einträufen, und zugleich wollte man diese sogenannten „Wise“ den Wagenführern ein für allemal austreiben.

Als Creffe aus dem Hospital, wo man ihn vernahmt, verbunden und wieder eingekerkert hatte, im Wagen des freundlichen Doktors nach Hause gebracht wurde und dem Onkel Bericht erstattete, fiel ihm dieser um den Hals. Er war ganz aus dem Häuschen vor Entzücken. „Glückspilz, der du bist!“ rief er immer von neuem. „Nun bin ich gespannt, wie viel das bringt! Wir klagen, verstehst du, wir klagen gehörig. Die Straßenbahngesellschaft, die hat's, die verfluchten Geldsäcke, die! Und es herrscht gerade die richtige Stimmung gegen sie bei den Geschworenen!“ Schon am gleichen Abend ließen sich die Advokaten fast die Hacken ab, um den schönen fetten Prozeß gegen die Gesellschaft zu bekommen. Der fünfte, der kam, war der Advokat der Gesellschaft, ein alter dürrer Kahlkopf mit einem Gesicht, als ob er eine schlechte Auster gegessen hätte. Eigentlich, meinte er, wäre es sehr zweifelhaft, ob Creffe überhaupt etwas bekäme; der Wagenführer hätte ihn nicht gesehen. Aber Onkel Lucca war auch nicht auf den Kopf gefallen. Er ließ sich nichts vormachen. So bot der Advokat, um Schereereien zu vermeiden und weil Creffe nicht erstlich verlegt sei, fünfshundert Dollar.

„Zweitausend Dollar!“ rief Onkel Lucca, nicht einen Cent weniger!

„Sie scherzen,“ sagte der alte Kahlkopf und tat, als ob er sich totlachte, und entfernte sich. Am nächsten Morgen bot er tausend Dollar, zwei Tage später fünfshundert. Dann kam der Ueber über zweitausend Dollar.

„Der Himmel gebe, daß das so fortgehe!“ meinte der Onkel. In den Geschäftsräumen der Gesellschaft aber rieb man sich die Hände vor Vergnügen, so billig davon gekommen zu sein. Dieser dünne Kerl, der Italiener! Die Geschworenen hätten ihm mindestens sechsstaushend Dollar zuerkannt.

Creffe hatte jetzt mit dem, was er sich zusammengepfeift hatte, über 6000 Dollar, also ungefähr 30500 Lire nach italienischem Gelde. Das war ein Vermögen für Carbinella. Er konnte dafür Haus und Feld und Garten kaufen und einen Weinberg dazu, konnte Lucia Camarano heiraten und die alte Mutter zu sich nehmen, — juchhei! Gleich wollte er zurück nach Carbinella. Onkel Lucca konnte das nicht einsehen. „Warum so eilig, mein Sohn?“ meinte er, „du hast sicherlich noch mehr Glück, mer weiß?“

„Nein, nein!“ erwiderte Creffe, „nur dreimal klopft das Glück an des Menschen Thür!“

Solange er nur Rippen und Nasenbein brach

und sich Löcher in den Kopf schlug, war's ja ganz schön. Aber eines Tages trieb das launische Glück die Sache vielleicht auf die Spitze, und er brach das Genick, und dann, was hatte er davon? Auch stellten sie ihm im italienischen Viertel unaufhörlich nach, die Väter, die Mütter, die Töchter. Diesen Goldsack mit 30 500 Lire zu angeln, verlohnte sich der Mühe. Besonders arg trieb es die Tochter des Gemüsehändlers Savarese. Sie schrieb glühende Liebesbriefe an ihn, sie lauerte ihm auf und ging mit ihm spazieren, ob er wollte oder nicht. Eines Sonntags kam der alte Savarese zu Creffe und sagte: „Wann wirst du dich mit meiner Tochter verloben? Alle Leute reden davon, wie du ihr den Hof machst.“ — Galt nach dem berühmten amerikanischen Rezept, einen jungen Mann einzufangen.

Das war Creffe denn doch zu arg und verleibete ihm New York völlig. Und so kam es, daß eines Morgens in Carbinella gewaltige Aufregung herrschte. Creffe Parafifa, der dicke Creffe, war wieder daheim, und er war ein reicher Mann, ein feierreicher Mann. Da saß er in dem kleinen engen Zimmer seiner Mutter, alle Nachbarn um ihn herum, und zum offenen Fenster lauschten sie herein, um zu hören, was er von seinem Glück erzählte. Die Wirkung war eine überraschende. Ein wahres Auswanderungsfieber ergriff Carbinella und verbreitete sich von da aus über die Umgegend. Und alle gingen nach New York, der Stadt, wo das Glück wohnt und wo man mit Ehrfurchen und zerbrochenen Nasen ein schweres Geld verdient! Die Einwanderungsbehörde zerbrach sich den Kopf, was der Grund dieser ungewöhnlichen Uebersflutung der Stadt mit Italiencn aus Carbinella und Umgegend wäre, aber sie kam nicht dahinter.

Und fonderbare Briefe langten aus Carbinella bei den Ausgewanderten an. Darin hieß es zum Beispiel: „Wenn Du mich wahrhaft liebst, mein Juchheilig, dann sieh zu, daß Du bald von dem Straßenbahnwagen fliehst!“ Oder: „Bist Du immer noch nicht von einem Zweirad umgerannt worden?“ Oder: „Indem ich Dir wünsche, recht bald ein paar Rippen zu brechen, wie Creffe Parafifa, bleibe ich mit tausend Küffen Deine Dich liebende Mutter.“ Oder: „Ach, meine Petle, Du bist ein Pechvogel, nicht einmal Threigen bekommen Tu!“ Oder: „Wenn Du bis zum ersten Juni nicht von einer feinen Kutse überfahren bist oder Du sonst kein Glück widerfährt, so heirate ich jemand anders.“ Aber seltsam, nichts dergleichen geschah. Nur einmal kam ein Brief von der schönen Gemma Saladin, daß sie einen reichen Amerikaner aus 10 000 Dollar Schadenersatz wegen Bruch des Eheversprechens verklagt habe. Das erregte milde Sensation in Carbinella, und man beglückwünschte Mutter Saladin zu einer so tüchtigen Tochter. Aber dann folgte die Ermüchtigung, als ein zweiter Brief besagte, daß Gemma nur 6 Cents erhalten hätte. Das ist der übliche Betrag, den die Geschworenen aus hohovoller Galanterie dem lieben Jungfräulein zuerkennen, wenn sich herausstellt, daß es mit ihrer Tugend nicht weit her war und daß sie's darauf anlegt, den Liebsten zu schröpfen.

Seitdem hat die Auswanderung aus Carbinella bedenklich nachgelassen. „Nicht jeder hat so ein Glück wie der dicke Creffe!“ sagte man feinsend, „und wenn auch noch Tausender geschehen, so geschehen sie doch nicht alle Tage!“



Die Zentralkuppel vom Dach des Mittelschiffes aus

Die Peterskirche in Rom

(Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Carlo Deutacat in Rom)

In den Reisebeschreibungen der Italienfahrer vor der Zeit der Eisenbahnen wird vielfach mit besonderer Hervorhebung der Moment geschildert, in dem der Betturin des von der Höhe bei Vaccano abwärts rollenden Mietwagens mit den Worten: „Ecco Roma!“ auf die am Horizont auftauchende gigantische Peterskuppel deutete. Kürzlich wurde als Beispiel der amerikanischen Sucht, alles andre zu überbieten, von einem in Ottawa, der kanadischen Metropole, aufgetauchten Plane berichtet, eine Kathedrale zu erbauen von bisher noch nicht dagewesenen Abmessungen und mit einem Fassungsvermögen von 70 000 Menschen. Demnach scheinen also die Amerikaner die alte Welt nicht bloß mit ihren Privatbauten übertrumpfen und dem altährwürdigen

St. Petersdom in der Siebenhügelstadt, der mit seinem Fassungsvermögen von 50 000 Menschen noch immer unübertroffen da stand, „den Rekord nehmen“ zu wollen.

Nun, das bleibt abzuwarten, vorläufig ist San Pietro in Vaticano, die Grabkirche des Apostels Petrus und die imposante Zeremonienkirche des Papstes, nicht nur das berühmteste, sondern auch das größte christliche Baudenkmal. Dennoch geht man wohl kaum irre mit der Behauptung, daß ihr unmittelbarer Eindruck auf jeden, der sie zum erstenmal besucht, nicht der des Riesenhaften ist. Es ist vielmehr die feine Uebereinstimmung der verschiedenen Teile, der äußeren wie der inneren, aus denen dieses gewaltige Gotteshaus zusammengesetzt ist, und der Eindruck harmonischer Gliederung läßt für den ersten Blick das Kolossale des Ganzen und des Einzelnen nicht zum Vorschein kommen.

Man braucht z. B. nur einen Besucher zu fragen, für wie groß er die Engel halte, die an den Seitenwänden des Mittelschiffes die Weihwasserbeden stützen; er wird sie auf die Größe eines Kindes schätzen, und in Wirklichkeit übertragen sie den größten Mann. Oder man frage nach der Größe der Mosaikbuchstaben der die ganze Bedeutung der Kirche bezeichnenden Aufschrift über dem inneren Ansatze des Kuppelbogens („Tu bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben“); kein Mensch wird annehmen, daß sie mehr als 2 Meter beträgt. Ebensovienig scheint es beim erstmaligen Sehen glaubhaft, daß die Gesimse, über denen die Tonnengewölbe der Mittelschiffe ansetzen, bereits höher sind als das Berliner Schloß; das bequem im Mittelschiff Platz hätte.

Wer
Dächern
Leute
nannten

könnte vermuten, daß auf den
des Tomes eine ganze Menge
lebt und arbeitet, die sogenannte
Zampietrini, ausschließlich mit



Arbeiter auf dem flachen Dach der Vorhalle

den Reparaturen des Bauwerkes beschäftigt, die jährlich gegen 180 000 Lire in Anspruch nehmen.

Zur Besteigung des Daches und der Kuppel bedarf es für den Besucher eines besonderen „Permesso“, den man in der Fabbrica di S. Pietro, Via della Sagrestia, erhält. Damit verfügt man sich in das linke Seitenschiff des Domes jenseits der ersten (Tauf-) Kapelle zur ersten Tür linker Hand, die sich während der Vormittagsstunden zwischen 8 und 11 Uhr auf das Klopfen des Eintritt Begehrenden öffnet. Man ersteigt auf 142 sehr bequemem Stufen das Dach der Kirche, das im Volksmund der

„achte Hügel Roms“ genannt wird. Eine Ueberaschung für jeden, der diese Höhe erreicht hat, bildet der Bautenkomplex auf diesem Dach der Peterskirche, wo man heute noch ebenso wie zu Goethes Zeit „das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet, Häuser und Magazine, Brunnen, Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen“. Besondere Giebelhäuser erheben sich über den Tonnenengewölben des Langhauses und Längschiffes,

ferner Laternen über den sechs Kuppeln der Seitenschiffe, während über der Clementinischen und der Gregorianischen Kapelle die beiden 45 Meter hohen Seitenkuppeln von 92 Metern Umfang emporragen. Einen Springbrunnen von Marmor gibt's dort oben auf dem Dach, der die Kolonie der Arbeiter und Wächter mit Wasser versorgt, und hängende Blumenärten.

Auch davon kann man sich unten keine Vorstellung machen, wie überwältigend von dem Dache erst sich die herrliche Zentralkuppel darstellt, die hier für sich allein größer aussieht als die größte Kirche. Vom Erdboden bis zur Höhe der Laterne sind es 117 Meter; vom Dach bis zur Kreuzesspitze ragt das Meisterwerk Michelangelos noch 94 Meter

auf, unten hat die Kuppel 192 Meter Umfang. Als sich im 18. Jahrhundert einige Risse an dem kühnen Aufbau zeigten, brachte man 1744 fünf gewaltige, von außen sichtbare Eisenringe an, die jede weitere Gefahr beseitigten. Vom Dache führen Treppen zur inneren Galerie, von deren Umgang man einen köstlichen Hinabblick in die Kirche genießt. Als



Vom Dach der Peterskirche



Der Marmorbrunnen auf dem Dach der Peterskirche



Aus dem Panorama von der Kuppel der Peterskirche

dann steigt man auf einer bequemen Treppe zur Laterne empor, von deren innerer Galerie der Herunterblick in die Kirche jetzt fast schwindelerregend wirkt; geradezu bezaubernd aber ist die Rundschau von der Außenbrüstung auf die Campagna bis zu dem in der Ferne wahrnehmbaren

Silberstreifen des Meeres, über die ganze Siebenhügelstadt und den Außenbau der Peterskirche. Wer Lust dazu hat, kann von hier noch weiter aufwärts gelangen, nämlich bis in die Bronzelugel, die auf den Scheitelpunkt der Kuppel aufgesetzt ist. Von unten gesehen, erscheint sie wie ein winziger



Panorama von der Kuppel der Peterskirche



Unter der Bronzekugel auf der Zentralkuppel

Knopf; wer würde es glauben, daß im Innern Raum für 16 Personen vorhanden ist und daß die Treppe, die hinaufführt, mehr als 2 $\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser hat!

Man muß sich erst darauf befinden oder die auf dem Fußboden des Mittelschiffes angebrachten Inschriften lesen, die zur Vergleichung der Maße der größten Kirchen Europas berichten — jede weit zurückstehend hinter dem Petersdom —, um allmählich sich zu einer genaueren Abschätzung der ungeheuren Masse zu befähigen, die man vor Augen hat, und sich Rechenschaft darüber zu geben, daß die Fassade 117 Meter lang, 50 Meter hoch, und daß jede Säule 27 Meter hoch ist.

Das Innere der Kirche mißt 187 Meter in der Länge und das Mittelschiff allein 27 Meter in der Breite; sein Gefäß ist 33 Meter hoch über dem Boden und hat eine Breite von 9 Metern. Gegenüber hat nach den Angaben der oben erwähnten Maßvergleichen auf dem Boden des Mittelschiffes St. Paul in London nur 158 $\frac{1}{2}$ Meter in der Länge, der Dom in Florenz nur 149 $\frac{1}{2}$ Meter, von Mailand 135 Meter, von Bologna (San Petronio) 133 Meter, San Paolo bei Rom (fuori le mura) 128 Meter, der Kölner Dom 132 Meter, der Antwerpener 117 Meter und die Sophienkirche in Konstantinopel 110 Meter.

Die Peterskirche hat eine weit zurückreichende

Geschichte. Der ursprüngliche Plan entstand nach dem Jahre 300 n. Chr. an Stelle des antiken Neronischen Cirkus, der Stätte des Martyriums der ersten Christen in Rom. In der alten Peterskirche krönte Papst Leo III. Karl den Großen als Kaiser; Nikolaus V. gab 1450, als die alte Kathedrale baufällig geworden war, den Baumeistern Leo Battista Alberti und Bernardo Rossellino Auftrag zur Wiederherstellung. Fünfzig Jahre später wurden die ins Stoden gekommenen Arbeiten von Giuliano da Sangallo und Bramante wieder aufgenommen. 1515 übernahm Raffael Santi von Urbino und nach dessen Tode 1520 Baldassare Peruzzi die Leitung. Im Jahre 1546 wurde Michelangelo Buonarroti berufen, der einen neuen Bauplan für die Kuppel entwarf, der auch für seine Nachfolger maßgebend blieb; so entstand dieser „Triumph architektonischer Schönheit“.

Wirklich in Angriff genommen wurde die Kuppel aber erst 24 Jahre nach des Meisters Tode, der im Jahre 1564 erfolgte. 800 Arbeiter wurden unter Leitung des großen Architekten Giacomo della Porta daran beschäftigt, die das Werk in zwei Jahren vollendeten. Unter Gregor XIV. wurde die Laterne aufgeführt; 1603 war die Ansschmiedung des Innern beendet. Nun war noch die Fassade fertigzustellen, doch wurde dabei von Michelangelos Entwurf abgewichen und Madernas Plan angenommen und ausgeführt. Am 18. November 1626



Auf der Treppe zur Bronzekugel



Ausbesserungsarbeiten am dem Marmorboden im Jannu

nachdem 1300 Jahre seit der Gründung der Peterskirche verfloßen waren weihte Papst Urban VIII. die Basilika ein. Unter Bernini, der seit 1629 als Bauleiter tätig war, sollten die ursprünglich vorgesehenen Glockentürme ausgeführt werden; wegen mangelhafter Fundamentierung mußte jedoch davon Abstand genommen werden. Durch den genannten Architekten erhielt aber 1667 der Petersplatz, der Vorhof dieser Weltkirche, die großartig wirkenden Kolonnaden und Galerien, die den Eindruck übermäßiger Breite bei dem als Langhaus gestalteten Vorderteil der Kirche mildern und die Fassade Maderna's weiter zurücktreten und sie größer und höher erscheinen lassen. Die gesamten Baukosten betrugen mehr als 260 Millionen Lire.

Ich habe des eigentümlichen Lebens des Völkchens von Arbeitern auf den Dächern der Peterskirche Erwähnung getan; was soll ich sagen von dem Leben im Innern des Domes, der eine Welt für sich ist?

Wie ein brausender Strom flutet unaufhörlich durch die weiten Hallen das menschliche Leben mit seinen Freuden und Schmerzen, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt.

Auf der einen Seite ist eine ausländische Malerin bemüht, die wunderbarsten Schaustücke auf ihre Leinwand zu übertragen; dort küßt ein Frommer den rechten Fuß des Bronzealtbildes

des Apostels Petrus, der von ähnlichen Ehrfurchtsbezeugungen schon ganz abgeglättet ist. Tiefe Bronze-Statue am linken Pfeiler rechts des Mittelschiffes ist für die späteren Darstellungen des Apostels vorbildlich geworden; sie zeigt ihn sitzend mit kurzem, welligem Haar und rundem Bart, mit der Rechten segnend und in der Linken die Schlüssel haltend. Wahrscheinlich hat ein byzantinischer Kaiser die Statue im 5. Jahrhundert als Weihgeschenk ge-

stiftet; der Stil ist in Form und Gewandung noch ant. Ursprünglich stand der Apostel in der



Eine russische Malerin im Innern des Domes



Kuss auf dem Fuss der Petersstatue

anstoßenden Klosterkirche San Martino; erst bei der Gründung der neuen Kuppel unter Papst Paul V. ward die Statue an ihren jetzigen Standort gebracht. Ueber Petrus ein moderner Thronhimmel und das Mosaikbildnis Pius' IX.

Der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit ist diese berühmte Statue des Apostelsürsten am Tage St. Peters und St. Pauls, den 29. Juni, dessen Feier ungezählte Scharen festlich gekleideter Menschen nach der Peterskirche lockt. Erst bei solchen Gelegenheiten, wo viele Tausende von Besuchern sich in diesem großartigen Gotteshause und auf seinem Vorplatze aneinander vorbeibewegen, ohne daß man ein eigentliches Gedränge gewahrt wird, kommen die riesenhaften Raumverhältnisse der Peterskirche zur vollen Geltung und dem Besucher zum Bewußtsein.

Einem alten Herkommen zufolge ist an diesem Tage die Statue während des Festgottesdienstes mit päpstlichen Gewändern bekleidet, in denen sie einen ungemein seltsamen Eindruck macht. Auf den ersten Blick meint der Fremde wohl einen Eingeborenen der heißen Zone in dem Bildwerk dargestellt zu sehen, einen der farbigen Priester, die dem Reisenden in Rom ja so zahlreich begegnen. Die Tiara, die man dem Apostel aufs Haupt setzt, ist viel zu groß, so daß der heilige Petrus in dieser Vermummung gar nicht besonders ehrwürdig erscheint.

Stets begegnet man im Innern der Peterskirche zahlreichen Hochzeitsreisenden aus allen Weltteilen, die ihr Lebensglück durch die Weihe der Kunst zu veredeln suchen. Fromme Pilger führt die Sehnsucht herbei, ihre Sündenschuld zu bekennen, wozu ihnen die im linken Seitenschiff aufgestellten Beichtstühle für elf Sprachen Gelegenheit bieten. Alle Besucher aber möchten dem Statthalter Christi

ihre Huldigung darbringen, wenn das Glück ihnen seinen Anblick gewährt.

Wenige Schritte von der Terrasse der Peterskirche erstreckt sich die Fassade des vatikanischen Palastes, geschnitten mit den Standbildern der zwölf Apostel. Der Fremde betritt den Palazzo Pontificio del Vaticano am Ende der rechten Kolonnade des Petersplatzes durch den Portone di Bronzo, wo sich die Schweizerwache befindet. Die beiden ersten Fenster

des zweiten Stockes zur linken Seite, zu unterscheiden an den geschlossenen oberen Flügeln, sind die des päpstlichen Gemaches. Von dort steigt der greise Papst hinab in die vatikanischen Gärten, um an den Sommermittagen; den Weinberg zu besuchen, den er mit besonderer Sorgfalt und hervorragender Sachkenntnis pflegt, und sich dann zur Erholung von dem

nachteiligen Einfluß starker Hitze ins Kasino Pius' IV. zu begeben, dessen dicke Mauern Kühlung gewähren. Es ist dort ein Gemach mit einem Ruhebett für ihn eingerichtet. Gegen Abend, wenn der Nordwind weht, pflegt Leo XIII. in seinem Wagen in der Gesellschaft seines Neffen, des Kommandanten der Guardia Mobile, Grafen Camillo Pecci, der neben dem geöffneten Fenster reitet, eine Spazierfahrt in den Gärten zu machen bis zum Kaffeehaus und dann in den stillen Palast zurückzukehren, der 11000 Säle, Zimmer und Gemächer umfassen soll.



Einer der Beichtstühle im linken Querschiff

Das Kinderschutzgesetz

Eine höchst bedeutende sozialpolitische Tat hat der Reichstag noch vor seinem verfassungsmäßigen Ende vollbracht, die Verabschiedung des Kinderschutzgesetzes oder, wie die genauere Bezeichnung lautet, des Gesetzes über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben. Die bisherige Gesetzgebung des Reichs hatte sich mit der Regelung der Beschäftigung von Kindern nur insoweit befaßt, als es sich um die Ausnutzung ihrer Arbeitskraft für die Tätigkeit in Fabriken handelte, hingegen ihre Heranziehung für andre Arbeiten in keiner Weise berücksichtigt. Nicht als ob man nicht schon längst sich der schweren Mißstände bewußt gewesen wäre, die auf diesem

und Vormünder noch länger fortbestehen zu lassen, hat das Reich mit fester Hand eingegriffen und durch das Gesetz über die Kinderarbeit den meisten Staaten wieder ein Beispiel dafür gegeben, daß, wo ein Wille ist, sich schließlich auch ein Weg findet, auf dem dieser Wille durchgesetzt werden kann. Das Gesetz ist kein einfaches und leicht verständliches, sondern recht kompliziert und mitunter nicht leicht in seiner Tragweite zu erfassen; es befriedigt auch durchaus nicht alle Anforderungen, die an diesen Zweig der staatlichen Fürsorge gestellt werden, aber trotzdem wird seine Anwendung für viele Hunderttausende von unendlichem Werte sein, wird mit



Blick auf den Vatikan mit seinen Gärten (zu dem Artikel: Die Peterskirche in Rom)

Gebiete bestehen, nicht als ob man an der Pflicht des Staates gezweifelt hätte, sich schützend und fürsorgend auch der Kleinen anzunehmen, die bei grauem Morgen durch Brot-, West- oder Zeitungsaustreten und in späterer Nachtstunde durch Regelaufstellen, Spülen von Gläsern und Flaschen, Verkauf von Bündelhölzern, Blumen und sonstigen Gegenständen Geld zu verdienen suchen; man war sich vielmehr hierüber längst vollständig klar, und nur die mit dem Gegenstände verbundenen ungeheuren Schwierigkeiten schreckten den Gesetzgeber längere Zeit zurück. Nachdem aber eine umfassende Untersuchung gezeigt hatte, daß es vollständig unmöglich sei, die zum Himmel schreiende Ausnutzung des jenseitigen Kindesalters durch pflichtvergessene Eltern

der Zeit die Wirkung haben, daß die Kindheit nicht mehr in einem Maße für die erwerbende Tätigkeit herangezogen wird, das durchaus kulturwidrig ist. Das Gesetz bezieht sich auf Knaben und Mädchen unter dreizehn Jahren schlechthin, auf solche über dreizehn Jahre dann, wenn sie noch zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind. Wie schon aus seiner Ueberschrift erhellt, beabsichtigt es mit nichts, jede Beschäftigung der Kinder gegen Entgelt zu regeln, sondern nur die in gewerblichen Betrieben stattfindende; daraus ergibt sich, daß die Beschäftigung von Kindern für landwirtschaftliche Arbeiten ebensowenig nach dem Inhalte seiner Vorschriften beurteilt werden darf wie die Beschäftigung im Haushalt; es ist der weiteren Entwicklung vor-

behalten worden, ob und inwieweit auch eine Ausdehnung des Kinderschutzes hierauf sich als unvermeidlich erweist. Von größter grundsätzlicher und auch praktischer Wichtigkeit ist es, daß zum erstenmal in diesem Gesetze der Staat nicht vor dem häuslichen Herde und dem Familienheim Halt macht, sondern in letzteres eindringt und auch darüber Vorschriften gibt, daß die eignen Kinder seitens ihrer Eltern nicht über Gebühr angestrengt werden. Zwischen der Beschäftigung fremder und eignen Kinder wird in dem Gesetze wohl unterschieden, und eine ganze Anzahl von Bestimmungen, die für die Beschäftigung fremder Kinder passend erscheinen, kommen bei der Beschäftigung eignen Kinder nicht in Betracht; aber anderseits ist dafür gesorgt, daß auch nicht die eignen Kinder durch die Eltern derart zu dem Erwerbe verwendet werden, daß darunter die körperliche oder geistige Entwicklung leidet oder die Sittlichkeit gefährdet wird. Eine ganze Anzahl von Beschäftigungsarten ist schlechthin untersagt; bei den gestatteten nimmt der Gesetzgeber darauf Rücksicht, daß die Schule ihre Lehrzwecke nur dann erreichen kann, wenn die ihr anvertrauten Kinder nicht schon durch die Erwerbstätigkeit übermüdet zu dem Unterricht kommen. Der Gesetzgeber wäre hierbei wohl gern noch weiter gegangen und hätte die Forderungen mit Freuden erfüllt, die von Seiten der für den Kinderschutz seit Jahren kämpfenden hervorragenden Vertreter der deutschen Lehrerschaft erhoben wurden; aber er mußte sich sagen, daß, wie die Verhältnisse zurzeit liegen, leider viele Familien auf die Unterstützung durch die Kinder nicht verzichten können, und dieserhalb begnügte er sich zunächst mit dem Notwendigsten. So wohlthätig um auch diese Maßnahmen zum Schutze der Kinder sind, so würden doch die betreffenden Vorschriften nur auf dem Papier stehen, wenn das Gesetz nicht gleichzeitig für eine wirksame Ueberwachung und Veaussichtigung der Art und Weise ihrer Anwendung Sorge trüge. Es entsprach den gegebenen Verhältnissen, daß das Gesetz die Mitwirkung der Lehrerschaft bei der Veaussichtigung für notwendig erklärt, und es darf erhofft werden, daß hierdurch eine Gewähr dafür gegeben ist, daß die wohlgemeinten Schutzmaßregeln

auch sinngemäß zur Anwendung gelangen. Aber es wäre eine Ueberschätzung der staatlichen Macht, wollte man annehmen, daß die staatliche Kontrolle hier allein genüge; das ist mit nichten der Fall, es bedarf vielmehr der eifrigen Mitwirkung der Gesellschaft, insbesondere der Vereine zum Schutze der Jugend, wenn die auf das Gesetz begründeten Hoffnungen auch nur mit der Zeit in Erfüllung gehen sollen. Daß insbesondere eine Heranziehung der Frauen bei der Ueberwachung, und zwar eine Heranziehung in umfassendstem Maße gar nicht vermieden werden kann, ist selbstverständlich und in den dem Erlaß des Schutzgesetzes vorhergegangenen Verhandlungen allseits anerkannt worden. Das Gesetz tritt seinem ganzen Inhalte nach nicht sofort in Kraft, sondern in Aufsehung wichtiger Bestimmungen erst nach mehreren Jahren; die Zulassung einer Uebergangszeit, während der sich die beteiligten Kreise auf die neue Regelung einrichten und sich nach und nach darauf vorbereiten können, war unvermeidlich, wollte man Härten verhüten, unter denen gerade die mißerbemittelten Schichten der Bevölkerung besonders hätten leiden müssen.

In dem Kinderschutzgesetz kommt das dem modernen Staate eigentümliche Bestreben, sich der Schwächsten der Schwachen fürsorgend anzunehmen, in besonderem Maße zur Verkörperung; während es heute noch große Staaten gibt, die sehr ungehalten darüber sein würden, wollte man ihre Zugehörigkeit zu den Kulturstaaten in Zweifel ziehen, die aber gleichwohl noch nicht die Kraft gefunden haben, der Beschäftigung von Kindern auch nur für die schwersten Arbeiten außerhalb des Hauses irgendwelche Schranken zu ziehen, setzt das Reich der Beschäftigung der Kinder auch in der Hausindustrie und in andern gewerblichen Betrieben bestimmte Grenzen, geleitet von dem Gedanken, daß der Staat seine heiligere und wichtigere Aufgabe befißt als die des Kinderschutzes. Es war einer der größten Denker des deutschen Volkes, der vor Menschenaltern schon den Satz aussprach: „Gebt mir die Jugend, und ich ändere das Jahrhundert.“ Der Erlaß des Kinderschutzgesetzes beweist, daß man im neuen Reich des Verständnisses hierfür nicht entbehrt.

Subwig Fuld

Der neue Reiseweg nach England

Der 1. Mai d. J. war für den mitteleuropäischen Weltverkehr ein denkwürdiger Tag: um die Mittagsstunde, genau um 11 Uhr 40 Minuten vormittags, wurde vom Bahnhof Friedrichstraße in Berlin zum ersten Male ein direkter Schnellzug aus Deutschland durch Holland zum Anschluß an den Schnelldampfer nach Harwich abgelassen, und dadurch ist nicht nur für Norddeutschland, insonderheit für Berlin, sondern auch für Mitteldeutschland und die südöstlichen Gebiete Mitteleuropas, ja selbst für die Provinzen zwischen Elbe und Rhein die schnellste Verbindung auf dem kürzesten vorhandenen Wege nach England geschaffen worden. Dem Leser wird diese Mitteilung sehr überraschend kommen, denn er ist gewiß der berechtigten Meinung gewesen, daß auf einer so wichtigen Verbindungslinie zwischen Deutschland und England, also auf

einer der vornehmlichsten Weltverkehrsstraßen, schon seit unvorstelllichen Zeiten die schnellste nur irgendwie mögliche Verbindung bestanden habe. Erstausnahmsweise war das aber bis zu der Stunde, in der diese Zeilen niedergeschrieben werden, nicht der Fall.

Die bisher schnellste Verbindung zwischen Deutschland und England wurde nicht auf dem kürzesten Wege hergestellt, sondern auf einem um etwa 50 Kilometer längeren Wege: von Berlin über Wesel und Blijssingen nach dem englischen Hafen Lauenborough. Der kürzeste Weg dagegen: über Hannover-Osnabrück-Salzburgen-Utrecht-Motterdam und Hoef van Holland wurde mehr als zehn Jahre lang, nämlich seit dem Bestehen dieses Eisenbahnweges, von der preussischen Eisenbahnverwaltung trotz seiner Kürze schlechter behandelt als der längere Weg, und so kam es, daß die Linie über Blijssingen



Flaender Stüden

Nach dem Gemälde von G. Maffau



nächstlich zur beliebtesten Straße aus Mitteleuropa nach England wurde. Am 1. Mai d. J. wird dies aufhören, und das unverbrüchliche Gesetz, daß der Weltverkehr sich auf die Dauer stets den kürzesten und bequemsten Weg sucht, wird auch für dieses wichtige Glied der großen Weltverkehrskette zur Geltung kommen.

Nach England führen aus Deutschland vier Hauptwege. Nehmen wir Berlin zum Ausgangspunkt und London als Ziel, so haben wir zunächst den vor einem Menschenalter fast als der einzige gute Verkehrsweg geltenden: über Calais und Dover. Die Entfernung zwischen Berlin und London auf diesem Wege, die längste von allen, beträgt rund 1200 Kilometer. Diese ebendamals so beliebte Linie ist heute für den deutsch-englischen Verkehr die am meisten vernachlässigte: sie fordert zwar die kürzeste Seefahrt, aber die längste Eisenbahnreise und — den teuersten Fahrpreis: 133 Mark für die Rückfahrkarte II. Klasse.

Der zweite, viel beliebtere Weg ist der über Brüssel und Ostende nach Dover; er ist 1177 Kilometer lang, also nicht viel kürzer als der über Calais, wohl aber nennenswert billiger, nur 120 Mark für die Rückfahrkarte II. Klasse.

Der dritte Weg: über Bielefeld und Bissingen besteht aus einer kürzeren Eisenbahnfahrt, aber aus einer längeren Seereise, und er wird deshalb von solchen Reisenden, die sich vor der Seerkrankheit ängstigen, nicht gern benutzt. Er ist aber nur 1067 Kilometer lang und wesentlich billiger als die beiden ersten Linien: die Rückfahrkarte II. Klasse kostet nämlich nur 83 Mark.

Die billigste von allen Verbindungsstraßen nach England war und wird auch nach dem 1. Mai sein die über Utrecht, Rotterdam und Soel van Holland; die Rückfahrkarte II. Klasse kostet nur 81 Mark. Dieser Weg hat zwei große Vorzüge vor allen übrigen Reisewegen: er führt durch reizvolle Städte, ja er gestattet sogar die Besichtigung einer namhaften Städte eines ganzen Landes, Hollands, ohne irgend einen Preiszuschlag, und er ist nicht nur in der Luftlinie, sondern auch nach der Schienenlänge gemessen, überhaupt der kürzeste Weg zwischen Berlin und London: nur 1023 Kilometer.

Die Linie über Soel van Holland war immer der kürzeste Weg, aber leider trifft im Verkehrsweisen der mathematische Grundsatz, daß zwischen zwei Punkten die gerade Linie die kürzeste ist, nicht immer zu. Was nutzt es dem Reisenden, daß irgend ein Eisenbahnweg der Schienenlänge nach kürzer ist als alle übrigen, wenn es der Eisenbahnverwaltung nicht beliebt, auf diesem kürzesten Wege auch die besten Schnellzüge verkehren zu lassen? Leider war dies der Fall auf dem Wege über Utrecht-Rotterdam oder Utrecht-Amsterdam-Haag-Rotterdam. Bis zum 1. Mai 1903 war diese kürzeste Linie des deutsch-englischen Verkehrs durch die schlechtesten Züge bedient. Während man auf der längeren Bissingen Linie nur etwa 20 Stunden von Berlin nach London brachste, forderte die kürzeste Linie über Soel van Holland 24 Stunden!

Der neue preussische Eisenbahnminister, Herr Budde, hat durch einen dankbar anzuerkennenden Entschluß diesem Zustande ein Ende gesetzt, und vom 1. Mai wird die mathematisch kürzeste Linie auch wirklich die kürzeste Linie zwischen Deutschland und England sein. Man wird von Berlin mittags abreisen und am nächsten Morgen um 8 Uhr in London

eintreffen, einige Minuten früher als über Bissingen und sogar mit einer kleinen Ersparnis am Fahrpreise.

Für die Welt der Reisenden bietet dieser neue Verkehrsweg noch andre Vorteile als die der Kürze und Billigkeit. Dank dem Entgegenkommen der holländischen Eisenbahngesellschaft steht es dem Reisenden auf dieser Linie frei, ohne Zuschlag und ohne besondere Formlichkeiten nicht auf der geraden Linie von Utrecht nach Rotterdam zu fahren, sondern den Umweg über Amsterdam und Haag zu machen. Die Reisenden nach England können also in Zukunft aufs bequemste einen Besuch der wichtigsten Städte der Niederlande „mitnehmen“, ja es ist für einen geübten Reisenden nicht unmöglich, bei den geringen Entfernungen, die es überhaupt in Holland gibt, und bei der großen Zahl von Zügen, die vier durch ihre Bauten und sonstigen Kunstschätze berühmtesten holländischen Städte Utrecht, Amsterdam, Haag und Harlem an einem Tage zu besichtigen. Ein verständiger Reisender wird natürlich nur im äußersten Notfall einer solchen Gehjagd sich unterziehen; daß sie aber ausführbar ist, zumal wenn man sich gut vorbereitet hat und sich in jeder Stadt eines Wagens bedient, sich auch nur auf einige der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten beschränkt, das habe ich im vorigen Jahre durch eignen Versuch festgestellt.

Es gibt wie in allen Dingen so auch im Reiseverkehr Moden. Vor etwa 30 Jahren waren die Rheinlande und die holländischen Städte ein mindestens so beliebtes Reisegebiet wie heute die Schweiz und Tirol oder die skandinavischen Länder. Es ist schwer zu sagen, durch welche Umstände die großen Wandlungen in der Beliebtheit der Reiseziele vor sich gehen. Daß dabei auch Eigentümlichkeiten der Verkehrseinrichtungen eine Rolle spielen, scheint mir anscheinend. Ein einziger besonders bequemer Zug kann geradezu umwälzend wirken. Es ist außer Frage, daß zum Beispiel für den deutsch-skandinavischen Verkehr die Schaffung der vortrefflichen Schnellzugsverbindungen mit ihren guten Anschlüssen nach Westen und Osten zu der Beliebtheit Dänemarks, Schwedens und Norwegens bei der Touristenwelt nicht wenig beigetragen hat. Etwas ähnliches kann und wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach durch die am 1. Mai ins Leben tretende schnellste, billigste und genuehrichste Verbindung zwischen Mitteleuropa und England vollziehen. Man wird von Berlin aus in etwa zehn Stunden Amsterdam erreichen, und zwar braucht man Berlin erst mittags zu verlassen. Holland rückt dadurch in die enge Nachbarschaft zu Deutschland. Man wird in Zukunft über eine Reise aus Mitteldeutschland nach den Niederlanden so denken wie jetzt über eine Reise etwa nach Köln und Düsseldorf. Das Geheimnis der Wandlung der Reisenmoden liegt zum großen Teil jedenfalls in dem Wandel des Gefühls für Entfernungen. Ich zweifle nicht, daß dieser neue schöne Verkehrsweg sehr bald zu den Lieblingsstraßen der deutschen Reisendeumwelt zählen wird. Als er vor etwa elf Jahren durch den Ban der Eisenbahn nach Soel van Holland geschaffen wurde, nannten ihn die Holländer in ihrer Hoffnungsfreude die *Linea recta*, den geraden Weg. Elf Jahre hat diese *Linea recta* zurückstehen müssen hinter den langen und den krummen Wegen, und erst vom 1. Mai d. J. ab fällt ihr der Siegespreis zu. Die deutsch-holländischen Beziehungen haben sich ja überhaupt in den letzten

Jahren auf vielen Gebieten so freundlich und eng gehalten, daß man schon von einer deutsch-niederländischen Postunion, ja sogar von einem deutsch-niederländischen Zollverein gesprochen hat. Wie immer es mit der Lösung dieser schwierigen Fragen in naher oder ferner Zukunft stehen mag, — das ist

sicher, daß eine Vertüzung des Reiseweges zwischen zwei durch so vieles Gemeinsame verbundenen Ländern wie dem Deutschen Reich und dem Königreich der Niederlande nicht ohne die folgenreichsten Wirkungen in der wechselseitigen Politik und im Austausch aller Kulturerrungenschaften bleiben wird.

Eduard Engel-Berlin

Der Löwe von Chäronea

Eines der bedeutungsvollsten Denkmäler in der Geschichte des alten Griechenland, ein Monument, das gewissermaßen den Markstein bildet auf der Scheide von Freiheit und Knechtschaft, soll demnächst der ihm drohenden Vernichtung entrissen und in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden.

Als im Jahre 338 v. Chr. die Athener und Thebaner unter dem Zwange der Verhältnisse sich vereinigten, um dem übermächtigen und verschlagenen Eroberer Philipp II. von Macedonien den Eintritt in das eigentliche Griechenland zu verwehren, die verbündeten Truppen jedoch trotz aller patriotischen Aufopferung und heldenmütigen Tapferkeit bei Chäronea geschlagen wurden, errichteten die Besiegten ihren ruhmvoll gefallenen Kämpfern ein Denkmal, einfach, aber würdig und sinnvoll, das in seiner Art durch alle kommenden Jahrhunderte vorbildlich für ähnliche Anlässe geblieben ist. Ein mächtiger, imposanter Löwe, in ruhiger, selbstbewußter Haltung, die kraftvollen Taten wie verteidigungsbereit auf den Boden gesenkt, sollte noch späteren Generationen in der berebten Sprache des Steines verkünden, wie die Söhne von Hellas gekämpft hatten und für ihr Vaterland gestorben waren.

Ueber zwei Jahrhunderte hielt der Löwe getreue Wacht über dem Schlachtfelde und den Gräbern von Chäronea, bis vor etwa 200 Jahren — man weiß nicht, ob infolge der langsam aber sicher arbeitenden Bitterungsseinsflüsse oder durch mutwillige Zerstörerhand — das Standbild von seinem Postament herabstürzte und, in verschiedene Stücke zerbrochen, allmählich in Schutt und Sand eingebettet wurde. Die Türkenherrschaft ging vorüber, Griechenland wurde frei — der Löwe schlummerte ungestört weiter. Erst vor einigen Jahren wurde die Idee der Wiederaufrichtung des historisch so wichtigen Monuments ernsthaft in Erwägung gezogen. Verschiedene Kommissionen wurden ernannt, verschiedene Archäologen und Architekten gaben ihre Meinungen darüber ab, wie die Restaurierung am zweckmäßigsten vorzunehmen sei. Im verflossenen Jahre wurde endlich eine Einigung erzielt. Der Ephorus für Altertümer, Dr. Sotiriades, der durch seine Ausgrabungen in Thermon bekannt geworden ist, erhielt den Auftrag, im Einverständnis mit dem Architekten Balanos die Umgebung des Denkmals zu säubern und Grabungen vorzunehmen, sowie die sonst noch erforderlichen Vorarbeiten durchzuführen. Der in Paris lebende griechische Bildhauer Sochos wurde ersucht, die Zusammenfügung des in sechs Stücke zerbrochenen Löwen und die Ergänzung der fehlenden Teile persönlich an Ort und Stelle zu bewirken.

Zuerst galt es, das Bildwerk auf eine feste Grundlage zu stellen. Das von den Alten benutzte

Fundament, das durch Gräber der in der Schlacht Gefallenen gebildet wurde, konnte nicht mehr als genügend gelten und mußte durch eine moderne Unterlage von Porosstein ersetzt werden, über der sich eine aus Puzzolanderde hergestellte, 1,20 Meter tiefe Mauer erhebt. Daran schließt sich dann die eigentliche Basis, die teils aus den noch vorhandenen Ueberresten des alten Sockels, teils aus modernen verkleidenden und das Ganze fest zusammenzuschließenden Quadersteinen gebildet ist. Ueber der Basis lagern schließlich zwei Plinthen aus grauem pentelischen Marmor, die dazu bestimmt sind, die Löwenfigur unmittelbar zu tragen.

Der Löwe bestand ursprünglich aus drei Teilen, die durch eiserne Klammern zusammengehalten wurden; durch den Sturz sind aus den drei Teilen sechs geworden, die nimmehr in derselben Weise wie im Altertum zusammengefügt werden sollen. Glücklicherweise wird diese Arbeit keine besonderen Schwierigkeiten bieten, denn von der Figur sind Kopf und Mähne sowie die Vorderfüße sehr gut erhalten; nur eine Lücke und verschiedene Kleinigkeiten am Bauch und Rücken fehlen, die leicht zu ergänzen sind. Hinsichtlich der Abmessungen ist zu bemerken, daß die Vorderbeine bis zur Brust 2 Meter messen; die gleiche Höhe haben Hals und Kopf. Die ganze Statue hat eine Höhe von 4 Metern, der Unterbau eine solche von 3 Metern.

Mag das Standbild, vom künstlerischen Gesichtspunkt betrachtet, nicht zu den hervorragenden



Der Löwe von Chäronea

Schöpfungen der altgriechischen Bildhauerei gehören, so viel ist sicher, daß es in der Umgebung, in die es gestellt ist, von wunderbarer Wirkung ist. Es ragt inmitten einer großen und schönen Ebene auf, die gerade bei Chäronea sich einige Meter über das gewöhnliche Niveau erhebt und von allen Seiten gleich deutlich und wirkungsvoll die massige Löwenfigur hervortreten läßt.

In allernächster Zeit wird die bereits im Bau befindliche Rariffa-Eisenbahn, die auch das Chäronea

nicht benachbarte Livadia berühren wird, Altertumsfreunden und Besuchern Griechenlands den „Löwen von Chäronea“ näher rücken und ihnen Gelegenheit geben, ein geschichtlich und kulturhistorisch wichtiges Kunstwerk, für dessen Restaurierung die griechische archäologische Gesellschaft weder Kosten noch Mühe gescheut hat, in seinem alten Glanze wieder zu schauen und sich bei seinem Anblick in entlegene, ereignisvolle Epochen des schönen Hellas zurückzuversetzen.

Paul Engnath



Der Fürstenhof in Wismar

Wismar

(Photogr. Aufnahmen von Carl Schmidt in Wismar)

Als Deutschland seinerzeit im fernen Osten ein Gebiet auf 99 Jahre pachtete, da erinnerten sich wohl die wenigsten Deutschen daran, daß dieses Vorgehen nicht etwas nie Dagewesenes war, sondern in beschränktem Maße schon einmal in unserm Vaterlande geübt worden ist. Es sind am 26. Juni d. J. gerade 100 Jahre, daß Mecklenburg und Schweden einen Vertrag abschlossen, wonach die Stadt Wismar und die Ämter Poel und Wenckloster, die im Dreißigjährigen Kriege an Schweden gefallen waren, von diesem Lande auf 100 Jahre an Mecklenburg verpfändet wurden. Dieser Vertrag läuft also am 26. Juni d. J. ab. Trotzdem wird Wismar nicht mehr die schwedische Flagge über seinen Mauern wehen sehen; dafür würde schon das geeinte deutsche Reich allen vapiernen Verträgen zum Trost zu sorgen wissen, dafür wird aber auch schon die Klugheit der Schweden selbst sorgen.

Einst war Wismar eine Hauptstütze der schwedischen Macht. Hier sammelte Schweden seine Flotte, und jeder Feind, der das nördliche Reich von Westen aus bedrohen wollte, mußte erst diese trutzige Feste bezwingen, wollte er sich nicht der

Gefahr anssehen, im Rücken angegriffen zu werden. Dänemark, der gefährlichste Feind des alten Schweden nach der Sprengung des Hansebundes, hat das Blut so manchen Landeskindes an den Mauern Wismars verspritzt sehen. Müde des ewigen Kampfes um diese Stadt, schleppte es nach einem glücklichen Kampfe im Anfange des 18. Jahrhunderts alle Festungswerke und verbot den Schweden nach dem Friedensschlusse die Anlage neuer Werke. Wismar mußte nun dauernd unbefestigt bleiben; sein wunderschöner, sicherer Hafen durfte nicht zu Kriegszwecken ausgebaut werden. Nur zu bald sah Schweden ein, daß ihm die weitauf vom Mutterlande belegene Stadt unter diesen Umständen gar nichts mehr nützen konnte. Die Schweden begannen plötzlich genaue Rechner zu werden, und so fanden sie, daß ihnen Wismar auch in finanzieller Hinsicht nicht nur nichts mehr einbrachte, sondern noch Zuschüsse verlangte. Die einst so gewaltige Hansestadt war infolge der ewigen Kämpfe um ihren Besitz fast völlig ruiniert worden. Handel und Wandel hockten vollkommen; dem nach Mecklenburg, dem Hinterlande Wismars, hinderten jetzt Zollschränken den Verkehr.

Was Wunder also, daß der Schwedenkönig Gustav IV. Adolf die erste sich bietende Gelegenheit ergriff, um den unbequemen Besitz möglichst schnell loszuwerden. Die zurückgegangene Verlobung des Königs mit der Tochter des Herzogs Friedrich Franz I. und die damit zusammenhängende Forderung auf Entschädigung von Seiten des Herzogs brachte die Angelegenheit in Fluß. Schweden verpfändete Wismar und die Riemer für 1258 000 Reichstaler an Mecklenburg. Der König trat dem Herzog alle Hoheitsrechte über den Besitz ab, konnte

gelöst würde, Schweden die Pfandsumme und 3 Prozent Zinseszins bezahlen sollte. Würde aber der Verfalltermin von Schweden ganz unbeachtet gelassen, dann sollte der Vertrag noch weitere 100 Jahre fortgelten. Die Summe, die Schweden jetzt für Wismar bezahlen mußte, ist auf rund 108 Millionen Mark angelaufen, eine für Schweden wohl schwer zu beschaffende Summe. Schweden kann also schon deshalb seine Wiedereinlösungsrechte nicht geltend machen. Im Interesse Deutschlands aber liegt es, daß auch die letzte Bestimmung von



Elisionatshaus

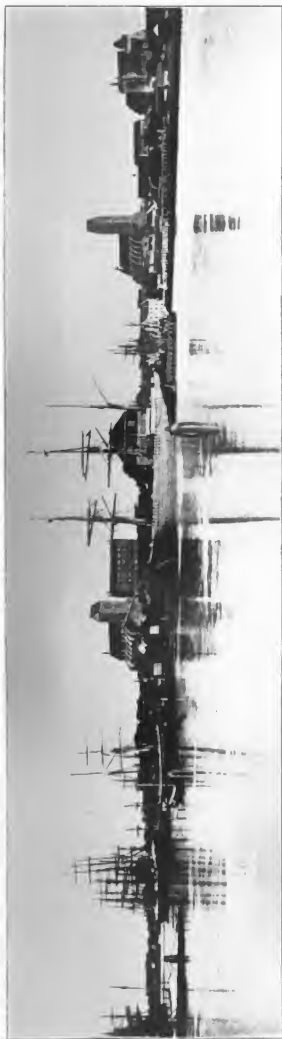


Der „Hilt Schwed“

es aber natürlich nicht hindern, daß Mecklenburg für die Dauer des Vertrages auch alle Verpflichtungen, die Schweden mit Bezug auf Wismar andern Mächten gegenüber eingegangen war, anerkennen mußte. Die Stadt dürfte demnach auch unter Mecklenburg nicht befestigt und der Hafen nicht zu Kriegszwecken an eine dritte Macht abgegeben werden. Wäre diese Klausel nicht gewesen, Wismar wäre sicherlich schon längst von dem geachteten deutschen Reiche zu einem Kriegshafen umgebaut worden; denn an der ganzen Ostseeküste gibt es keinen besseren Hafen als den von Wismar. Ferner machte der König aus, daß, wenn der Vertrag von Schweden nach Ablauf von 100 Jahren

der Fortdauer des Vertrages fällt. Und auch das dürfte geschehen; dafür bürgen die guten Beziehungen, die Schweden seit langer Zeit mit Deutschland unterhält. Schweden hat das allergrößte Interesse daran, sich den mächtigen Nachbarn nicht zu entfremden; das dürfte aber geschehen, wenn Deutschland in der Wismarfrage die Hände gebunden würden. Dann hätte Schweden jede Stütze gegen den durch die Vergewaltigung Finnlands bedenklich näher gerückten östlichen Nachbarn verloren.

Also, man mag die Sache drehen wie man will, Wismar wird zweifellos im kommenden Juni für alle Zeit eine deutsche Stadt werden. Schon durch die Darlegung der Vertragsgeschichte ist ein gut



Sessel
 Ansicht der Stadt Glimar von der Sessel



Glimar, vom Wasserurm aus gesehen

Teil der Vergangenheit Wismars aufgedeckt worden. Gehen wir noch weiter zurück, so stoßen wir auf eine Stadt, deren Ruhm nur von wenigen deutschen Städten übertrahlt wird. Will man den etwas sehr zweifelhaften Ueberlieferungen folgen, so hat Wismar, zwar nicht die Stadt, wohl aber ein gleichnamiger Ort, schon zu Beginn des 4. Jahrhunderts bestanden. Als Erbauer wird Wisimaricus genannt, der König der Vandalen. Andre Ueberlieferungen reden sogar davon, daß Wismar als ein Teil der großen alten Stadt Medlenburg — jetzt ein unbedeutendes Dorf — schon 300 Jahre vor Christi Geburt gebaut worden ist. Und ferner wird auf Grund unfotografierbarer Quellen behauptet, daß Kaiser Otto im Jahre 973 einen Reichstag in Wismar abgehalten hat, während dessen es ihm gelang, den König Heinrich von Dänemark, trotzdem er ihm kurz vorher viele Städte weggenommen hatte, von der Partei des Heinrich Krog von Bayern hinwegzuziehen und ihm sich wieder dienstbar zu machen.

Urkundlich wird Wismar 1238 das erste Mal genannt. Da ist es schon eine ziemlich bedeutende Stadt, die es wagen durfte, bald darauf ihrem Landesherren, dem Herzog von Medlenburg, mit mehr oder minder offenem Trotz zu begegnen. 1266 erreichte sie die Abschaffung des Schwerinschen Rechtes und die Einführung des Lübschen Rechtes, und damit begann der Weg, der sie im Verein mit den wendischen Städten zu jener Höhe emporführte, die sie auch heute noch trotz des neuerlichen gewaltigen Aufschwunges nicht wieder erreicht hat. Es begann die Zeit der Hanse. Wismar, die Ankhbare, wie sie in alten Ueberlieferungen schon genannt wird, war eine Hauptzierde des land- und meerbeherrschenden Bundes. Lübeck war das Haupt, und Bremen, Hamburg, Lüneburg und Wismar waren die Ratgeberinnen des Bundes. In dem Hafen von Wismar sammelte sich häufig die Flotte der Hanse, und von hier aus begann sie ihre Ruhmesfahrten.

Mit dem wachsenden Reichthum der Stadt mehrten sich auch die Bauten, die noch heute als stolze Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit das Auge des Beschauers entzücken. Riesenhohe Kirchen wurden gebaut, und auch an manchen Monumentalbau versuchte sich die Kunst der Zeitgenossen mit glücklichem Erfolge. Vier Bauten sind es, die ganz besonders genannt werden müssen: der Fürstenthof, die Marien-, Georgen- und Nikolaiskirche.

Der Fürstenthof verdankt seine Entstehung indirekt der Störigkeit der alten Wismarer. Der Herzog Johann von Medlenburg war ein warmer Freund der jungen Stadt, weshalb er auch seine Residenz von dem Schlosse Medlenburg nach Wismar verlegte. Er baute sich auf dem Weberkamp, ziemlich abseits der eigentlichen Stadt, ein neues festes Schloß. Allein den Wismarern, die, wie Chemnitz sagt, „den Habicht ungerne so nahe auf dem Fede litten“, war wohl schon die Erbauung der Burg auf dem Weberkamp nicht angenehm. Der Nachfolger Johanns I., Heinrich der Pilger, gab dann, als er im Jahre 1279 seine Fahrt ins gelobte Land antrat, den Bürgern von Wismar

anheim, ihre Stadt zum Schutze gegen feindliche Angriffe mit einer festen Mauer zu sichern. Wie notwendig dies in der That war, zeigte sich schon wenige Jahre darauf. „Zu der Zeit (1276) zog der Markgraf von Brandenburg mit dem Grafen von Holstein in Schwerin ein und verheerten gewaltig und verbrannten verabredetermaßen die Herrschaft Medlenburg, und wegen jener Furcht befestigte man die Stadt Wismar.“ Dabei lohnten jedoch die um ihre Selbstständigkeit besorgten Bürger ihrem Berater insofern mit Dank, als sie die Burg des Fürsten durch die der Mauer gegebene Richtung von der Stadt ausschlossen. Heinrich I. war natürlich bei seiner Rückkehr nicht sonderlich erbaut von diesem Streiche seiner Untertanen. Es kam zu



Alter Wasserturm

ernsten Zwistigkeiten. Diese endeten aber mit einem gütlichen Vergleich, wonach der Herzog seine Burg abbrach und im Innern der Stadt auf einem ihm kostenlos zur Verfügung gestellten Platze einen unbefestigten Hof errichtete. In diesem Hof residierte auch der Sohn Heinrich des Pilgers, Heinrich II., der Löwe. 1310 verweigerten die Wismarer diesem Fürsten die Feier der Vermählung seiner Tochter in ihren Mauern, und Heinrich der Löwe, weniger geduldig als sein Vater, nahm Rache an der stolzen Stadt. So mächtig war diese schon geworden, daß er allein nichts mehr ausrichten konnte. Mit Hilfe Dänemarks gelang es ihm erst nach langen Kämpfen, die Wismarer, die allerdings durch Klostod unterstützt wurden, zur Unterwerfung zu zwingen. Während der Belagerung war der Hof des Herzogs von den Klostodern dem Erdboden gleich gemacht worden. Heinrich II. residierte nun in Wismar wieder in einer starken Feste, aber seinem Sohne Albrecht, der minderjährig

seinen Vater beerbte, wurde diese Feste abgekauft und ihm als Wohnung ein Hof überlassen, der nachmals der Fürstehof genannt wurde.

Herzog Albrecht I. konnte den von seinem Vater ererbten Groll gegen Wismar nicht vergessen. Er zog 1358 nach Schwerin und residierte dort, so daß Wismar aufhörte, Meßburg zu sein. Schwerin war aber damals viel kleiner als Wismar, so daß Anfang des 16. Jahrhunderts, als Herzog Heinrich der Friedfertige sich mit Prinzessin Helena von der Pfalz vermählen wollte, er diese Feier in Wismar abhalten ließ. Er führte den Fürstehof neu auf. Johann Albrecht von Mecklenburg, ein hochgebildeter Fürst, ließ im Jahre 1552 diesen wohl etwas flüchtig ausgeführten Bau wieder niederlegen, und nun entstand jenes Schloß, vor dem heute ein jeder Kunstkenner bewundernd stehen bleiben muß. Johann Albrecht schuf einen ganz neuen nach ihm benannten Stil in der italienischen Frührenaissance, der leider viel zu wenig Nachahmung gefunden hat. Die Vorder- und die Rückfront sind von prächtigen Friesen verziert. Pilaster und Karyatiden lassen die Fenster des dreistöckigen Hauses ein, das in seiner ganzen Anlage an eine Burg gewahrt. Die Friesse der Vorderfront stellen Scenen aus dem trojanischen Krieg von Anfang bis zu Ende in wundervoller Ausführung dar. Der Künstler benutzte hierzu einen Kreidestein, dessen Fundort in der Nähe von Wismar sich befindet und der die Eigenschaft hat, in frisch gebrochenem Zustande sich mit dem Messer behandeln zu lassen, ehe er durch den Einfluß der Luft sich verhärtet. An der Rückfront stellen die unteren Friesse das Gleichniß vom verlorenen Sohne dar, und die oberen Friesse, aus vieredigen Toupplatten hergestellt, zeigen antike Männerköpfe und Porträts mecklenburgischer Fürsten und Fürstinnen. Das Mauerwerk ist aus Backsteinen hergestellt, verputzt und im Erdgeschosse durch fünf horizontale Fugen geleist. Prachtvoll sind auch die Portale und Türen durch Statuetten verziert, die der biblischen Geschichte entnommen sind. Schöpfer der Terrakotten ist Statius von Tienen, während als Baumeister Valentin von Vira und Gabriel von Alen genannt werden.

Bei den Kirchen wirken besonders die gewaltigen Größenverhältnisse. Die Marien- und Nikolaikirche gleichen sich fast in der Ausführung, nur daß die Nikolaikirche noch höher emporstrebt. Es sind frühgotische Werke. Der vieredige, von einem Satteldach abgeschlossene Turm der Marienkirche ist über 80 Meter hoch und gewährt eine entzückende Fernsicht. Das Mittelschiff hat eine Gewölbehöhe von 32,66 Metern, während das Schiff der Nikolaikirche, die einen ähnlichen Turm besitzt, sogar 36,7 Meter Gewölbehöhe aufweist. Entstanden sind beide Kirchen im 14. Jahrhundert, wogegen die Georgenkirche (Gewölbehöhe 33,50 Meter) im 14. Jahrhundert nur angefangen wurde. In den folgenden beiden Jahrhunderten wurde an dieser Kreuzkirche wieder weiter gebaut, und doch ist sie auch heute noch nicht so zu Ende gebracht, wie es der erste Baumeister gewollt hat. Der älteste Teil der Kirche ist der Chor. Wertvolle Flügelaltäre, bronzene Grabplatten, Krollenlichter, Epitaphien, Wandmalereien, Schnitzwerk u. s. w. ziieren mehr oder minder das Innere der Gotteshäuser. Namentlich die Georgenkirche ist überreich an solchbarem Schnitzwerk; hier ist noch das alte Gestühl mit schön geschnittenen Bögen erhalten, und hier steht

auch der berühmte Flügelaltar, der 1881 durch die Behmsche Stiftung so herrlich restauriert werden konnte. Den Flügel und das Hauptfeld ziieren das Martyrium des heiligen Georg und die Geschichte des heiligen Martinus von Tours, sowie Christus und seine Mutter u. s. w. Außerdem zeigt der Altar 40 Heiligenfiguren. In der Marienkirche wird als besondere Merkwürdigkeit jedem Fremden auch das Gitter, das das Taufbecken umschließt, gezeigt. Dieses ist so kunstvoll hergestellt, daß die alten Wismarer es als ein Werk des Teufels bezeichneten. Die Nikolaikirche fällt besonders durch den reichen Schmuck aus glasierten Ziegeln auf und durch die Wandmalerei, die beispielsweise an der Nordwand des Turmes zu einer 36 Fuß hohen Figur des heiligen Christophorus ansteigt. Darunter sieht man auch die Reste eines jüngeren Totentanzes.

Neben zahllosen interessanten Privatbauten müssen noch besonders erwähnt werden: der alte Wasserturm auf dem Marktplatz, der 1602 gebaut wurde. Er macht den Eindruck eines Pavillons und ist über und über mit Inschriften bedeckt, die seinen Zweck u. s. w. verraten. Er wurde seinerzeit gebaut, um die Stadt mit dem in hölzernen Röhren eine Stunde weit hergeleiteten Quellwasser zu versorgen. Jetzt ist er natürlich längst durch einen modernen Bau abgelöst worden. Unweit des Wasserturmes steht das Rathaus, als dessen Schöpfer Barca genannt wird (1817–19). Dieser Meister hat, was ihm als besonderes Verdienst auszurechnen ist, Teile des alten Baues bei dem Neubau zu benutzen gewußt. Im Osten der Marienkirche befindet sich das Archidiaconathaus, das 1450 errichtet wurde, und ihm gegenüber die alte Schule, die jetzt als Altertumsmuseum verwendet wird. Nach dem Urteil von fachkundiger Seite gibt es im Gebiet des norddeutschen Ziegelbaues kein Baumwerk ähnlicher Art, das ihm zur Seite gestellt werden könnte. Die beiden seitlichen Fassaden sind in Blenden von zierlichstem Verhältnisse zerlegt. Ein Fries von großartiger Bildung faßt den Bau unter dem Bodengeschosse zusammen, und von ihm aus steigen ornamentierte Eisen auf, Lutenpaare einschließend, um sich in die eleganteste Bekrönung eines Zinnenkranzes zu verlieren. Ebenso schön ist der Giebel gegliedert. Erbaut ist das Haus um 1300 herum. Die heilige Geistkirche bietet wenig Interessantes. Auch sie wurde zu Anfang des 14. Jahrhunderts erbaut. Hinter ihr befinden sich wie in Lübeck die zum heiligen Geistspital gehörigen Wohnungen, für deren Anfaßen in der heiligen Geistkirche Gottesdienst abgehalten wird. Endlich sei noch auf das am Hafen belegene große Wassertor hingewiesen, dessen stattlicher Giebel aus dem 15. Jahrhundert stammt.

Zugleich mit Wismar fallen auch, wie schon erwähnt, die Lemter Roel und Neukloster an Deutschland zurück. Roel ist eine Insel, die eine Meile nördlich der Stadt gelegen ist und die früher genau so wie die kleinere Insel Walfisch starke Befestigungen trug. Noch im 17. Jahrhundert wurde auf Roel eine Burg erbaut, die, ebenso wie die alte aus dem 13. Jahrhundert stammende Kirche, von mächtigen Wällen umgeben war. In dem gruelvollen Dreißigjährigen Kriege aber begann die Burg schon wieder zu verfallen, und im 18. Jahrhundert war von ihr nur noch ein päpstlicher Fleiß vorhanden. Die alte Kirche steht dagegen heute

noch inmitten der Schanzen. Auf Poel gibt es eine große Anzahl Dörfer, die zusammen 2200 Einwohner zählen; von diesen Dörfern waren in früheren Zeiten vier Stüd Eigentum des Lübedischen heiligen Geisthospitals, weshalb sie auch heute noch die Lübschen genannt werden, im Gegensatz zu den übrigen, den medienburgischen. Gerade die Insel Poel ist für Wismar von großer Bedeutung, weil sie ein Schutzwall gegen das Meer ist. Allein durch sie wird der Hafen zu einem ungemein sicheren.

Neukloster hat eine ältere urkundliche Geschichte als Wismar. 1219 gründete man dort ein Cistercienser-Nonnenkloster, das bis 1555 am Orte verblieb. Aus dieser Klosterzeit rühren verschiedene beachtenswerte Baulichkeiten her. Vor allen Dingen ist die im Uebergangsstil (Ziegelrothbau) errichtete Kirche zu nennen. Auch das ehemalige gotische Klostergebäude ist sehr interessant. Von neueren Gebäuden fallen besonders das Seminar und die Blindenanstalt auf.

S. Walters

Justus Freiherr von Liebig

Ein Gedenkblatt zum 12. Mai

Von

Sanitätsrat Dr. Livius Fürst

Unter den großen Geistern des verfloffenen Jahrhunderts ragen einzelne gleich den Bergriesen der Alpenwelt in unvergänglicher Erhabenheit empor. Ein Humboldt, ein Virchow, ein Helmholz sind solche gewaltigen Erscheinungen, und ihnen reißt sich auch Justus Liebig an, dessen hundertjährigen Geburtstag am 12. Mai die dankbare Nachwelt feiert. Gerade die Naturwissenschaften haben im Verein mit der Heilkunde eine Anzahl Geistesheroen entstehen sehen, die den Fortschritt auf allen Gebieten durch ihre eminenten Forscherkraft förderten. Aber nur wenige haben, was sie geschaffen, so unmittelbar für das Volkswohl gespendet, wie es Liebig getan. Konrad Küsters treffende Worte: „Die Wissenschaft allein macht es nicht; man muß es auch verstehen, ihre weiten Ausblicke dem Publikum zugänglich zu machen; ist sie doch für das Wohl der Menschen da“ — diese Worte darf man mit Fug und Recht auf den Fürsten der Chemie anwenden, der es verstand, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten zugleich der Menschheit zu dienen. Seit dreißig Jahren weilt der Gelehrte nicht mehr unter den Lebenden, aber unser geistiges Auge kann aus weitem Abstand um so sicherer seine Größe beurteilen, seine Bedeutung objektiver würdigen, als es den von seiner Persönlichkeit faszinierten Zeitgenossen möglich gewesen wäre. Ueberall hat Liebig's Schaffen, selbst wo es von der rastlos vorwärts treibenden Wissenschaft überflügelt wurde, nachgewirkt bis auf unsere Tage, und so ist es nur eine Pflicht der Dankbarkeit, heute des großen Forschers zu gedenken. Dem Worte Goethes getreu:

Ein Kranz ist viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden —

wollen wir seinem Haupt den Lorbeer um die Stirn winden, denn er war der würdigsten einer.

Mit der rasch aufsteigenden Bahn, die nur dem Genie eigen ist, sehen wir den Jüngling, der kaum

dem Knabenalter entwachsen war, nach einer dreivierteljährigen Tätigkeit in einer Heppenheim'schen Apotheke, dem inneren Drang naturwissenschaftlicher Begeisterung folgend, auf die Hochschule eilen.

Im Fluge vollendet er seine Studien zu Bonn und Erlangen. Mit Mithrerdlich zieht 1822 der junge Chemiker nach Paris, wo beide zwei Jahre lang arbeiten. Ein Alexander von Humboldt, ein Gay-Lussac lernen Liebig's Arbeiten kennen, die in der Akademie Aufsehen erregen. Kein Wunder, daß er schon mit 21 Jahren außerordentlicher Professor wird, mit 23 Jahren bereits die Stufe eines Ordinarius erreicht und nun ein Vierteljahrhundert lang die kleine Universitätsstadt Gießen sowie sein durch glanzvolle Arbeiten ausgezeichnetes Laboratorium dank seiner Lehrgabe zum Wallfahrtsort der Chemiker Deutschlands und des Auslandes macht. Der zweite Teil des Lebens dieses großen Forschers spielt sich dann in München ab. In der Haupt-

stadt Bayerns nimmt Liebig von 1852 an, getragen von der Gunst des Königs Maximilian, ausgezeichnet durch die höchsten Ehren, vor allem durch das Präsidium der Akademie, eine führende Stellung ein, wie selten ein Gelehrter. Bis zum Ende seines siebenjährigen Lebens, das reich an fruchtbringender Arbeit war, ist es eine Kette von Erfolgen und Ehrungen.

Man muß, um sich eine Vorstellung von dem begeisterten Einflusse Liebig's zu machen, an Adolf Harnack's Ausspruch denken: „Nede große Persönlichkeit offenbart einen Teil ihres Wesens erst in denen, auf die sie wirkt.“ Zahllose Schüler und Verehrer aus den Kreisen der Physiologie, der Industrie und Landwirtschaft, der Heilkunst und Hygiene nennen seinen Namen mit Verehrung. Den allgemeinen Empfindungen gaben in den Jahren nach seinem Hinscheiden die ersten Größen, der Hygieniker Pettenkofer, die Chemiker Kolbe, Erlenmeyer, Hof-



mann, der Physiolog Bischoff, der Agrulturchemiker Vogel, Ausbrand, und Klempner pries erst vor kurzem auf dem Münchener Naturforschertag in schäumvoller Rede seine Verdienste um die Medizin. Schon die seltene Erscheinung, daß aus den verschiedensten Wissensgebieten sein Lob ertönte, zeigt, wie vielseitig Liebig als Forscher gewesen ist, aber auch, wie er in den volkswirtschaftlich und hygienisch wichtigsten Fragen Neues, Epochenmachendes geleistet, sich als wahrer Quellen- und Pfadfinder erwiesen hat. Gewiß war er als Lehrer und Schriftsteller von großer Bedeutung, seine genialste Seite aber war doch die des Forschers. Als solcher ist er, obwohl ein strenger Gelehrter, zugleich populär geworden wie selten jemand vor ihm. „Tüchtiges Leben“ — so sagte einmal Gustav Freytag — „endet nicht mit dem Tode; es dauert im Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes.“ Und in der Tat ist es für die zahlreichen Untersuchungen, Entdeckungen und Veröffentlichungen Liebig's charakteristisch, daß sie, obwohl dem Drange nach Erforschung der Wahrheit entsprungen und rein wissenschaftlich gewonnen, doch fast alle dem Dienste der Menschheit gewidmet waren und dem Volkswohl zu gute kamen. Dieser durchaus moderne, praktische Zug unterscheidet ihn wesentlich von den akademischen Stubengelehrten älterer Richtung, die fast ängstlich vermieden, bei ihren Forschungen nach der nutzbringenden Anwendung zu fragen.

Dieses Streben, die Ergebnisse der Laboratoriumsarbeit der Menschheit nutzbar zu machen, stand damals noch ziemlich vereinzelt da, während es jetzt z. B. als ganz selbstverständlich gilt, daß uns die „angewandte“ Chemie mit technisch wichtigen Stoffen, mit Arznei- und Desinfektionsmitteln beschenkt, ebenso wie die Hygiene ihre Wurzeln im bakteriologischen Laboratorium findet. Diesen durchaus auf die praktische Verwendung zu Gunsten der Allgemeinheit gerichteten Zug bewundern wir an den meisten Arbeiten Liebig's, mögen sie nun in den „Annalen der Chemie“, in seinem „Handwörterbuch der Chemie“ oder in Einzelschriften niedergelegt sein. Schon der Begriff der „Anwendung“ ist den letzteren mit einer der damaligen Zeit weit vorausseilenden Kühnheit aufgeprägt. „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf die Agrikultur“, „Die Tierchemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie“ sind bezeichnend für Liebig; seine sich auch an gebildete Laien wendenden „Chemischen Briefe“ und seine „Briefe über moderne Landwirtschaft“ zeigen ihn uns gleichzeitig als einen Populärschriftsteller par excellence, bei dem sich ernste Wissenschaft mit glänzender Darstellungsgabe verbindet.

Möchte er nun das Chauli für Blutlaugens-fabrikation, das Aldehyd für die Essiginindustrie, das Kalksuperphosphat für die Landwirtschaft nutzbar machen, möchte er hier den Gewerben neue Einnahmequellen erschließen, indem er z. B. der Galvanoplastik die wissenschaftliche Grundlage gab, dort dem Landmann einen höheren Bodenertrag ermöglichen, möchte er durch seine Forschungen über Hippursäure, Kreatinin, Xnosinsäure, Tyrosin die Kenntnis der physiologischen Vorgänge im Körper, der Säftebewegung und Verdauung fördern — immer führte ihn sein praktischer Sinn zu gemeinnützigen Ergebnissen. Selbst seine Begründung analytischer Methoden in der organischen Chemie,

seine Untersuchungen über die Bedeutung der Mineralsalze und des Stickstoffes für die Ernährung, über Säuren und Alkohol, über die Kraft- und Wärmebilddner in der Nahrung, über animales und pflanzliches Eiweiß, über das Eiweiß und die Salze des Blutes sowie der Minsteln, über die Aufgaben der Kohlehydrate und Fette, über Chloroform und Chloral, über das dem Formalin zu Grunde liegende Aldehyd des Methyl-Alkohols hatten stets praktische Folgen von höchster Bedeutung. Was die Anwendung schmerzstillender Mittel bei Operationen, die Verwendung der Schlafmittel und genau dosierbarer Alkaloide und Extrakte an Stelle der Drogen in der Heilkunde bedeutet, welchen Einfluß die chemische Zusammenfassung der Nährmittel auf die chemische Zusammenfassung der Organe hat, alles dies und noch vieles andre, was er lehrte und fand, kann nicht genug gewürdigt werden.

Aber wenn Liebig auch die fortreiste Herstellung und Anwendung von Arzneimitteln stark beeinflusste, durch zwei auf dem Gebiete der Diätetik liegende Entdeckungen hat er sich doch unstreitig am populärsten gemacht. Die eine war seine „Suppe für Säuglinge“, die, auf der Verdauungsphysiologie und den Gesetzen der Ernährung fußend, den ersten Anstoß zu einer rationellen Ernährung im ersten Lebensjahre gab, zwar längere Zeit, ihrer umständlichen Darstellung wegen, in den Hintergrund trat, aber gegenwärtig, dank technischer Vervollkommenungen, als fertiges Präparat wieder zu Ehren kommt. Das zweite war sein „Fleischextrakt“, das als ein angenehmes, anregendes, leicht assimilierbares Genußmittel sich im Siegeslauf über die Erde verbreitet, eine kolossale, sehr lohnende Industrie, eine ungeahnte Verwendung der Viehherden Südamerikas und eine förmliche Umwälzung in der Küche hervorrief. Mag man immerhin gegen die mercantile Ausnutzung seines Namens vom Standpunkte der strengen Wissenschaft Bedenken haben, die Formen der ihm hierdurch zu teil gewordenen Popularität nicht immer im Einklang finden mit dem, was in Gelehrtenkreisen als Norm gilt, sein Ruhm als Wohltäter der Menschheit wie als Heerführer der Wissenschaft wird dadurch nicht tangiert.

Welch eine Fülle von Geist auch außerhalb seiner chemischen Wissenschaft ihm zu Gebote stand, lehren seine herrlichen akademischen Reden über Franz Bacon von Verulam, über Induktion und Deduktion, über die Entwicklung der Ideen in der Naturwissenschaft u. s. w., ewig leuchtende Spuren eines großen Denkers.

Ewig? — Nein, ewig ist nichts in der Welt als der Geist; die handgreiflichen Errungenschaften eines Forschers werden naturgemäß nach einem Menschenalter überflügelt. Manches Genollte erweist sich als nicht erreicht, manches Angestrebte und Behauptete als irrig. Die Bakteriologie, die moderne Hygiene, die Diätetik des Gesunden und Kranken, die Therapie, die Serum- und Antitoxinlehre haben neue Bahnen eingeschlagen, neue Ausblicke eröffnet. Auch Männer wie Pasteur, Robert Koch, Behring, Ehrlich u. a. werden der Geschichte angehören und einstmals, nach ihrer wahren Bedeutung gewürdigt, ihren historischen Platz einnehmen. Von Liebig kann man aber schon jetzt behaupten, daß „seine Gedanken und Taten uns den Weg nach oben zeigen wie die Markierungen auf einem Höhenpfade“, daß (um mit Börne zu reden) selbst die Irrtümer eines großen

Geistes befehlender sind als die Wahrheiten eines kleinen, daß aber die von ihm ermittelten Wahrheiten größtenteils unvergänglich und auf Generationen hinaus gegenbringend sein werden. Denn Liebig war im Grunde seiner Seele ein Volksfreund. „Neue, kühne, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht. Der köstliche Wein geblüht auf Vulkanen.“

Wenn man für die enge Verbindung aller Kanäle der wissenschaftlichen Forschung mit dem unendlich weiten, gewaltigen Meer der öffentlichen Wohlfahrt und der individuellen Gesundheitspflege einen Repräsentanten nennen soll, so kann es nur Liebig sein. Auf ihn kann man die Worte Friedrich Ludwig Jahns anwenden: „Der unsterblichen Geister irdische Unsterblichkeit ist der Nachruhm!“

Literatur

Von den vier feinsinnigen „Novellen“, die Ferdinand von Dornlein zu einem Bande vereinigt hat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, geb. M. 4.—), trägt die erste, „Die Petersinsel“, ihren Namen nach jenem idyllischen Eiland im Bieler See, das durch den Aufenthalt Rousseaus 1765, seine Berühmtheit erlangt hat. Vier Spinner die Fäden eines eigenartigen Romans an, der an der Stätte, die durch Rousseaus Andenken geweiht ist, aus seinen Abtischluch erhält, denn in denäumen, die jener einst bewohnte, schreibt der Held der Novelle, Künstler und Poet zugleich, seine Liebes- und Lebensgeschichte sich vom Beginn. Aus seinen Bildern und Versen hat ihn ein Mädchen lieb gewonnen, aber als sie einander persönlich kennen lernen, ist sie an einen andern gebunden. In dem Konflikt zwischen Liebe und Pflicht entscheidet die Frau sich für die letztere, und das war wohl richtig, denn das wahre Glück hätte sie an der Seite des künstlerischen und launischen Andersers kaum gefunden. Ihm ist schließlich der kleine Roman, den er mit einer Art bitteren Humors niederschreibt, nur eine Epilobe, die freilich eine schmerzliche Erfahrung, an der sie leiden wird durch mehrere Leben. Die zweite Novelle, „Der Christus von Mariabühl“, verlegt hinter einer schalkhaften Einfleidung eine ernste Grundidee. Der alte Baron, den der Pfarrer und treuen Hausfreunde seine Weiche ablegt, war in jungen Jahren eher besser denn schlimmer als seine Alters- und Standesgenossen, und gerade, daß er vor der Durchführung eines sehr angelegten Abenteuerchens zurückschreckt, bringt ihn in arge Ungelegenheiten, trägt ihm Spott und Hohn ein. Wegen seiner Jugend erleiht er Strafe, und darüber vermag er nicht hinwegzukommen; indessen wird der Salter durch wohlwollenden Selbstkritik die Pöbel genommen. Seine Tragik gelangt in der Erzählung „Die Wegenerin“ zum Ausdruck. Der Held entkommt in Leidenschaft zu einer Schönen, die er nur vom Begegnen kennt und die seinem Gesichtsfeld entwindet, bevor ihm die Annäherung gelungen. Nach Jahren erzählt er, daß sie gestorben ist, und nun treibt er mit ihrem Andenken, ihrem Bildnis, das ihm ein Zufall in die Hände geführt, einen wahren Kultus. So bleibt er gegen andre Liebe gefeit, bis die Zeit ihren milderen Einfluß geltend macht und eine verführerische Frau ihn gefangen nimmt. Aber dem luxurien Zauber folgt jähres Erwachen. Diese Frau war es, die den Tod der Stillegelebten verschuldet; aus Rasketterie raubte sie ihr den Bräutigam, und darüber ging das jarte Wesen zu Grunde. Von Gewissensqual gepeinigt, bekennt die Schuldige ihren Frevel, der Mann aber muß seinen Trost suchen im Gedanken an die schuldlos geopferte Verlorne. Fröhlichen Humor atmet die letzte der Geschichten: „Derrn Wimpfingers romantische Genesung“. In einer Tiroler Fremdenpension sucht eine Schar erkühneter Studenten, die sich für was Besonderes halten, einen Ball fortzusetzen, dessen bittres Gebaren sehr von der äußerlichen Bornehmtheit abhilt. Man sieht ihm allerlei Schabernack, aber er weiß sich zu rächen, und während die andern meinen, ihn zu spotten, hält der „insame Reiz“ sie zum besten. Der Vorwurf ist mit munterer Laune und in brülliger Zeigerung der Geste durchgeführt.

— Seit langer Zeit ist kein Schriftsteller des Auslandes in so jungen Jahren und so rasch in Teutland und den andern europäischen Kulturländern zu literarischem Ansehen gelangt wie der russische Novellist Leonid Andrejew. Die kleinen Erzählungen, mit denen der junge Dichter vor kaum drei Jahren in Ausland debütierte hatte, fanden überraschend schnell den Weg über die Grenzen Auslands, und die besten davon erschienen bereits im vorigen Jahre in deutscher Uebersetzung (unter dem Titel: „Erzählungen“ von Leonid Andrejew) bei der Teutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Seither hat sich das Interesse für Andrejew mit jeder neuen Erzählung, die der ungemein produktive Autor veröffentlichte, in seinem Vaterlande wie bei und in Teutland gesteigert, und soeben ist in dem oben genannten Verlage eine zweite

Sammlung seiner Erzählungen in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Im Nebel und andre Novellen“ (Preis 3 Mark, geb. 3 Mark) erschienen. Das starke, vielseitige Talent des jungen Russen zeigt sich in dieser neuen Sammlung noch sicherer und gereifter als in der ersten, aber auch noch lächer. Gatten schon einige der im ersten Bändchen enthaltenen Erzählungen verblieben gewirkt durch die sabelhafte Energie, mit der der Dichter in die tiefsten Abgründe der menschlichen Seele einbrang und ihre geheimsten Regungen erschloß, so behandelt er in der neuen Sammlung Probleme von einer emotionalen wackenden Verwegenheit, die an die Heren und an die Selbsthärte der Leser hohe Anforderungen stellt. Besonders heftig im Stoff sind die Zitiellnovelle „Im Nebel“, die in Ausland ungeheures Aufsehen gemacht hat, und die letzte Novelle des Bändchens, „Im Abgrund“; aber der künstlerische Ernst und die dichterliche Kraft, die Andrejew überall offenbart, heben uns über das Unvergleichliche der Handlung hinaus und rumpeln den Dichter in den Augen jedes reifen Lesers zu einer der beachtenswertesten Erscheinungen in der modernen Literatur.

— Als Wilhelm Busch, der große Humorist, vor einem Jahre seinen 70. Geburtstag feierte, wurden ihm aus aller Welt herzliche Glückwünsche dargebracht, und unsere Zeitschrift veröffentlichte damals unter Wiebereg eine größeren Anzahl seiner köstlichen Bildchen eine Würdigung seines Schaffens, an dem sich nun durch Jahrzehnte Jung und alt erfreuen. Am 15. April d. J. tritt Wilhelm Busch in sein 71. Lebensjahr, und beinahe wie ein Geburtstagsgeschenk für den greisen Künstler und Poeten nimmt sich die Ausgabe seiner Schriften aus, die soeben in der Teutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart in neuem Gewande erschienen ist. Seine ersten breiteren schliche Busch in den Münchener „Fliegenden Blättern“ aber ihm weitere Wege zu bahnen, war dem Begründer unser Zeitschrift, Eduard Hallberger, beschiden. Auf seine Veranlassung schrieb und zeichnete Wilhelm Busch für unser Blatt eine Reihe seiner launigen Humoresken, die am vollständigsten geworden sind, später auch in Buchform erschienen und seitdem zahlreiche Auflagen erlebt haben. Aus dem Großformat, in dem diese Verlen recht deutlichen Frohismus sich ursprünglich darstellen, ist nun eine handliche Taschenausgabe entstanden, die in zwei Bänden eine Willkür des goldenen Humors zusammenfaßt. Den einen Band (Part. 1 Mark) leitet „Danks Dubelein“ ein, der vielleicht das Beste ist, was die beltere Muse dem genialen Künstler eingegeben hat, und dem berühmten Unglücksstaben reihen sich zwei andre drollige Geschichten an, „Das Fustertrob“ und „Das Bad am Samstag Abend.“ Der andre Band (Part. 2 Mark) enthält „Die süße Mäher-tochter“, worin Wilhelm Busch nicht minder lustig seine frohe Laune walten läßt, und ihr gefellen sich der muntere „Schreibbals“ und die brasilische „Freie“ hinzu. In allen diesen Humoresken prägen sich auf glückliche die Gabe aus, mit anerkennend wenigem ungemein viel zu erreichen, und nur darüber mag ein Zweifel herrschen, ob der Künstler-Poet die größere Wirkung erzielt mit seinen ergötlichen Bildchen oder seinen lustigen Versen, in deren Knapper Schlagfertigkeit er in der Literatur aller Zeiten und Länder unerreicht dasteht.

— In seinen illustrierten Ausgaben von hervorragenden Erzeugnissen der modernen deutschen Erzählungskunst bringt der Verlag von Karl Kraabe in Stuttgart einen Band von Clara Wiebig, der zwei Novellen der schnell zu hohem Ruhme emporgehobenen Dichterin enthält. Die Novelle „Was die Götter liebte“ schildert das tragische Geschick eines jungen Mädchens, das, von der Natur mit allen Reizen ausgestattet, einem unheilbaren Leiden verfallen ist. Liebedürftig und heiß nach Liebe verlangend, ergötzt sie von denen, die ihr am nächsten stehen, doch nur Beweise einer oberflächlichen Zärtlichkeit, aber die Eingabe eines treuen Freundes verläßt ihre letzten Stunden. Mit sicherer Charakteristik der Figuren verbindet sich eine seltene poetische Darstellung. Die Hauptpersonen der andern Erzählung: „Vor

eine andre, vielen willkommenere Gelegenheit bietet, die dichterisch und menschlich interessante Persönlichkeit Melchior und die von ihm geschilderte Welt kennen zu lernen. Melchior hat nämlich außer dem hier besprochenen großen, zusammenhängenden Werk noch eine Anzahl von kleineren Erzählungen aus dem Leben der sibirischen Verbannten geschrieben, die gegenwärtig in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Jungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) unter dem Titel „In der Welt der Verbannten“ erscheinen. Tiefe Erzählungen werden von der russischen Kritik in mancher Hinsicht noch über Melchior's Hauptwerk gestellt, und jedenfalls haben sie vor diesem den Vorzug, daß sie nicht durchgehend in ein düsteres Mororieth gelaucht sind und diemelten sogar einen humorvollen Ton durchstrahlen lassen.

— Jener Teil der Bauerntriebe, der die Aufständischen unter dem Selbstigen des Rumbold vereinigt, bildet den Rahmen für den Roman „Auf der grünen Gotteserde“ von Margarete v. Dethen (Heidelberg, Carl Winter). Das Geschichtliche behandelt die Verfasserin durchaus frei, und die von ihr vorgeführten Gestalten sind keine historischen Personen, aber die Zeilfarbe ist im weitestlichen gut getroffen. So, wie es hier geschildert wird, mögen vor 500 Jahre die Menschen ungefähr empfunden und gehandelt haben. Der geschichtlichen Wahrheit gemäß konnte die Autorin jumeist nur düstere Bilder vorführen, aber in der Darstellung der Schreden jener wilden Kämpfe beobachtet sie große Zurückhaltung und stellt den tragischen Szenen auch solche voller deren Humor gegenüber. So kann das Buch als ein in der Hauptfache wohlgeordnetes Zeit- und Sittenbild bezeichnet werden.

— Die umfassenste Biographie des Vaters der Björnsons ist die von Chr. Collin, die jetzt in Verdrückung von Klare Nissen dargeboten wird (München, Albert Langen). Bisher liegt nur der erste, die Jugendjahre behandelnde Band vor, aber es läßt sich schon hieraus erkennen, mit welchem Ernst der Autor seine Aufgabe erfaßt. Chr. Collin hat sich seit vielen Jahren mit Studien über Björnson und seine Zeit befaßt und wohl ziemlich alles gesammelt, was über Björnsons Leben und Tüchtigung an Ort und Stelle aufzuspielen war. Eine Fülle von mündlichen und brieflichen Mitteilungen weist namentlich auf Björnsons Kinderjahre und Jugend wie auf die Entstehung seiner Werke ein neues Licht. Besonders Gewicht legte der Verfasser darauf, den Ursprung und die flussweise Entwicklung der Werke aufzuheben und das Verhältnis zwischen Leben und Tüchtigung zu beleuchten. Mehrere Porträts aus verschiedenen Lebensjahren des Dichters und Ansichten von den Stätten seines Lebens und Schaffens sind dem Bande beigegeben.

— „Die Niviera“ schildert angeblich W. Dörstel zu einem neuen Bande der von Velhagen & Klasing's Verlag in Leipzig herausgegebenen Sammlung „Land und Leute“. Zeit Jahren an dem herrlichen Gestade des Mittelmeeres ansässig, hat der Verfasser auf der innigste mit den Verhältnissen vertraut, wie ja die Leser aus manchem in unrer Zeitschrift veröffentlichten Beitrage des Autors wissen. Er erzählt anschaulich und lebendig, und so kann das von 126 Abbildungen begleitete Buch sowohl denen empfohlen werden, die die Niviera erst kennen lernen wollen, wie auch jenen, die sich gern in die Erinnerung früherer Genusses vertiefen. — Mehr praktische Zwecke verfolgt das Buch „Die Niviera“ von Billy Stort (Leipzig, Anhaltische Verlags-Anstalt). Es erzählt dem Reisenden denkenswerte Winke, ohne doch in den trockenen Ton des Fremdenführers zu verfallen. Das Buch hier ist eine Anzahl Abbildungen beigegeben.

— Günther Jansen, oldenburgischer Staatsminister a. T., bietet in seinem Buche „Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg“ interessante Erinnerungen aus den

Jahren 1864 bis 1900 dar (Oldenburg, Schultheise Hofbuchhandlung). Zum ersten Male erhält hier die Beteiligung des Großherzogs an der Entwicklung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit (1850 bis 1868) eine zusammenhängende Darstellung, und lobann find der Teilnahme des Großherzogs an dem Feldzuge der Mainarmee und an dem Kriege gegen Frankreich eigne Abstände gewidmet, unter besonderer Beachtung der begleitenden politischen Vorgänge. Auch auf die inneren Angelegenheiten des oldenburgischen Staatswesens unter der Regierung des Großherzogs sowie auf dessen Stellung gegenüber den die Reichspolitik bewegenden Fragen ist eingegangen und am Schluß eine nähere Charakteristik des Fürsten nach den verschiedenen Richtungen seines Wesens gegeben. Einige urkundliche Beilagen sind im Anhang beigelegt. Die Stirnseite zeigt das Porträt des vereinigten Großherzogs nach dem Gemälde von Bernhard Winter.

— Der vielberufene Gräblich Wolf Dietrich von Salzburg ist der Held in Arthur Schellersen's geschichtlichem Roman „Celtissimus“ (Berlin, Alfred Scholl). Geht nach den historischen Quellen schildert der Autor das Wirken des merkwürdigen Mannes, in dem die guten und schlimmen Eigenschaften seltsam gemischt waren, und gibt zugleich ein treffliches Zeitbild. Hierin, nicht in der ausschmückenden Fabel, liegt der Wert des Romanes, der noch höher zu veranschlagen wäre, wenn der Verfasser sich nicht häufig einer archaischen Sprache bediente, die als Mißlingen bezeichnet werden muß.

Von Meyers Reisebüchern liegt die neueste Auflage des Führers „Italien in 14 Tagen“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) vor und der italienische Teil dieses Buchs mitnahm, wird es gewiß stets angenehm empfunden haben, auf seinen Wanderungen im Norden wie im Süden in diesem so bequem mitzunehmenden Bändchen einen Begleiter bei sich zu haben, auf den er sich unter allen Umständen verlassen kann, und wird in der neuen Auflage diese Ueberzeugung in sich noch bestärken. In allen Fragen, die den Reisenden aufstossen, gibt das Buch besten Weisheit. In materieller Hinsicht weiß es das Reisen durch geschickte Fingerzeige aller Verhältnisse zu erleichtern. Anberaumt ist es ein vorzügliches Ciccone für alle in Italien verweilenden Kunstschätze, für die es durch kurze geschickte Stichwörter, die den neuesten Forschungen entsprechen, reges Interesse erweckt, ohne durch Einzelheiten zu ermüden. Auch die landschaftlichen Reize des Landes kommen deklens zur Geltung und erhalten durch geographische, statische und naturwissenschaftliche Notizen ein geeignetes Relief. Durch gründliche Neubearbeitung ist die neue Auflage bis ins kleinste der Gegenwart angepaßt und steht in jeder Hinsicht auf der Höhe. Besondere Aufmerksamkeit wurde den neuen Funden auf dem Forum Romanum gewidmet. Auch die Führung durch die bedeutendsten Sammlungen der Palazzi Corsini, Barberini, des Museo Ludovisi in Rom und des Nationalmuseums in Neapel wurde für den Reisenden noch bequemer gemacht, einzelne besonders beliebte Punkte in der Nähe Neapels, z. B. Capella-mare, ausführlicher behandelt. Verschiedene neue Pläne, von der Viterba und dem Castello in Mailand, dem Haus der Bettier in Pompeji, bereichern den ohnehin schon reichen Kartenreichtum des Buches.

— Aus Wald und Felder benennt Oberförster Richard Schier eine Anzahl anscheinender Flügen aus deutschen Forsten (Trebbin-Neustadt, C. Reinhardt). In lehrreicher und doch anregender Weise schildert er die verschiedenen Baumarten, ihren Nutzen und ihre Pflege und gibt auch eine kurze Geschichte unserer heimischen Waldbewirtschaft. Eine größere Anzahl Illustrationen veranschaulicht interessante Partien aus deutschen Wäldern.

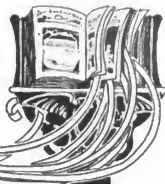
Kunst

Mit einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte der alten Kunst nach ihren Epochen hat Ludwig von Zuberl, Professor der Archäologie an der Universität Warburg, in seiner „Weltgeschichte der Kunst im Altertum“ ein Werk geliefert, das bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1867 keinen Vorgänger gehabt und bis jetzt, wo eine zweite Auflage erschienen ist (Warburg, H. G. Ewert), auch seinen Nachfolger gefunden hat. Der originale Gedanke ist seinem Urheber geblieben, und er hat in den inzwischen verflochtenen 15 Jahren reichen Stoff erhalten, um ihn im einzelnen weiter auszuführen. Denn die während dieses Zeitraums veranfalteten Ausgrabungen mit ihrem zum Teil völlig überraschenden Ergebnissen haben, wenn auch das Weltbild der alten Kunst nicht gerade völlig umgestaltet, so doch manche irdigen Anschauungen beigetragen und vor allem das Verhältnis zwischen Gebenden und Empfangenden erheblich mehr auf-

geklärt. Es gewährt einen eignen Reiz, von Epoche zu Epoche zu verfolgen, wie sich die Kunst in Chaldaea, in Ägypten, Babylonien, Assyrien und Syrien, bei den Hittiten und den Phrygiern, auf der Halbinsel von Troja-Hissarlik u. s. w. neben und auseinander entwickelt hat, wie dann aus verschiedenen Elementen die sogenannte „mykenische“ Kultur aufsprang, und schließlich aus den verschiedenartigsten Reimen, sie alle aber verschmelzend und zu völlig eigenem Leben erweckend, der Baum der griechischen Kunst in gewaltiger Kraft emporwuchs. Mit dem Bau der Sophienkirche, in der die antike Baukunst ihre letzte Kräfteanstrengung erlebt hat, schließt das gehaltvolle Buch. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser die Ergebnisse der Ausgrabungen und Forschungen des letzten Jahrzehnts in vollem Umfange ausgenutzt hat, und daß ihm auch den Illustrationen zu gute gekommen, die auf 883, darunter drei Tafeln in Farbendruck, erhöht worden sind.



AUS ALLER WELT



Generaloberst Graf von Haeseler

Am 26. April d. J. feierte der Generaloberst der Kavallerie und kommandierende General des 16. Armeecorps Graf Gottlieb von Haeseler sein fünfzigjähriges Offiziersjubiläum. Geboren am 19. Januar 1836, wurde der junge Graf, nachdem er das Kadettenkorps besucht hatte, am 28. April 1853 als Sekondeleutnant im 3. Husarenregiment angestellt, in dem er von 1856 bis 1859 Regimentsadjutant war. Schon 1859 wurde er Premierleutnant. Takt der Jungenschaft des Prinzen Friedrich Carl, der den jungen, schneidigen Offizier liebgewonnen hatte, wurde der Graf im Jahre 1860 als Adjutant zum 3. Armeecorps kommandiert, in welcher Stellung er auch während des Krieges gegen Dänemark verblieb. Nachdem Prinz Friedrich Carl das Oberkommando übernommen hatte, wurde Haeseler als Hauptmann in dessen Generallstab versetzt. Auch im Kriege von 1906 blieb er im Stabe des Prinzen, und zwar beim Oberkommando der 1. Armee, die Friedrich Carl damals befehligte. Die Zeit bis 1870 verbrachte Graf Haeseler als Wittmeister beim Husarenregiment Nr. 15, als Major im Generallstab des 8. und später, 1868, in dem des 3. Armeecorps. Im Kriege gegen Frankreich befand er sich wiederum im Stabe des Prinzen Friedrich Carl, in welcher Stellung er sich besonders bei der Belagerung von Metz auszeichnete. Er verblieb sodann bei der Occupationsarmee in Frankreich, zuletzt als Oberquartiermeister. Im Jahre 1873 wurde Haeseler auf kurze Zeit als Oberkustler zum Infanterieregiment Nr. 78 kommandiert, um alsdann die Führung des 2. Brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 11 zu übernehmen. 1879 als Oberst in den Großen Generallstab zurückversetzt, war er ein Jahr lang als Abteilungschef tätig. Tann erhielt er das Kommando über die 12. Kavalleriebrigade, und nachdem er mit 45 Jahren (1881) Generalmajor geworden war, 1883 die 81. Kavalleriebrigade, 1888 als Generalleutnant die 20. Division, die er wenige Wochen danach mit der 6. vertauschte. 1889 wurde Graf Haeseler Oberquartiermeister im Großen Generallstab und erhielt am 1. April 1900 das Kommando über das neugebildete 16. Armeecorps in Lothringen, dessen kommandierender General er noch heute ist. Seit dem Jahre 1890 ist der Name des Grafen Haeseler nicht nur in den Warnisoren Lothringens und Deutschlands ein berühmter geworden, sondern auch weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Die kriegerische Ausbildung des ihm unter-

stellten Armeecorps ist in allen militärischen Kreisen anerkannt. Sein besonderes Augenmerk hat Graf Haeseler auf die Selbstständigkeit des einzelnen Soldaten im Gefecht gelegt und darin bereits erstaunliche Erfolge erzielt. Seine fast väterliche Fürsorge für den gemeinen Mann ist allbekannt. So erfreut sich der Graf vor allem wegen seiner geradezu bewundernswürdigen Willenskraft und unbegrenzten Pflichttreue des größten Ansehens in seinem Armeecorps und in der Bevölkerung. Wie hoch der allerböchste Kriegsherr seinen kommandierenden General an Frankreichs Grenze schätzte, weiß jeder, der Zeuge der Auszeichnungen gewesen, die ihm der Kaiser bei seinen alljährlichen Besuchen in Metz zukommen ließ. Während des letzten Jahrzehnts wurde Graf Haeseler durch das Vertrauen seines Kaisers zu den wichtigsten Kommissionen hinausgezogen; so finden wir ihn als Mitarbeiter der Infanterie- und Kavalleriereglements sowie der Felddienstordnung. Als Generaloberst der Kavallerie und Chef des 11. Infanterieregiments steht Gottlieb Graf von Haeseler noch heute in voller Mächtigkeit an der Spitze des 16. Armeecorps.



Port. Eugen Jacobi, Metz

Generaloberst Graf von Haeseler

Die Tiara des Sallaphernes

Vor sieben Jahren kaufte das Louvre-Museum in Paris aus der Sammlung des Kunsthändlers Epheer die Tiara (richtiger: Mitra) des Sallaphernes für 400.000 Franken an, die seither als eines der hervorragendsten Kunstwerke jenes weltberühmten Museums galt. Sie sollte angeblich 1896 zu Cibia in der Krim gefunden worden sein, ist aus reinem Golde getrieben und wiegt 400 Gramm. Die Aufschrift der heilm. oder haubenartigen Kopfbedeckung, die ungefähr 22 Centimeter hoch und am unteren Rande 18 Centimeter weit ist, besagt:

„Der Senat und das Volk von Cibiapolis dem großen und unüberwindlichen Könige Sallaphernes.“ Tiefer führt war ein dem 3. Jahrhundert angehöriger Beberscher eines der städtischen Reiche im Westen der taurischen Halbinsel; Cibiapolis aber ist das heutige Cibia und lag an der Mündung des Vorsthenes, des heutigen T. niept. Die Stadt, ein reicher und wichtiger Handelsplatz, war eine der ältesten von Milet ausgegangenen Kolonien und auf den Schutz der städtischen Könige angewiesen. Man glaubte nun in der erwähnten Tiara ein Weihgeschenk der Stadt oder eine Art von Tribut für den Herrscher erblicken zu dürfen. Sie gliedert sich von unten nach oben in sieben konzentrische Streife oder Widreihen, deren unterste rein ornamental gehalten ist, während die zweite Jagd- und Ernteszenen darstellt und die dritte auf einer Art



Die Clara des Saliaphernes: Vorderansicht

Mauerkrone die erwähnte Inschrift enthält. Sie mittlere, die den weitesten größten Raum einnimmt, zeigt zwei bildliche Darstellungen aus der homerischen Ilias: der zürnende Achilles weigert sich, die ihm von Agamemnon geraubte Briseis aus Chalkens' Hand mit reichem Lösegeld wieder entgegenzunehmen (auf unsterblicher Abbildung zu sehen), und: Achilles, die Totenlage um seinen bereits auf dem Holzstoße liegenden Freund Patroklos ankommend. Die drei oberen Reihen zeigen wie die unterste lebendigst Hierarchum mit wechselnden Motiven. Man war in Paris entzückt über die feine Ausführung und den unverfälschten Geist der hellenischen Antike, den man in dem bildlichen Schmuck des seltenen Fundes zu erblicken glaubte; der Kauf wurde deshalb abgeschlossen, obwohl das Petersburger und das Britisch-Museum ihn abgelehnt hatten und der Münchener Archäologe Furtwängler die Tiara von Anfang an für eine Fälschung erklärte. Auch Wiener Fachmänner äußerten ernste Bedenken, während französischerseits Theodor Reinach und Professor Lehaut mit aller Entschiedenheit für die Echtheit eintreten. Ganz neuerdings sind nun unermüdet Entschüllungen gemacht worden, durch die — falls ihre Wichtigkeit erwiesen wird — jener als unvergleichlich angehaute Schatz des Louvremuseums tatsächlich nichts anderes als eine geschickt ausgeführte Fälschung sein würde. Im Laufe einer gerichtslichen Untersuchung, die sich auf die Verfertigung und den Verkauf von Zeichnungen mit dem gefälschten Namenszug des verstorbenen Zeichners Henri Villo bezog, wurde auch der Bildhauer Rouvenne, genannt Elina, vernommen, der entschieden bestritt, mit jenen Fälschungen etwas zu tun zu haben. Dagegen betrauerte er sich förmlich, die im Louvre befindliche Tiara des Saliaphernes auf Bestellung Epheeros in der Gellier-Anstalt

von Baron & Barré, die sich besonders mit der Nachbildung von Antiquitäten befaßt, entworfen zu haben; die Ausführung in Gold sei von Barré selbst vorgenommen worden. Nach andern Angaben soll der russische Goldschmied Kaschumowitsch in Odesa der Urheber des Schmuckstücks sein, das auf Anordnung des Ministers des öffentlichen Unterrichts Chaumié vorläufig aus den Sammlungen des Louvre bis zur vollständigen Klärung des Falles entfernt worden ist. Man sieht dem Ausgange der Untersuchung mit lebhafter Spannung entgegen.

Der neue Bismarck-Gedenkbrunnen in Flensburg

Auf dem Südermarkt in Flensburg wurde an dem diesjährigen Geburtstage des ersten Reichskanzlers, des Ehrenbürgers der Stadt, ein von dem Bildhauer Schiewelkamp-Berlin geschaffener monumentaler Bismarck-Gedenkbrunnen feierlich enthüllt. Vor dem Brunnen baut sich eine von dem Flensburger Stadtbauamt hergestellte mehrstufige, mit einem hübschen schmiedeeisernen Gitter und zwei großen Sandelbäumen versehene Treppenanlage wirkungsvoll auf. Auf hohem Sandsteinfelsen sitzt die mit der Kaiserkrone geschmückte Germania, mit Panzerhemd, Schwerdt und Schild gerüstet, und blickt hinab auf einen jugendfrischen Knaben, der in lebensvoller Haltung das Relief des Bismarckkopfes aus dem Felsen meißelt. Nach drei Seiten hin springen aus dem Gestein Wasserstrahlen in ein weites Brunnenbecken. Auf dem Rande dieses Beckens sitzen drei mit echt deutschem Humor gestaltete Tritonen, die zur Belebung des Ganzen in wohlgelegener Weise beitragen. Der außerordentlich günstig



Der Bismarck-Gedenkbrunnen in Flensburg. Von Schiewelkamp-Berlin

aufgestellte Gedenkbrunnen bildet ein eindrucksvolles Kunstwerk, das dem schaffenden Künstler zur Ehre und der so erfreulich ausblühenden nordischen Stadt an der Hensburger Fährde zur Zierde gereicht.

Der Sardinenzug aus der Bretagne nach Tunis

Die so plötzlich von der bretonischen Küste ausgewanderten Sardinien, durch deren Begleiden bekanntlich ein schwerer Notstand unter der dortigen Bevölkerung entflammen ist, scheinen sich größtenteils der tunesischen Küste zugewendet zu haben. Gegenwärtig übersteigt die Menge dieser Fische in den tunesischen Gewässern jede Vorstellung, und was den armen Bretonen verloren gegangen ist, kommt ausschließlich den sizilianischen und neapolitanischen Fischern zu gute. Die italienischen Barken, sogenannte Tartanen, bringen Salz und Äpfel nach Tunis und nehmen zur Rückfracht eine volle Ladung Sardinen in Fässern nach Italien mit, wofür selbst eine kolossale Konservenindustrie momentan in Entwidlung begriffen ist.

Neue Platinlager im Ural

Tas wertvolle Platin wird vor allem in Rußland am Ural gefunden und dann in erster



Ingenieur Luca Beltrami,
mit dem Wiederaufbau des Campanile in Venedig beauftragt

Zinie nach London, Paris und Danau verkauft, wo sich große Fabriken mit der Verarbeitung des rohen Metalls befassen. Die jüngst erfolgte Entdeckung neuer Platinlager im Ural hat in den beteiligten Kreisen großes Aufsehen erregt, denn die Platinnot in der Wissenschaft und Technik hatte sich während der letzten Jahre zu einer wahren Katastrophe ausgewachsen. Dem ist nun mit einem Schlage ein Ende gemacht. Die neu entdeckten Lager sind sehr viel reicher als die bisher dem Abbau unterstellten. Nach den Berichten russischer Blätter sollen innerhalb eines Monats, nachdem die Entdeckung bekannt geworden war, 25.000 Menschen zu den Fundorten gestromt sein und für etwa 6 Millionen Mark Platin fortgeschafft haben, ehe die Polizei das Gebiet unter Aufsicht stellen konnte.

Die Bismarck- und Moltke-Hermen im deutschen Reichstagshaus

Tas Gebäude des Deutschen Reichstags hat durch die von Prof. Wilhelm von Hoesmann in München geformten Büsten Bismarcks und Moltkes einen neuen hervorragenden Schmuck erhalten. In herr-



Zum Wiederaufbau des Campanile in Venedig: Der blossgelegte Unterbau



Die Bismarck- und Helldorf-Figuren für das Reichstagsgebäude
Von Wilhelm von Krumm

lichem weichen Marmor ausgeführt, erheben sich die überlebensgroßen, auf stilvolle Sockel gestellten Büsten in der Vorhalle zweier Präsidialräume. Bismarck ist im Kürsch, Helldorf im Interimbrod und Mantel dargestellt. Schöngegliederte Ornamentik schmückt die Sockel.

Die Albini-Büste in der Pariser Musikakademie

Im Foyer der Musikakademie zu Paris ist eine Marmorbüste der einst hochgeachteten Altstängerin Marietta Albini aufgestellt worden, die den Höhepunkt ihres Ruhmes in der französischen Hauptstadt erreichte und dieser bei ihrem Tode (23. Juni 1894) ein Vermögen von zwei Millionen Franken für wohltätige Zwecke hinterließ. Marietta Albini war am 26. März 1826 zu Gelsen in der Romagna geboren und kam, nachdem sie in verschiedenen europäischen Hauptstädten mit wachsendem Erfolge aufgetreten war, 1847 an die italienische Oper zu Paris, der sie bis zu ihrem Rücktritt von der Bühne, 1868, treu blieb. Seitdem lebte sie zurückgezogen in dem Vororte Ville d'Avray. Die jetzt aufgestellte Büste ist ein Werk des jungen Pariser Bildhauers Moncel; die greise Prinzessin Mathilde Bonaparte, die einst mit der berühmten Sängerin befreundet war, hat die vorzügliche Porträtähnlichkeit anerkannt.

In sieben Tagen von Berlin nach Shanghai

Trotz der Fertigstellung der manchurischen Eisenbahn und die Schaffung einer regelmäßigen Dampferverbindung zwischen dem russischen Felschen Tainji (unweit Port Arthur auf der Dalninel-Küste) ist es jetzt möglich geworden, von der deutschen Reichshauptstadt aus in sieben Tagen Shanghai, den Haupthandelsplatz von Ostasien, zu erreichen. Von Berlin aus geht die Reise über Warschau, Winsk und Smolensk nach Moskau. Dort wird der nur Wagen erster Klasse führende neue Express- und Kurierzug beladen, der die Reisenden über Tscheljabinsk, Omsk, Koluman und Krasnojarsk nach Irkutsk bringt. Darauf wird der Mailfaher auf einer großen, ganze Eisenbahnzüge aufnehmenden Fährte durchquert, und weiterhin die Meile über Tschita, Chailar, Chardin und

Mulden bis Tainji fortgesetzt. Hier liegen Dampfer bereit, die von der langen Eisenbahnfahrt etwas ermüdeten Passagiere nach Shanghai überzuführen, wo sie sieben Tage nach erfolgter Abfahrt von Berlin eintreffen sollen. Die jetzt notwendige Zeit, um von der deutschen Reichshauptstadt nach Shanghai zu gelangen, wird in Zukunft noch abgekürzt werden, sobald erst die Verbesserung des Bahnnetzes der großen sibirischen Bahn eine größere Geschwindigkeit der Fährte zuläßt, die jetzt stundenweise nur 15 bis 20 Kilometer pro Stunde beträgt, und sobald die den Mailfaher störend umgehende Bahnstrecke fertiggestellt sein wird, denn die Ueberfahrt quer über den genannten See mittels der Fährte erfordert verhältnismäßig lange Zeit. Noch weniger Zeit wird für die ganze Fahrt erforderlich sein, wenn erst die im Bau befindliche, von Wossowa (Station der sibirischen Bahn am Mailfaher) quer durch die Mongolei über Urga und Kalgan nach Peking führende, die Entfernung bedeutend abkürzende Bahn dem Betriebe übergeben sein wird.

Die Königsbrücke in Magdeburg

Die Stadt Magdeburg hatte bis jetzt zur Verbindung mit den Stadtteilen auf den Elbinseln und der Vorstadt auf dem rechten Ufer, der Friedrichstadt, nur einen einzigen Verbindungsweg, der im Zentrum der Stadt gelegen ist. Dem mächtig anwachsenden Verkehr und der Entwicklung der Vorstädte Rechnung tragend, schreibt sie jetzt zur Schaffung neuer Brückenzüge im Norden und Süden der vorhandenen, die dem rechten Elbufer einen großen Aufschwung sichern und gleichzeitig dem schon bestehenden Verbindungsweg die so dringend notwendige Entlastung bringen. Der jetzt vollendete Brückenzug im Norden Magdeburgs verbindet das Nordfrontgelände, das den Übergang von der Altstadt zu den Vorstädten „Alte“ und „Neue Neustadt“ darstellt, mit der schon jetzt mit vielen Fabriken belebten Berliner Chaussee auf dem rechten Elbufer. Im Zuge der Hauptverkehrsader der Nordfront, der prächtigen Königsstraße, überschreitet zunächst der Strakenweg als Königsbrücke den eigentlichen Schiffahrtsweg, die „Stromelbe“, um dann auf einer etwa 5 Meter



Die Albini-Büste in der Pariser Musikakademie

hohen Tunnelschüttung die Eibinsel, den „großen Werder“ zu durchschneiden und mittels einer 216 Meter langen hölzernen Jochbrücke den zweiten Elbarm, die „Alte Elbe“ zu überlegen und sodann auf die Werderburgsauffee auszumünden. Die Königsbrücke besteht aus drei Bogen, von denen die beiden seitlichen, als Flußöffnungen dienenden maßstäblich hergestellt sind, während der mittlere Bogen, der den eigentlichen Flußschlauch von 135 Metern Breite überbrückt, aus einer Eisenkonstruktion besteht. Die seitlichen Bogen bestehen ebenso wie die Pfeiler und Widerlager aus Stampf-Beton, der mit Sandstein, Kalkbruchstein und Basaltblöcken verkleidet ist. Die Brückenbreite beträgt 18 Meter, wovon 9,50 Meter auf die Fahrbahn, die mit zwei Gleisen für die elektrische Strassenbahn versehen ist, entfallen. Unsere Abbildung gibt eine Gesamtansicht der vollendeten Brücke. Zwischen den mit Kupfer gedeckten Türmen, durch die die Fußsteige hindurchführen, erhebt sich der mächtige Rundbogen, der die Fahrbahn überwölbt. Der Bau der Brücke wurde am 15. Juni 1900 begonnen und konnte schon am 15. März 1903 für Fußgänger freigegeben werden. Die Kosten belaufen sich auf 1.400.000 Mark. Die Ausführung des Baues wurde den Firmen Dortmunder Union und W. Holzmänn & Co. in Frankfurt a. M. übertragen. Der Entwurf zu dem Bauwerk rührt von dem inzwischen verstorbenen Oberingenieur W. C. Lud und dem Direktor der Union, F. Wölfe in Dortmund, her.

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Meran

Am Ostermontag wurde in Meran das Denkmal für die Kaiserin Elisabeth, eine Stiftung des Kommerzialrates Emil Talmata von Hiebegg, feierlich enthüllt. Eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Hermann Klopff, stellt das Denkmal die Kaiserin auf einem reichen Gartenstuhle sitzend dar, in den Händen die Gedichte Heinrich Heines, ihres Lieblingsdichters. Der Stuhl der Vereinigten ist sinnend auf die Tiroler Berge gerichtet, über die ihr Fuß so gern geschritten. Figur und Sockel sind aus weißem Kaiser Marmor gefertigt.



Buhn. von Felsböck & Verdammert, Meran

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Meran

Die Höchstgestellten der Erde

Man nahm bisher an, daß die höchsten menschlichen Wohnstätten in Tibet zu finden seien, wo Menschen noch in Höhlen hausten, in denen gewöhnliche Sterbliche von der Bergkrantheit befallen werden, die sich in Nerven-, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, sowie Blutungen aus Mund und Nase und Anschwellung des Gesichtes und der Hände äußert. Nun weiß aber der Norweger Birger Jacobson in „Höstenposten“ darauf hin, daß Peru Punkta enthält, auf denen noch in größeren Höhen wie in Tibet Menschen wohnen. Es gibt hier Dörfer, die über 4000 Meter über dem Meere liegen, wie beispielsweise Cerro de

Basco (4310 Meter) in den peruanischen Nordbergen, und die Bergwerke Luitpita und Candalaria liegen höher als die höchst bewohnte Stelle in Tibet. Tak in Höhen, die noch 600 Meter höher als der Gipfel des Montblanc



Die Königsbrücke in Magdeburg

gar 5270 Meter über dem Meere, somit noch 270 Meter liegen und wo die Atmosphäre halb so dünn wie auf der Meereshöhe ist. Wenigstens leben können, bildet gewiß eine Merkwürdigkeit. Manche geographische Werke und Geographen geben übrigens Tol Tschalung (5000 Meter über dem Meere) in der Nähe des Quellgebietes des Indus und das Mondschloß Danle in Ladak in Kaskmir (4610 Meter) als die höchstbewohnten Stellen der Erde an.

Das neue Universitätsgebäude in Bern

Tie in den letzten Jahren außerordentlich gesteigerte Aneignung der Berner Hochschule hat wegen des dadurch hervorgerufenen Platzmangels in den alten Räumlichkeiten den Anstoß zum Bau eines neuen Universitätsgebäudes gegeben. Andererseits ist es auch nur ein Frage der Zeit, bis das zu Hochschuleweiden dienende ehemalige Blindenanstalt den Sanierungsbedürfnissen der werdenden Hochschule weichen muß. Eine ganze Anzahl von Häusern besitzt zwar bereits eine, in reichhaltigster Weise ausgestattete Unterrichtsanstalt, so daß beim Bau des neuen Hochschulegebäudes hauptsächlich auf Unterbringung der philosophischen, juristischen und philosophischen Fakultät, sowie der Verwaltungsgerichte Bedacht zu nehmen war. Der



Das neue Universitätsgebäude in Bern

Vau erhebt sich auf der „Promenade“, einem Hügel im westlichen Teil der Stadt, von wo aus man einen prächtigen Überblick über das Häusermeer, über die in die Ferne verlaufenden grünen Hügelketten und über die den Horizont begrenzenden Alpenhäuser hat. Der in den edlen Formen der Renaissance ausgeführte Bau ist ein Werk der Berner Architekten Döbler und Joos, die feinerheit bei der internationalen Planungskonferenz den ersten Preis errangen. Der Bau erforderte einen Kostenaufwand von 11½ Millionen Franken. Die feierliche Einweihung wird wahrscheinlich am Pfingstmontag stattfinden.

Das Verwaltungsgebäude der Hamburg-Amerika-Linie in Cuxhafen

In Cuxhafen nimmt der eigenartige Ausbau des Verwaltungsgebäudes der Hamburg-Amerika-Linie die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Eingang zur Wartehalle ist jetzt fertiggestellt. Rechts und links vom Eingang stehen zwei überlebensgroße Figuren, ein Kotte in Südwest und Cetrod und ein Matrose, beide von heimischen Emblemen umgeben, zwischen den Köpfen befindet sich der Spruch: „Mein Feld ist die Welt.“ Darüber prangt, mächtig und kräftig, das stolze hamburgische Eisenmappen. Die ganze Gruppe ist aus Sandstein gebauen. Sie wirkt geradezu überwältigend auf den Beschauer, dem sie eindringlich erzählt von Hamburgs großer Meererei. Am Vortal wurden zwei mächtige Walfischfrieser von je 4½ Metern Länge angebracht. Sie sind dazu bestimmt, eine große elektrische Bogenlampe zu tragen, die zur Beleuchtung des Eingangs zu den Wartehallen dienen soll. Die Frieser werden an ihren unteren Enden mit zwei aus Bronze geschmiedeten Delphinen geschmückt, die die Verbindung der Frieser mit den Säulenkapitälern verdecken. Die oberen Enden der Frieser laufen in einen künstlerischen, aus Schmiedeeisen hergestellten Arm aus, der die Lampe trägt.

Wird unsere Körperkonstitution besser oder schlechter?

Die Nahrungsmittelchemie hat in der jüngsten Zeit so große Fortschritte gemacht, daß ihre Ergebnisse auch in



Herr. Hans Weiser, Hamburg
Hauptportal des Verwaltungsgebäudes der Hamburg-Amerika-Linie



Professor Syrius Eberle †

weiteren Kreisen zu einer richtigeren Auswahl und Ausnutzung der Nahrungsmittel führen. Ferner haben die Forderungen der Hygiene uns viele Feinde der Geluntheit in der Weise kennen gelehrt, daß wir sie vermeiden und vielfach noch, bevor sie wirklich schädlich wirken, beseitigen: man braucht nur an die öffentlichen Anlagen zur Beschaffung von Trinkwasser und zur Bewässerung zu erinnern, um dies zu beweisen. Bei allen diesen praktischen Leistungen der Wissenschaften sollte man glauben, daß sich unsere Körperkonstitution gegen die der Vorfahren merklich verbessert haben muß. Nun ist es schwer, darüber exakte Angaben zu machen, weil die Beschaffung eines genauen Maßstabs nicht leicht erscheint. Aber der Franzose Naoul Brunon hat einen solchen Maßstab von wahrhaft verblüffender Einfachheit und dabei ebenso großer Feinheit ausfindig gemacht. Er verglich nämlich Schneidermaße von heute mit denen, die vor 30 Jahren genommen wurden, natürlich von Leuten desselben Lebensalters. Tiefe Vergleichung hat nun die unerwartete und betrübende Tatsache festgestellt, daß trotz rationeller Ernährung und hygienischer Einrichtungen unsere Körperkonstitution sich verschlechtert hat: die vordere Brustfläche ist jetzt weniger getrümt als früher, auch die Rückenfläche ist mehr konvex; wir haben also eine Verringerung des inneren Brustraums, der Lungenkapazität erfahren. Die Ursache dieser Erscheinung läßt sich nur in der Vermehrung der schädlichen Lebensweise erblicken.

Die Kirche San Fedele in Como

Vielorten in Italien macht sich ein bedenklicher Verfall der alten Kunstdenkmäler bemerkbar, und auch die Kirche San Fedele in Como, ein architektonisch interessanter Bau aus dem lebenden Jahrhundert, wird jetzt ein Opfer der traurigen Vernachlässigung. Der Turm hatte sich stark geneigt und drohte auf die benachbarten Häuser herabzufallen, so daß man sich zum Abbruch entschließen mußte, mit dem bereits begonnen worden ist. Schon 1882 war die Kirche umgebaut und 1892 restauriert worden, doch wäre eine gründliche Erneuerung nötig gewesen, die man eben vernachlässigt hat.

Syrius Eberle †

Am Dienstag verschied in Rosen Professor Syrius Eberle, der bekannte Münchner Bildhauer. Im Jahre 1844 zu Pfrenten im Allgäu geboren, erlernte er das Tischlerhandwerk und arbeitete einige Zeit als Geselle in München, bis er sich der Bildhauerei zuwendete. Von 1860 bis 1872 Schüler der Kunstakademie, erregte er durch seine Studien die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig II., der ihm zahlreiche Aufträge für die Aus schmückung seiner Schlösser wie für die Entwürfe von Brunengeräten erteilte. So schuf der junge Künstler viele Tafelaufsätze, Einzelfiguren und Gruppen, und fast sämtliche Prachtwagen und Schlitten des Königs wurden nach seinen Entwürfen ausgeführt. Noch Bedeutenderes als in diesen dekorativen Arbeiten leistete Eberle in seinen monumentalen Schöpfungen. Wir erwähnen davon namentlich das Denkmal für die Brüder Grimm in Danau, das Gabelberger-Denkmal in München und den St. Georg für das bayerische Rathaus. Ferner formte er für das Reichstagsgebäude in Berlin und die Ludwigsbrücke in München mehrere Skulpturen. Seit 1892 wirkte Syrius Eberle als Professor an der Münchener Kunstakademie.

Die nächsten Olympischen Spiele

In Athen trat unter dem Vorh. des Kronprinzen Konstantin unlängst der große Ausschuss der Olympischen Spiele zusammen und beschloß, die Spiele im April 1906 in der zweiten Woche nach den griechischen Ostern abzuhalten. In den Jahren 1904 und 1906 sollen panhellenische Spiele stattfinden für griechische Bewerber aus dem Königreich, den türkischen Provinzen und Ägypten; sie sollen gewissermaßen eine Vorübung für die Spiele des Jahres 1906 bilden.



Die Kirche San Fedele in Como

Aus der Jahresausstellung im Wiener Künstlerhause

Bei Komposition seiner reizvollen Gruppe „Nach der Schlacht“ hat Carl Maria Schwerdtner an die Schlachten von Mortara und Novara (1849) gedacht. Ein Tiroler Kaiserjäger, an der charakteristischen Uniform mit dem hohen colinderförmigen Dui sofort erkennbar, führt einen schwerverwundeten Knecht, Pülaten, aus dem Kampfgetümmel. Auch die Uniform des Pülaten, so namentlich der Waffengürtel mit Verschönerung ist von streng historischem Schnitt. Schwerdtner hat sich trotz seiner Jugend schon einen geachteten Namen als Künstler erworben. Das Museum der I. k. Kriegsmarine in Vola hielt eine von ihm ausgeführte Gedenktafel an den berühmten Nordpolfahrer Repprecht. Er hat den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand porträtiert und von seinen Wunden sind ferner jene der ehemaligen Hofschauspielerin Schräut und des Diskursiers Zidel am bekanntesten. Die von Schwerdtner entworfenen Gussplatte auf den verstorbenen Hofschauspieler Gabilon, sowie die in vielen Exemplaren geprägte Medaille auf den siebzehnten Geburtstag



Nach der Schlacht. Gruppe von C. M. Schwerdtner
(Aus der Jahres-Ausstellung im Wiener Künstlerhause)

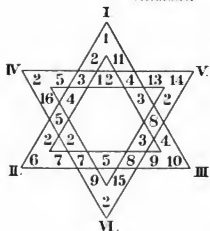
des Tichters Ferdinand von Saar haben dem Künstler auch einen wohlverdienten Auf als Medailleur eingetragen. W.

Alpine Gärten auf Rigi und Pilatus

Die Naturforschende Gesellschaft der Stadt Luzern beschloß, auf dem Rigi und Pilatus alpine Gärten anzulegen, einmal um jedem Naturfreund Gelegenheit zu schaffen, die Alpenflora bequem und in einem abgerundeten Bilde zu schauen; auf der andern Seite wären die Berggärten zugleich Versuchsfelder für wertvolle botanisch-wissenschaftliche Beobachtungen. Nicht bloß die Bergflora vom Rigi und vom Pilatus, sondern die gesamte alpine Flora der Zentralalpen mit ihren über 600 Arten soll in den beiden Berggärten mit möglichst natürlicher Zusammenstellung vor unsre Augen gestellt werden. Zuerst war nur ein Garten auf dem Pilatus in Aussicht genommen; dann hat man aber auch an einer tieferen Lage auf dem Rigi, im „Valentälchen“ bei Rigi-Scheidegg, einen passenden Platz gefunden, der sich besonders für diejenigen alpinen Arten eignen wird, die in dem viel rauheren Klima auf dem bedeutend höheren Pilatusgipfel nicht mehr fortkommen würden.

♣ für müßige Stunden ♣

Sternrätsel



Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu erlegen, daß auf den sechs Seiten die Wörter bezeichnen:
I.—II. einen Vorden-
general;
II.—III. ein Element;
III.—I. eine italie-
nische Stadt;
IV.—V. einen Markt-
steden in Mittel-
franken;
V.—VI. religiöse
Verehrung ge-
nießende Verstor-
bene;
VI.—IV. eine Wuse.
ß. P.

Silbenrätsel

1.
Ten meissen sicher gilt hienieden
Nicht gleicher Sinn damit verweht,
Und ebenso ist grundverschieden
Ter Weg, auf dem man danach strebt.
2. S.
So Stolz wie Schutz dem Vaterlande,
Dem es mit Gut und Blut geweiht,
Durch unausslößlich feste Bande
Ihm zugesellt in Glück und Leid.
1. 2. S.
Ein s inmitten eingekloben,
Zie beiden Worte nun vereint,
Zoch wirft du den Erfolg kaum loben,
Zenn die Gesellschaft, die erzieht.
Mag sie auch Qutes oft vollbringen,
Erfüllt uns nicht mit Sympathie,
Und großen Anhang sich erringen
Wird sie gewiß in Deutschland nie. W. Sch.

Umstellrätsel.

Gleich wie im Wasser, in der Erde
 Erblüht für mich das Wüdrichen: Werde!
 Ich als giftig mich verwiesen,
 Bin ich als Nanna auch gepriesen,
 Und meine leuchtend schönen Farben
 Mir manchen Gartenplatz erwarben.

Läßt du für an ein e erstehen,
 Form aus der Zeichen neuen Treben
 Nun der Familie jungen Schöbling.
 Und wer so nennen darf den Spröbling,
 Dat sicherlich nicht Grund zu klagen.
 Daß knapp sein Maß von Lebenstagen. M. Sch.

Zitate

Es kann ja nicht immer so bleiben.
Dier ist die Hagne, nimm sie, edle Jungfrau.
Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage.
Und alles wanket, wo der Glaube fehlt.
Es ist noch lang nicht alles Gold gemünzt.
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.
Die Gnade glänzt auf deinem Angesicht.

Sieben Worte, der Reihenfolge nach immer eines aus obigen Citaten entnommen, ergeben ein sehr bekanntes Sprichwort.
G. Sch.

Worträtsel.

Erstes Wort.

Lacht es dich, so steig hinein,
 Nur darf's dir nicht lästig sein!
 Kann mit An dich ja recht schützen
 Und mit Noth such' es zu nützen.

Zweites Wort.

Hier will es zusammen halten,
Anmut läßt es dort entfalten,
Und als Verbum, wie bekannt,
Tun es Sonne, Zeit, Verstand.

Tab Ganze.

Wenn die Worte sich vereinen,
Mag's zuweilen lech erscheinen,
Hier und da dich wohl verlegen,
Aber oft wirst du es schätzen.
Wenn's ersprießlich Forderung leiht
Zielbewusster Tätigkeit. M. Sch.

Silbenrätsel

1. 2.

Wie oft Natur der Reize Fülle
Auf engen Raum nach Laune streut,
So zeigt es auch dies Thal, das stille,
Durch seine Lage schon geweiht.

2. 3

Hier wirst du dir kaum fremd erscheinen,
Schweift auch der Blick zum Bosporus,
Denn Heimatlande sich vereinen
Mit aller Schönheit Hochgenuß.

4.

Von dem Moment laß dir es bringen
Und baue nicht auf Jahr und Tag,
Doch um ein Teufmal zu erringen,
Wohf halb es nur genügen mag.

1. 2. 3. 4.

Sag nicht: es ward mir angeboren
Und nimmer drum sich's ändern läßt!
Glaub mir, die Müß' ist nicht verloren,
Regiert's ein Wille ernst und fest. M. Sch.

Auflösungen der Räiselaufgaben in Heft 9:

Der Rechenaufgabe: Entweder an die mit $\frac{1}{2}$ oder an die mit * bezeichneten Stellen.

Des Anagramms: Hirschale — Rheinfach.
Des Betonungsräthels: Vollblut — voll Blut.
Der dreififfigen Charade: Salzsäule.
Des Räthels: Tomino.

Des Umstellkräftes: Artemis — Samariter.

Der Silbenträufel: Wortwechsel.
Der Stadträufel: Bloßentwurf, Murrende, Angstschrei

Spalato, Gisleben, Hottenburg, Solothurn, Vangenfalza, Altenessen, Ueberlingen, Temeswar, Elberfeld, Reichenbach, Neumünster.

Handschriften = Beurteilung

(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

Herbert J. Der ganze Schriftfluß hat etwas Gemächliches und Gewaltloses, das zusammen hell abfädelnde Einbrüche in „I“, „that“, „you“, „kind“ und pig auslaufende Endungen in „-th“, sowie die von links nach rechts abfallenden Cwertriche (Starrfink), folglich hat man es mit einem etwas gewalttätigen, aber bestiderten und energielichen Mann zu tun, der gut zu Ende kommt, was er einmal begonnen hat. Freilich die Rückschläge in die Wunde anderer und große Feinblutigkeit darf man dabei nicht von ihm erwarten (Kombination von eben Gemächtem und der gewöhnlichen Schrift, der Weichheit fehlt, obgleich die häufigen Hurten

me that you read
of the person judged.
Will you be so kind

In dieser Mangelhaftigkeit und Unvollständigkeit anheim. Die Schrift ist ziemlich leserlich, die Buchstaben sind wohl geformt, wenn auch alles unnötige dabei verloren bleibt; klarer Kopf- und gutes Urteil. Die Schrift ist fast ausschließlich verbunden. Gerührt, mehr abetend als überhebend, ein gewisses Gefühl für die Sprache, der Anfang des Wortes heißt meist höher als das Ende; von einem Kasten gegen auf den Schreiber eindringende Aufmerksamkeit oder Ermüdung. Die Schrifte, teils unterschlagene, teils freier, mit w. und dem zugehörigen Schlußzeichen verwechseln. Der Duktus der Schrift: Selbstbeherrschung, aber auch Verstellung und

[illegible]

Gemü in Hamburg. In allem, was Sie tun und sagen, mehr fortgesetzt als originell; um Anspruch auf letzteres machen zu können, haben Sie nicht genugsam entwickelte Eigenart und zu wenig Kraft, um die angebliche Größe und Bedeutung Ihres Gemüts äußerlich anfühllich zu machen, also auch sich nicht zu gestalten. Der Verstand ist klar und mehr entwickelt als das Gemü. Sie scheitern sich nicht leicht an und besitzen auch nicht große Anpassungsfähigkeit, Geliebteinstellung und Biegsamkeit. Vor Sinn ist mehr auf das ideale Moment als auf materiellen Vorteil gerichtet. Was Ihnen fehlt, ist freudige Energie und Lebenslust, in allem das Gute zu sehen, das Sie und Ihre Arbeit mit sich bringt. Sie scheitern an zu strengen Forderungen.

Theodor M. in Wien. Titel und etwas auf den Effekt berechnet. Geizig, macht schöne Redensarten und spricht überhaupt gern. Solange man nur gesellschaftlich mit ihm zu tun hat, ist er unterhaltend und lustig; er kann aber auch unangenehm scharf werden und scheut den Kampf nicht. Ist der selbstlosen Hingabe an eine Person oder Sache fähig.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Briefmappe

S. B. in New York. Wir halten den Versuch für aussichtslos, da der deutsche Buchmarkt mit solchen Schriften bereits überflutet ist. Sondernfalls wurde für derartige Uebersetzungen ein so geringes Honorar gezahlt werden, daß der Arbeit nicht lohnt.

S. B. in N. Die Neue Buchverlagsanstalt. Die Verlagsanstalt „Die Neue Buchverlagsanstalt“ betreibt die Anfertigung von ca. 10 Büchern und verleiht auch von Heftchen in der Zeitschrift „Die Neue Buchverlagsanstalt“. Der Prospekt ist von hervorragenden Männern, unter anderem Geheimrat von Bergmann, Professor Dr. Prof. Dr. Zimmermann, Freiherren von Zülpigen, zur Zeichnung empfohlen. Das wünschenswerte Buch ist bereitgestellt, 100.000 Götter sind an 0,50 per Götter zur Verfügung zu stellen, sobald das Betriebskapital von ca. 400.000 gedeckt ist. Die Verleihung des Geldschaffens und der Anfertigung von Zeichnungen von mindestens 1.000 für jeden Anteil übernehmen die Geschäftsführer Dr. G. Z. Höpfer und Andreas de Meit. Großkreditgeber bei Berlin, für Subventionen und Gelder auch die Deutsche Bank, Centralbank, München 23. Da die betreffenden Büchern vollkommen sachverständig herauskommen, bietet das Gewerbe für rationelle Kolonisation in Zeitschrift „Die Neue Buchverlagsanstalt“.

Frau Emilie A. in Prag. Jene Angabe ist ungenau, viel zu gering: Die Wissenschaft kennt und kennt ungefähr 100.000 Tierarten, während sie kaum 150.000 Pflanzenarten aufzählen vermag. Die Insektenwelt allein liefert gegen 200.000 Arten, darunter 120.000 Käfer; von Bogeln kennt man 13.000 Arten, von Fischen 12.000 und von Reptilien 3.000. Vögel kennt man 12.000 Amphibienarten, 30.000 Spinnen, 50.000 Molken, 9.000 Würmer u. s. w. **C. R. in Leipzig.** Wir können Ihnen vollständig bei, daß es ein großes Ziel ist, die allernachsten Regeln für die deutsche Rechtschreibung dem Gedächtnis einzuverleiben; trotzdem Sie sich mit den lateinischen alten und neuen Schreibarten befassen. Um die Schreibweise der Wörter

mit und ohne „th“ für seine Schüler leicht merktbar zu machen, gab kürzlich ein Lehrer in Baden seinen Schülern ein Zettel, das folgendermaßen lautet: „Im Zeil steht der Zeil berleber — Der Zeil erwarmt die alten Lieber — Turtal Taten manne Tat geschah — Zeil, Taler schreibe ohne „y“ — In Zeil ist „y“ noch geblieben — Zur, Turtu wird ohne „y“ geschrieben — Zon, tonern, töricht, tölig, tun — Auch Tran schreibe ohne „y“ nun.“

K. G. in Leipzig. Za uns der Zinn Japen Geschickes nicht recht aufgehen wollte, haben wir es noch einer Anzahl hervorragender Klerikalliker unterbreitet, aber leider keinen aufleuchten Reizgehalt erhalten. Sie einen meinen, die Werke seien eine symbolische Zeichnung von tiefem Ernst, der vielleicht erst von einem kommenden glücklicheren Geschick ganz begriffen werden könne, die anderen dagegen neigen zu der Ansicht, daß es sich um eine niedliche Malerlaufgabe handle. Den Streit zu entscheiden, laden wir nunmehr die geübten Zeil ein, indem wir den Vorruß des Poems mitteilen:

Die Eine — Keine
Zu göttlich Weib! Zu sätzlich Eine!
Zu halt mein Herz bestimmt
zu deinem Sin, du Engelbild,
zu deinem Schreine.

Zu? Nein, du bist, dem Mann gebort,
Im Kampfgewand,
Die Keidenchaft, wo sie verprühn
Die Welt n — am Lebens Bord.
Zu feiner kennt, die mich geteilt
zu schmerzlich, zu rein —
Nicht einer moli! Ihr Verder sein —
Schleibt, mich nie betrübt.

Wo jeder sagt, wo jeder hofft,
Wo jeder naht die Zeit,
Wundt — Schmen, billerlei Erdenspeit,
Wilt du da, lübt — aus Eden — mich un-
verboht!

„Wie sollen wir schlafen?“

Broschüre für Nerven-, Schlaflose u. Gesunde, die normal schlafen wollen
verwend. grat.
u. franko
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
BERLIN, Markgrafenstr. 20. MÜNCHEN, Blumenstr. 49.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn I. Schl.

wird ärztlich bewiesen empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen des Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhale Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.



Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.



Glasen-Kachilicht,
bewährt seit 1876, geruchlos,
nicht feuergefährlich.
Beste Beleuchtung
Schlaf-, Krank- u. Kind-
Zimmer. 12 bis 140 L. u. s. w.

Das Haar

Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege

von **Dr. J. Pohl.**

5. neu bearbeitete Auflage.

Ueber alles

was mit dem Haar irgendwie zusammenhängt z. B.

Haarpflege — Haarschwund
Graue Haare — Haarfröhling
Frauenbart Haarentfernung
Kopfschmerzen — Nervosität
Geheimmittel u. s. w.

gibt dies

anerkannt beste Buch

Aufschluss und vielfach erprobte
Ratschläge

Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Durch die Buchhandlungen zu
beziehen.

Deutscher Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Frau M. R. in Landsberg a. H.
Das ist ganz richtig: unter neues Bürgerliches Gesetzbuch untersteht auch die Aussteuer und Ausstattung und steht unter Erheber alles, was einem Kinde mit Rücksicht auf die Erlangung einer selbständigen Lebensstellung, zur Begründung oder Erhaltung der Wirtschaft oder Lebensstellung von dem Vater oder der Mutter zugewendet wird. Die Aussteuer ist eine Unterart der Ausstattung und umfasst die Gegenstände, deren ein Mädchen bei der Verheiratung zur Einrichtung des Haushalts bedarf. Kapitalien und Grundstücke, die neben der Hauseinrichtung der Tochter übertragen werden, sowie jährliche Zufüsse fallen nicht unter die Aussteuer. Ein Kind hat keinen klagbaren Anspruch auf Gewährung einer Ausstattung, dagegen ist der Vater gesetzlich verpflichtet, seiner Tochter eine angemessene Aussteuer zu gewähren, soweit er dazu im Stande, es sei denn, daß die Tochter selbst

ein dazu ausreichendes eigenes Vermögen hat. Auf die Mutter geht die Verpflichtung zur Aussteuer über, wenn der Vater gestorben oder an ihrer Gewährung außer Stande ist.

M. G. M. in M. Wir erinnern uns einer solchen Zuschrift nicht. Sie würden, falls diese überhaupt in unsere Hände gelangt wäre, umgehend Bescheid erhalten haben, wenn Sie das Porto beigefügt hätten. Die in Aussicht gestellte Episode werden wir gern prüfen.

H. v. L. in R. Ein lebensgroß gezeichnetes Bildnis des Reichskanzlers Grafen von Bismarck von der Hand des bekannten Porträtmalers Anton Schöner in in. Bilderrandis Kunstverlag zu Berlin als Kabinettstempelgravierung erschienen.

H. N. in L. Eine Verheirathung interessanter Medaillen aus der Zeit der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches findet vom 4. Mai an unter Leitung des Experten Adolf

des Nachfolger in Frankfurt a. M. statt. Gleichfalls gelangen wertvolle Münzen und Medaillen anderer Art zum Verkauf. H. C. H. Gebildeten Kant, aber leider nicht verwendbar. Bedarfs Aufklärung bitten wir um genaue Angabe der Adresse.

K. F. H. in G. Ottomar H. in G. Fritz H. in G. Julius H. in W. Mit Dank abgelehnt.

Für Beachtung! Nicht verwendbare Medaillen, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung des feinen Zueck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierfabrik.

Verantwortlicher Redakteur:

Ernst Schubert in Stuttgart
Nachdruck und dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt



Franz Christoph's
Fußboden-Glanzlack
in gelbbraun, mahagoni, rothbraun,
eichen und grauer Farbe.
Sofort trocknend,
geruchlos.
Von jedem Mann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate & kenntlich, in den meist. Städten. Von direkter Verkauft. Vollständig, ausreichend um Anstrich zweier Zimmer, a 0.001. 50 Pf. franco ganz Teutschland. Handwerker und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik Franz Christoph, Berlin N.W., Mittelstraße 11.

Vorbereitung für das Freiwilligen.
Fähnlich. Primaner.
u. Abitur. Gramen, rath, höher, billigt.
Matematika wird in verheiratheter Studienabteilung, um mindestens normale Leistungen zu erzielen. Meissel, Director, Dresden-N. 2.

Für den Garten
enthält unser illustriertes Verzeichniss eine reiche Auswahl der herrlichen, winterharten
Stauden
sowie unsere bekannten Erfolge in
Neuzüchtungen der vielbewunderten
Edel-Dahlien
und die zu Gruppenpflanzungen aus-
gestrichen besten
Blüten-Canna
neben dem anderen reichhaltigen
Inhalte, den unsere Stauden-Anlagen
und Baumschulen bieten.
Das Verzeichniss wird frei gesandt!
Goos & Koenemann,
Gärtnerlei und Baumschul-Anlagen
Grossh. Hess. Hoflieferanten.
N. - Walluf
Rheincastrum

Hochfeine Seiden

sowie einfache Gentes von 70 Pf. an in unübertroffener Auswahl zu billigen Engros-Preisen meter und robenweise an Private porto- und sofrei. Roben franco. Briefporto 20 Pf.

Seidentoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich G 38

Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

Zu den fesselndsten und merkwürdigsten Gaben der polnischen Literatur

zählt nach dem Urtheil der Gegenwart, Berlin,

Josef Baron Weyssenhoffs Werk

Ein Uebermensch.

Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Voßilipili.

2. Auflage.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart.

Gesheft M. 2.—,
Gebunden M. 3.—

Haemogallol

ein von hervorragenden medicin. Autoritäten warm empfohlenes, für
Bleichsüchtige und Blutmarme
geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutmarm, sondern auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rheumatismus, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich aus diesem Vorzug als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol ist in Pulver, Tabletten und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2.40.

E. Merck, chemische Fabrik, Darmstadt.
Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Verfonenangabe — zu richten.





In fröhlicher Laune (Bettler vom Sidstamme)

Aus dem Prachtwerk: „Durch den Indischen Archipel“ von
Hugo V. Pedersen Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Kritik

Die Künstlerinnenakademie in München

Aufnahmen von Hofphotograph Friedrich Müller in München

Wenn man an sommerschönen Tagen Wald und Feld durchstreift, um sich an der Schönheit unsrer Mutter Natur zu erfreuen, so begegnet man heutzutage gar vielen, die diese Schönheit in irgendwelcher Form für ihre Zwecke zu verwerten suchen. Vor dem Amateurphotographen ist kein

Baum, kein Strauch, kein Felsen sicher, alles muß in den Kasten hinein; der Künstler füllt sein Stizzenbuch mit allen möglichen Gruppen, Pflanzen und Gewässern; in Tusch, Aquarell und Del wird die Lebensfarbe der Pflanzenwelt veranschaulicht, und es wetteifern in diesem Beginnen kunstbegeisterte



Zeichenklasse

Männlein und Weiblein miteinander. Man läßt sie ruhig gewähren; wenn welche davon Glossen über sich ergehen lassen müssen, so sind es die Künstlerinnen. Der grämliche Philister, der dankenlose Bummler und der leichtfertige Spötter bezeichnen sie meistens mit dem Ausdruck „Malweiber“. Besonders respektvoll klingt das nicht; man wäre versucht, daraus zu entnehmen, daß das weibliche Geschlecht am Ende weniger Verehrung habe, sich mit den hohen Aufgaben der Kunst zu beschäftigen, als etwa die Männer. Das sind eigenartige Ansichten, die gar nicht einmal näher berührt werden sollen. Das weibliche Kunststudium ist von der königlich bairischen Staatsregierung legitimiert worden; sie hat den Kunstleuten ein stattliches Gebäude mit prächtigen Räumen für den Unterricht in den verschiedenen Kunstzweigen

lich Gelegenheit geboten ist, sich für das kunstgewerbliche Arbeiten auszubilden, worin jedenfalls eine gewisse Gewähr für die Sicherung der Zukunft liegt. Zur Unterstützung der dem bairischen Staate Angehörigen werden an würdige, talentierte und bürftige Schülerinnen, die den kunstgewerblichen Beruf aufstreben, Stipendien im Betrage zu 360 Mark verliehen; unter Umständen werden auch Reisestipendien in doppelter Höhe bewilligt. Man kann hieraus leicht entnehmen, daß es sich beim künstlerischen Frauenstudium, wie es unter staatlicher Führung betrieben wird, um ein zielbewußtes, ernstes Beschreiten eines Berufsgebietes handelt, das mit vollem Recht auch der Frau erschlossen wurde. Daß die weibliche Eigenart dem Bilde einer arbeitenden Künstlerschar eine etwas fremdartige Färbung gibt, ist natürlich, weil wir erst



Malklasse

überwiesen. Es ist in der Richard Wagner-Straße nächst den Propyläen gelegen und allen praktischen Erfahrungen entsprechend ausgestattet. Durch vier Stockwerke hindurch erstrecken sich die Gänge für Zeichenunterricht, Altstudien, Vorlesungen und Fachstudien aller Art. Wer diese Räume besucht und die dort verwahrten Schülerinnenarbeiten gesehen hat, der muß die Ueberzeugung gewinnen, daß hier das Kunststudium mit Ernst getrieben wird. Zur Erreichung des Lehrzweckes wird Unterricht erteilt im Linearzeichnen und Lavieren, Ornamentzeichnen, Figurenzeichnen, Flachornamentmalen, Blumenzeichnen und -malen, Gefäß- und Gerätezeichnen, Porzellan- und Fayencemalen, Lithographieren, Xylographieren, ferner wird gelehrt: Kunstgeschichte und Stillehre, Geometrie und Projektionslehre, Perspektive und Schattenlehre, Messtisch des Zeichenunterrichts und endlich Erziehungslehre! Aus diesem Unterrichtsplan ist unschwer zu erkennen, daß den Schülerinnen hier hauptsäch-

seit ein paar Dezennien von einer freien Berufswahl der Frauen wissen. Im Grunde genommen herrscht aber derselbe Geistesgeist, dasselbe wetteifernde Streben und dieselbe durch eine freiere Lebensanschauung gesteigerte Jugendlust unter den weiblichen wie unter den männlichen Kunstjüngern, natürlich überall nach Maßgabe der natürlichen Neigungen und Fähigkeiten.

Das war auch Veranlassung zur Gründung eines Künstlerinnen-Vereins, der in den letzten Jahren zu einem bemerkenswerten Aufblühen gediehen ist. Dieser Verein bezweckt zuvörderst, den Mitgliedern die Wege zum weiteren künstlerischen Studium und zur künstlerischen Ausbildung zu ebnen und die Berufsinteressen der Künstlerinnen zu wahren. Daß hierbei ein weiterer Lehrgang in Betracht kommt, wie etwa in der Akademie der bildenden Künste, ist sehr erklärlich. Deshalb bezeichnet sich dieser Verein auch „Künstlerinnenakademie“. Derselbe besitzt ein eignes Heim in einer

der schöneren Straßen Münchens; das ruhig gelegene Gartenhaus ist vollständig für Schulzwecke mit Sälen, Ateliers u. dgl. ausgestattet. Unfre Abbildungen lassen den großen Zeichensaal, den Mal- und Verschiebung, zu Freilichtstudien verwendete Plätze, sowie das Atelier und Vereinsgebäude erbauen. Die Unterrichtsleitung liegt in den Händen hervorragender Künstler und Künstlerinnen, so daß in dieser Beziehung den weitestgehenden Anforderungen Rechnung getragen ist. Die Vereinsleitung arbeitet zielbewußt und sicher, um auch die materiellen Interessen der Vereinsangehörigen nach Kräften zu fördern. Wenn einerseits durch Preis- und Wettbewerbe gefördert werden will, so sind andererseits durch Spar- und Darlehenskassen, sowie günstige Regelung des Krankenversicherungswesens beträchtliche Erleichterungen für die Lebensverhältnisse der einzelnen geschaffen worden. Der Verein veranstaltet von Zeit zu Zeit Ausstellungen, die sich allgemeiner Beachtung erfreuen; sie bilden einen Faktor im Kunstleben der Stadt, mit dem die Interessenten schon zu rechnen anfangen. Der Prinzregent selbst verläßt nie, diese interessanten Ausstellungen zu besuchen und dort Einkäufe zu machen.



Hutbruch zur Studienreise

Sehr angenehm für die kunstbegeisterten Damen erweisen sich die gemeinsamen Studienreisen, die den Teilnehmerinnen offenbar mehr Freiheit im Studium und in der Bewegung überhaupt verstaten, als dies bei einer einzelnen Dame anginge. Das gesellige Leben läßt auch nicht zu wünschen übrig; Vorträge aller Art verfeinern die festgelegten wöchentlichen Zusammenkünfte, und wenn es gilt, ein frohes Fest zu arrangieren oder dem Prinzen Karneval zu huldigen, stehen die Damen hinter den männlichen Kollegen — soweit die Grenzen der kleinen Gemeinde reichen — sicher nicht zurück. Echte Künstlerlaune, geniale Einfälle und originelle Durchführung machen die Veranstaltungen der Künstlerinnen begehrenswert für alle, die daran teilnehmen dürfen, und das sind in den meisten Fällen ausschließlich nur Damen. Der Verein zählt deshalb auch eine große Zahl von Kunstfreundinnen zu den Mitgliedern; der gesamte Mitgliederstand bezieht sich heute auf 673. Dies spricht wohl am lauteften für die Existenzberechtigung sowie für das gesunde Ausblühen des modernen Vereins, der eine notwendige Ergänzung der Eingangs erwähnten staatlichen Fürsorge für kunstbegeisterte und höheren Kunstzielen zustrebende Damen darstellt.



Ruhepause



Charlotte von Lengefeld, Schillers Gattin



Friedrich von Schiller

Nach den Gemälden von Ludovika Simanowitz

Das Schiller-Museum in Marbach a. N.

Im Jahre 1895 ist von König Wilhelm II. von Württemberg der Schwäbische Schiller-Verein begründet worden. Der Verein trat an die Stelle des schon seit 1835 bestehenden Marbacher Schiller-Vereins und übernahm es an dessen Statt, die vorhandenen „Sammlungen in Marbach weiterzuführen, zu verwalten und zu vermehren und zu ihrer Unterbringung einen geeigneten, sicheren und würdigen Bau herzustellen.“ Hatte der Marbacher Schiller-Verein sich naturgemäß in seinen Sammlungen auf Schiller und dessen Kreis beschränkt, so wird jetzt sämtlichen schwäbischen Dichtern die gleiche Sorgfalt zugewendet, wenn auch Schiller, der dem Museum den Namen gegeben hat, als der größte schwäbische Dichter in jeder Beziehung den Vorrang hat. Eine weitere Aufgabe des Schwäbischen Schiller-Vereins soll es nach dessen Satzungen bilden: „Die Kennntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht, zu verbreiten und demgemäß alles zu unternehmen, was der Erfüllung dieser Aufgabe zu dienen vermag.“ Also der Name „Schiller-Museum“ hat seine volle Berechtigung.

Den ersten Teil seiner Aufgabe hat der Verein bereits erfüllt. Das Schiller-Museum steht, dank der Teilnahme und Mitwirkung so vieler Freunde, fertig da. Es erhebt sich nurweit des Schiller-Deutmals, das im Jahre 1876 errichtet wurde, auf der „Schillerhöhe“ als ein stolzer Bau, von seiner Höhe weithin sichtbar. Es ist im Stile der öffentlichen Gebäude aus der Zeit Schillers gehalten. Schon der erste Anblick erinnert jeden,

der die aus jener Zeit noch vorhandenen Gebäude kennt, sofort an die alten Lustschlösser Solitude und Monrepos. Die Baumeister sind die Stuttgarter Architekten Eisenlohr und Weigle.

Das Gebäude liegt völlig frei da und schaut hinab ins Neckartal, über dem es sich wohl 100 bis 120 Meter erhebt. Die hohe Lage ermöglicht eine schöne Ansicht in die Umgebung: der Hohe Asperg mit seinem Schubart-Turm, Ludwigsburg (7 Kilometer entfernt) mit seinen Kirchtürmen u. s. w., der sagenberühmte Wunnenstein, der walbige Lemberg und weiterhin die Strom- und Heuchelberge treten uns deutlich vor die Augen. Schon von der Terrasse des Gebäudes, die dessen ganze Hinterfront einnimmt, wird uns dieser Anblick zu teil, aber in noch schönerem Lichte zeigt sich die Umgebung von der Kuppel, zu der eine bequeme eiserne Treppe hinaufführt.

Betreten wir das Innere des Museums durch das Haupttor, gerade gegenüber dem Schiller-Deutmal, so gelangen wir zuerst in das Vestibül. Dieses schmücken rötliche Marmorsäulen und Treppen. Die Wände sind abwechselnd weiß und grau-grün gehalten. So macht das Ganze einen einfachen, aber wahrhaft vornehmen Eindruck. Dazu trägt noch besonders die schönste Fierde des Vestibüls bei, die marmorne Schillerbüste, ein Werk Donndorfs, nach Tanneders Kolossalbüste gearbeitet. Die Büste, ein Geschenk des Königs Wilhelm II. von Württemberg, erhebt sich an der dem Eingangstor gegenüber liegenden inneren Wand des Festsaals. In diesen führen zwei Türen, links und rechts von der Büste. Es ist der schönste Saal des Museums,



Das Schiller-Museum in Marbach

den wir jetzt betreten. Die abwechselnd in weißem und grauem Ton gehaltenen Wände und Decken machen vielleicht auf manchen einen etwas kalten Eindruck, aber sie gewinnen Leben und Wärme zunächst durch die Ölgemälde, die an drei Innenwänden hängen. Es sind nur Bilder Schillers (4), und seiner Gattin (1), darunter die zwei großen

aus der Fremde, Der Ring des Polykrates, Hektors Abschied. Der Schöpfer der Reliefs ist Professor Robert Haug in Stuttgart. In dem Saal stehen drei Reihen von Ausstellungskästen. Die mittlere Reihe davon ist ausschließlich dem Andenken Schillers gewidmet. Wir sehen hier in den oberen senkrechten Schaukästen alle, be-



Eingangshalle

Originalgemälde, die Frau von Simanowiz im Jahre 1791, als Schiller in seiner schwäbischen Heimat weilte, ausgeführt hat. Auch eine sehr wertvolle Kopie des Graffschen Schillerbildes, ein Geschenk eines Mitgliedes und Freundes des Schwäbischen Schiller-Vereins, befindet sich darunter. Einen andern Schmuck der Wände bilden elf Reliefs zu Schillers Dichtungen. Wir erwähnen davon folgende Darstellungen: Des Mädchens Klage, Der Jüngling am Bach, Die Bürgschaft, Das Mädchen

kannten Abbildungen des Dichters, seiner Eltern und Geschwister, seiner Kinder und Verwandten und seiner Freunde; ferner Darstellungen zu seinen Werken, darunter einen Kartenalmanach (Cotta), von Faber du Faur gezeichnet, enthaltend Figuren aus dem Wallenstein. In den beiden andern Reihen links und rechts sind Bilder und Handschriften der übrigen schwäbischen Dichter ausgestellt. Den Ehrenplatz nimmt in der zweiten Umland ein, der größte schwäbische Dichter nach Schiller. Die Hand-

schriften, Urkunden u. s. w. aus seinem Nachlaß füllen vier Kästen. Wir sehen da die Originalhandschriften seiner bekanntesten Gedichte vor uns, seine beiden Dramen u. s. w. Zu beiden Seiten sind handschriftliche Reliquien von Eduard Mörike und Justinus Kerner aufbewahrt. Ihnen folgen Werke der übrigen Mitglieder der sogenannten „Schwäbischen Dichterschule“, von Gustav Schwab, Karl Wager, Alexander Graf von Württemberg. Außerdem sind hier Andenken an die älteren schwäbischen Dichter Wieland, Hölderlin und Schubart untergebracht.

In der dritten Reihe begegnen uns die jüngeren und jüngsten Dichter und Schriftsteller Schwabens: Berthold Auerbach, dessen ganzen Nachlaß das Museum der Güte des Geheimen Kommerzienrats Dr. von Steiner in Stuttgart verdankt, J. G. Fischer, Gerol. C. Reinhold (Reinhold Köstlin) und Lotter, deren literarischen Nachlaß teilweise oder ganz ihre Hinterbliebenen dem Museum zugewiesen haben, ferner D. F. Strauß, der Aesthetiker Fr. Th. Vischer, W. Waiblinger und W. Zimmermann, der bekannte Verfasser der Geschichte des Bauernkriegs. Auch des letzteren handschriftliche Reliquien kamen in den Besitz des Museums.

Von allen diesen Dichtern besitzt das Museum Abbildungen, zum Teil vorzügliche Bilder.

Noch sei erwähnt, daß an der inneren Langwand des Festsaals sich eine Galerie mit drei Rundbogenöffnungen hinzieht, die als Zuschauerraum oder als Platz für die Musik dienen kann. Man hat von da einen ganz bequemen Ueberblick über den ganzen Festsaal.

Unmittelbar an den Festsaal schließt sich der Schiller-Saal an. In ihm stehen zwei große Schränke mit je 56 nummerierten Schubladen, in denen die Briefe und übrigen Handschriften geborgen sind. Der eine von ihnen ist für Schiller, dessen Familie und Zeitgenossen bestimmt. Den Hauptschatz der Schillerschen Handschriften bildet eine größere Zahl von Briefen des Dichters, auch einzelne Dramen sind im Manuskript vorhanden, wie die Maltheser und das Iphigenie-Fragment. Sehr reich ist das Museum an Handschriften und Alten der Schillerschen Familie, seiner Eltern (vom Vater dessen Selbstbiographie: Curriculum vitae meum), Geschwister (von Christophine Skizze aus Schillers Jugendzeit und viele Zeichnungen), seiner Frau, Kinder und deren Nachkommen. Unter den Schillerschen Zeitgenossen erwähnen wir Briefe von Goethe, Herzog Karl August und seinem Haus, Herder, Voß, Fr. und A. W. Schlegel, Tieck, Pfland, Kogebue, A. und W. von Humboldt und vielen andern. Auf den Schränken befinden sich Schaukästen, in denen Briefe u. s. w. zu sehen sind.

Der zweite Schrank birgt Briefe von nichtschwäbischen Dichtern und Schriftstellern, die das Museum besitzt. Wir finden darunter alle bedeutenderen Namen vertreten, wie Platen, Hoffmann von Fallersleben, Lenau,



Übersicht von Marbach a. N.; rechts das Schiller-Museum



Schiller - Saal



Festsaal

Der gute Kamerad.

Ich stell' meine Kameraden,
 kein Einfluss stüßst du nicht.
 Ein Ausruf stößt zum Strich,
 so genau wie einmahl Strich,
 Junglaichen Dofel und Strich.

Hei! Hei! kam geschlagen,
 Gilt's mir oder gilt's dir?
 Hei! Hei! ab weggeschlagen,
 so lang mir vor dem Strich,
 Als wird ein Strich von mir.

Will mir die Hand noch rufen,
 Warum ist ab dem Strich?
 Hat die die Hand nicht geben,
 Gleich da? im weissen Strich
 Mein gutes Kamerad!

L. Uhland.

Originalhandschrift von Uhlands „Der gute Kamerad“

seidener Geldbeutel mit Inhalt, Reifeneccsaire mit Federhalter, Federn, Bleistift, Messer, Kamm, eine Anzahl von Visitenkarten u. s. w.; von Mörike: Taufzeug, ein Dufarenjäckchen, dem zu Ehren einmal die Schildwache, die den jungen Mörike für einen Prinzen hielt, ins Gewehr trat; von Kerner endlich Saare, vier Manteltrommeln, die der Dichter mit Vorliebe zu spielen pflegte, ein Jonjou u. s. w.

Schließlich steht in dem Saal ein Tischchen von Uhland, das hier als „fliegendes Tischchen“ bezeichnete, da er es je nach Bedürfnis bald da, bald dort verwendete, wo er gerade am ruhigsten arbeiten konnte. Das Tischchen ist ein Geschenk einer Tochter des Dichters Karl Mayer, der verwitweten Frau Pfarrer Feuerlein in Tübingen. Drei Koberjessel aus Uhlands Besitz hat Oberstudienrat Dr. von Hartmann, der Herausgeber von Uhlands Tagebuch und mit Erich Schmidt Herausgeber der kritischen Ausgabe von Uhlands Gedichten, dem Museum geschenkt.



Schillers Geburtshaus in Marbach

Wanderlied.

Wohl auf, wohl galopp!
 Die schönsten Mädchen!
 Ado mein, so leben!
 Gossindern wird sagen.

Ado mein, so leben!
 Die schönsten Mädchen!
 O' g'ist in die fernen
 Hief wart' sie fernen.

In der fernen fernen
 Am fernen fernen
 So kühlt die fernen fernen
 Und fernen zu fernen.

Die fernen fernen fernen
 Am fernen fernen fernen
 In fernen fernen fernen
 mit fernen fernen fernen.

Fürstentum fernen

Originalhandschrift von Justus Kerner's „Wanderlied“
 (Kernschild)

*Die andere Moosau Lüne warach war der göltliche
Mann der minnen Augen, da hat sich in der Ein, ischill
Schiller labig anach, aber der hat nicht anders labig
hin, als, Colofal. Schiller muß Colofal in der
Lilfjüngling haben ischill zum Apotaph. — — —*

Schriftprobe aus einem Briefe Danneskers

Auf der andern Seite des Festsaals befinden sich noch drei Zimmer: ein Vorraum mit Telephoneinrichtung, zugleich Aufwärterzimmer, ferner das Arbeitszimmer des Archivars, in dem der sehr praktische Arbeitstisch Berthold Auerbachs steht. Er diente zugleich als Stehpult und Schreibtisch zum Eignen. Das dritte Zimmer ist für die Benutzer des Museums bestimmt. Eine Handbibliothek steht darin zu freier Verfügung.

Das Erdgeschoss enthält den großen sogenannten Zufluchtsraum unmittelbar unter dem Festsaal in dessen ganzer Ausdehnung. Daneben liegen Magazine und der Raum für die Heizung (Niederdruckdampfheizung); auch die Wohnung für den Hausmeister befindet sich hier.

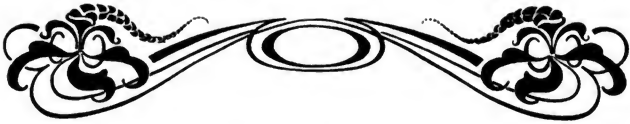
Die Umgebung des Museums ist ringsum mit schönen gärtnerischen Anlagen ausgestattet. Auf der Talseite gegen Westen führt eine breite Terasse hinab bis auf die Felsen, die von der Ludwigsburger Straße jäh aufsteigen. Die nächste Umgebung ist Eigentum des Schwäbischen Schiller-Vereins. Er hat sie erworben, damit sie nicht verbaut und die Aussicht nicht gehindert werden kann.

Aus der vorstehenden kurzen Skizze dürfte zur Genüge ersichtlich sein, welch reiches Ma-

terial an Handschriften und Reliquien das Schiller-Museum besitzt, und wie schön und würdig das Gebäude ist, das diese Schätze aufgenommen hat. Die hohe Bedeutung des Museums wird von allen, die dafür Verständnis haben, vollaus anerkannt. Man



Entwurf Danneskers zu einem Schiller-Denkmal



Der Wilderer

Charakterstudie aus dem bayrischen Hochgebirge

von

Anton Freiherrn von Perfall

Auf der Alhornalm ist die Wab'n Sennerin, Großbauerntochter von Ent'rotbach. Zwei Jahre war sie allein, und alles ging in bester Ordnung. Das war ihr größter Stolz. Heuer gibt ihr der Vater einen Weisbuben mit. „Daß d' an Ansprach hast,“ meint er. Die Wab'n durchschaut ihn, aber sie darf sich nichts merken lassen. „Wart nur, Wua, ich werd' dir 's Spionier'n scho' austreib'n!“ denkt sie im stillen.

„Paß mir sein auf die Wab'n auf, Voisl, und geh 'ibr richti' an d' Hand. Im übrigen bist bei mir im Dienst, net bei d' Wab'n, und net bei andre Leut', das merk. D' Ohr'n reiß' i dir aus, bal' i hint'r was kam.“

Unter so günstigen Auspizien kommt der Voisl, ein lediges Kind, auf die Alhornalm. Er ist so um dreizehn Jahre herum, genau weiß er es selber nicht. Langbeinig, spindebürr, flüchtig wie ein junges Gams, mit ein paar hellen Augen in dem Kindergesicht, aus dem nichts weniger als die Not seiner Jugend spricht.

Er hat eine unzähligmale geflickte „Lederne“, die ihm kaum bis zur Mitte der mageren Schenkel reicht, einen viel zu großen, verwitterten Hut, der ihm tief in Nacken und Stirn fällt, eine geknickte Godelseder darauf und ein grobes Hemd, dessen ursprüngliche Art in dem Kreuz und Quer der Flecken und Risse nicht mehr zu erkennen ist. „Wenn di brav haltst, wirst am Kirtag neu g'wandt,“ sagt der Bauer beim Auftrieb.

Die Alhornalm ist ein mächtiger Kessel, rings von Wänden und Schroffen umgeben, nur gegen Westen offen, und hier steigt der Hochwald zu ihr auf. Sie ist arg zerklüftet; zwischen den Wänden steile Laaner, wilde Gräben. Ein breiter Gesteinsstrom spaltet sie in zwei Hälften. Im Grund liegen die größten Felsbrocken verstreut. Dann wieder ein Mösl, oder ein Schopf uralter Wetterseuchten, mitten durch ein quellbarer Bach, der in lustigen Rasladen in den Hochwald abflürzt. Kurz, die Alhornalm und der Voisl passen ganz vortrefflich zusammen, beide verwittert, zerissen und verwahrloßt und doch voll Leben und jugendlich frisch. Und der Voisl fühlt das und kommt auch aus dem Singen und Jodeln den ganzen lieben Tag nicht mehr heraus.

Das Rühvieh aber ist sein Alles, als ob es sein eigen wäre. Er kennt die Eigenart jedes Stückes, hat für jedes seine besondere Zweisprache. Aber

das alles wird von der Wab'n nicht anerkannt. Bei ihr ist er der „G'moasraß“, der „Unnuß“, von früh bis abends gibt es kein freundliches Wort, das Essen wird unwirksam hingestellt, kein Gruß erwidert. Auch keine Lieb' zum Vieh kann er bei ihr finden, und sie ist doch eine Bauerntochter; auch da nur schimpfen und zuschlagen. Das verdrießt ihn am meisten.

Da kommt er, so in der dritten Woche, einmal ums Dunkelwerden mit einer Kalb'n den Jägersteig herunter, die sich den Fuß verstaucht hat. Das geht einmal nicht ohne Worte und Zorn — das Singen ist ihm vergangen vor lauter Sorg' um das Stüdl —, da schreit s' ihn schon von weitem an: „Lausbua, verdraht' r! Hast denn net g'sehn, daß die Gams herein san? Ober hast es z'fleich tan?“

Er hat sich bisher um das Zeug nie bekümmert, jetzt aber steigt ihm doch der Zorn auf: „So, wenn sich 's Kranz'l vertret'n hat, soll i a auf das G'lump aufpass'n?“

„Auf das G'lump?“ Wab'n stemmt die Arme verdächtig in die Seiten. „Ja, den schaug ma net an! G'lump, saget er, und die größten Herren komma von weit her, um das G'lump z'schiaß'n.“

„Was kümmern denn di' die größ'n Herren, Wab'n, he?“

Da kommt er gut an. „So, moant? Weil vorig's Jahr der Prinz net selb'r auf der Alhornalm war, — aber was red' i denn da nit so oan! Um die Zeit ist a Rina da herob'n, solang i da bin. Versteht? Sonst sag' i's dem Zag'r. Nachher geht was. Hat di eh' g'trich'n, der.“

„Hab' eahm mein Lebtag nit in Beg' g'legt, dem Zag'r, moanert i.“

„Langt scho, daß d' da bist, Unnuß.“ Damit wendet die Wab'n sich der Hütte zu.

Dem Voisl geht ein schwaches Licht auf. Wie er sich gegen die Schneid wendet, hebt sich die schwarze Silhouette einer Gams vom Abendhimmel, eine zweite springt an ihre Seite.

Selbst, daß er auf die Viecher gar nie aufg'schaut hat, und san doch wirklich lustig zum Anschauen, und das is a wahr, daß die größten Herrn so viel gern schiaß'n. Muuß do was V'onders sein damit. Aber wegn' dem Zag'r nimma sing'n, 's Kranz'l wo möglich übernacht drauß'n lass'n, — war no schön'r! A Zag'r is a Knecht, wie er, und kein Paar mehr!

Und plötzlich steigt es in ihm ganz heiß heraus

gegen den Menschen, den er in seinem ganzen Leben zweimal gesehen. Die ganze Nacht gehen ihm die Gams, der Jäger und die größten Herren nicht aus dem Kopf.

Den andern Morgen ist er schon ums Taggrauen auf. Jetzt juchet er nimmer, ganz stad schleicht er hinauf, ins G'mäud. Richtig, da steht schon a Scharl Gams, unter der Wand. Wahr is, lustige Viecher san's! Wie s' umanandspringa, die Zunga! Daß er auf das nie g'schaut hat früher. Der Große dort auf der Spitze oben, das ist der Bod. Das war' was für an Jäger. Unwillkürlich hebt er den Bergstod, mißt hinüber. Bum! — Jetzt läg' er unten! Ein seltsames, unbekanntes Gefühl steigt in ihm auf, ganz heiß. Jetzt begreift er schon die hohen Herrn.

Am Sonntag schickt ihn d' Wab'n schon um vier Uhr nachmittags zum Geißfuchen. Jeden Sonntag macht sie's so. Dert fällt ihm das auf. Ein Gedanke kommt ihm. Oben in den Latschen sucht er sich einen Beobachtungsposten aus, er läßt die Hütte nicht aus dem Auge.

Nach einer halben Stunde kommt die Wab'n heraus und tut einen lauten Zuchschrei gegen den Wald zu.

„Ha! Jetzt wird's fein! Fast so fein wie neulich vor den Gamsen.“

Fast hätte er laut aufgelacht. Da kommt er schon herauf aus dem Wald, mit seinem roten Hund. Zieht das Peripeltiv heraus, mustert alles ab, — dann auf zur Hütte. Die Wab'n ihm entgegen. Hören tut der Loisl freilich nichts, aber sehen grad g'nug. Abküss'n thuat er s', der schwarze Teufel — dann geht's in die Hütte. Der Rauch träufelt sich durchs Schindeldach — Kaffee wird g'macht.

„Also desweg'n! Na, das wenn er dem Alten verzählt — der hat s' net wen' dick, d' Jag'r. Alle haben s' dick im Dorf drunt' — grad die Herrn spiel'n vom ganz'n Berg! Als wenn der net an jeden g'hörat! Der Berg und 's Wild. Der-schoss'n haben s' erst vorig's Jahr ein' weg'n an lumpig'n Hirschl. D' Alma unsicher mach'n, — d' Madl verführ'n. Er, wenn er a Bauer wär', er tat's ihm scho' zeig'n.“

Er redet sich immer mehr in einen Haß hinein — was er ihm nur Z'wideres antun könnt'?

Er braucht nicht lang, — rasch auf, wohlgedeckt hinunter, dann rückwärts von der Waldseite auf die Hütte zu, durch den Stall hinein. Dann giebt er sich den Anschein völliger Ahnungslosigkeit, reißt die Tür hinter dem Kaiser auf, — die Wab'n hat keine Zeit mehr, sich den Armen des Jägers völlig zu entwinden, feuerrot, die Fäuste geballt, steht sie vor ihm, wortlos vor Jörn.

Jetzt ist's dem Loisl doch nicht mehr gebeuer, die wohlauktudierte Rede ist ihm entfallen. „Mein Steden han i vergess'n,“ stammelt er.

„Dein Sted'n? Geh, Warl,“ mündet sie sich zum Jäger. „Gib ihm sein' Sted'n, aber glei richti', daß er langt für die ganze Woch.“

Der Jägermarx schaut ihn grimmig an mit seinen kohl-schwarzen Augen. „Verdiena tuast es, aber a bißl gar z'schlecht bist mir.“

Dem Loisl steigt das Blut in das Gesicht. „Warum denn z'schlecht? Was bist denn nachher du für oan'r?“

„A?“ Der Jäger lacht schallend auf. „Jetzt g'fallt mir erst, Buab'!“

Ein Blick von Geringschätzung trifft Loisl. „Na, wart, i moan alleweil, wir mach's'n amal z'samm, wir zwei. So züggelt's man's ja her, d' Lump'n! Nachher wirst bi scho erinnern, was i für oan'r bin.“

„Da wirst bi aber täusch'n, mei Liab'r,“ warbte jetzt die Wab'n ein, „daß d' mit dem z'samm machst. Der langt grad fürs Kianisch. Das woas i beß'r. Da nimm dein Sted'n, Loamlatt'n. Mach bi durch!“

Der Loisl möcht' noch gern etwas sagen, jo schwillt ihm der zornige Mut, aber er bringt nichts heraus und eilt davon.

„Kannst 's a dem Vat'r verzähl'n. Mir ganz a Tiug,“ ruft ihm die Wab'n nach. „Loamlatt'n!“ seht der Jäger lachend hinzu.

Von dem Tag an wächst der Haß des Loisl gegen die ganze Jägerrei in demselben Grab, als sein Interesse an dem Wild zunimmt. Die Wab'n hat sich über sein Singen und Lärmen des Abends nicht mehr zu beschweren. Aber auch dem Vater sagt er kein Wort von dem Jäger, als dieser kurz darauf auf die Alm kommt, trotz allen Herumfragens. Das erscheint ihm jetzt als zu erbärmliche Rache. Er malt sich jetzt schon ganz andre Dinge aus. Die Wab'n aber rechnet ihm das hoch an. — Herbst! Auf der Alhornalm schreien die Hirsche die ganze Nacht, daß der Loisl kein Auge zutut. Grad immer an Fenster und hinausg'lugt. Einmal beim Mondschein ersieht er einen, einen Wards-teufel, ganz schwarz hat's er oben auf dem Grind. Und den Kramall, den er macht! Der Loisl ist ganz weg. So oan'schiaß'n! Teufel, das müäst was sein.

Drei Tage darauf kommt wirklich der Jägermarx mit dem Pringen auf die Alhornalm. Ist das ein liab'r Herr! Ganz g'moan macht er sich mit dem Loisl, fragt nach seiner Heimat, seinen Eltern, schenkt ihm z'lest ein blinkendes Markstück. „Aber kein Wildschütz werden, Loisl, nicht wahr? Schön brav bleiben!“ sagt er so lieb und klopfst ihm auf die Schulter. Die Hand hält' er ihm küssen mögen, der Loisl.

„Da hab'n S' kein' Sorg' net, Hoheit, der wird wohl loan't, de Loamlatt'n,“ sagt der Jäger dazu. Der Prinz lacht: „Loamlatt'n ist gut.“ Loisl steht ganz zerschmettert, aber einen tiefen Schwur tut er in seinem Innern.

Am 10. Oktober ist Abtrieb, daß eine Ruß' wird auf der Alm für den Pringen, der noch immer den großen Hirschen nicht getriegt hat.

Der Loisl hat seine Not, das Vieh bis zum Abend aufzammen zu bringen. Dunkel wird's schon, und noch immer fehlt ihm ein Kalben, bis in die blaue Gumpen ist er hineingestiegen, a ganz schiach'r Plaz. Da schnallt's auf einmal unter ihm. Was ist das? Der Jäger und der Prinz sind nicht da, das weiß er gewiß. Ganz heiß steigt's ihm auf. Wenn's a Schütz wär' — grad schu möcht er amal so oan'!

Alle Bedenken weichen. Vorsichtig schleicht er zwischen den Latschen vor, dann in einem steilen Graben abwärts. Hinter dem Randl da un', wenn er vorpist, muß er alles übersehen. Vorsichtig schleicht er hin, streckt den Kopf vor — und erstarrt vor Schred. Keine zwanzig Schritt unter ihm bricht ein Kerl ein Gams auf; eben wirft er mit blutiger Daud das Gescheide aus dem geöffneten Leib, da löst sich ein Stein unter Loisl's Fuß. Der Kerl sieht auf — ein kohl-schwarzer Bart

umrahmt ein mit Ruß beschmiertes Gesicht, aus dem zwei teuflische Augen blitzen.

Loisl rührt kein Glied. Der Kerl macht einen Griff nach der Büchse neben ihm. Loisl versagt der Atem.

„Truck di, Bua — oder —“

Der Lauf blüht. Loisl läßt den Latzchenzweig los, an dem er sich hält, rutscht, tollert, weiß nicht, wie ihm geschieht, ob er schon tot, oder noch lebendig — er liegt vor der blutigen Gams, vor dem schwarzen Kerl, der aufgesprungen ist.

„I bin ja der Loisl. I will ja nix, — um Gott's will'n, verschiaß mi net.“

Und der schwarze Kerl packt ihn beim Kragen, stellt ihn auf die zitternden Beine und lacht. Der Hut ist ihm herabgefallen, das blonde Haar paßt schlecht zu dem fürchterlichen Vart.

„Was bist denn nacher du für oan'r?“

Der Gockbua von der Ahornalm. A Kalb'n fuach' i.“

„Was gehst denn nacher an Schuß nach? Ha?“

„Weil — weil —“

„Weil's dir der Jagermagl ang'lernt hat, gel?“

Die Stimme klingt jetzt wieder drohender, die Griffe am Kragen werden fester. Loisl aber hat seinen ganzen Mut wieder. „I lass' mir nix anler'n von dem, kann' hn ja selb'r net leid'n. Grad an 'Schüß'n' hab' i amal sehn woll'n, drum bin i nachgang'n.“

„Lüag, Bua —“

„I lüag net.“

„Nacher überleg dir's a andersmal. Oder wart, bis b' selb'r oan'r bist, weit hast eh' nimma hin, schauht mir. Jetzt druck di, und wenn d' plauchst, nacher paß auf.“

Loisl blickt starr auf das ruhige Gesicht. Der schaut ihn doch a bißl anders an als der Jager und die Wab'n. „Und wenn i oan'r werd'n wollt', sag, wo, was müasht i?“

„Nach, daß d' weit'r kommt! Schleun di, Bua dumma, oder —“

Der Befehl klingt zu bestimmt. Loisl folgt ihm und springt in die Latzchen. Hinter sich hört er noch einen Rumpfer, rollendes Gestein, — dann alles still.

Grad wie ein Traum war's, aber er hätt' ihn nicht hergeben mögen, nicht um viel. Er nimmt ihn sogar von der Ahornalm mit in das Dorf hinunter, als die einzige Ausbeute des Sommers, denn mit dem neuen Gwand, das ihm der Bauer versprochen hatte, ist's nichts, weil er allzu schlecht auf die Wab'n aufgepaßt hat, wie der Vater behauptet und allerdings auch nicht wegzuleugnen ist. Ja, er häßschelt und pflegt den Traum in den langen Wintermonaten, in den endlosen Nächten auf der Tenne. „Weit hast eh' nimma hin — schangt mir!“ tönt es ihm immer im Ohr.

Loisl ist ein Mannsbild geworden. Er dient jetzt auf der Ries als Knecht. Das Erlebnis von der Ahornalm ist längst verblaßt. Auf dem Kießerhof gibt's keine Gams und keine Dirche, und ein Jager kommt nicht ins Haus — nur Arbeit und wieder Arbeit, bei geringem Lohn. Wår' auch kein Leb'n auf die Läng, wenn net — ja, wenn net! Wenn net glei' unterhalb am Rain ein klein's Häußl stand, und in dem klein' Häußl ein klein's Zündl, in das der Loisl ganz vernarrt ist.

Mein Gott, wenn er an die Wab'n denkt, au

die grobe G'elliu — an ganz'n Schreck hat er kriegt vor alle Weiberleut —, und dagegen das Kathel, weiß wia a Gafelnußlern und so liab und so guat, 's reinste Engerl halt und allerweil treuz, fidel, trotz aller Armut. Jress'n könnt' er's vor Liab und sich selb'r 's reiß'n um a Wort von ihr, an Haubdruck oder gar an Ausgang am Sonntag. Grad daß er gar kein klein's Geld net hat, daß er ihr halt a kleine Freund' hätt' mach'n können, wia die andern Bursch'n alle ihre Schäß'. Der Kohn'martl zum Beispiel, a grad a Knechtl wia er, kommt nenli net sein' Marei mit auer goldenen Uhrkett' zum Tanz? „Ja, wo hast denn die schöne Kett'n her, Marei?“ fragt's Kathel. — „Wo werb' i's denn her hab'n?“ sagt die ganz schnappat, „vom Martl halt.“

Und 's Kathel schaut ihn nur an, aber den Blick verlißt er sein Lebtag nimma. Den Abend kommt er neben den Martl zu sitzen, beim Bier. „Jetzt sag amal grad, Martl, wia machst das mit der goldnen Kett'n von der Marei? I woasß ja do a, was a Knecht verdient.“

Der Martl schaut ihn von der Seite an. Auf seinem Hut prangt ein fohlschwarzer Gamsbart. „Das möchst wiß'n, gelt? Ja, schau, muasht halt b' Feiertag a fleißig sein, nacher hast es glei heraus.“

„D' Feiertag! Ja, was willst denn du an die Feiertag?“ Da steigt's dem Loisl plötzlich siedheiß auf, der Kerl in der blauen Gumpen steht vor ihm, und — das Herz steht ihm ordentlich still — wenn er sich den Bart und den Ruß wegdenkt, das blonde Haar, die Nase, die Augen — der Martl ist's, kein andrer.

In Loisl regt sich eine starke Sympathie, — der Kerl in der blauen Gumpen ist einmal seine liebste Jugenderinnerung, und er hat die Worte nicht vergessen, die ihn damals so erregten. Bald hätte er offen gestanden, daß er ihn erkannt, aber ein bißl pfiffig ist er doch geworden, wenn auch nicht viel.

„Was schauht denn so?“ fragt der Martl.

„Weil mir grad was einfällt.“

„Was denn nacher?“

„Wia i no auf der Ahornalm war, da moan i — hab' i amal so an Feiertagsarbeit'r g'he'n — in der blau'n Gump'n haast ma's — kennat 'n wohl nimma, so ruasig war er, und an falsch'n Bart hat er g'habt. Gel, die Arbeit moanst?“

„Was hat er denn aus'arbet?“

„A Gams.“

„Und di hat er quaschaun lass'n? Das muasß a Spanisch'r g'wes'n sein.“

„Dir schauht i's an, daß du amal a Schüß wirst, hat er g'lagt.“

„Da hat er si aber hübsch täuscht, gel?“

„No scho — aber mei' — wenn i grad oan wissat, der mi mitnahm — wer woasß —“

„Ja, ja, wenn di oan'r mitnahm — aber ma nimmt net glei an mit, moan i. I woasß net,“ meint der Martl.

„Wenn ma oan traut, warum net? Tätzl du mir net traun? Ich sag' grad,“ sagt der Loisl.

„Freili sagst's grad. Dir tåt' i traun. I sag' a grad.“

„Das freut mi von dir, Martl.“

Das Marei und das Kathel holen ihre Burschen zum Tanz, und Kathel spricht von nichts als von der Marei ihrem goldenen Kettel. Loisl geht hinaus, Lust zu schöpfen, so schwer liegt's ihm auf der Brust. Da packt ihn einer am Arm — der Martl ist's!

„Am Sonntag, um sechs auf die Nacht, bei der Kohlstatt — menu's dir paßt.“

Fort ist er, im Dunkel verschwunden. Nicht einmal die Zusage Voisl's hat er abgewartet.

Am Sonntag! Der Voisl ist Punkt sechs bei der Kohlstatt; ein Meiler brannte früher hier, mitten im Hochwald. Wenn er sich nicht schämte, gäb' er's noch auf. Wer weiß, was heranskommt dabei; es brummelt so unheimlich in den schwarzen Fichten, und recht ist's doch nicht.

Da kommt der Martl geschlichen, wie aus dem Boden geschlupft steht er vor ihm. Jetzt kennt er ihn genau. Der schwarze Bart um sein Kinn — voll Ruß ist er.

„Da hast a Büch's.“

Er reicht ihm ein Abschraubgewehr. „Steck's unter die Jopp'n, und den Bart bind'st a um.“

Dann geht's die Höß' hinauf. Erst ist Voisl voll Schneid. Ein wohlgesig Gruseln durchrieselt ihn, aber dann kommt's rasch anders; hinter jedem Baum sieht er den Jagermarl stehen, obwohl hier gar nicht sein Revier ist. Bei dem leisesten Geräusch — sei es, daß ein Vogel aufsteht, ein Ast im Abendwind fällt — zuckt er zusammen.

Martl birscht voraus, jede Richtung vermeidend, überall sein Auge. „Siehst den rot'n Fleck bei dem Stoa? — A Mehgoaß! Schiaß hin mit die Schrot.“

Vor Voisl's Blick senkt sich's wie eine Wolke, die Föhne klappern ihm.

„Schiaß, Sakra!“ drängt der Martl.

Bei Voisl knallt's, der rote Punkt verschwindet.

„Pat's scho!“ Der Martl mit einem Tigersprung dort, das Reh gepackt, hinein damit ins Dickicht. Der Voisl bleibt ganz erstarrt stehen, die rauchende Büchse in der Hand, — endlich folgt er dem Genossen. Der schimpft ihn herunter. „Auf was wart'st denn, Loder damischer? Schiaß'n, aufheb'n und durch damit, das muas sei!“ lehrt ihn der Martl, der die Geiß in seinen Sack packt. Er wartet im Dickicht die Nacht ab, dann geht's bergab auf finsternen Wegen. Voisl wagt nicht zu fragen, wohin.

Am Waldbrand macht der Martl Halt. Dicht vor ihnen bliken die Lichter eines Dorfes.

„Das machst jetzt a so, Voisl. Du woachst do den Pippl von Unterach?“

„Wohl, den woach ich scho.“

„Also, das is Unterach.“ Martl weist auf die Lichter. „Jetzt nimmst den Sack und schmeißt ihn beim Pippl beim erst'n Stallfenst'r eini, es steht scho off'n. Weit'r gar nix. Nachher druckst di. D' Büch's laß' i dir. Abrechna tuan ma an andersman. Und no was, — wenn — wenn — i sag' grad, menu's war, daß di oan'r fraget, oder weit'r was, — verrat'n gibst's net bei die Schüg'n — hin wärst a glei. Jetzt mach's guat, bei' Sack! Nachher g'hör'n ma's ammi.“

Der Martl löst sich förmlich vor ihm auf in der Finsternis.

Der Voisl schleicht sich mit seinem Sack zum Pippl. Richtig, das Stallfenster ist offen — hinein damit! Dann faßt er nach Haas, auf die Ries, hinten bei der Leun' hinauf, in die Kammer.

Jetzt schnauft er erst auf. „Aber lustig war's doch, und gleich das erste Stüdl schiaß'n. So, Jagermarl, jetzt schaug's an, bei' Loamlatt'n!“

Voisl macht sich. Der Rehgeiß folgt ein Gamsjagrling und ein Stüd Wild in das Stallfenster des Pippl. Aber mit der goldenen Kette für das

Kathel ist es immer noch nichts. Das geht alles für die Abzahlung für die Büch's auf, und das Kathel hört nicht auf, ihn zu mahnen.

Da probiert's der Voisl eines Tages auf eigne Rechnung, ganz allein — der Martl ruht ihn doch nur aus. Das ist ein andres Birschen, ein andres Gelüst! Den ganzen Sonntag steigt er umeinander. Jetzt wird er gleich da sein, der Bod! Er deutet an nichts andres mehr, drückt sich hinter die Latschen und paßt.

Da ist er schon! A Nordsker! Kohlschwarz! Stehen bleibt er auf fünf Schritt!

Das Herz schlegelt dem Voisl, da nimmt er sich aber zusammen — die goldene Kett'n fürs Kathel blist vor seinen Augen. Im Schnall lugelt der Bod in den Graben, und der Voisl tut einen lauten Ahschrei vor lauter Freud, — dann hinunter zum Bod!

Die Krut'n! Und der Bart! Er kann sich nicht genug schauen, und alle guten Lehren des Martl sind vergessen.

Er wendet den Bod hin und her, prüft die Schußwunde — mitten am Blatt! Endlich kommt er doch zur Besinnung, tut den Rucksack herunter, im Gwänd. Ein Gamsbod, wie er ihn damals gesehen hat auf der Alhornalm, wär' halt das Döchste! An Bart haben's auch schon, November war's. Das gäb' doch was zum Renommieren — und der Aegerer von Martl!

Im Geißlar probiert er's, da wurtl's grad von Gams, und der Jagermarl ist heut mit seinem Kavalier auf der andern Seiten. Grad's Herz geht ihm auf — und ob a Jagerbluat in ihm steckt! Er hält's selber net so g'meint.

Die ersten Stüd, die ihm schußgerecht kommen, sind ihm zu schlecht, — ein richtiger Bod muß her! Von Graben zu Graben schleicht er, Grat auf, Grat ab, grad auf den Wind paßt er noch zu wenig auf in seinem Eifer. Jeden Augenblick pfeift ein Gams, und dahin geht's, daß die Seine rasseln. Einmal aber erreicht er's doch. Eine Gams springt ihm entgegen, laufend vor Geh. Aha! hebt den Bod auf, zwingt ihn mühsam hinein, dann auf damit. Er langt nach seiner Büchse — da: „Nüßr di net, ober i schiaß!“ gellt's ihm von irgendwo entgegen.

Das Entsetzen fährt ihm in die zitternden Beine, er läßt den Bod fallen, die Büchse. Da steht er wahrhaftig dicht vor ihm, der Jagermarl, in seiner ganzen Größe, den Büchslauf auf ihn gerichtet: „Dab' i di amal, Lump!“

Die schwarzen Augen brennen wie Kohlen: „Dein' Bart abi!“

Voisl versteht nicht, kann kein Glied rühren. „Ten Bart abi!“ brüllt der Furchtbare, „oder hin bist!“

Da reißt er den falschen Bart mit zitternder Hand herunter. Der Martl lacht hell auf. „Meiner Seel', der Voisl! Na wart, Büschl, dir werd' i's austreib'n!“

Und her über ihn und gleich mit dem Bergstock über den Kopf geschlagen. Da faßt Voisl die Wut und eine unbändige Kraft kommt über ihn. Er fährt dem Jäger an die Gurgel. Ein tolles Geräusch beginnt in dem steilen Graben — aber zuletzt ist doch der Martl Herr.

Der Voisl liegt am Boden, neben dem Gamsbod, auf Gnade und Ungnade.

„Eigentlich soll i glei a End' mach'n mit dir.“



Von der Grossen Berliner Kunstausstellung 1903: **Bei Meran**

Nach dem Gemälde von Ernst Denzler

meint der Magl. „Bleibst do a Lump dein' Lebtag lang — aber no, a g'fährlich' wirt's ja nia —, so will i bi leb'n lass'n. Auf mit dem Bock! Auf! Und loan Musker mehr, sonst!“

Der Voisl ist völlig gebrochen. Er tut, was man von ihm verlangt, mit dem Bock auf dem Rücken ist er ohnehin dem Jäger überlassen.

So geht's den Berg hinunter. Er voraus, Magl hinterher, mit fertiger Büchse. Und was er alles zu hören kriegt!

„So a Voamlatt'n! Der will a no wildern! Und juchazen tat er a no! So an Tumma sangt ma' net glei' wieb'r!“

Und so fort in allen Tonarten. In Voisl häuft sich der Groll, schlimme Bilder tauchen in seinem Hirn auf, ein wilder Trotz, die ganze verschrobene Wilderermentalität, die ihm noch reibt gibt. Dann kommt das Mergste. Am helllichten Tag durchs Dorf! Die Leut' laufen zusammen.

„Da schau'st' 'n an, den Voisl! Wer hätt' das denkt!“

Kein Wort des Bedauerns, des Mitleids. Na, wenn er ein Bauernsohn wär', aber ein ledig's Kind, das der Gemeinde grad Geld gekostet, so eim' g'schieht grad recht! Was braucht so was auf die Wildbahn geh'n!

Der Förster donnert ihn furchtbar an: „Ins Zuchthaus g'hört, Mensch, verwohnter! I werd' dir's scho einbrod'n.“

Der Magl red't noch, als wenn er ihn hätt' umbringen wollen. Fluchtverdrängung ist er auch. Also gleich fort damit auf das Landgericht. Arm's Kathelr, jetzt ist die goldene Ketten dahin und der Voisl damit!

Vier Monate hat er bekommen, außer den erschwerenden Umständen, die sich nach Aussage des Jagermagl ergaben.

Der Riefer ist ein richtiger Vollbauer und haßt alle Lumperei, — natürlich will er nichts mehr von ihm wissen. Und ein Knecht, den der Riefer fortgejagt hat, ist für ein andres richtiges Haus auch nichts mehr nutz.

Da sitzt er nun. — Halt! Einen Ausweg gib't's noch. Von jeher war die Wilderei das hohe Examen für den Jagddienst. Etwas sträubt sich in ihm dagegen. Wenn er einmal mit dem Martl zusammen käm', oder mit irgend einem, ganz gleich, müßt' er sich nicht schämen? Könn't' er schießen auf einen, der auch nicht mehr getan, als er jetzt? In Voisl steckt so was wie ein Charakter. Aber es muß sein, er muß sich ja sein Brot verdienen. Also zum Förster! No, der hat ihn anders angefahren, — was er denn glaubt, ob die Jagerei für die Lumpen da sei?

„Ja, aber, Herr Förster, — der Magl — hoßt's — war früher a a Schüz —“

„Der Magl? Der Magl — und du! Der Magl war wenigstens a richtiges Jagerblut! Da kann man noch an Auge zindru'n, aber so a Tumman wie du, der juchetz, wenn er an Gamsbock druckt, den kann man sein Lebtag nicht brauchen. Das Schlag dir nur glei' aus dem Kopf. Z'furcht'n bist a net rar. Du wirt's wohl a Lehr' g'nomm'n hab'n, daß du zu dem Geschäft net taugt. Also b'hüt di Gott, Voisl.“

So ist er entlassen. Nicht weil er ein Wilderer ist, sondern weil er ein schlechter ist. Die Moral vergiftet ihn ganz. No, das wär' ja no z'ändern mit der Zeit.

Vorherhand heißt's Brot schaffen und — das ist sein Hauptgebanke — eine neue Büchse. Die vom Martl liegt ja bei Gericht. So tagelöhnet er halt im ganzen Tal nemeinander, einmal da, einmal dort, und hält die Gendarmen, unter deren Aufsicht er ja steht, zum Narren. Dabei wird man nicht besser. Das Geld geht drauf, das Wirtshaus wird zur Heimat, die schlechte Kameradschaft bleibt nicht aus, und wer unter Polizeiaufsicht steht, braucht sich auch nicht für zu gut zu halten.

Das geht alles noch, aber das Kathelr ist wie ausgewechselt! Sie kann die Gefängnisluft nicht vertragen, die an ihm haftet, das Gefühls mit dem Zuchthäusler. Erst hat's geweint, ihn bedauert, dann hat's ihm förmlich den Abschied geb'n und dann — das war der fürchterlichste Schlag — keine vier Wochen darauf hat das Kathelr ein goldenes Kettenl gebabt, ein viel schöneres wie das Marie's.

Jetzt ist alles ein Ding, die ganze Welt sein Feind, jetzt handelt sich's nur noch um eins — eine Büchse muß her.

Und der Voisl schuftet einen Monat lang im Tal herum, kein Wirtshaus sieht ihn mehr. Der Voisl macht sich wieder, meint der Herr Kommandant. Woher aber die Büchse nehmen, ohne Verdacht zu erregen? Der Martl ist längst nicht mehr im Tal, nachdem ihm der Boden zu heiß geworden. Da muß der Lippel helfen, dem das man schon trauen.

Und der Lippel hilft. Vermißt er doch schon lang neue Ware vor dem Stallfenster — haben ja seine Schneid mehr, die Butschen. Der Voisl bekommt die schönste, nagelneueste Büchse. Die eine Hälfte bezahlt er bar, die andre läßt der Lippel auf dem Geschäft stehen, das er erwarbt.

Die Rauschermühle ist ein elender, aus Holz und Bruchstein gefügter Kasten, an dem winbisch ein vermoostes, längst nicht mehr gebrauchtes Rad hängt. Der Rauscher läßt es wohl nur hängen, um den unschuldigen Namen „Mühle“ sich zu wahren. In Wahrheit ist sie eine Spelunke übelster Art. Im ewig feuchten Schatten einer mächtigen Steinwand gelegen, nicht weit von der Tirolergrenze, bildet sie einen jener Unterschlupfe für alles erdentliche lichteheue Volk, dem trotz aller sicheren Kenntnis seiner Art nicht gut beizukommen ist.

An solchem Ort ist der ganze dunkle Betrieb in ein wohlgefügtes System gebracht. Alles greift ineinander, alles dient nur einem Zweck. Da ist jede Ueberraschung ausgeschlossen, jede Hausuntersuchung umsonst, jede verlangte Aussage eine Lüge. Da gibt es keine Ordnungstörung, keine Kauferei, keine noch so kleine Uebertretung, an die man ansetzen könnte. Die Rauschermühle spielt in der Angelegenheit der Polizei und der Grenzwaache keine Rolle, und doch weiß jeder, was er davon zu halten hat.

In der rauchgeschwärmten Stube, mit einem Fenster wie eine Schießkarte, dem Raucher zu, sitzen drei Gesellen in Weisenqualm und Schnapsschweif. Der Raucher, ein kleines behäbiges Mandl mit einer Wiedermannsmiene, — ein schwarzer Tiroler, das Hüt winbisch auf dem Ohr, im kurzen Zanfer und braunlackierter Hose, — und der Voisl.

Totblatz ist er, um Jahre gealtert. Die Nase tritt jetzt habichtsfarbig hervor, das Auge ist unstill, und die Hand zittert, die das Schnapsglas zum

Munde führt. Er kommt geradeswegs aus dem Juchthaus, und der Jagermarx war es, der ihn hineingebracht hat. Morgen verläßt er das Land, der Boden ist ihm zu heiß geworden. Nach Tirol geht sein Weg, von da aus ins America vielleicht, wo's noch keine Jagdgesetze gibt, überhaupt kein Gesetz, wo noch jeder tun kann, wie er mag.

Auf der Kraxen neben ihm liegt seine ganze Habe. Grad einkehren hat er noch einmal wollen beim Kaufsch, und nun sitzt er schon seit der Früh' da und betrinkt seinen Jörn und sein Weibdam ums Scheiden von der Heimat.

Immer wieder geht's über den Jagermarx los, der ihn ins Loch gebracht; immer erhitzter wird sein Blut.

Der Ruprecht, der Kollege vom Marx, ist vor einem Jahr hinaufgeschossen worden. Glück hat er auch noch gehabt, die Kugel hat ihm bloß den Arm abgeglagen. Und herauskommen ist nix, trotz aller Bemühung der Polizei.

„Da hab's natürl' i sein müß'n. Hausfuchung hab'n f' g'halt'n. A lausig's Schrötl hab'n f' g'fund'n, a Schlinga, und Rehhaar im Rucksack, und mit-g'nomma hab'n f' mi a scho. Nacher is losgange, von an Amtstisch zum andern, und alle Tag hin und her g'ragt, daß i ganz dumm worden bin. Nichts bring'n sie's raus, daß i an dem Tag, wo das mit dem Ruprecht passiert ist, im Revier draußen war. I lezt hab's i selb'r zugeb'n müß'n, das Drauß'n sei — 's andre natürl' net. Der Ruprecht selb'r hat net schwör'n können — und do hat er so 'rumg'redt, daß g'langt hat: I moan scho, der Loisl war's. D' Größ', 's G'schau, d' Fähr'n! G'weß'n is er's scho, aber i kann net schwör'n, Herr Amtsrichter.“ Schaug amal so an Trost an, so an elenbig'n, und der Marx gibt erst recht sein Seuf drein und der Först'r — und verurteilt hab'n f' mi.“

Der Kaufsch zeigt sich empört, schimpft über das Gericht. „Drum sag' i,“ flüstert der Tiroler über den Tisch, „glei' richtig' oder gar net.“

Der Loisl laut an seiner Pfeifen, noch tiefer erscheinen seine Züge. „Recht hast, ganz recht. 's g'hört ihua net mehra, den Jagern, den Marx voraus.“

„Woast was,“ meint der Tiroler, „i tat eahn no a paar Stück druck'n, eh' i gang. Grad ums Aergern. Und wenn er dir grad kam — was?“ Der Tiroler knieft hinterlistig die Augen zusammen.

Der Loisl schnauft schwer auf, eine Röte steigt auf auf der bleichen Stirn — und der Tiroler heht und heht. „Du, Loisl, hast du scho g'hört von der Stöanerfranzkatl?“

Der Loisl wird unruhig.

„Deirat'n tuat's.“

„Da gratnlier' i dazua,“ meint der Loisl, seine Erregung hinter Spott verbergend.

„No, nacher suach' n nur auf dazua, dein guat'n Freund.“

„Wen?“

„No, den Jagermarx halt.“

Das Gesicht des Loisls verzerrt sich, seine Faust klammert sich um den Pfeifenstiel. „Den — die Katl?“ Sein Blick irt umher auf dem Tisch herum, aber er spricht lange kein Wort. „No ja, was kann mir daran lieg'n, wen die heirat'! I zunn' f' eahn.“ Rasch stürzt er sein Glas Enzian hinunter, dann wird er ganz still, aber ein Glas nach dem andern trinkt er.

Dem Tiroler wird der blasse, schweigsame Mann unheimlich — er drückt sich.

Kaum ist er fort, nimmt der Loisl seine Kraxen auf die Schulter und zahlt. „Und jetzt gibst mir mein Büsch, Kaufsch, grad für oan Tag. Was i schiaß, g'hört dein.“

Der Kaufsch zögert. Die Büchse ist bei ihm versteckt, und der Loisl kommt wohl nie wieder. Aber es ist ihm nicht zu trauen heut, so schaut er darein.

Der Loisl folgt ihm in die Nacht hinaus. Der Kaufsch bringt die Büchse aus dem Henschobler.

„Leer komm' i net, verlaß di drauf.“

Der Loisl geht.

Der Kaufsch schüttelt bedenklich den Kopf. Morgen werden wir halt die Gendarmen im Hans haben. Lange tramt er noch auf der Tenne, im alten Mülhraum. Tann rückt er die Uhr in der Stube gleich um eine Stunde vor. Das ist für alle Fälle. Ein alter Kaufschertniff. Mit einer solchen Uhr laßt sich viel machen.

Im Geislar brant der Nebel. Das ist der Feind des Jägers, der das Stüd erst erkennen muß, ehe er es streckt, ob es auch schußbar — und der Freund des Wilderers, der keine Wahl kennt und in dem Nebel Deckung sucht.

Loisl macht seinem Lieblingsplatz den letzten Besuch. Er kennt jeden Stein, jedes passierbare Band in der Wand, jeden Gamswechfel. Lautlos schleicht er, die Büchse unter dem Arm, die vollgepackte Kraxen am Kopf, für alle Fälle. Im Schlummen deckt sie ihm noch den Rücken gegen eine Kugel. Heute aber sind seine Gedanken nicht bei der Sache, sie schweifen zurück auf die Alhornalm. Da hat's angefangen, die Leidenschaft und der Haß — dann das kleine Gäsäl unter der Ries — das liebe blonde Katherl, g'schwor'n hält' er auf ihre Treu, und do is nur an a goldenen Ketterl g'hängt, net dicker wia a Fad'n. Wer woast, wia's sonst ganga wär! — Vielleicht fäsi' er jetzt bei ihr in dem kleinen Gäsäl und a Pauf'n Kinder — und in einer Wochen sitzt der Jagermarx bei ihr, an seiner Stell'. — Daß der Mensch ihm immer wieder dazwischen kommen muß! Sein Glück ist er, sein Unglück!

Wenn er ihn jetzt bekäim! — Und doch hat er sein' Herrgott gedaukt, daß er bei dem Ruprecht a bißl z'weit links abkommen ist. Er hält' überhaupt net g'choß'n, wenn er net z'mung'n g'weß'n wär dazua. Aber das war der Ruprecht, a harmloser Mensch — beim Jagermarx wär's anders — ganz anders, — da wär's eine alte Abrechnung.

Ein Gamspfiß weckt ihn aus seinen Träumen. Seltjam, der beste Wind — vielleicht do wer um die Weg'?

Vergebens sucht sein Auge den Nebel zu durchdringen, sein Ohr ein Geräusch zu hören — umsonst, lautlose Stille!

Recht kommt der Hockgraben, wo der Marx ihn g'stellt hat. Leer ist der nie.

Die Leidenschaft packt ihn wieder. Er kriecht tief gebückt durch die Latzchen auf den Grat — schaut hinunter — Nichtig! Da liegt schon eines unten — grad ein schwarzer Bagen — aber es laugt schon für sein gutes Auge.

„Bang!“ — kugelt schon runter — er nach — ohne auf die abgehenden Steine zu achten. Jetzt juchzt er schon lange nicht mehr vor einem gefallenem

Stück, aber bei dem dichten Nebel ist's nicht so gefährlich.

„A guat'r Vock a no.“

Er bricht ihn auf. Das heiße rote Blut, das ihn über die Hand schießt, bringt ihn auf sonderbare Gedanken.

Da, wie aus den Wolken die Stimme von damals: „Rühr di net, oder i schieß!“

Eine dunkle zerflossene Gestalt steht neben ihm — der Marx, kein Zweifel! Aber diesmal erstarrt er nicht, im Gegenteil, eine Blutwelle steigt ihm ins Gehirn. Er greift nach der Wäp, hebt sie, fängt schon das Ziel — da bligt es auf aus dem Nebel, ein stechender Schmerz, ein Stoß gegen die Brust — dann wirft es ihn nieder. Er faßt nach einem Latzschenzweig, hält sich daran —

„Hund, schlechter! Verdammt bist.“ — Da vergaß ihm die Sprache — ein schwarzer Schatten beugt sich über ihn.

„Himmel! Der Loisl!“

Es liegt mehr wie Erstaunen in dem Ton. „Du hast's ja selb'r so woll'n. Was bist denn aufg'fahr'n!“

Ein haterfüllter Blick trifft den Jäger aus den brechenden Augen. „Kathert!“ formt es sich noch auf den blassen Lippen, dann läßt die Faust den Zweig los, — der Loisl kugelt den Hohlgraben hinunter

samt seiner Krage. Bis der Jägermarx nachsteigt, ist er tot.

„Es hat ihm ja net mehr g'hört, dem Lump'n — aber do — wenn i den!“ — Sakra, liab'r wär's ma, wenn er wied'r aufstand!“

Aber der Loisl steht nicht mehr auf. An der strengen Kette der Notwendigkeit endet hier seine Bahn. Nicht einmal der Unwille der Dörfler wird durch seinen Tod erregt, wie gewöhnlich in solchen Fällen. Er war eine Last im Tal von Kindesbeinen an — gut, daß er weg war. Den Jägermarx trifft kein Verschulden.

Zwei Wochen darauf hält er Hochzeit mit dem Kathert und zieht in das kleine Häusl ein.

Der Kauscher hat seine Uhr umfoust gestellt. Die Wäp war auch verloren, mit der geht jetzt der Jägermarx.

Der Loisl ruht an der Kirchhofmauer, ganz hinten beim Pfarrstadel, ohne Kreuz, ohne Stein, zwischen Selbstmördern und fahrendem Volk. Nur eine alte Frau weiß jetzt noch genau die Stelle, die Jägerkathl. Sie wird auch aber sofort noch zu einem andern Grab führen, mitten unter den „guten Leuten“. Ein einfacher weißer Stein, von wildem Efeu umrankt, darauf steht:

Hier ruht der ehrenwerte.

Herr Maximilian Beckner, löwgl. Jagdgehilfe.
Gefallen den 3. Oktober 18 . . von Wilderethand.

In dunkler Nacht

Noch sass die Nacht auf traumumwehten Hügeln
Und sah mit dunkeln Augen zu mir her . . .
Der Schmerz mit seinen schweren, schwarzen Flügeln
Strich mir die Stirn, dass sie von Schatten schwer.
Das Dunkel, das im stillen Zimmer sann,
Das rechte sich bis tief in meine Seele,
Der Schmerz sah mich mit starren Augen an
Und würgte mir mit dürrer Hand die Kehle.
Du warst gegangen . . . Und in heissem Jammer
Das wilde Herz in lautem Pochen schlug,
Die Seele leer wie eine dumpfe Kammer,
Aus der man klagend einen Coten trug . . .

Da wurde langsam, wie von Engelhänden
So leis die Türe auf und zu gemacht . . .
Mir war auf einmal, als ob an den Wänden
Ein Leuchten hing aus alter Cag Pracht.
Und an der Tür in rosenrotem Röckchen
Stand schau ein Kind mit süßem Angesicht,
Wie einer Morgenwolke schimmernd flüschchen,
Das froh sich wiegt im roten Sonnenlicht.
Den Finger an den Lippen stand es da,
Und sah mich an mit hellem Segensblick.
„Wer bist du?“ fragte ich. — Ein scheues „Ja?“
Und weiter nichts! — „Bist du . . . bist du . . . das Glück?“
Und wieder „Ja“, so schau, als wär's nicht wahr;

„Bist du denn . . . ja . . . bist du . . . so sprich doch, sprich,
Wer bist du, Kind, im goldnen Lockenhaar?“
Und leis und schüchtern sagl's: „Du kennst ja mich!
Bin deines Lebens wunderschönste Stunde.
Ich komm', weil du so schwer umschattet bist!“ —
Schon wieder schwieg's, den Finger schau am Munde.
Das Glück, das nur mit vollen Massen misst,
Das lachte wieder aus dem Blick mich an,
Mir war, du hieltest wieder mich im Bann
Wie einst, da froh wir in den Morgen fuhren
Auf unsers Glückes goldnen Sonnenspuren.

Wie süß und schelmisch doch das Mäulchen lacht!

Mir plauderten die ganze, ganze Nacht;
Davon ist mir im Herzen süß ein Klang,
Ein heit'rer, lange noch zurüdgeblieben
Und tönt nun fort wie silberner Gesang
Und stört gar oft des Schmerzes Con, den trüben.

Des Cages Helle, treche Augen schreudten
Das Rosenkind von meiner Seite fort;
Im Herzen doch hängt seiner Blicke Leuchten
Und klingl sein lievertrautes, süßes Wort.

Aug. Fried. Krause



Der römische Pincio

Wer sich des guten alten Lucull erinnert, stellt sich gewöhnlich einen Schwelger vor, der Tag und Nacht vor reichbesetzter Tafel saß, antiken Champagner trank, sich von feinen Köchen Pflanzungen-Paketen baden ließ und sich im übrigen an Zitterbacken und Tanz seiner Schönen ergözte. Mit einem Wort: der Vixeur, der blasierte Militärdar des alten Roms. Nun — mag sein, daß diese Vorstellung in gewisser Hinsicht zutrifft, aber Papa Lucull war doch nicht ganz so schlimm; er hatte vielmehr seine ganz ausgezeichneten Seiten, obgleich er studierter Militär war. Er trieb nämlich im Nebenamt auch Botanik, und wenn wir heute, römischer Sonne und Flora trunken, auf den Pincio wandeln, so verdanken wir das seinem andern als besagtem Gentleman! Freilich — um historisch zu bleiben — die Lucullischen Gärten waren in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht für die Ewigkeit begründet. Nach ihrem Schöpfer wandelte noch Messalina unter ihren Palmen und mit ihr — ach, nicht ungestraft! — so mancher Danby der römischen Decadence in zierlicher Foga und mit gekrauteten Röckchen. Dann kam der erotisch-herrliche Part, in den Lucull die ganze Pracht asiatischer Natur verpflanzte, auf die Familie der Pincier — deren Namen er noch heute trägt —

um mit dem Wandel der Zeiten der Vergessenheit und Verödung anheimzufallen. Noch als Goethe in Rom weilte, war der Monte Pincio kaum mehr als eine romantische Vigna, und es bedurfte erst eines Machtwortes Bonapartes, um ihn zu seiner einstigen Bestimmung zurückzuführen.

Heute ist der Pincio der Lieblingsspazierort der Einheimischen und Fremden. Von seiner Terrasse aus genießt man auf die ewige Stadt eine Rundschau, wie uns noch von dem ferneren Janiculum aus. Da liegt zu unseren Füßen die gewaltige Piazza del Popolo mit ihrem Delphin; über dem Säumermeer der „Arde“ aber mit seinen zahllosen Türmen und Kuppeln erheben sich zur Linken die Basilika, das Kapitol und die verfallene Kaiserburg, der Palatin, gerade gegenüber die dunkle Mauer des Moles Sabotriani (Engelsburg); und die in blauem Dunst verschwimmende Kuppel von St. Peter; und um die ganze umgeben Stadt schlingen sich wie Kieselarme die Höhen des Janiculum und des über den Tiber emporsteigenden Monte Mario. Am großartigsten ist das Bild, wenn die Sonne untergeht und der ganze Vatikan und der Petersdom im glühenden Abendlicht strahlen.

Die eigentliche Zeit des Pinciobesuchs und der



Nachmittagskorso auf dem Monte Fincio in Rom
 Nach einer Originalzeichnung von Z. H. Meidan

in Rom so beliebten Korfosfahrt fällt im Winter in die Nachmittags-, im Sommer und Herbst in die ersten Abendstunden. Auf dem von Palmen, Pinien, Manthusbäumen und einem Wald uralter Steineichen umgebenen Rundell, zwischen Hunderten von Marmorbüsten berühmter Italiener spielt die Stadt- oder Militärmusik, und das ganze elegante, d. h. faulenzende Rom gibt sich Stelldichein bei mehr oder minder geistreichem Geplauder ober, wie es viel bezeichnender französisch und englisch heißt: bei *Medisance* und *Flirt*. Denn, teurer Leser, selbst unter dem blauen Himmel, selbst unter der leuchtenden Sonne Roms gedeihen neben Palmen und Pinien jene kostbaren Importartikel nordischer Liebertkultur.

Die Equipagen der „Gesellschaft“ halten dann

auf der großen Terrasse, und die mehr oder minder echten Patriizierinnen Neu-Roms nehmen in stolzer Pose die Hulbigung ihrer Hofmacher entgegen. Einen etwas ernsteren Ton in dies lustige Völkchen wird wohl demnächst die Statue unerss Altheiters bringen, die sich nahe der Einfahrt zum „Rundell“ erheben soll. Die römischen Damen kennen ihn zwar meist nur vom Hörensagen, aber ein Bild auf die anmutige Gestalt des jungen Goethe wird ihnen — wer weiß? — vielleicht doch die Ahnung aufgehen lassen, daß ein so hübscher „Barbar“ doch nur sehr Süßes geschrieben haben könne. Und die Folge davon wird sein, daß sie ihren läppischen Galanen den Rücken kehren und sich bei der nächsten Buchhandlung wenigstens eine Uebersetzung der „Römischen Elegien“ bestellen. Dr. Hans Barth-Rom

Rotkehlchen und Blaukehlchen als Hausgenossen

Es gibt viele Menschen, die, Wald und Feld durchstreifend, sich wohl freuen, wenn fröhliches Vogelgezwitscher an ihr Ohr klingt, die sich aber nicht der Mühe unterziehen, nach dem fleißigen Naturfänger anzuschauen oder, wenn sie ihn zufällig erblicken, nicht wissen, was für ein Vogel es ist, der im hellklingenden Liebes den Schöpfer preist. Nun, zwei dieser gesiederten Sänger wollen wir heute den Lesern vorstellen. Zuerst das Rotkehlchen. Es ist am ganzen Oberkörper dunkelolivengraun, mit einem leisen Hauch ins Grünliche. Stirn, Wangen, Kehle und Brust sind schön orangefarbt und hellgrau umrahmt; die Flügeldeckfedern sind olivengrünlichbraun und haben gelbe oder rostrote dreieckige Spiegelflecken; der Unterleib ist hellgrau gefärbt. Das lebhafteste Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hellbraun und an der Spitze des oberen Teiles hakenförmig gebogen, die Füßchen beim Männchen schwärzlichgrün, beim Weibchen, das im allgemeinen eine blässere Gefiederfärbung aufweist, hellbraun. In der Regel mißt das Rotkehlchen, Männchen wie Weibchen, ca. 15 Centimeter Länge, 22 Centimeter Flügelweite und 5½ Centimeter Schwanzlänge.

Das Blaukehlchen, zweifellos einer der lieblichsten Sänger und der schönsten gesiederten Bewohner unserer heimischen Fluren, aber seltener als das Rotkehlchen, ist, abgesehen von dem etwas längeren Schwanz, ziemlich von gleicher Größe wie dieses, hat graubraunen Oberkörper und schmutzweißen Unterleib, dunkelbraune Wangen und über jedem Auge einen rötlichgelben Streifen; Kehle und Oberbrust sind schön glänzend lazurblau, unterhalb von einem dunkelbraunen, dann weißen und endlich dunkelrostroten bogenförmigen Streifen begrenzt. Das Auge ist braun und der Schnabel schwarz. Die Füße des Männchens sind dunkelfleischfarben, die des Weibchens heller. Auch das weibliche Blaukehlchen zeigt merktlich blässere Färbung, mit nur weißlich und bräunlicher Brustfärbung.

So weit die Beschreibung des Aussehens unserer beiden Lieblinge. Daß man nach Rechem hinsichtlich der Färbung der Kehle drei selbständige Arten Blaukehlchen unterscheiden soll, wollen wir,

als immer noch strittigen Punkt, gänzlich außer acht lassen und nunmehr auf die beiden Vögelchen in ihrer Eigenschaft als Stubenvögel zu sprechen kommen.

Wenn Anfang und gegen Mitte März die ersten unserer Zugvögel in die heimatischen Gefilde zurückgekehrt sind, dann gemahren wir in Laubwäldern mit feuchtem Grunde und dichtem Gestrüpp gar bald auch das zierliche Rotkehlchen oder, wie es vielerorts auch genannt wird, das „Rotbrüstchen“, „Rotkärtchen“. Hochbeinig, mit etwas nachlässig herabhängenden Flügeln, hüpfet es in großen Sprüngen auf der Erde dahin, das Köpfchen sorgföhrig in nidenber, das Schwänzchen in wippen-der Bewegung. Kein Wunder, wenn die bösen Menschen von jeher danach getrachtet haben, sich den munteren, ledigen Vogel, der in seinem ganzen Wesen zum Fang förmlich herausfordert, zum Stubengenossen heranzubilden, um so mehr, als er durch seinen hübschen und fleißigen Gesang die kleine Mühe seiner Pflege überreichlich lohnt. In manchen Gegenden, in denen das Rotkehlchen besonders stark vertreten ist, ist denn auch, hauptsächlich nach der ersten Brut Ende Mai und Anfang Juni, die Nachfrage nach diesem Vogel eine überaus rege. Wer nun so glücklich ist, ein frisch-gefangenes Tierchen zu erlangen, der weise ihm einen geräumigen Käfig mit einer Decke aus weichem Tuch und mit runden Sitzhöhlen an und füttere es in den ersten Tagen mit Mehlwürmern und Ameisenpuppen; sobald es sich einigermaßen eingewöhnt hat, was bei öfterem, freundlichem Zuspruch gar nicht lange dauert, gehe man in der Fütterung zum gewöhnlichen Futter aus magerem Fleisch, Weizenbrot, geriebenem Kalbsherz, auch getrockneten Ameiseneiern und geriebenen Möhren über. Eine Hauptsache ist, daß der Vogel stets reichlich mit frischem Wasser zum Trinken und Baden versorgt wird.

Am besten hält sich das Rotkehlchen, wenn man ihm freies Herumfliegen im Zimmer gestattet, aber die reinlichstliebende Hausfrau wird in den meisten Fällen bagegen ein energisches Veto einlegen und, das muß auch der eifrigste Vogeliebhaber zugestehen,

nicht mit Unrecht. Andererseits freilich ist die Sorge um eventuell beschmutzte Möbelfläche gar oft eine übertriebene, denn erstens ist der kleine Rotbart durchaus kein gar so unsauberer Patron, und zweitens kann man sich gegen die Unannehmlichkeit des Freifliegenlassens auch einigermaßen schützen. Das Vögelchen wählt gar bald einen bestimmten Standort im Zimmer, den es auch, falls es sich ruhebedürftig fühlt, tagsüber aufsucht. Meist ist es ein hochgelegener großer Nagel in der Wand, die Gardinenstange, ein Bilderrahmen oder ähnliches, und man kann unter diesem Ruheort ein kleines Rästchen mit Sand anbringen. Am besten dürfte es sein, eine derartige Vorrichtung mit passendem Sitzholz nahe an der Decke in einer möglichst dunkeln Ecke des Zimmers anzulegen und den kleinen Stubengenossen durch einmalmal dort niedergelegte Lederbissen, wie Mehlwürmer oder Motten, hinzuzugewöhnen. Es steht außer allem Zweifel, daß ein auf diese Weise gehaltenes Rotkehlchen seinem Eigner große Freude bereitet. Ist es erst so zahm geworden, daß es auf seinen Pfleger, in dessen Sand es einen Lederbissen erspäht hat, in aufrechter Haltung, Brust heraus wie ein strammer Soldat, unter zahllosen Verbeugungen zugehüpft kommt, dann ist es ohne Frage der Liebling des ganzen Hauses, in dem es sich übrigens auch nach Kräften nützlich macht. Wie ein Mäuschen durchschlüpft es jeden Winkel des Zimmers, hier eine Fliege, dort eine Motte haschend, oder einer Spinne den Garauz machend. Einmal eingewöhnt, ignoriert das Rotkehlchen selbst das offene Fenster, und sollte es wirklich einmal eine Exkursion ins Freie wagen, so kann man mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, daß es sich über kurz oder lang wieder einfinkelt; so ist mit ein Fall bekannt, in dem das entflogene Rotkehlchen einer uns befreundeten Familie nach sechs-wöchentlicher Landstreicherei eines schönen Abends an das geschlossene Fenster seines früheren Heims geflattert kam und, als ihm aufgetan worden war, mit vergnügtem „Sisri, Sisri“ ins Zimmer hüpfte.

Wie schon erwähnt, ist das Rotkehlchen ein überaus eifriger Sänger. Ist sein Lied auch einfach, so ist es doch von ganz besonderer Anmut und übertrifft an Lieblichkeit und zarter Herzlichkeit das Singen vieler anderer einheimischer Vögel. Bereits im Oktober als leises Zwitschern beginnend, steigert sich der Gesang mit fortschreitender Jahreszeit im Frühling zum lauten, feurigen Flötenlaut. Erst mit der im August eintretenden Mauser verstummt die fleißige Kefle.

Besondere Freude bereitet die Haltung eines Pärchens, das, zweckentsprechend in einem geräumigen Käfig oder einer Voliere untergebracht, auch in der Gefangenschaft fast regelmäßig zur Brut zu schreiten pflegt. Selbstverständlich muß in diesem Falle die Möglichkeit vom Pfleger vorbereitet und das nötige Material zum Nestbau — Moos, Gräser, Kälberhaare und ähnliches — in den Käfig oder die Voliere gelegt werden. Das Gelege von 5 bis 6 Eiern wird 14 Tage abwechselnd von beiden Gatten bebrütet, und auch die Jungen werden

gemeinsam vom Männchen und Weibchen gefüttert, wozu man am besten Ameisenpuppen und Mehlwürmer reicht.

Bedeutend mehr Sorgfalt und Pflege erfordert die Haltung des von Natur aus viel zarteren Blaukehlchens, dem man wohl auch aus diesem Grunde weniger oft als Stubenvogel begegnet; allerdings spricht hierbei auch der Umstand mit, daß das Blaukehlchen oder, wie es auch genannt wird, der „Nachtgallkönig“, bei uns wesentlich seltener angetroffen wird. In Signr und Wesen hat es mit dem ihm doch immerhin verwandten Rotkehlchen so gut wie gar nichts gemein. Sein Körper steht nicht aufrecht, sondern fast horizontal, auf der Erde bewegt es sich nicht in weiten Sprüngen fort, sondern läuft in gebuckelter Stellung flink wie ein Mäuschen mit kleinen Schritten dahin. Frei im Zimmer gehalten, drückt es sich fast stets zu ebener Erde, höchstens auf dort niedergestellten Blumenstöcken herum, in denen es fortgesetzt nach Nahrung sucht. Leider wird das Blaukehlchen niemals so zahm und zutraulich wie das Rotkehlchen und bleibt auch im Käfig, den man möglichst geräumig an einem sonnigen Bläschen aufstellt, fast stets ein ruhelofer, scheuer Gast. Die Fütterung kann man in gleicher Weise, wie beim Rotkehlchen, handhaben, doch empfiehlt es sich, von Zeit zu Zeit fein geschnittene Feigen, vielleicht auch dann und wann hartgekochtes, geriebenes Hühnerrei dem Futter beizumischen; auch einige frische Beeren, namentlich schwarze und rote Holunderbeeren, sollen im Herbst als besondere Lederbissen gereicht werden. Ein wesentlicher Faktor zur guten Haltung ist, daß es auch dem Blaukehlchen niemals an reichlicher Trinkt- und Babegelegenheit fehle.

Als Sänger gehört es zu den sogenannten Spöttern, d. h. es ahmt in seinem Liede häufig die Laute und Gefänge anderer Vögel, vornehmlich der Spechte und Meisen, wie der Sumpf- und Wasservogel nach, auch das Zirpen der Grille und Heuschrecke hören wir von einem Blaukehlchen täuschend imitiert. In der Gefangenschaft nimmt es selbstverständlich auch Töne eines gleichzeitig mit ihm gehaltenen Kanarienvogels an. Bemerkenswert ist, daß es seinen leisen Sang fast nur ertönen läßt, wenn vollständige Ruhe im Zimmer herrscht; der geringste Laut läßt es meist sofort verstummen.

Wie vielfach bei andern Vögeln in der Gefangenschaft, so hat man auch hier bei dem Rot- und Blaukehlchen die Wahrnehmung gemacht, daß ihre lebhaftesten Gefiederfarben im Herbst fast immer erblaffen. Als Mittel dagegen empfehlen verschiedene Ornithologen, dem Futter einige Wochen vor Beginn der Mauser etwas Cayenne-Pfeffer beizumischen, womit sie gute Erfolge erzielt haben wollen. Ich selbst habe einen derartigen Versuch noch nicht gemacht und stehe ihm, offen gestanden, etwas skeptisch gegenüber.

Bei sorgfältiger und sachverständiger Pflege halten sich Rotkehlchen wie Blaukehlchen in der Gefangenschaft 7 bis 9 Jahre lang und erweisen sich während dieser Zeit zweifellos als anmutige Stubengenossen.

Ed. E. Kapp





Ein Straßenmusikant. Von J. B. Ammendola



Liebräutert. Von J. B. Ammendola



Der kleine Fruchtthändler. Von H. D'Orsi

Moderne italienische Plastik

Durch zahlreiche Nachbildungen sind die Terrakottafiguren von Tanagra allbekannt geworden, die reizvollen Schöpfungen altgriechischer Kleinplastik, die in unerföpflichster Mannigfaltigkeit das häusliche und öffentliche Leben jener Zeit illustrieren. Moderne Gegenstände dazu bilden in mancher Beziehung die Schöpfungen italienischer Genreplastik, die namentlich in Unteritalien, besonders in Neapel, vertreten ist und tüchtige Werke voller Leben hervorbringt. Eine Anzahl besonders bemerkenswerter und charakteristischer Arbeiten dieser Art von J. B. Ammendola, F. Rosca, M. D'Orsi, B. Alfano, G. Benda und M. Campaiola geben unsre Abbildungen wieder. Wie die Fremden aller Nationen zu der Stadt am Ufer des herrlichen Golfes, von der das Sprichwort sagt: „Vedi Napoli e poi mori“, strömen, um ihre reizvolle Lage zu bewundern und das originelle, südlich-heitere Volksleben kennen zu lernen, so zog Neapel mit seiner Umgebung auch von jeder Künstler aus ganz Italien an, die unter den Fischern und Schiffen, den

Händlern, Landleuten und Hirten, ihren Frauen und Mädchen die erdünlichsten Modelle finden. So sind dort zahllose Skizzen und Gemälde entstanden und jene Genreskulpturen, die denselben heiteren und sonnigen Charakter tragen wie das sorglose, lustige Völkchen, das zu ihnen Modell gestanden hat. Von den internationalen Ausstellungen her sind sie auch im Auslande bekannt und beliebt geworden, und viele Fremde bringen Statuetten und Gruppen dieser Kleinplastik als Erinnerung an Neapel mit heim, wenn auch manche neuere Kunsttätiger das Genre in der Malerei und Skulptur nicht mehr als voll gelten lassen wollen. Unsre Nachbildungen geben von genresplastischen Schöpfungen J. B. Ammendolas das Liebesduett und den mit köstlichem Humor dargestellten Straßenmusikanten wieder. Die Büste eines Mädchens von F. Rosca rechtfertigt durch den Ausdruck des Gesichtes vollkommen die Benennung „Müß mich nicht an!“, die ihr der Künstler gegeben hat. Ein köstlicher Bursche ist der kleine Fruchtthändler von



Pompejanerin. Von V. Milano

A. D'Orsi, der seine ganze Auslage auf dem Kopfe balanciert; in jedem Uebermuth lacht G. Bendas „Modell“, das bei dem unerwarteten Eintritt eines Besuchers in das Atelier sich mit einer Tischdecke drapiert. Körperhaltung und Gewandwurf vereinigen sich in W. Alfano's Pompejanerin, die eine Amphora zu füllen sich anschickt, zu einer leicht natürlich ansprechenden und schönen Wirkung. A. Campaiolas Gruppe „Die beiden Freunde“ endlich führt uns einen prächtig modellierten Hirtenknaben aus den Bergen mit seiner Lieblingsziege vor. Die von uns wiedergegebenen zierlichen Kunstwerke sind sämtlich aus der renommierten Kunstgießerei von Chevalier J. A. Lagara in Neapel hervorgegangen.

Ch. Adinard

Mineralwässerkuren

Die Mineralwässer gehören zu den ältesten Heilmitteln der Menschheit. Nicht nur in den Kulturländern des Altertums genossen die Mineralquellen die größte Wertschätzung, die sich in dem zahlreichen Besuch, der Erbauung von Heiligtümern und der Errichtung von Motivaltären ausdrückte, sondern auch unsere heutigen Naturvölker bebieuen sich der heilbringenden Wässer, denen sie für die Gesundung durch Verehrung und Opfergaben ihren Dank zollen. Was für die Gegenwart gilt, darf zweifellos auch für die Vorzeit angenommen werden. Trotz aller Wandlungen in den wissenschaftlichen Anschauungen, trotz aller Fortschritte auf dem Gebiete der Heilkunde haben sich die Mineralquellen ihr hohes Ansehen bewahrt. Zwar ist der Glaube an die Brunnengeister verschwunden, die in ihnen als Ausfluß des inneren

Erblebens walten sollten, aber was ihnen an geheimnisvollen Andichtungen verloren gegangen ist, ist ihnen durch die sichtigende Forschung ersetzt worden.

Die Mineralwässer zeichnen sich vor den gewöhnlichen Quellwässern durch den Gehalt an solchen Stoffen aus, die in den letzteren überhaupt nicht oder nur in sehr geringen Mengen vertreten sind. An Gasen enthalten die Mineralquellen hauptsächlich Kohlensäure und Schwefelwasserstoff und daneben Sauerstoff und Stickstoff. An sonst festen chemischen Bestandteilen finden sich gelöst in den Mineralwässern vor: Kochsalz, schwefelsaure Salze, wie Glaubersalz und Bittersalz, kohlensaure Alkalien, wie kohlensaures Natron, kohlensaurer Kalk, kohlensaure Magnesia, sodann kohlensaures und schwefelsaures Eisenorydul, serner Arsen, Jod und Brom, denen sich noch in kleineren Mengen eine ganze Anzahl anderer, wie Lithion, Kieselsäure, Phosphorsäure, Salpetersäure, Fluor und Chlor anreihen. Woher stammen alle diese Stoffe? Auf seinem Wege in die Tiefe beladet sich das atmosphärische Wasser schon in den oberflächlicheren Schichten mit Kohlensäure, die von den verwesenden organischen Substanzen abgegeben wird. Durch die Aufnahme von Kohlensäure aber gewinnt das Wasser an zersetzender Kraft, so daß es die von ihm bespülten kohlensaurigen Gesteine stark auflöst und sich von neuem mit Kohlensäure bereichert. Außerdem kann es auf unterirdische Aufsammlungen von gasförmiger Kohlensäure treffen, von der es ebenfalls Teile wegführt. Einem ebenso vielfältigen Ursprungs kann der Schwefelwasserstoff sein. Wenn beispielsweise Wasser, in dem Gips gelöst ist, der bekanntlich aus schwefelsaurem Kalk besteht, in bituminöse Schichten eindringt, so verbindet sich hier die vorhandene Kohlensäure mit



Das Modell (unerwarteter Besuch). Von G. Benda



Moderne Italienische Plastik: 'Rühr' mich nicht an! Von F. Tosca

dem Kalk einerseits zu kohlensaurem Kalk, anderseits entsteht Schwefelwassertoff. In andern Fällen handelt es sich wieder um eine einfache Auflösung und Auslaugung fertig gebildeter Salze. Wasser, das ein Kalksalzlager durchfließt, löst das Kalksalz auf und tritt als Sole zu Tage. Es genügt aber auch schon, daß Wasser kristallinische Gesteine berieft, deren zwar unbedeutende, aber zahlreiche Kalksalzeinschlüsse es auslaugt und mit sich führt. Durchsinkt das Wasser zerklüftetes Gestein mit schwefelsauren Salzen, so entstehen Bitterwässer. Endlich vermag kohlensäurereiches Wasser kohlensauren Kalk und kohlensaures Eisenorydul durch Umwandlung in doppeltkohlensaure Salze zu lösen und sie dann auch gelöst zu erhalten. Je länger der Weg ist, den das Wasser bis zur Austrittsstelle zurücklegt, mit je verschiedenen Schichten und Gesteinsarten es in Berührung gerät, desto mannigfachere Stoffe wird es in sich aufnehmen und desto vielfältiger werden die chemischen Prozesse sein, die sich bei der Festhaltung, dem Austausch und der Umlegung der einzelnen Stoffe abspielen. Neuerdings hat aber der berühmte Wiener Geologe Suez noch auf eine andre Entstehungsweise der Mineralquellen aufmerksam gemacht, die bisher nicht in Betracht gezogen worden ist. Er verlegt den Ursprung der Mineralquellen oder doch den von Quellen mit hohen Temperaturen nicht in die oberflächlicheren Schichten der Erdrinde, sondern in das Erdinnere. Er stützt sich dabei unter anderm auf den Karlsbader Sprudel, der bekanntlich sehr reich an Kalk, Natrium und Kohlenäure ist und eine Temperatur von 73,8 Grad Celsius besitzt. Der Sprudel bringt alljährlich fast 6 Millionen Kilogramm fester Bestandteile mit sich herauf. Entstammen diese ausschließlich den ober-

flächlichen Schichten der Erde, so müßten sich von der Zeit an, wo wir die Quelle kennen, Hohlräume von einer Million Kubikmeter Größe gebildet haben. Auf derartige Hohlräume weisen aber keinerlei Anzeichen hin. Den Wasserreichtum und die Temperaturhöhe des Karlsbader Sprudels erklärte man bisher mit der Annahme, daß das auf das Erzgebirge fallende atmosphärische Wasser niedersinkt, sich dabei erwärmt und nun in Karlsbad, Tepliz und benachbarten Badeorten emporsteigt. Aber auch hiergegen erwachsen begründete Bedenken. Würde der Sprudel von dem Oberflächenwasser des Erzgebirges gespeist, so müßte die Jahreszeit, die Sommertrocknis und die Schneeschmelze in der Stärke des Sprudels ihre Rückwirkung äußern. Das ist aber nicht der Fall. Da man ferner auf je 100 Meter, die man in die Erdkruste eindringt, eine Wärmezunahme von 3 Grad Celsius rechnet, so muß das Wasser des Karlsbader Sprudels bei einer Temperatur von 73,8 Grad Celsius aus 2400 Metern Tiefe stammen. Nun hat aber das Erzgebirge nur eine Höhe von gegen 1000 Metern, und Karlsbad selbst liegt 374 Meter über dem Meere. Auf Grund dieser nach der bisherigen Auffassung unerklärlichen Widersprüche, sowie unter Heranziehung der Beobachtungen an Vulkanen, kommt daher Suez zu dem Schluß, daß aus dem feuerflüssigen Erdinnern durch Spalten



Moderne Italienische Plastik: Die beiden Freunde. Von R. Campalola

Dämpfe von Wasser und chemischen Stoffen aufsteigen, die sich abkühlen, verdichten, niederschlagen und miteinander verbinden und schließlich als Mineralquellen an die Oberfläche treten. Diese Entstehungsweise, für deren Richtigkeit vieles spricht, würde dann sowohl auf die Eigenartigkeit der Zusammensetzung zahlreicher Mineralwässer als auch auf ihre Wirksamkeit ein auffallendes Licht werfen.

Nach den Hauptbestandteilen ordnet man die Mineralquellen zu gewissen Gruppen und entnimmt ihnen zugleich ihre Verwendung bei den verschiedenen Krankheitsformen, wie sie sich durch die wissenschaftliche Forschung und vielfältige Erfahrung erprobt und bewährt hat. In den Kochsalzquellen überwiegt das Kochsalz, zu dem sich dann noch kohlensaure Erdsalze und schwefelsaure Alkalien gesellen. Da der Salzgehalt vornehmlich auf die Tätigkeit der Schleimhäute einwirkt und die Gesamternährung hebt und fördert, so benutzt man Kochsalzquellen bei Katarrhen des Magens und des Darms, Ernährungsstörungen, Strophulose und Störungen des Blutkreislaufes in den Unterleibsorganen. Noch bedeutender ist der Gehalt an Kochsalz in den Solquellen. Sie eignen sich besonders außer für die genannten Krankheiten für Blutmutter, Knochenkrankheiten, Rheumatismus und Gicht. Die Bitterwässer und Glaubersalzwasser, deren wesentliche Bestandteile schwefelsaure Magnesia und schwefelsaures Natron sind, wirken entziehend auf den Ernährungszustand des Körpers und werden daher mit vortrefflichem Erfolg bei Entzündungen angewendet. Die alkalischen Quellen zerfallen in verschiedene Unterabteilungen. Die einfachen alkalischen Wasser oder alkalischen Säuerlinge mit einem großen Gehalt an kohlensaurem Natron und freier Kohlensäure leisten die besten Dienste bei chronischen Magentatarrhen, Gallensteinen, Nierensteinen und Blasensteinen. Die alkalisch-muriatischen Säuerlinge, die außer kohlensaurem Natron auch Kochsalz enthalten, lösen den Schleim in den Luftwegen auf und befördern ihn heraus, regen ferner die Verdauung an und werden gebraucht bei chronischen Katarrhen der Luftwege, sowie des Verdauungskanal. Die erdigen Mineralwässer oder Kalkwässer zeichnen sich durch ihren Gehalt an kohlensaurem, schwefelsaurem und phosphorsaurem Kalk aus und genießen einen anerkannten Ruf bei entzündlichen Prozessen der Harnorgane. Die Schwefelwässer, denen ein Geruch nach Schwefelwasserstoff eigentümlich ist und die lösliche Schwefelmetalle enthalten, verursachen einen reichlichen Zerfall der roten Blutkörperchen im Gebiet der Pfortader und der Leber, da sich der Schwefelwasserstoff mit dem Eisen der Blutkörperchen verbindet. Ihre hauptsächlichste Anwendung erstreckt sich daher auf Blutanbrand und übermäßige Blutfülle, stockenden Blutumlauf im Pfortaderstamm und Leberanschwellungen. Die Eisenwässer bilden das Gegenstück zu den Schwefelwässern. Sie bringen infolge ihres Gehaltes an kohlensaurem Eisenzugabe eine lebhaftere Vermehrung der roten Blutkörperchen mit sich und sind daher sehr wertvoll bei Blutarmut und Bleichsucht, sowie, da sie zum Teil auch reich an der erfrischenden Kohlensäure sind, bei Nervenerkrankungen verschiedener Form. Die Jodquellen, die neben Jod kohlensaurem und schwefelsaurem Natron und Kochsalz enthalten, zeitigen günstige Erfolge bei chronischen Hautkrankheiten, Nachwirkungen von gewissen In-

fectionskrankheiten und Strophulose. In neuerer Zeit haben dann noch die Lithion- und die Arsenquellen die Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auf sich gelenkt. Beide Mineralwässer enthalten außer den Bestandteilen, nach denen sie benannt werden, noch andre Stoffe, und zwar die Lithionquellen vielfach Kochsalz und die Arsenquellen Eisen. Einige Salze des Lithions lösen die Harnsäure kräftig auf, und man braucht daher die Lithionquellen namentlich gegen Nierensteine und Gichtknoten. Die Arsenquellen, von denen nur sehr geringe Mengen bei vollem Magen getrunken werden, sind von gutem Nutzen bei Hautkrankheiten, Schwellungen der Lymphdrüsen, eingewurzelter Malaria, ferner bei englischer Krankheit, chronischem Rheumatismus und Malaria.

Den technischen Fortschritten unserer Zeit ist es gelungen, künstliche Mineralwässer von genauer Zusammensetzung herzustellen, und so ist denn wiederholt die Behauptung aufgestellt worden, daß die künstlichen Mineralwässer nicht nur den natürlichen völlig gleich zu erachten, sondern sogar diesen in gewissen Beziehungen überlegen wären. Man hat darauf hingewiesen, daß die natürlichen Mineralwässer in dem Gehalt ihrer Bestandteile Schwankungen unterworfen seien und zudem gewisse Stoffe verschiedentlich unerwünschte Nebenwirkungen hervorbrächten. So bestehend diese Begründung auf den ersten Blick erscheinen mag, so steht sie dennoch nicht auf festem Boden. Zunächst ist dagegen einzuwenden, daß die Mineralwässer durchaus nicht bloße einfache chemische Präparate darstellen. Mögen nun die Mineralquellen ihren Gehalt an den verschiedenen Stoffen dem Umstand verdanken, daß das Wasser diese Stoffe den oberflächlicheren Erdschichten entnimmt, sie umsetzt und umwandelt oder mögen nach der Theorie von Suez aus dem Erdinneren aufsteigende Dämpfe zu der eigenartigen Beschaffenheit der Mineralwässer beitragen, auf jeden Fall vollziehen sich bei ihrer Bildung so vielfache und verwickelte Prozesse, daß wir sie in der Apotheke oder in der Fabrik nicht vollständig nachzuahmen im Stande sind. Daß sich hier noch Vorgänge abspielen, die uns unbekannt sind, dafür spricht unter anderem die sonderbare Verbindung von schwefelsaurem Natron und schwefelsaurer Magnesia mit kohlensaurem Natron und die Zusammenstellung von Kochsalz und schwefelsaurem Kalk in einem und demselben Mineralwasser. Auch die unbestreitbaren Felsersolge bestätigen diese Auffassung. So sind, wie schon erwähnt, die erdigen Quellen von anerkannter Wirkung bei chronischen Entzündungen gewisser Organe, aber worauf dieser bessernde Einfluß zurückzuführen ist und welcher Art die feineren Einzelheiten sind, die das Gesamtergebnis bedingen, läßt sich bis jetzt nicht angeben. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Eisenwässern. Es ist durchaus gesichert, daß das Eisen die Blutbildung hebt und das beste Bekämpfungsmittel der Bleichsucht ist. Wer in Schwalbach täglich ein halbes oder dreiviertel Liter „Stahlbrunnen“ trinkt, führt dadurch seinem Körper nicht mehr als 0,02 bis 0,03 Gramm metallisches Eisen zu, und beim „Weinbrunnen“ sogar nur 0,015 bis 0,025 Gramm. In vier Wochen beläuft sich der Betrag an Eisen auf rund 0,5 Gramm. Würde diese Gabe als Eisenmedikament in Form von Pillen oder Pulvern gereicht, so wäre erfahrungsgemäß an einen Erfolg nicht zu denken. Es werden daher auch bei Pillen

und Pulvern erheblich größere Gaben verordnet. Bei den natürlichen Eisenwässern dagegen sind die kleinen in ihnen enthaltenen Eisenmengen völlig ausreichend. — Auch die Beobachtung deutet auf eine besondere Eigenart der wirksamen Stoffe der Mineralquellen hin, daß die übermäßige Zufuhr von Quellwasser durchaus keine schnelleren und tiefer gehenden Wirkungen mit sich bringt. Vielmehr führt ein durch die Erfahrung erprobtes, bestimmtes Maß am besten zum Ziel. Schließlich enthalten die Mineralquellen durchgängig nicht nur einen einzigen chemischen Bestandteil, sondern neben diesem Hauptvertreter noch mehrere andre, die sich oftmals allerdings nur in Spuren vorfinden oder sich durch die Analyse wohl gar nicht nachweisen lassen. Und doch ist die Gegenwart dieser kleinsten Mengen nicht belanglos. Denn man hat jüngst ermittelt, daß, wenn ganz kleine Gaben von verschiedenen Arzneistoffen miteinander vereinigt sind, sie noch besser wirken als eine große Gabe eines einzigen Stoffes. Zusammenfassend darf daher gesagt werden, daß in den Mineralquellen die wirksamen Bestandteile in einer solchen Form und Verbindung vorhanden sind, wie sie für die Aufnahme und Verwendung im Körper am geeignetsten und günstigsten sind. In der großen Mehrzahl der Fälle können daher die natürlichen Mineralwässer durch künstliche nicht völlig gleichwertig ersetzt werden.

Eine andre Frage ist die, ob es nötig ist, die Mineralwässer an den Kurorten zu trinken, oder ob man sie mit der gleichen Aussicht auf befriedigenden Erfolg auch in seinem Heim gebrauchen kann. Die Antwort richtet sich nach der Art des Mineralwassers, das angewendet wird. Zahlreiche Mineralwässer, wie die Bitterwässer, erleiden bei der Versendung in Krügen und Flaschen keine Veränderung in ihrer Zusammensetzung, und insofern werden sie daheim denselben Nutzen bringen, als wenn sie an der Quelle getrunken werden. Andre dagegen, wie die Sauerlinge, Schwefelwässer und Eisenwässer, erfahren mehr oder weniger eingreifende Umsetzungen. Sehr leicht entweicht ein Teil der Kohlensäure und des Schwefelwasserstoffes. Tritt dann noch atmosphärische Luft ein, so erfolgt bei den Schwefelwässern eine Zersetzung. Neuerdings hat man in den Schwefelquellen einen leicht zerlegbaren Stoff aufgefunden, das Kohlenoxydsulfid. Dieses spaltet sich in dem veränderten Wasser in Schwefelwasserstoff und Kohlensäure. Daher sind beide in den Füllungen getrennt enthalten. Es ist nun aber nicht gleichgültig, ob der Schwefelwasserstoff in Verbindung mit dem Kohlenoxyd in den Körper aufgenommen wird und nun erst dort die Abspaltung vor sich geht, oder ob der Schwefelwasserstoff allein dem Organismus zugeführt wird. In dem ersten Falle ist die Wirkung unweifelbar um vieles stärker, und darum ist das Trinken der Schwefelwässer unmittelbar an der Quelle entschieden vor-

zuziehen. Noch weittragender können die Veränderungen bei den Eisenwässern sein. Entweicht aus länger lagernden Krügen Kohlensäure, so bildet sich einfach-kohlensaures Eisen, das ungelöst zu Boden sinkt. Dauert der Kohlensäureverlust längere Zeit an, so entsteht Eisenoxydhydrat, das in der überstehenden Flüssigkeit ebenfalls unlöslich ist. Man hat dann schließlich auf dem Boden des Gefäßes einen braunen, schumigen Eisensatz und darüber reines Wasser. Wird der Bodensatz, was oftmals geschieht, nicht ausgeschüttelt, so trinkt der Leidende eisenfreies Wasser. Mißt man dagegen das ausgefällte Eisen wirklich durch Schütteln dem Wasser bei, so ist jetzt zwar in dem Glas Wasser ebenso viel Eisen als am Brunnen selbst, aber in einer ganz andern Form und Verteilung. Die Eisenbeimischung ähnelt nun einem medikamentösen Eisenpräparat und wirkt überhaupt nicht, weil seine Menge für diese Form der Darreichung allzu gering ist. Mineralwässer, die sich leicht verändern und zerfallen, sollten daher, wenn irgend angängig, in den Kurorten selbst getrunken werden.

Aber auch bei den nicht veränderlichen Mineralwässern ist zu beachten, daß es sich bei dem Gebrauch eines Mineralwassers nicht um die alleinige Anwendung dieses Heilmittels, sondern um eine planmäßige Heilmethode handelt. In der eignen Häuslichkeit stellen sich der zweckmäßigen Durchführung einer Mineralwässerkur die verschiedensten Hindernisse und Störungen entgegen. Ganz anders ist es aber in dem Kurort. Die Entzückung aus den beruflichen und häuslichen Ablenkungen, die Ortsveränderung, der Aufenthalt in freier, frischer Luft, die Verteilung von Ruhe und Bewegung, die Regelung der Diät, das alles wirkt bei der Erzielung des Heilerfolges bestimmend zusammen. In dem Kurort steht der Leidende gleichsam unter einer ständigen Ueberwachung des Arztes; er lebt nach den ihm gegebenen Vorschriften und Verhaltensmaßregeln ausschließlich seiner Kur. Und dabei ist die Einhaltung der Verordnungen außerordentlich erleichtert. Das ganze Leben in den Kurorten ist auf die jeweilig üblichen Heilmethoden zugeschnitten. Die Gesamtheit der Kurgäste beobachtet ein und dasselbe Regime, und schon die bloße Macht der Nachahmung zwingt den Genesungsuchenden, sich in die aufgestellten Vorschriften und erforderlichen Maßnahmen einzufügen und ihnen ohne Ueberwindung nachzukommen.

Wer es daher ermöglichen kann, soll eine Mineralwässerkur an der Quelle gebrauchen. Die Vorbedingungen zur Kräftigung und zur Wiedererlangung der Gesundheit sind hier die günstigsten. Die Natur hat sich von neuem mit frischem, treubem Grün geschmückt, woglich wehen die Lüfte, und rauschend sprudeln die Quellen. Daher eile, wer frei werden will von Leiden und Gebrechen, zu den genuesen-verheißenden, laubmkränzten Brunnennissen!

Ch. Haller





Viktoria. Lichtbildstudie von Alfred Enke

Kunstphotographie

Durch die Einführung des „trockenen Verfahrens“ und die Vervollkommenung der photographischen Aufnahmeapparate, der Gläser, Verschlüsse u. s. w., hat die Photographie in den letzten Jahrzehnten einen vorher ungeahnten Aufschwung genommen. Je mehr die Technik der Lichtbildnerei fortschritt, um so vielseitiger wurde aber auch die Anwendung der Photographie, dergestalt, daß es gegenwärtig kaum noch irgend eine Richtung menschlicher Tätigkeit gibt, in der sie nicht auf irgend eine Weise Verwendung gefunden hätte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die gegen früher

so ungemein vergrößerte Leichtigkeit des Verfahrens und die Möglichkeit, in Bruchteilen einer Sekunde Aufnahmen herzustellen, der Photographie Scharen von neuen Anhängern zuführte. So kam es, daß neben die Berufsphotographen bald die Liebhaberphotographen oder Amateure traten, die es reizte, ihre Umgebung, ihre Freunde und Bekannten in Gruppen und Einzelbildern auf die Platte zu bringen, und mit Hilfe ihrer Camera auf Ausflügen und Reisen besonders reizvolle Landschafts- und Architekturbilder, Scenen aus dem städtischen und ländlichen Volksleben u. s. w. festzuhalten. Mit

der Zeit taten sie sich zu zahlreichen Vereinen zusammen, und es muß anerkannt werden, daß durch sie in neuerer Zeit die künstlerische Seite der Photographie ganz erheblich gefördert worden ist. Etwa seit Mitte der neunziger Jahre hat sich der Amateurphotographie dann eine Bewegung bemächtigt, die seither im Gegensaße zu jener und zur berufsmäßigen Photographie die Ausbildung der Lichtbildnerei zu einem Zweige des künstlerischen Schaffens, zur Kunstphotographie, bewirkt hat.

die Stellung eines Figurenbildes zum Ausdruck zu bringen, jedoch ging auf den bis dahin zur Verfügung stehenden Kopierpapieren das meiste von den künstlerischen Absichten des Photographen, insbesondere alle Tonstimmungen, verloren. Bei der Anwendung des Gummidruckes dagegen, für den das Papier möglichst gleichmäßig mit einem Gemisch von Gummiarabikum, Kaliumbichromat und Farbe bestrichen wird, ist der Photograph auch im stände, „dem Bilde die Kraft der Erscheinung zu geben, die



Italienische Hirtenkinder. Lichtbildstudie von Alfred Enke

Dieser Umschwung erfolgte seit der Wiederaufnahme des sogenannten Gummidruckes, den Poitevin bereits im Jahre 1855 entdeckt hatte, der dann aber auf lange Zeit in Vergessenheit geriet. Dies Verfahren ermöglicht nämlich im Gegensaße zu den übrigen Kopiermethoden ein eigenmächtiges Eingreifen während der Entwicklung, wodurch der Kunstphotograph im stände ist, seine künstlerischen Absichten zum Ausdruck zu bringen. Vorher mußte er sich damit begnügen, sein künstlerisches Empfinden durch die Anordnung und die Wiedergabe des Ausdrucks einer Landschaft oder Person oder durch

dem Künstler vorschwebt, was durch wiederholtes Austragen der Farben und Trude erreicht wird. Er erlaubt ferner, während der Herstellung des Bildes in die Entwicklung eingzugreifen, sie aufzuhalten oder zu beschleunigen. Endlich ist es auch im Gummidruck möglich, farbige Trude herzustellen (s. Matthias-Masuren).“ Neben dem Gummidruck bedient sich die Kunstphotographie auch des Kohle- und Platinruckes, durch die sich gleichfalls künstlerische Wirkungen erzielen lassen.

Das Streben des Kunstphotographen geht dahin, mit Hilfe der Lichtbildnerei nicht bloße Kopien der



Die Mäherin. Lichtbildstudie von Alfred Enke

Wirklichkeit zu geben, sondern Kunstwerke zu schaffen, indem er den Ausschnitt einer Landschaft oder einen Menschen mit seiner Umgebung so auf das Papier bringt, wie das künstlerische Auge sie gesehen hat. Um zu zeigen, in welcher Vollendung das möglich ist, führen wir unsern Lesern vier Lichtbilder vor, die von einem der hervorragenden Vertreter der Kunstphotographie, Alfred Enke in Stuttgart, herühren, dessen Bildnisse, Landschaften u. s. w. auf verschiedenen Ausstellungen allseitige Anerkennung gefunden haben. Eine Anslese daraus hat er in zwei Sammlungen „Lichtbildstudien“ und „Neue Lichtbildstudien“ noch weiteren Kreisen zugänglich gemacht, und diese Veröffentlichungen haben auch außerhalb Deutschlands durch ihre echt künstlerische Auffassung und ihre feine Empfindung für alle Phänomene der Luft und des Lichts den Beifall der kompetentesten Beurteiler gewonnen. Wir sind in der Lage, einige der neuesten, noch nicht veröffentlichten Aufnahmen Enkes unsern Lesern darzubieten. Daß Enke nicht nur technisch alle Mittel und Kunstgriffe der Lichtbildnerei vollkommen

beherrscht, sondern daß er auch eine feinfühligste und mit kräftiger Individualität begabte künstlerische Persönlichkeit ist, tritt in den von uns wiedergegebenen Aufnahmen deutlich genug in die Erscheinung. Ungemein stimmungsvoll wirkt „Die Näherin“ hinter dem breiten Fenster, auf dessen Brett liebevoll gepflegte Blumen stehen, mit den feinabgemessenen Beleuchtungseffekten; prächtig gelungen ist der einen ganz idealen Eindruck hervorbringende Kopf der „Victoria“ mit dem Vorberzweig in dem dunklen Haar. Zum Schluß eine Gruppe von „italienischen Dürtenkindern“, zwei Knaben und ein Mädchen, die einträchtig in bunter Reihe nebeneinander sitzen und sich von der Sonne des Südens durchwärmen lassen. Durchaus gleichwertig treten den Bildnissen und genreartigen Plättchen die Marinen und Landschaften Alfred Enkes zur Seite, wie beispielsweise die prächtigen Aufnahmen vom Comerseer, in denen die äußere Erscheinung der Landschaft mit ihrem Stimmungsgehalt in vollendete Harmonie gebracht ist.

In einem japanischen Garten

(Siehe das Bild Seite 141)

Die Japaner sind leidenschaftliche Natur- und Gartenfreunde, und wenn der zu Gebote stehende Raum noch so winzig ist, so wird er doch dazu ausgenutzt, um ein Naturidyll im kleinen herzustellen. Wirklich anziehend ist es nach Max Buchners Schilderung, „den Japaner aus den unteren Schichten zu belauschen, wie er in seinem engen Haushalt ein Gärtchen von den allerkleinsten Dimensionen sich bereitet. Bei 4 Quadratmetern Fläche erlaubt er sich bereits eine Anlage, die man als Park bezeichnen kann. Da ist vom nahen Bache ein Wässerchen durchgelaufen, mit zackigen Felsen eingefast und mit einem platten Felsen überbrückt. Wacholder und Lorbeer, zwerghaft gezogene Föhren und Entladen liefern das Buschwerk, und in einer Ecke oder neben der Brücke wird eine Steinlaterne aufgebaut, in die man abends eine Lampe stellt, um das Ganze magisch zu beleuchten.“ Die japanischen Gärtner wenden allerlei besondere Künste an, um dem nationalen Geschmack entsprechende Gartenscenerien herzustellen; sie wissen Blumen und Bäume zu diesem Zweck umzugestalten, und namentlich ihre Zwergbäume sind berühmt. Fichten, Ahorne und andre Pflanzen, die uns als stattliche Bäume bekannt sind, werden dort in Töpfen gezogen, aber so, daß sie einerseits ganz wie alte Bäume aussehen — sie sind in der Tat bisweilen hundert und mehr Jahre alt — und daß dennoch nicht nur der Stamm, sondern auch das Laub entsprechend zwerghaft ist. Man verzerrt mit Vorliebe Nadelhölzer auf diese Weise, und um eine hundertjährige Föhre zu einem Krüppelhölzchen von nur zwei Fuß Höhe zu verunstalten, wenden oft drei Generationen

von Gärtnern ihre ganze Sorgfalt auf. In europäischen Gärten und Parks, zumal solchen, die in altfranzösischem Geschmack angelegt wurden, findet man Blumenbeete, die geometrische oder auch wohl Tierfiguren darstellen, wie man früher auch Buchsbaumheiden und ähnlichen Baumarten allerhand phantastische Formen zu geben liebte; die Japaner gehen hierin aber noch viel weiter. In den Gärten der Reichen und Vornehmen trifft man vielfach Bäume und Sträucher, die mit unendlicher Mühe und Kunst so gezogen und beschnitten sind, daß sie in ihren Umrissen irgend einen historischen Gegenstand, ja sogar die eine oder andre Scene aus einem beliebigen Theaterstück darstellen. In andern Gärten sind nur einzelne Figuren zu sehen; um aber die Ähnlichkeit noch täuschender zu machen, umgibt man die derart gezogenen und zurechtgestutzten Bäume mit Kleidungsstücken und setzt ihnen Masken auf, so daß man in der Dämmerung wirkliche Menschen vor sich zu sehen glauben kann. Unser Bild versteht uns in den Gärten eines reichen Japaners, in dem zwei solche in menschliche Gestalten verwandelte Bäume zu sehen sind. Sowohl die Figur im Hintergrunde, die einen Mann aus den besseren Ständen im Kimono darstellt, wie die im rechten Vordergrund, die einen in seinen Regenschirm aus Reistroh gebüllten Kuli wiedergibt, sind in der Tat überraschend naturgetreu. Die Gesichter und Hände sind aus einer Art Papiermaché über einem Holzgerüst gebildet. Mit stichtlichem Stolz zeigt der Besitzer des Gartens seinen Besuchern die kostümierten und maskierten Bäume.





Jugend hat keine Jugend
Nach dem Gemälde von Alfred Weeber



Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

IV

Es war Hans wie ein Traum. Und er wußte gar nicht einmal, war es nun eigentlich ein glücklicher — war es nur ein goldener Traum. Als sie landeten, hatte sie ihm noch einmal ganz kurz und fest die Hand gedrückt, und dann war sie an ihm vorüber auf die Steinstufen gebuscht und quer über den großen Rasenplatz nach dem Schloß zu. Er war gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Denn gleich darauf legte die Nacht an, und von der Schloßterrasse kamen die älteren Damen herab, mit der Fürstin, die ihn flüchtig, aber doch seltsam fragend und forschend, mit einem schnellen klugen Blick streifte und lächelte.

Es folgte ein kleines, feines Souper, doch ohne Ruth; sie ließ sich mit Kopfschmerzen, die sie plötzlich befallen hätten, entschuldigen. Auf ein paar Minuten war auch Elinor verschwunden, um Hans dann im Vorübergehen zuzuflüstern: „Ruth läßt Sie grüßen und erwartet Sie morgen mittag. Glück auf, lieber Hans!“ Viel erstaunte, verwunderte, verlegene Augen; eine wenig passende Phrase Klenshagens; ein flüchtiges Anstoßen mit dem Glase des Fürsten, der lächelte, der Deubel mochte wissen, war's ironisch, war's stumpfsinnig! Endlich die Fahrt durch die stille Nacht, neben dem lallenden, brummelnden alten Vierte ...

Und zwischen all den Bildern immer wieder ein Paar großer dunkler Augen. Tinas Augen. Lodernd ... tränenfeucht ... traurig ... Ach! Das half doch nun einmal nichts. Ecce ego! Durch!

Dann das Händeschütteln daheim auf der Veranda. Nur Malwiniens eiskalte Hand war ihm aufgefallen; wie leblos lag sie in der seinen. Jeder nahm dann eins von den bereitstehenden Lichtern ...

„Ich komm' gleich nach, Spah! Will nur noch mal nach den Pferden sehen.“

Dreimal war er hinten bis zur Pforte hinabgelaufen, hatte jedesmal eine ganze Weile auf dem Brett geessen, von dem aus die Mägde ihre Siebkannen füllten, wenn Wäsche auf der Wiese gebleicht wurde; hatte die Hände weit in das kühle Flußwasser hineingesteckt und sie dann gegen die brennend heißen Schläfen gepreßt.

Verlobt! Wirklich verlobt! Glückspilz! Schön... liebenswürdig... verliebt bis über die Ohren, diese Ruth, eifersüchtig sogar! Donnerwetter, was

wohl die Kameraden sagen werden? Millionärin. Schwager von Fürst Wolbegg. Romischer Kerl das. Zum Lachen. Ja, und nun ... ah ... nun alle Sorgen los. Frei — frei — frei!

Und er sah sich im Geiste mit Ruth durch Italien fahren, sah sich neben ihr auf edlen Pferden in einem endlosen Wildpart, sah sich mit ihr im Ballsaal — sah drüben das alte Haus seiner Väter in neuem Glanze, beerfetzt, getürmt, und die Gäste fuhrten vor, und ein Haushofmeister in Escarpins stand an der Treppe ... Und dann war ihm wieder, als ob er mitten auf dem Weltmeer schwimme, und es gebe kein Ufer für ihn ... Ah ... zu dumm ... zu dumm! Schlafen gehen, das war das einzig richtige. Morgen war auch noch ein Tag. Und was für einer!

Als er durch den langen, schmalen, dunkeln Korridor im Erdgeschoß schlich, auf leisen Sohlen, klappte plötzlich eine Tür. Ein Lichtstrahl leuchtete durch die Spalte, gleich drauf trat die Mutter heraus.

„Hans! Hans! Ich warte ja auf dich!“

Er schöpfte tief Atem. Es war ihm unbehaglich, peinlich. Aber als er dann in das vergrämte, erregte Gesicht der Mutter sah, in ihre blaßblauen Augen, die so erwartungsvoll, so ängstlich unter den Spizen der weißen Nachthaube auf ihn gerichtet waren, brach doch eine warme Empfindung in ihm durch. Sein Mutterchen! Ja, wahrhaftig, sie hatte ein Recht auf sein Vertrauen! So umfaßte er sie denn, zog sie in ihr Schlafzimmer zurück und fiel ihr um den Hals: „Verlobt, Mutterchen! Verlobt!“

Der Porzellanleuchter fiel ihr aus der Hand, zerplatzte auf der Erde, der kleine Kerzenrest glimmte auf dem Teppich. Und vor allem bückte sie sich, hob das Licht auf und sagte: „Gott, der gute Leuchter! In tausend Stücke. Nicht einmal zu fitten mehr.“

Er mußte doch lachen. Das war so ganz Mutterchen. Wieder umhalsste er sie, küßte sie: „Laß nur, Mama. Scherben bedeuten Glück!“

Nun erst fand sie sich wieder.

„Mein guter Junge! Mein einziger! Ja, Glück! Also wirklich. Und nicht ein Wort hast du mir vorher gesagt, du böser Junge. Gar kein Vertrauen gehabt. Ja ... und, weißt du, ich alte, dumme Mama hätte es ja überhaupt

nicht gemerkt, wenn mich der Henshagener nicht in seiner geschwägigen Art sozusagen mit der Nase darauf gestoßen hätte. Du guter Junge! Solch Glück! Ein so wunder schönes Mädchen . . . und so reich . . . ja . . . lieber Gott, ich kann's ja noch gar nicht fassen. Aber ich will sie auch sehr lieb haben. Ich will ihr eine sehr gute Schwiegermama sein . . ."

Während sie sprach, mit bebender Stimme, hingen ihre Augen immer an den weißen Porzellanstücken auf dem zerstückten Teppich, und plötzlich bückte sie sich: „Ich will sie doch lieber gleich zusammensuchen. Sonst tritt noch jemand hinein.“

Hans mußte wieder lachen. Aber da pochte es an der Tür, und gleich darauf trat die Großmutter ein. Auch sie schon in der Nachjacke, ohne die falschen Locken, die Haube ganz auf den fast haarlosen runden Kopf zurückgeschoben, die eine Backe bereits abgesehnt, die andre noch im schönsten Rosenrot. In der einen Hand ihren Kräftstock, in der andern einen Messingleuchter.

„Laß doch liegen, Winchen. Laß doch liegen,“ sagte sie. „Ich hörte euch sprechen. Na, und da wollte ich doch auch gratulieren. Natürlich. Ich störe doch nicht? Gott, das Glück, nicht wahr . . . Unser Hänschen mit dem Krustelfragen! Na ja, Hänschen, also alles all right? Ich tariere, morgen holst du dir das offizielle Jawort und die Zustimmung der allergnädigsten Frau Schwägerin, die, tariert ich weiter, wohl die letzte Entscheidung in Händen hält . . . ja . . . und dann: zieh ein, du Glanz, in unsre niedre Hütte! Meinen Glückwunsch, Hänschen!“

Es lag etwas im Ton der Großmutter, das Hans fast noch mehr kränkte als ihre Worte. Er richtete sich schroff auf, warf den Kopf zurück: „Danke, Großmama! Aber es scheint mir fast, als ob —“

„Als ob ich mit deiner Wahl nicht ganz einverstanden sei? Bewahre, Hänschen. Du kennst meine Ansichten doch — demokratisch nanntest du sie ja wohl neulich. Ich bin ganz einverstauden. Ich freu' mich mächtig, daß mal wieder ein Hagelitz zu Gelde kommt, und das Mädchen . . . Par-don, mach nicht gleich solch Gesicht . . . also deine Brant gefällt mir sehr. Hat so etwas Ruhiges, sich nicht Aufregendes, Temperamentloses, wie's für euch Hagelitze gerade paßt . . .“

„Nun — also?“

Die Großmutter stellte ihren Leuchter auf die Kommode, stapfte auf dem Kräftstock an Hans vorbei und stellte sich neben ihre Schwiegertochter.

„Ja — also! Siehst du nämlich, Winchen, sagen muß ich's ihm doch. Und daß ich's ihm in deiner Gegenwart sage, ist wohl grad recht. Nämlich nicht etwa, daß unser Hänschen da ein ganz leichtsinniges Bürschchen ist, der so den letzten Rest der Hagelitzschen Habe, ich fürchte auch den seiner Schwester, vertan hat. Bewahre, Hänschen. Du bist ja eben ein Hagelitz. Die können nicht anders, und nun wirst du ja wohl auch 'ne

goldene Decke über das alles ausbreiten, mein Hänschen.“

Frau von Hagelitz sah verwirrt bald auf den Sohn, bald auf die Greisin. „Warum bist du nur so bitter, Mama?“ Sie kämpfte mit Tränen. „Du lieber Gott, wo wir endlich einmal eine Glücksstunde haben —“

„Laß doch, Mama —“ sagte Hans, an der Unterlippe nagend.

„Ich bin gleich zu Ende, ihr lieben Kinder. Herunter muß es aber von meiner Brust, sonst ersticke ich. Nämlich, daß das Hänschen da ein ganz niederträchtiges Kerlchen ist —“

„Großmutter!“

„Sei still! Ich seh' dir an, du weißt ganz genau, was ich meine. Aber deine gute Mutter scheint blind. Du hast natürlich nicht gesehen, daß er seit Jahren unsrer guten, lieben, braven, schönen Tina den Kopf verdreht hat —“

„Großmutter!“

„Ich hab's gesehn. Ich hab' auch gesehn, als du im Herbst hier warst, daß du sie geküßt hast. Du lieber Gott, ein Küßchen in Ehren — ich bin ja nicht so. Aber es gibt da einen Unterschied. Wenn nämlich ein anständiger Mann merkt, daß ein junges, temperamentvolles Mädchen mit allen Fibern des Herzens an ihm hängt, er selbst aber höchstens eine Liebelei im Sinne haben kann, dann —“

Hans hob die Hand: „Nun, bitte . . . nun ist's genug, Großmama,“ stieß er hervor. „Schön — es ist alles wahr, was du gesagt hast. Aber ich will deinen eigenen Satz vollenden . . . dann zieh ein verständiger junger Mann sich eben zurück! Das habe ich getan. Was sollte ich mehr tun? Ich leugne ja gar nicht, daß ich Tina sehr gern hatte. Aber ich sah eben, gottlob, rechtzeitig ein, daß es für mich und vor allem für sie selbst ein Unglück gewesen wäre. Du mußt doch selbst sagen, Mama, wohin sollte es denn führen, wenn . . .“

Frau von Hagelitz schluckte, aber sie nickte zustimmend: „Ja Mama, das ist doch wahr! Gott, ist das schrecklich! Ein Glück nur, daß du rechtzeitig . . .“

„Rechtzeitig!“ Die Greisin lachte. „Ein Glück nur, sage ich, daß meines guten Heßkeins Augen auch mit Blindheit geschlagen waren. Ein Unglück aber war's, daß ich alte, leichtsinnige Kreatur dir, mein teures Hänschen, nicht damals im Herbst den Kopf zurechtgerückt habe!“ Sie griff nach ihrem Licht und hob es hoch, als wolle sie Mutter und Sohn besonders deutlich beleuchten. „Na ja . . . Ihr seid natürlich einig. Wie sollte es auch anders sein. So ist doch einmal der Welt Lauf. Ich will euch zu eurer seelischen Befriedigung sogar noch eins dazu prophezeien: die Tina wird an ihrer verschwendeten Liebe nicht zu Grunde gehen. In der steck ein zu guter Kern. Sie wird leiden, aber sich durchkämpfen und, will's Gott, noch einmal einen guten Mann lieb haben und glücklich machen. So — gute Nacht, Kinder!“

Leise schlich sich Hans, nachdem er die weinende Mutter noch einmal schweigend umarmt hatte, die Treppe hinauf und in das Zimmer. Gottlob: der Spatz schlief schon. Oder nicht? Nun, jedenfalls war er verständig genug, die Augen geschlossen zu halten. Nur nicht noch einmal Erklärungen, Auseinandersetzungen! — — —

Am nächsten Mittag holte sich Hans das offizielle Jawort. Es ging sehr gelassen dabei zu. Ruth ließ sich schweigend umarmen und küssen. Der Fürst zeigte, als ihm die vollendete Tatsache unterbreitet wurde, sein gewöhnliches Lächeln und seine großen gelblichen Zähne, gratulierte aber „herzlichst“. Nur die Fürstin schien ein wenig erregt, so sehr sie es verbar. Sie war auch die einzige, die ein wahres, warmes Wort fand: „Machen Sie Ruth glücklich!“ Und sie sah dabei Hans so eigen an. Er wußte nicht recht, was er aus dem Blick der dunkeln Augen herauslesen sollte: Freude, Zweifel — oder Neue.

Dann, beim Lunch, war es wieder Ellinor, die sagte: „Wir müssen aber doch Pa benachrichtigen —“

Ruth nickte gleichmütig: „Ja, das müssen wir. Natürlich. Aber wo ist Pa jetzt?“

Der Fürst machte ein langes, sehr langes Gesicht, wie eben jemand, der einen höchst unbehaglichen Logiergast erwarten muß. Aber dann glänzte er plötzlich auf, und es war Hans, als sei es vor Schadenfreude. „Selbstverständlich, Ell. Pa wird hoffentlich sofort angetanzt kommen.“

Die beiden Damen tuschelten. Hans hörte nur so viel heraus, daß Pa entweder in Paris im Continentalhotel, oder in Rom im Albergo Reale, oder in Neapel im Grand Hotel, oder in Monte Carlo, oder in Ostende sei. Nein, jetzt doch wohl in Paris. Mindestens werde man dort seine Adresse wissen.

„Du schreibst also, Ruth?“

„Schreiben? Ach, liebe Ell, ich bitt' dich recht sehr, telegraphiere du doch an Pa.“

Hans hatte das unsichere Gefühl, daß er an Mißter Forster, seinen zukünftigen Herrn Schwiegerpapa, eine schöne Epistel jenden müsse. Er sprach diese Absicht auch aus. Sie wurde mit Hochachtung aufgenommen, aber mit allgemeinem Widerspruch. Selbst Ellinor erklärte: „Nein, nein, Herr von Hagelig ... Pardon, lieber Hans! Dann müßte Pa ja wieder schreiben. Ihn sind Tatsachen das liebste. Ich werde drahten: „Alles weitere mündlich.“ Dann kann sie einen Augenblick nach. „Ja so! Mit den Anzeigen muß natürlich gewartet werden. Und dann ... ich habe einmal gehört, als Offizier müssen Sie auch Ihrem Kommandeur Mitteilung machen ... nicht wahr? Also das auch erst, wenn Pa hier war.“

Sie mochte wohl in dem Antlitz des Schwagers eine leise Verstimmung, eine Sorge lesen. So setzte sie hinzu: „Nebrigens, lieber Hans, nur keine Angst. Pa ist ein guter Mann, der Ruths Glück sicher nicht im Wege stehen wird. Außerdem —

er respektiert immer unsre Entschließungen. Etwas Geduld — das ist alles.“

Der Fürst zog wieder seine Grimasse.

Als Hans Hagelig nach Hause fuhr, konnte er sich der Empfindung nicht erwehren: „Hilf Himmel! War das eine stimmungslöse Sache! Aber er kämpfte den leisen Verdruß herunter und malte sich in den goldigen Sonnenuntergang goldige Träume hinein. Bisher war er Sklave gewesen — Sklave der alltäglichsten Misere; nun wollte er Herr sein. Bisher hatte er sich bücken und sich plagen müssen; nun wollte er Hans im Glück sein. Und im Glück auch gut. Es war doch eine große Scham in ihm. Ja, gut! Donnerwetter ja! Eine Wonne mußte das sein, geben, schenken zu können. Der Mutter, der armen lieben Mama, und Malwine ... Und so mal einem armen Kameraden mit ein paar blauen Lappen unter die Arme greifen zu können: „Da, guter Spatz! Gib's mir wieder, wenn du General bist, mein Junge!“

Glücklich hatte er alles Unangenehme, Feinliche heruntergezungen, als er in Vielberg einfuhr. Und als sie vom Dorfanger in den Gartenweg einbogen, kramte er das letzte Zwangsmarkstück aus der Tasche und reichte es dem alten Vetter.

„Na ja —“ brummelte der. „Id dan! schön, Herr Veitnant. Nu id gratulier' och scheenstens —“

„Wozu denn, Vetter?“

„Na, da im Kutscherzimmer, bei Fürstentens, han ich so allerlei geredt — von wegen — Na, un id meen' immer, wat di Glaringer könn'n, könn'n de Vielberger noch allenege. Prrr! Da wär'n wer ja mal wedder.“

Drei Tage, dann kam Pa.

Der eigentümlich gedrückten Atmosphäre in Vielberg hatte sich Hans Hagelig möglichst zu entziehen gesucht, indem er um elf Uhr nach Glaring fuhr und erst am späten Abend heimkehrte. Einmal war auch Frau von Hagelig nachgekommen, um ihre Schwiegertochter unter vielen Tränen zu umarmen, was Ruth mit großen verwunderten Augen seelenruhig über sich ergehen ließ.

Ganz loslösen von der schwülen Luft im Elternhause konnte sich Hans in diesen Tagen aber doch nicht. Die spöttischen Augen der Großmama, das ernste, fähle abwehrende Gesicht der Schwester hätte er vielleicht zu ignorieren vermocht, und Galtweg bekam schon am zweiten Tage eine Depesche, die ihn „in dringenden Familienangelegenheiten“ nach Berlin zurückrief. Hans fühlte, daß das Telegramm „bestellte Arbeit“ war, und er war dem Spatz eigentlich dankbar für diesen neuen Beweis seines Tastes. Trotzdem war der Abschied von dem Kameraden ihm etwas peinlich.

Das schlimmste aber war: Hans empfand überall, wie die Fäden, die aus dem Pfarrhause nach dem Vaterhause hinübergeführt hatten ein Menschenalter hindurch, plötzlich gelöst waren —

für ihn; er empfand aber auch, daß sie unsichtbar fortbestanden. Tina kam nicht, aber die Schwester war viel bei ihr; der alte Pastor ließ sich nicht sehen, aber die Großmutter brachte lange Stunden im Pfarrhause zu. Und die Mutter, in deren Art es lag, immer wieder auf scheinbar abgetane Dinge, mit Vorliebe auf peinliche Dinge zurückzugreifen, meinte bald: „Wenn doch bloß das mit der Tina nicht gewesen wäre!“ — bald: „Wenn doch die Tina ihren Vächter geheiratet hätte, das dumme Ding!“ oder: „Was sich eigentlich die Tina nur eingebildet hat? Du konntest sie doch nicht heiraten!“

Nein! Nein! Weder er noch sie hatten ja je von Heirat, von der Zukunft überhaupt gesprochen. Hatten wohl auch nie an sie gedacht. Hatten sich lieb gehabt — lieber Himmel, es war eine Jugendeselei gewesen, Primanerliebe — nicht viel mehr! Aber weh tat's nun doch... es war das einzige, was Hans nicht ganz überwinden konnte. Es blieb da ein Rest — etwas wie eine gesprungene Saite, ein leiser Wehklang.

Ja! Und nun kam Pa! Die Fürstin war ihm bis Koppa, zur Bahnstation, entgegengefahren. Er kam also völlig orientiert, völlig vorbereitet in Glaring an.

Ein spindeldürrer, langer alter Mann mit Habichtsnase, Pergamenthaut, großem gelbgrauen ausstrahlten Vollbart. Angetan mit einem schlottigen gelben Anzug, in gelben Schuhen, gelbem Strohhut, gelben Handschuhen — eine Symphonie in Gelb. Im zweiten Wagen saß sein Kammerdiener, ein Muster von Eleganz. Ruth und Hans standen auf der Rampe, als der Wagen vorfuhr; der Fürst, mit dem Einglas im Auge, händereibend im Hintergrunde. Hans war doch etwas erregt, Ruth ganz ruhig. Es schien fogar, als ob sie ein wenig Mitleid mit ihrem Bräutigam habe. Sie flüsterte ihm zu: „Pa ist doch ein sehr guter Mann.“

Der alte Herr sprang recht elastisch vom Wagen, ging auf Ruth zu, küßte sie auf die Stirn und streckte dann Hans die lange sehnige Hand hin. „Guten Tag, Herr Hagelich!“ Er musterte ihn dabei von oben bis unten. „Also Sie wollen das Schächchen heiraten? Sehr angenehm. Danke. Wünsche Ihnen viel Vergnügen.“

Hans war wie mit Blut übergoßen. „Mister Forster —“ begann er. Aber der alte Mann sagte nur noch kurz: „Schön! Schön! Weiß schon! Ueber das Geschäftliche sprechen wir nachher!“ Und dann: „Ah, da ist ja auch der Fürst! Good day! Nun möcht' ich aber meine Zimmer. Ellen, meine Zimmer — hörst du nicht? Welche Nummer? Nicht mal ein Lift? Na, dann nur los. Ich hab' die Ehre!“

Mit zusammengebißenen Zähnen starrte Hans vor sich hin, bis Ruth ihre Hand auf seinen Arm legte: „Aber Hans, was hast du denn eigentlich nur? Pa war doch rührend gut!“ Und gleichzeitig kam der Fürst von der andern Seite, schob seine Hand in den rechten Arm von Hans und

sagte auch, freilich in anderm Tonfall: „Aber Hagelich, was wollen Sie denn eigentlich? So ist Pa doch immer!“ Und mit dem Anflug eines bei ihm seltenen Galgenhumors fuhr er fort: „Kinder, wir wollen für bei mir im grünen Zimmer 'ne Rulle Rommery trinken... Sorgenbrecher!“

Nach einer halben Stunde kam Francis, der Kammerdiener: „Mister Forster wünsche den Herrn Baron zu sprechen.“

Hans stand sofort auf. Der Fürst begleitete ihn bis in die Vorhalle: „Lieber Hagelich, wenn Sie einen Rat wollen — ehem! — lassen Sie dem Grenel sagen: falls er Sie sprechen wolle, möchte er zu Ihnen kommen! Na ja — ich weiß ja — es geht so nicht. Also mit Gott — und nur nicht verblüffen lassen. Im Grunde, Sie wissen es ja aus zwei schönen Mäandern, im Grunde ist Pa gut. Aber der Grund liegt tief. Gott befohlen!“

Im Korridor des ersten Stockwerks traf Hans auf die Fürstin. Fast schien es, als habe sie auf ihn gewartet. Sie drückte ihm die Hand: „Alles geht trefflich, Hans. Glauben Sie mir: Pa ist gut.“

Francis stand schon an der Tür: „Mister Forster läßt bitten —“

Pa lag, etwas sehr leicht bekleidet, auf der Chaiselongue und kämmte sich mit seinen langen gelben Fingern seinen langen graugelben Bart. Er sah übrigens wirklich ganz jovial aus.

„So! Da wären wir ja. Freude mich sehr. Wer sind Sie eigentlich, Herr Hagelich?“

„Leutnant im 7. Gardegrenadierregiment, Herr Forster.“

„So! Ich bin Oberst. Colonel von der 9. Schützenbrigade. Nebraska II. E. Sehr angenehm. Sie haben auch ein Gut hier, sagte mir Ellen. Auch mit solch einer alten Raubburg?“

„Ein mäßig großes Gut mit einem hübschen Wohnhaus.“

„Mäßig groß — das heißt klein. Schön. Also Leutnant und Besitzer eines kleinen Gutes. Viel ist das nicht, Herr Hagelich.“

Visher hatte Hans gestanden. Aber nun lockte es doch in ihm auf. Wie ein Bedienter wenigstens wollte er sich nicht behandeln lassen. Er zog sich also den nächsten Stuhl heran: „Sie erlauben!“, setzte sich und sagte kurz: „Viel ist das in der Tat nicht, nach Ihrem Maßstab gemessen. Wir messen hier etwas anders. Aber das tut wohl nichts zur Sache. Ruth liebt mich, und ich liebe sie. Haben wir Ihre Zustimmung oder nicht?“

Der Amerikaner ließ endlich von seinem Bart ab, faltete die Hände über der Brust und wandte, als sei er plötzlich ungleich mehr interessiert, sein Gesicht mit einer halben Wendung Hans zu.

„Ruth ist majorenn!“ meinte er. „Und meine Töchter können überhaupt tun, was sie wollen. Müssen's ja auch selbst ausbaden — ihre Männer auch. Wir ziemlich gleichgültig, wen sie heiraten. Wollte mich als ordentlicher Geschäftsmann nur orientieren.“



In einem japanischen Garten: Kostümierte und maskierte Bäume

Zeichnung von Franz Tadd (Text S. 136)

Er blinzelte unter seinen dicken Augenbrauen ganz freundschaftlich zu Hans hinüber und fuhr dann fort: „Well! Also hören wir weiter: wieviel Schulden haben Sie, Herr Hagelitz?“

Hans sah gerade nach dem Kamin hinüber, und ihm war's wirklich auf einen Moment, als sähe da oben auf dem Sims das graue Maringer Gespensternännchen, von dem die Großmutter erzählt hatte; wie im Fluge schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: „wenn doch das Kerlchen heut nacht dem verehrten Pa eine Riße anbieten wollte —“ So verzögerte sich seine Antwort.

Uebrigens schien Pa dies nicht weiter übelzunehmen. Er rekeltete sich ein wenig und sagte lächelnd: „Ich meine, Herr Hagelitz, Sie haben das nicht so genau im Kopfe. Nun, zu viel kann's ja nicht sein, denn Schulden richten sich immer nach dem Kredit. Hä — hä! Ist schließlich auch des Schäfchens Sache, ob sie Ihre Schulden bezahlen will.“

Jetzt war Hans so weit, daß er einwerfen konnte: „Etwa siebzigtausend Mark — hoch gegrüßt!“ Er hatte dabei im Kopfe schon ganz Bielberg hypothekensfrei gemacht.

„Für Ihre Jahre immerhin eine ganz hübsche Leistung, Herr Hagelitz.“ Pa lächelte ordentlich nachsichtig. „Achtundzwanzig — dreißig, schätz ich, was? So mit dreißig hatt' ich schon meine erste Million gemacht, mit zweiunddreißig allerdings auch schon wieder verloren; der Morrison hatte eben noch bessere Stiefelwische oder verstand die Kellame besser. Aber da verarbeitete ich meinen ganzen Rest Wichse zu Magenpillen — hä, hä — und da holt' ich's wieder. Famose Zbee — was?“ Er rieb sich die Hände, und dann warf er plötzlich den Oberkörper hoch, lehnte die Füße seitwärts, setzte sich auf, schlug Hans auf die Schulter und spuckte kunstgerecht aus: „Sie gefallen mir ganz gut, Herr Hagelitz. Ich bin auch mal ein armer Schlucker gewesen — mein Vater kam ohne Heud und Stiefeln aus der Pfalz nach Amerika! — ich weiß, wie arm sein tut. Ich will Sie nicht weiter quälen. Also Ruth hat von ihrer Mutter selig etwa zwei Millionen Dollar. Eine Million liegt drüben fest; zurzeit schlechte Konjunktur. Die andre Million ist in guten Eisenbahn-Bonds angelegt. Ich gebe meiner Tochter jährlich fünfzigtausend Dollar, zahlbar in Vierteljahrsraten bei der Deutschen Bank in Berlin. Damit können Sie doch leben, — nicht, Herr Hagelitz?“

Vor den Augen von Hans breitete es sich wie ein goldner Schimmer. Große Dollarstücke und buntfarbige Banknoten führten einen wahren Herzenreigen vor ihm auf. Er überschlug dabei ... also etwa vierhunderttausend Mark Jahreseinkommen! Donnerwetter! Donnerwetter! Hans im Glück! Ist's denn eigentlich auszubedenken! Pa war am Ende doch ein guter Mann.

Er würgte hervor: „Sie ... sind sehr gütig ... Mister Fortier ...“

Pa spie wieder kunstgerecht aus. Es kam

jezt fast so etwas wie Nührung in seine trockene Stimme. „Ja, wissen Sie, Herr Hagelitz, allmählich gewöhnen wir uns ja daran, unsere Schwiegerköhne in Europa zu bezahlen. Warum auch nicht? Ist am Ende noch billiger, als wenn mich drüben irgend ein Mister Smith, der meine Tochter ja auch heiraten könnte, mit Kupfer-Schares reinlegte. Ist auch schließlich angenehmer, als wenn sie drüben vielleicht mit ihrem Kutscher sich trauen tieße, wie Jestrine Walton und Evelyn Verard.“

Er griff rückwärts auf die Tischplatte, nahm sein Checkbuch und Tintenstift und schrieb einen Check aus: „Da, Herr Hagelitz. Still! Fünftausend Dollar. Schwiegervaters Geschenk für Ihnen. Bezahlen Sie damit das Nötigste ... weiß, ein Braustand kost' immer Geld, und ich will nicht, daß Sie sich vor dem Fürsten lumpen lassen. Hä — hä! Daß Sie's nur wissen, Herr Hagelitz, Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin, meiner Tochter Elminor, geb' ich jährlich nur fünfundvierzigtausend! Nämlich: meiner Ruth geb' ich fünftausend mehr, damit sich der Fürst ärgern soll. Hä — hä ...“

Wahrhaftig — da saß wohl wirklich das graue Männchen auf dem Kaminsims! Hatte es nicht eben mitgelacht? Hä — hä! Hi — hi!

„So! Nun wären wir wohl fertig, Herr Hagelitz. Ja so — wann soll denn die Hochzeit sein?“

„Wir haben noch nicht darüber gesprochen.“ „Also sagen wir Anfang Oktober. Nur nicht so lange warten. Dafür bin ich nicht. Und im November muß ich in Rom sein. Well — Anfang Oktober ... Hat mich sehr gefreut, Herr Hagelitz. Gefallen mir recht gut. Und nun bestellen Sie mir den Francis. Ich habe Hunger —“

Draußen stand Hans ein Weilchen vor der Tür, ohne sich zu rühren. Er wußte nicht recht, sollte er lachen, sollte er sich ärgern, sollte er heulen. Da knitterte der Check in seinen Fingern ... Pa war wohl doch gut!

V

Die Hochzeit von Hans Hagelitz war vorüber. Sie war in Bielberg gefeiert worden, trotz mancher Proteste Pas und trotzdem Ruth selbst wohl lieber in Berlin zum Altar geschritten wäre. Frau von Hagelitz, die sonst immer Nachgiebige, hatte ihren Willen durchgesetzt: „Ruth hat keine Mutter. Ich bin an deren Stelle getreten. Die Hochzeit soll unter meinem Dache stattfinden.“

Vierzehn Tage hindurch hatte derselbe Dekorateur, der dem jungen Paar die Villa in der Rauchstraße einrichtete, mit unumschränkter Machtvollkommenheit in Bielberg geschaltet und gewaltet und das Unterste zum Obersten gekehrt. Hans hatte neue Wagen und Pferde geschickt und zum Entsetzen Pierces einen Kutscher, der nur englisch sprechen zu können vorgab. Der Garten war umgestaltet worden, das Kirchlein in einen Hain köstlicher Blümpchen verwandelt; seit den Tagen

des Großvaters war der Weinkeller nicht so assortiert wie jetzt, und schließlich langte schon ein paar Tage vor der Hochzeit ein Küchenschef mit drei Gehilfen aus Berlin an, um die Vorbereitungen für den großen Tag zu treffen.

Zwei Tage vor der Hochzeit kam Pa. Direkt vom Nordkap, diesmal mehr braun als gelb und äußerst guter Laune. Frau von Hagelich hatte ihm ihr eignes Schlafzimmer eingeräumt, und der Dekorateur hatte das Seinige getan; aber Mister Forster goß sofort eine ganze Schale zarter Vermehrungen über den allseitigen guten Willen, ihn liebenswürdig aufzunehmen, aus. Nach vierundzwanzig Stunden fürchtete ihn das ganze Haus. Nur mit der Großmama verstand er sich nach der ersten Begegnung ausgezeichnet. Als er sie zum ersten Male beim Lunch sah, hatte er ihr ins Gesicht gelacht.

„Ich sehe wohl sehr komisch aus, Mister Forster?“

„Meine ja! Kann mir nicht helfen.“

„Mir geht es gerade so, Mister Forster. Ich kann mir auch nicht helfen: Sie sind ein ganz ungezogener alter Narr!“

Haus hätte in die Erde sinken mögen, die Mama wurde freidebleich. Aber Pa lachte seelenvergnügt: „Old Lady hat ganz recht. Ich mag Leute gern, die die Wahrheit sagen. Hab' mein Lebtage nur Geld machen müssen, immer Geld. Als ich endlich genug hatte, war ich zu alt und zu faul, um — was man so nennt — noch gute Manieren zu lernen. Dafür hab' ich meine Töchter und meinen Francis.“

„Ganz recht, Mister Forster. Und ich bin auch zu alt, um meine guten Manieren zu verbessern. In meiner Gegenwart müssen Sie sich schon ein wenig zusammennehmen. Mir ist das nämlich ganz gleichgültig, ob Sie Millionen haben oder nicht. Geld imponiert mir gar nicht, nur ausländische Gefinnung.“

Er starrte die Greisin einen Moment mit großen erstaunten Augen an. Als sie aber ganz ruhig saß und seinem Blick nur mit einem ironischen Lächeln begegnete, schob er plötzlich seine Rechte bis zu der ihren heran: „Geben Sie mir die Hand, Missis Hagelich. Das ist ganz recht, was Sie sagen. Ganz recht. Das mit der ausländischen Gefinnung. Das hat mir seit dem Tode meiner Frau niemand gesagt. Ich schätze Ihnen sehr hoch ein, Missis Hagelich.“ —

Am Hochzeitssorgen — ein Vollerabend fand zum Hochzeitsfest des ganzen Dorfes nicht statt — traf ein Duzend älterer und jüngerer Kameraden ein. Das Haus war so voll, daß Hans für den einzelnen beim besten Willen nur ein paar flüchtige Worte haben konnte; selbst für Gallweg nicht mehr als Handschlag und Gruß.

Dann kamen, im Woldeggschen Vierspanner, Ruth und die Fürstin.

Der alte Heßlein war krank. Der gefeierte Berliner Garnison- und Hofprediger D. Grün hatte auf Bitte von Hans seine Vertretung über-

nommen. Und nun kamen, als die Glocken erklangen und er an der Seite der Braut den kurzen, blumenbestreuten Weg bis zum Kirchlein ging, doch Minuten für Hans Hagelich, in denen er sich ganz glücklich fühlte; glücklich nicht im materiellen Sinn, sondern in der frohen Zuversicht, Liebe geben, Liebe ernten zu können. Alles Häßliche fiel von ihm ab, tauchte unter in Zukunftshoffnungen, in innigen, guten, ehrlichen Vorsätzen. Ihm selbst war, als reinige, stärkte ihn jeder Schritt auf der Heimatserde.

Wie schön war doch seine Ruth in dem waltenden Seidenkleide mit dem Myrtenkranz auf dem üppigen blonden Haar! Wie lieb sah ihr blaßes Gesicht aus, wie weich und zärtlich war sie soeben gewesen, als er sie an sich gezogen und geküßt hatte! O — von ihm sollen die Leute und Leuten nicht sagen: er hat um Geld geheiratet! Sie brauchten ja nur auf diese schlanke, hohe Gestalt zu schauen, auf dies anmutige, ebenmäßige Gesicht, um zu wissen: solch Mädchen heiratet man aus Liebe.

Die Ringe waren gewechselt. Der letzte Gesang des Dorchors verhallt. Das junge Paar schritt zurück nach dem Elternhause, umringt von den Glückwünschenden, inmitten des langen Spaliers der Dorfbewohner, der Neugierigen von nah und fern.

Ganz hinten im Zuge ging Gallweg mit dem Baron Plenshagen. Der Zufall hatte sie zusammengeführt. Gallweg schritt schweigend aus, seine Augen wanderten immer wieder zu dem eisenbekränzten Pfarrhaus hinüber. Der Baron sprach desto lebhafter. „Dieser Glücksspiß, der Hagelich! Im Vertrauen: es war hier Matthäi am letzten. Na, nun ist er dick 'raus mit siebzig und einem Freilos, wie man früher sagte. Ich gön'n's ihm. Ich wollte nur, unser junger Adel suchte, fände mehr Gelegenheit, sich so zu konsolidieren. Ist ja bei diesen Jammerzeiten und den berühmten halben Maßregeln der Regierung die einzige Gelegenheit, sich zu halten. Ob der Hans wohl in Dienst bleiben wird?“

„Ich denke doch, Herr von Plenshagen —“ Der Spaß hatte nur mit halbem Ohr hingehört und antwortete zerstreut. „Wie kommen Sie darauf?“

„Na, ich war da neulich mit dem Brautpaar zusammen in Glarung. Unter uns gesagt: famose Frau, die Fürstin! Doch die bedeutendere von den Schwestern. Ja — also wir saßen beim Tee zusammen . . . es gibt 'n bißel viel Tee in Glarung . . . na, der Fürst holt's wohl heimlich nach . . . ja so, und da kam die Rede auf die Hochzeitsreise. Höchste komisch, versichere Sie, auf Ehre. Nämlich die Braut . . . die junge Frau . . . war ganz verwundert, daß der Hans nur vierzehn Tage Urlaub habe. „Aber warum nimmst du nicht mehr?“ — „Erst kriegen, Ruth.“ — „Wieso, Hans?“ — „Das hängt doch nicht von mir ab, sondern vom Kommandeur.“ — „Ja aber, wenn wir doch nun länger reisen wollen?“

— Gehst nicht, teure Ruth! — Ja aber, wenn ich nun vier Wochen in Florenz bliebe? ... Na, Sie können sich das ja weiter ausmalen — so diese verdohnte Millionärin als Gattin eines jungen Garde-Infanterie-Offiziers! Ich glaube, er wird doch bald den Abschied nehmen.“

„Das sollte mir bitter leid tun. Dann würde er am Ende nur der Mann seiner Frau.“

„Ja ... was wollen Sie? Das ist nun einmal nicht anders. Na, und ... der Mann dieser schönen Frau zu sein, ist doch so übel nicht.“ ...

Wie ein holder Traumrausch zogen die nächsten beiden Stunden mit ihrem bunten Bilderwechsel an Hans vorüber: die feierlichen und die heiteren Reden, die Hunderte von Depeschen, die Tränen der Mama, der feste, ehrliche Handdruck der Schwester: „Sei ein Mann, Hans! Beglücke und sei glücklich.“ ... Der große Saphirschmuck, den Pa bei Tisch plötzlich Ruth um den Hals hängte ... das Lächeln Ellinors ... die Hurtarufe der Vielberger vor der Veranda ... Dann sein und Ruths heimliches Entweichen ... wie er ungeduldig auf sie wartete, bis sie im schlichten grauen Reisekleid plötzlich wieder vor ihm stand ... Arm in Arm schließlich durch den dunkeln Garten bis zur großen Eiche, wo der Wagen hielt ...

In einer halben Stunde mußten sie in Koppa sein. Dort wartete der Gttragag schon auf sie ... in drei Stunden waren sie in Berlin ...

Der Wagen zog an. Ruth schmiegte sich an Hans. Er suchte ihren Mund. Sie küßte ihn, leise erstickend. Da wurde der Wagen noch einmal aufgehalten. Nach altem Brauch hatte die Vielberger Jugend einen Strid über den Weg gespannt, Hans mußte sich „lösen“. Aber als er sich, ärgerlich und doch lachend, aus dem Schlag bog, um den johlenden Vortrassen eine Handvoll Silbermünzen hinzuwerfen, da sah er die erste Rakete des Feuerwerks zum dunkeln Nachthimmel emporsteigen. Kerzengerade stieg sie in die Höhe. Einen Augenblick stand sie, hellleuchtend, grade über dem Dach des Pfarrhauses. Dann zerplatzte sie. Ein Strichregen und tiefes Dunkel.

Gallweg war noch zwei Tage in Vielberg geblieben, eigentlich auf Veranlassung der Großmutter, die da behauptete, sie könne „beim Abbruch der Herrlichkeiten und der Kestvertilgung nicht ohne männlichen Beistand“ sein. Mit ihr war er auch zum Pfarrhaus hinüberggegangen, um Heßstein einen Besuch zu machen. Er fand ihn, wie er vermutet hatte, nicht traurig, wenn auch nicht gerade wohl. Vielleicht entbehrte er auch nur die Tochter. Tina war verheiratet. Er mochte nicht fragen, wohin, auf wie lange? Der alte Herr war so seltsam weich, und in seinen guten blauen Augen schimmerte es so feucht.

Als sie gingen, murrte die Greisin: „Na, Pastor, Ihr holdes Angesicht gefällt mir nun schon gar nicht. Können Sie's noch nicht verwinden, den Hans nicht höchstselbst unter die Haube gebracht zu haben? Ja, alter Freund ...

und das Diner! Und die Menschheit! Schon bloß unser Pa ... lebenswert! Ach was, rapeln Sie sich nur auf! Morgen komme ich mit der Wini. Das ist ein vernünftiges Mädel. Wir dreschen dann einen ordentlichen Whift. Waschen Sie die Karten nur immer!“

Er lächelte nur trübe.

Unterwegs stöhnte die Großmutter dann doch: „Er wird nicht mehr. Er überwindet's nicht. Was mußte die Tina sich ihm schließlich auch ans Herz werfen und ihm ihr vermeintliches Unglück vorbeulen, die dumme Kröt', das liebe Ding! Unglück? ... Glück hat sie gehabt.“

Gallweg ging schweigend neben ihr her. Ihm war diese Erörterung unsagbar peinlich.

Aber da blieb die Greisin stehen, tippte ihm mit ihrem Kräftstock an die Schulter und meinte: „Bitte, vor mir brauchen Sie doch nicht den Nichtwissenden, Nichtsahnenden zu spielen, mein Vester. Sie wissen so gut wie ich, daß die schwarze Katze — Gott helfe mir: niemand kann sie lieber haben als ich! — daß die Tina eben bis über beide hübschen Ohren in den Tunnichtgut verschossen war. Zemine, weh tut das natürlich. Aber wenn ich so an meine liebe Jugend denke: mit zwanzig häßt' ich schon dreimal tot sein müssen, wenn ich zum Stamm der Asra gehört hätte. Das heißt bei gesundem Herzen immer aus. Mit einundzwanzig war ich wenigstens dumm genug — dumm sein ist immer ein Zeichen von Gesundheit —, meinen Hagelitz zu heiraten. War aber auch ein Mordstrolch; da ist der Hans ein Waisenknaab dagegen!“

Sie lachte. Und da Gallweg immer noch schwieg, fuhr sie fort: „Nebrigens seh' ich Ihnen an der Nasenpitze an, daß Sie in Ihrem schönen Herzen so etwas wie einen moralischen Vorwurf — Sie haben überhaupt einen unglücklichen Hang ins Moralische, glaub' ich —, also so etwas wie einen moralischen Vorwurf gegen meine Tina hegen, weil sie den Vater allein gelassen hat. Was? Hab' ich recht?“

Gallweg nickte.

„Dann lassen Sie sich nur sagen, daß ich die Tina fortgerpediert habe. Halb mit Gewalt. Sollte die etwa den ganzen Janber hier miterleben? Und meinem alten Heßstein den Kopf ganz verdrehen, so daß er nicht mehr Ja von Amen unterscheiden konnte? Was er doch für seinen Verus braucht!“

„Nun kommt Fräulein Heßstein aber doch wohl zurück?“

„Doffentlich nicht! Ja, sehen Sie mich nur an! Grausam — was? Gut bin ich, mein lieber Gallweg. Hier würde mir die Tina völlig verkümmern. Am End' heiratete sie ans reiner Verzweiflung irgend einen Mistkäfer. Nein, sie mußte mal endlich heraus, ihre Kräfte stählen, ihre Gaben ansbauen! Und der Alte? Ja, das tut mir auch weh. Aber die Jugend hat nun einmal das Recht, zu leben. Und dann, für meinen alten Heßstein bin ich schließlich noch da, und auch die

Wimi. Wir beide und der liebe Gott da oben, an den der Alte trotz all seines verfluchten Rationalismus' so fest glaubt wie ich, wir werden's schon schaffen."

Sie waren langsam weiter gegangen und nun im Garten. Die Greisin setzte sich wieder unter den mächtigen breitlästigen Kastanienbaum, unter dem sie vor drei Monaten dem Enkel ihr Liebchen vom „Hans mit dem Kruseltzagen" entgegengejungen hatte, und winkte Gallweg neben sich auf die Bank.

„... wenn Sie der Tina mal in Berlin begnügen, grüßen Sie sie schön von mir ..."

„Berlin? Fräulein Heßlein ist in Berlin?"

„Wissen Sie das denn nicht, lieber Gallweg? Seit vierzehn Tagen schon. Sie lernt auf's Malen, wie die Leutchen hier sagen. Auf meine Veranlassung nämlich. Seit Jahren hab' ich geredet — immer vergeblich — bis mir nun endlich die Geschichte mit dem Hans zu Hilfe kam. Sie hat, hoff' ich, wirklich Talent. Ererbt, wenn es überhaupt solche Vererbung gibt, woran ich immer noch zweifle, denn Goethes August war auch kein Licht. Aber jedenfalls ist Tinas Mutter eine tüchtige Künstlerin gewesen. Eine Künstlerin dem Können nach und in ihrer ganzen Lebensauffassung künstlerisch angehaucht. Ja, sie mag wohl nach dem blöden Urteil der Menge in solch märkisches Pfarrhaus nicht recht hineingepaßt haben, die blonde Maria, die einst Pilotys Schülerin gewesen war. Aber ich weiß, daß sie meinen alten Freund glücklich gemacht hat und mit ihm glücklich gewesen ist."

Nun mußte Gallweg doch fragen: „Es war die zweite Frau?"

Die Greisin nickte: „Und die jüngere Schwester der ersten und, wenn Sie wollen, deren Angstkind. Denn die erste, die Klara, konnte es nicht begreifen, daß eine Frau, nun gar ein junges, hübsches Mädchen selbständig sein kann. Es hat sie gequält bis in ihre Todesstunde hinein, daß ihre Schwester nicht irgendwo, irgendwie fein säuberlich als Stütze der Hausfrau oder so untergetrocken war, und Heßlein hat ihr versprochen müssen, für sie zu sorgen, ein Auge auf sie zu haben. So ist er denn eines Tages nach München gereist, wo sie lebte, und hat sie dann auch in den gesicherten Hafen eingeführt: in sein Haus. Und hat recht daran getan, denn sie wurde des Hauses Sonnenschein. Ein so guter, ein innerlich so vornehmer Mensch war sie —"

Die Greisin zeichnete mit der Spitze ihres Stockes allerlei Kreise in den Sand und zerstörte sie wieder. Wöglich stand sie auf: „Nun kommen Sie, Herr von Gallweg. Wir wollen einmal sehen, was uns die vornehmen Leute von vorgestern noch an beaux restes zum Frühstück übrig gelassen haben."

Gallweg hatte dann ihre Adresse nach Berlin mitgenommen; ein Zettelchen mit den feinen, etwas krausen Schriftzügen der Großmama: „Tina Heßlein, Steglitzerstraße 87, Pension Fuller."

Aber was half ihm diese Adresse? Er fühlte nur zu gut, daß er dem jungen Mädchen höchstens eine peinliche Viertelstunde bereiten würde, wenn er sie aufsuchte. Bisweilen dachte er wohl: „der Zufall wird uns doch einmal zusammenführen", aber er wohnte im Norden der Miesenstadt, sie im Südwesten; ihre Kreise, ihre Beziehungen berührten sich in keiner Weise. Es war mindestens unwahrscheinlich, daß sie einander begegnen würden. Und er dachte wohl auch weiter: „es ist vielleicht am besten so."

VI

Hans Hagelitz war soeben vom Dienst zurückgekommen und ein wenig verdrießlich. Er hatte sich sein Coupé zur Kaserne bestellt, um sich abholen zu lassen. Gerade als er einsteigen wollte, kam von der andern Seite der Oberst. Sie hatten noch einen Moment bei einander gestanden, plaudernd; Herr von Pager hatte ein paar anerkennende Worte über die beiden Küchle gesagt, aber dann plötzlich hinzugefügt: „Lieber Hagelitz, ich hätte einen Wunsch, den ich Ihnen nicht gern offiziell, sondern lieber so unter der Hand, gelegentlich, wie jetzt, unterbreiten möchte. Es wäre mir lieb, wenn Sie sich nicht von der Kaserne, vom Dienst, meine ich, abholen ließen. Sie sind in der glücklichen Lage — ich weiß! Aber wir müssen einen allgemeinen Standard der Lebensführung innehalten, um der minderbemittelten Kameraden willen, und dem muß sich auch der Wohlhabende in gewissem Sinne fügen. Kameradschaftliche Pflicht, ganz besonders für einen so jungen Herrn ... Sie werden mich schon verstehen, und ja immer gut kameradschaftlich gesinnt gewesen."

Zu dumm! Das sollte wohl mit andern Worten heißen: es ist ja sehr schön und sehr gut, wenn du eine reiche Frau hast. Aber, bitte, laß dir bei uns davon nichts anmerken; trink du im Kasino unser billiges Mädelchen weiter, laß du zu Fuß, laß dir nicht etwa einfallen, dich durch besonders luxuriöse Geselligkeit aus unserm Kreise herausheben zu wollen. Solange du uns angehörst, mußt du dich unserm Standard anpassen!

„Schön! Schön! Ich weiß ja, etwas Wahres ist daran. Vor einem Vierteljahre war ich ja selbst noch auf der andern Göté — 's kommt eben alles auf den Standpunkt an, von dem man irgend etwas betrachtet. Schön, schön, Herr Oberst! Danke gehoramt! Auch ein ganz einfaches Diner wollen wir dir nächstens vorlegen. Nur vier Gerichte — aber dafür jedes Otto Bellmann! — — —"

Da Ruth ausgefahren war, zu Ihrer Durchlaucht, und er also noch eine gute Stunde Ruhe bis zum Frühstück vor sich hatte, beruhigte sich Hans wieder. Er konnte sogar herzlich über einen kleinen tragikomischen Zwischenfall lachen. Friedrich, der Kammerdiener, den er gleich nach der Hochzeitkreise engagiert hatte, erwies sich nämlich als absolut zu vornehm, ihm die vom

Dienst beschmutzten hohen Stiefel ausziehen mit seinen feinen wohlgepflegten Händchen. Er setzte immer wieder mit einer devoten, stummen Verbeugung den Stiefelknecht hin, und als ihm Hans heute trotzdem das rechte Bein entgegenstreckte, hatte er nur gefragt: „Ich darf wohl einen von den Stallknechten rufen, Herr Baron?“ Worauf sich Hans den Stiefel mit Hilfe nicht des Stall- aber des Stiefelknechtes lieber selbst ausgezogen hatte. Na ja, es war doch auch zum Lachen: früher hatte der Bursche das anstandslos besorgt, nun hieß es selbst Hand anlegen. Aber sonst war der Friedrich bei der Toilette einfach unbezahlbar. Wie er die Krawatten legte, und wie er friszierte — großartig. Und die Schnurrbartpflege! Hahn war ein Waisenknaabe dagegen.

Nun lag also Hans Hagelitz endlich sehr beglücklich auf der riesigen Chaiselongue in seinem Arbeitszimmer, hatte sich von Friedrich einen kleinen Pocker mit Rauchzeug dicht herandrücken lassen, sich eine Zigarette angezündet und refelte sich ein wenig. Urmüde! In dieses Zimmer! So nach draußen der Blick in das brännlige Herbstlaub, im Kamin die leise knisternden Buchenscheiter, drüben der breite, schwere Schreibtisch nach dem Entwurf von de Velde, mit dem Porträt Ruths darüber, das Lenbach auf der Hochzeitstheke, während des dreitägigen Aufenthalts in München gemalt hatte — 'n bißel in Del, 'n bißel in Pastell. Hier der Gewehrschrank, da das Bücherbrett, und die famosen Teppiche und das prächtige Bärenfell, und alles so fein im Ton, matt, gebrochen — hm, ja, beglücklich war's schon.

Und überhaupt, so zu Hause — famos!

Auf der Reise war's ja auch famos gewesen. Aber die ewige Unruhe, und der Hotelstraß! Gut nur, daß sich der Koch so vortrefflich anließ.

Hans streckte sich, legte die Beine übereinander, betrachtete aufmerksam die Spitze des Maroquinschuhs auf seinem rechten Fuß und den grünschwarzen seidenen Strumpf, gähnte ein wenig und prüft sich ein Liedchen. Das alte schöne Lied: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage.

Draußen auf dem Korridor schlug die große Renaissanceuhr ein; nebenan erklang gleichzeitig die Venu-Uhr, und auch da auf dem Kamin lagte das Bronceungeheuer los — Geschenk von Pa, höchst geistreich: Kronos, der bei jedem Schlag ein Geldstück in eine Urne warf. Von Barbodienne-Paris. Monsieur Barbodienne oder sein Künstler hätten ihren verehrten Gripß auch etwas mehr anstrengen können!

Ein Uhr — Pünktlichkeit wird die gute Ruth wohl nie lernen. Nie — nie — nie! Auf der Reise . . . ob sie wohl eigentlich je rechtzeitig fertig war? Und wenn sie drei dienstbare Geister um sich gehabt hätte an Stelle der unelendlichen Madame Marion, fertig wäre sie doch nicht geworden. Und dann immer ein wenig maulen, als ob ihr

das bitterste Unrecht geschehe . . . so ganz leise . . . ein kleines schiefes Mäulchen . . .

Hans lachte vor sich hin, sehr vergnügt. Aber doch ein allerliebtestes Mäulchen. Recht zum Küssen, und immer kuschlig. Donnerchen ja! Zum Küssen war das Mäulchen immer aufgelegt, küssen mochte die gute Ruth zehntausendmal lieber als reden. Solch kleine verliebte Kreatur. Sich hübsch anziehen . . . und sich lieb haben lassen . . . und ice-cream!

Hans Hagelitz hatte sich an der niedergebrannten eine dritte Parfimon angezündet, schlug die Hände hinter dem Nacken zusammen, streckte sich lang aus — so lang, wie nur irgend möglich — und sah sich durch die Rauchringe die kassettierte Zimmerdecke mit Inbrunst an. Nicht 'n Glas Mose! Kaum mal den Schaum von 'ner Escalé Rommery! Aber ice-water . . . ice-cream, immer ice-water und ice-cream . . . Daß er das früher gar nicht so bemerkt hatte! Ja, da denkt man überhaupt, man kennt sich schon vor der Hochzeit. Froste Mahlzeit! Na, übrigens, bitte, nicht ungerecht fein! Mit Ruth ließ sich schon leben! Wahrhaftig! Solch liebes gutes Ding . . . und so verliebt.

Aber jetzt könnte sie wirklich kommen. Nee — was so die Essenszeiten sind, die müssen in einem ordentlichen Hause eingehalten werden. Bis auf die Minute, so zu sagen!

Da war sie ja —

Sie raschelte in ihrem weichen faltigen braunen Seidenkleid über den Teppich, schmeuchte mit ein paar leichten Schlägen des Sonnenschirms den Zigarettenrauch, setzte sich dicht neben ihn und küßte ihn auf Stirn, Augen, Mund. Er kam nicht dazu, zu zürnen. Zu reizend sah sie aus mit dem dichten Spigengefängnis um den schlanken Hals, wie eine Blume hob sich ihr Köpfchen aus den tausend Fältchen und Falten der zarten Pöits.

„So, Ruth! Nun ist's aber genug!“ Er setzte sich auf. „Nun, bitte, etwas Materielleres! Ich habe einen karnibalistischen Hunger, mit deiner gnädigten Erlaubnis.“

Sie schaute ganz betrübt drein. „Ja so — richtig —“ sagte sie und ließ die Unterlippe ein wenig hängen. Er war aber schon aufgestanden und hatte geklingelt. „Komm, Ruth, komm! Oder willst du, daß ich vor deinen schönen Augen verbrenne?“

Und dann saßen sie sich im Speiseaal gegenüber, am breiten blumengeschmückten Tisch. Der alte Eider, den Ellnor für die Schwester als Haushofmeister in Wien ausfindig gemacht hatte, stand am Kredenzisch und dirigierte mit leisen Winken und Blicken die beiden Diener. Er sah ans wie ein Clary-Abdringen oder ein Schwarzenberg mit seiner feingeschnittenen Nase, dem grauen, breit austafelten Backenbart und der kohlschwarzen, glattgeschlehten Perücke. Seine erste Amtshandlung im Hause war gewesen, allen männlichen Domestiken die Härte zu verbieten. Nur er und der Kutscher der Frau Baronin durften des Mannes Fierde weiter tragen.

Hans Hagelig aß mit dem guten Appetit eines jungen Leutnants, der seit sieben Uhr in seiner Majestät Dienst gewesen ist. Ruth berührte eigentlich weder das Ragout Financière noch die Hammeltotelettes, Sauce Soubise. „Essen ist für dich wohl nur eine symbolische Handlung,“ hatte Hans schon auf der Reise gelegentlich zu seiner Frau gesagt. „Es scheint, du lebst von der Lust und der Liebe.“

Es war tiefe Stille im Speisezimmer. Nur einmal, gleich als sie sich gesetzt hatten, sprach Ruth: „Ice-pitcher, please!“ Worauf Herr Störck ein entsetztes Gesicht machte, dem zweiten Diener einen vernichtenden Blick zuwarf, dieser eilte und in der nächsten Minute den silberbeschlagenen Krystallkrug vor die Hausfrau hinsetzte. Gerade als Hans sich sein drittes Glas Pant-Orion einschenkte.

Nun war aber doch sein erster Hunger gestillt. Er sah zu seiner Frau hinüber. Hilfs Himmel, wie korrekt sie wieder dazuj, fergengerade, Messer und Gabel vor sich auf dem Teller, die Fingerringe daran, als habe sie sie soeben erst hingelegt; die Ellbogen an der Taille, den Kopf gradans, den Blick auf ihn gerichtet — als ob sie mir die Bissen in den Mund zählen wollte.

„Du ißt wieder einmal gar nichts, liebe Ruth!“

„Doch!“

„Was macht Ellinor?“

„D — danke. Gut.“

„Was habt ihr denn heut früh angefangen, ihr beiden?“

„D — nichts!“

„Er trank häufig sein Glas leer.“

„Aber, Ruth, etwas müßt ihr doch begonnen haben.“

„D ja! Elly las — ja — und ich sah zu. Dann sind wir noch ein wenig shopping gefahren.“

„Na also —“

Hans nahm sich eine Calville von der Krystall-schale und begann sie mit etwas nervöser Bedachtsamkeit zu schälen. Er sah dabei zum alten Störck hinüber; so mit dem häßlichen Gefühl: ob der gute Mann nicht mal gähnen wird? Aber Herr Störck stand mit immer dem gleichen unerbittlichen Gesicht am Büfett.

„Wo ist denn Pa eigentlich jetzt, liebe Ruth?“

„D, ich weiß nicht.“

„Wieder eine Pause.“

„Nehmen wir den Kaffee bei dir oder bei mir?“

„Wie du wünschst.“

„Na, dann lassen Sie uns den Kaffee in meinem Arbeitszimmer servieren, lieber Störck. Wir können wohl aufstehen, Ruth?“

Damit tat er's auch schon, knüllte die Serviette zusammen und schleuderte sie auf den Teppich. Und dann saßen sie sich ebenso in seinem Zimmer gegenüber. Ebenso — aber Gott sei's gedankt, hier hatte er wenigstens eine Zigarre, noch dazu eine wunderbare Anclan, letzte Ernte. Aber trotz dieser Tröstringerin war's doch wie ein leiser Jubel in ihm, als es draußen auspochte:

die Ordonnanz mit dem Parolebuch! Heut nachmittag von fünf bis sechs Uhr Turnen der alten Leute; zur Aufsicht Herr Leutnant von Hagelig. Morgen vormittag Unteroffizier-Übung im Gelände bei Kleinendendorf. Abmarsch von der Kaserne siebenhalb Uhr. Dazu Herr Leutnant von Hagelig. O, beim Zeus . . . der königliche Dienst hatte doch auch seine Freuden!

Es kostete allerdings jedesmal einen kleinen Kampf, wenn er fort wollte. Dann trat die feine Eigensinnsfalte zwischen Ruths Brauen scharf hervor, die schönen Augen schmolkten; sie, die sonst so Passive, klammerte sich förmlich an ihn, wollte immer noch ein Abschiedswort, noch einen Abschiedsfluß, als handle es sich um eine lange Trennung. Aber auch das wurde überwunden. Und wenn er dann auf seiner Windsbraut durch die herbstlich gefärbten Tiergartenalleen der Kaserne zugsagte, den Reitknecht hinter sich, dann fühlte er sich dafür desto mehr als ein freier Mann. —

Als er nach dem Dienst gegen halb sieben Uhr aus dem Tiergarten in die Tiergartenstraße einbog und den Gaul in Schritt fallen ließ, bemerkte er dicht vor sich die lange hagere Gestalt Gallwegs. Er hatte ihn noch nicht gesehen seit seiner Rückkehr, und etwas wie herzliche Freude an der Zufallsbegegnung überkam ihn.

„Hallo, Spag! Alter Kronenjohn. Gut'n Abend! Schnappst du auch Lust nach den Studien?“

Sie schüttelten sich die Hände, Gallweg schritt ein Stück Wegs neben Hans her, gab Rede und Antwort. Plötzlich kam Hans ein Gedanke. „Komm mit zu Tisch, Spag. Wir sind ganz allein. Meine Frau wird sich sehr freuen.“

Gallweg schien nicht recht Lust zu haben; er habe ja schon Mittag gegessen, sei nicht im Gesellschaftsanzug. Aber Hans ließ nicht locker, und schließlich gab er nach.

Zum ersten Male sah Hans einen Kameraden bei sich als Gast, und er freute sich darüber, daß es gerade der Spag war. Freute sich, ihm das Haus zu zeigen, mit ein wenig Stolz und einem bißel Eitelkeit; freute sich, mit ihm am Tisch zu sitzen und den Becher zu schwingen und zu plaudern. Endlich einmal wieder plaudern zu können.

Aber die Freude wurde ihm bald getrübt. Ruth erwies sich zwar als liebenswürdige Hausfrau, aber er las von ihrem Gesicht: ach, wären wir beide doch lieber allein! Und er fühlte schmerzlich, wie alles und jedes, was er mit dem Kameraden besprach, ihr so unsagbar gleichgültig war, so gänzlich fremd. Vergeblich versuchte der gute Spag, Gesprächsstoffe heranzuziehen, von denen er glaubte, sie müßten Ruth interessieren. Er kam auf ihre Reise zu sprechen, auf München, auf die Pinakothek — sie neigte nur lächelnd das schöne Köpfchen; er sprach von der Hochzeit, von Bielberg — sie lächelte stumm. Nur als er einmal eine prächtige Brillantfingerringe an ihrem Kleide bewunderte, sagte sie: „Von Pa . . . von La-ligue . . . Paris“ — als er daran anknüpfend

etwas über die Pflanzenornamentik des Schmuckstüßes sagte, hatte sie wieder nur das leichte, sanfteste Neigen des Hauptes und das ewige, halb freundliche, halb wohlwollende Lächeln.

Schließlich war Hans froh, daß die Tafel aufgehoben werden konnte. Aber als dann in einem der vorderen Salons der Kasse eingenommen wurde und sie wieder zu dritt beisammen saßen und Gallweg sich wieder vergeblich abmühte, aus einem Stein irgend einen kleinen Funken zu schlagen, kochte es in ihm auf. So ging das nicht weiter! Sollte der Spaß etwa überall herumzählen: „Unser Hagelitz hat, hol mich der Geier, eine Gans geheiratet!“

So riß er denn den Faden der Unterhaltung gewaltsam an sich, sprach vom Hundertsten ins Tausendste, nur um sich zu betäuben. Und schließlich sprang er auf: „Nun aber, Späzlein, noch einen guten Männertrunk! Wir haben da unten, unmittelbar neben dem Weinkeller, eine altdeutsche Trinktuba. Komm, mein alter Junge! Und du, liebe Ruth, du kommst doch auch mit?“

Einen Moment schien es, als ob sie schwante. Doch dann trat, ohne daß dabei der liebenswürdige Zug um ihre Lippen verschwand, auf ihrer Stirn die eigenwillige Falte hervor — o, wie gut er beides schon kannte! — sie entschuldigte sich.

Nun wollte Gallweg aufbrechen, aber Hans hielt ihn mit Gewalt fest. „Fahnenflucht, du Glender! Keine Rede davon. Es muß gepöfßen werden. Nur hinab in die Untertwelt.“ —

Es war Mitternacht, als Hans seinen Gast endlich freigab. Wovon hatten sie nicht all' geplaudert! Oder hatte er eigentlich nur allein gesprochen und am Ende auch fast nur allein getrunken? Der Spaß war doch ein schlauer, kühler Trinker, immer gemessener wurde der bei jeder neuen Flasche. Ja ... ja ... was hatte er nur alles geredet: natürlich seine Ruth bis in den siebenten Himmel gelobt! Ueberhaupt so sein ganzes Glück! Und dann von Vielberg und von seinen Umbauplänen ... und von der Großmutter und der Mama ... ja, und vom alten Heßstein und von der Tina.

Was hatte der Spaß da doch gesagt: „Ich habe neulich Fräulein Heßstein zufällig gesehen ... am letzten Tage der internationalen Ausstellung ...“

Na ja, sie studierte ja wohl hier. Natürlich, warum sollte der Spaß sie nicht zufällig gesehen haben?

„Komisch ... was geht das denn eigentlich mich an?“

Er hatte Gallweg bis vor die Haustür gebracht und sah der langen Gestalt nach, bis sie drüben im Dunkel verschwand. Ein paar Minuten blieb er noch im Vorgarten stehen, sog die kühle Herbstluft ein, und die Gedanken kamen und gingen.

Das waren zuletzt doch noch ein paar vergnügte Stunden gewesen. Eigentlich — schenkslich, es auszudenten — so fast die ersten seit

Wochen. „Ich muß doch öfter Kameraden bei mir sehen. Na, nun fängt ja auch bald die Geselligkeit an, — ein rechter Segen. Und dann das Theater. Das tötet auch die liebe Zeit. Ja ... nund übermorgen ist Liebesmahl ... Und nun wollen wir zu Bette gehen.“

Auf der Diele hockte noch ein Diener. Hans ging mit einem kurzen Gutenacht an ihm vorbei und stieg die Treppe hinauf. Die Schlafzimmern lagen im zweiten Stock. Da kam ihm plötzlich die Idee: „Alle Wetter, gibt's am Ende noch eine Gardinenpredigt? Vielleicht ist Ruth noch wach, hat gewartet ...“ Er fand den Gedanken selbst komisch, aber etwas unsicher, unbehaglich war ihm doch zu Mute.

Ganz vorsichtig drückte er die Tür auf. Die rote Ampel brannte noch. Aber Ruth lag im Bett und schlief. Ganz fest, mit regelmäßigen Atemzügen. Das war wieder komisch: es verdroß ihn, und er wunderte sich, daß es ihn verdroß. Eigentlich hätte er sie lieber da gesehen ... auf dem Stuhl ... in Tränen. „Na ja ... sie ist doch nun mal phlegmatisch ... trotz allem ... im Grunde ihres Wesens ... Besser ist's doch so! Bequemer ...“ Und er drehte schnell das elektrische Licht ab.

VII

Im vierten Stockwerk, dem Himmel am nächsten, lag die Pension Fuller. Es war überhaupt ein Pensionshaus, dies Haus Stetligersstraße 87; denn auch der zweite und dritte Stock wurden durch ein elegantes „Pensionat erster Klasse für Zn- und Ausländer“ eingenommen. In der ersten Etage war ein Konfervatorium, Parterre wohnte der Wirt, der unverheiratete Herr Klinkenberg, insoweit er nicht auf Reisen war. Er war aber eigentlich immer auf Reisen, nund an seiner Stelle führte der Portier Schwarz, im Nebenamt Schneidermeister, das Hausregiment. Er konnte das, denn er war fast völlig taub. Im ganzen Hause überwog die edle Weiblichkeit; selten einmal tauchte in den beiden Pensionen ein junger Mann auf, dann aber war er sicher mit wogender Lockenfülle begabt und trug die wahnwitzigsten Krawatten, wahnwitzig in der Farbzusammenstellung und wahnwitzig in der Knotenbildung. Das Element des Hauses war die edle Tonkunst. Beide Pensionen, die von Frau Maria Fuller wie die von Frau Annaliese von Stielenburg, waren ganz auf Musikschülerinnen zugeschnitten, die meist die Hochschule in der benachbarten Potsdamerstraße besuchten, auf die aber auch Herr Direktor Salenko aus dem ersten Stockwerk mit mehr oder minderm Erfolg Jagd machte. Auf dem Polizeibureau nannten die Schulleute das Haus nur die „Musikhöhle“. Die unglücklichen Bewohner der benachbarten Hinterhäuser hatten statisch festgestellt, daß der „Betrieb“ in Nr. 87 auf durchschnittlich einundzwanzig Klavieren stattfand; alle übrigen Instrumente und der Gesang verschwanden daneben gänzlich.



Zur Genehmigung der Rheingartischen Union in München

Mutterliebe

Nach dem Gemälde von Sophie Koner

Von morgens sieben Uhr bis gegen die Mitternachtsstunde war stets mindestens ein halbes Dutzend Flügel und Pianinos im Gange.

Die Pension Stielenburg wurde vorwiegend von Engländerinnen und Amerikanerinnen besucht; Frau Maria Fuller, geborene Gragib, betonte stark den deutsch-nationalen Charakter ihres Pensionats. Die kleine, flegelrunde, bewegliche Pastorenwitwe war Märkerin und, was mindestens in ihren lebhaften Augen gleichbedeutend war, Patriotin vom reinsten Wasser. Sie hatte nach einander für Kaiser Wilhelm den Großen, für Kaiser Friedrich den Dulder und für den regierenden Herrn persönlich geschwärmt und zu den drei Kaiserinnen in höchster Verehrung emporgeschaut. In jedem Zimmer hing mindestens ein patriotisches Bild, und in dem blauen Salon, ihrem Stolz, schauten die Kaiserin Augusta, die Kronprinzessin Friedrich Wilhelm, die Prinzessin Wilhelm von den Väanden herab; Veethoven und Richard Wagner zwischen den hohen Frauen waren eigentlich nur gebuddel. Auf der Marmorkonsole unter dem Spiegel stand eine Mabaftervase mit künstlichen Kornblumen, auf dem Vertikow umringten die kaiserlichen Prinzen die kleine Prinzessin Viktoria Luise, auf dem Sofatisch lag ein großes Prachtwerk „Die Hohenzollern in Sage und Geschichte“.

Frau Maria Fullers Gatte war vor einem Vierteljahrhundert Pfarrer in Salldach, nunweit Bielberg gewesen. Er war früh gestorben, und die junge Witwe hatte sich dann mit großer Latkraft eine eigne Gristenz in Berlin gegründet. Wenn im Lauf der Jahre die Verbindung nach der Heimat auch ziemlich erloschen war, einige Fäden blieben doch, an denen sie ab und zu Pensionärinnen zu sich herüberzog. So kam denn auch Tina Heckstein in ihr Haus und, wie sie stets allen Anverwandten gegenüber betonte, unter ihre mütterliche Obhut.

In den ersten Tagen war das junge Mädchen innerlich so zermüht gewesen, daß die ganze Umgebung ihr vollständig gleichgültig blieb. Sie hatte nur auf einen kurzen Augenblick verwundert aufgeschaut, als sie in das enge schmale Hinterzimmerchen geführt wurde mit den zwei schmalen eisernen Betten. „Also nicht einmal ein Zimmer für mich allein?“ hatte sie gedacht. „Nun, auch das ist egal.“ Als ob Frau Fuller es geahnt hatte, kam sie gleich darauf hereinagesprochen: „Alles voll, liebes Fräuleinchen. Aber wir banen hier einen großmächtigen Schirm dazwischen, so daß Sie Ihr eignes Reich haben. Und Fräulein Stadewald ist ein so liebes Mädchen.“

Dann war Fräulein Mila Stadewald erschienen, ein rothaariges, sommerisprossiges, verkümmertes Pflänzchen, und hatte ihr die Hand gegeben. Sie hatte ihre Rechte hineingelegt — ach, es war ja alles gleichgültig, so gleichgültig.

Gleichgültig auch der ganze Zweck ihres Hierseins, eigentlich ja doch nur eine Finte der alten Großmutter Hagelitz. Gleichgültig überhaupt das

ganze Leben. Sich ausweinen! Ja, wenn sie nur Tränen gehabt hätte. Die dunkle Empfindung war wohl in ihr, daß es sehr erleichternd sein müsse, einmal recht ordentlich weinen zu können, aber die Tränen kamen nicht. Dann und wann lachte es in ihr auf, wie in einem ehrlichen, tüchtigen Wutanfall. Dann folgte aber jedesmal sofort der Rückschlag, — es war ja alles gleichgültig, ganz gleichgültig.

Tabei stapfte sie ganz mechanisch zu Professor Ehr, an den sie durch einen Amtsbruder des Vaters empfohlen war, trante ihm ganz mechanisch die paar Blätter vor, die sie in der Mappe hatte, und sah und hörte nur ganz oberflächlich, wie der schöne Mann wohlgefällig lächelte — nicht über die Zeichnungen, sondern über das bildhübsche Mädchen — und gnädig sagte: „Nun, das ist ja ganz nett. Aber urteilen kann ich danach nicht. Ausnahmen will ich Sie indessen gern. Sie müssen freilich sehr fleißig sein.“

Es war alles gleichgültig. Gleichgültig auch, ob sie es ihm recht machte, wenn sie unter zwanzig Mitschülerinnen der Zeichenklasse saß und einen gipsenen Arm abzeichnete. Der hohe Herr betrat ja doch nur auf ein halbes Stündchen das Atelier, und mehr zum Klaudern als zum Korrigieren.

So ging es ein, zwei Wochen. Kann, daß sie eine kurze Pflichtkarte nach Hause schrieb.

Dann kam der Hochzeitstag in Bielberg. Der rüttelte sie auf. Zum ersten Male veräurte sie das Atelier. Am frühen Morgen schon stürmte sie hinans. In den Tiergarten zuerst. Da saß sie lange Zeit auf einer einsamen Bank, die Hände fest ineinander gepreßt, daß sich die kleinen runden Nägel tief in das Fleisch eingruben. Bis es schmerzte, und der Schmerz tat ihr wohl. Immer nur der eine Gedanke: jetzt verläßt er das Haus; jetzt betritt er das Kirchlein — unser Kirchlein; jetzt werden die Ringe gewechselt! Und dann war's ihr, als hätte sie den Hans vor sich und müsse ihn schütteln: Du schlechter Mensch! Du dummer Mensch! — wie einen ungezogenen Jungen. An Ruth dachte sie gar nicht.

Da schlug die Uhr von der Kaiser Friedrichs-Gedächtniskirche die zweite Stunde.

Nun war es vorbei — das — in Bielberg — Mit einem Male sprang sie auf. Ganz plötzlich. Einen Moment starrte sie noch mit weitgeöffneten Augen, die Zähne trotzig aufeinandergepreßt, in das Gebüsch gegenüber. Aufsuchen hätte sie mögen, grell aufsuchen! Gratuliere, Herr Hans von Hagelitz!

Dann ging sie bei Schloß Bellevue vorbei und durch die Charlottenburger Chaussee nach dem Brandenburger Tor und die Lüden hinauf.

Sie war noch gar nicht in die innere Stadt gekommen seit ihrem Vierlein. Wogu auch? Und nun wunderte sie sich, daß sie jetzt mit offenen Augen schauen konnte: das Grün der Bäume und die Quadriga auf dem Siegestor und die Paläste und die Menschen — ja, auch die Menschen. Merkwürdig! Die Welt war nicht um sie ver-

sinken. Das Leben wogte um sie her, und sie sah es, und es interessierte sie. Dann und wann stieg es wohl bitter in ihr empor. Aber es war fast schon wie eine ferne Erinnerung, die man herunterkämpfen kann. Man mußte nur wollen, die dummen Gedanken ablenken, nur die Augen aufmachen.

Sie blieb vor dem Palais des alten Kaisers stehen; sie blickte zum alten Fries hinauf; sie machte sogar vor dem einen oder andern Schaulustiger Halt.

Als sie endlich zu Hause ankam, war es vier Uhr. Frau Fuller zeigte ein etwas verärgertes, etwas mißtrauisches Gesicht. Aber sie hatte wohl schon bemerkt, daß die kleine Landsmännin ein wenig absonderlich war. So deckte sie schnell selbst in der ewig halbunten Speisekammer, dem Berliner Zimmer, ein Eckchen des langen, schmalen Eßtisches: „Sie müssen nun schon vorlieb nehmen, Hebstheichen. Na, Sie essen ja leider überhaupt wie ein Piepvoegel.“

Diesmal irrte sie. Tina aß den ganzen Teller leer. Der lange Spaziergang hatte ihr wohl Appetit gemacht. Und dann schrieb sie — zum ersten Male — einen ausführlichen, ganz ruhigen, zärtlichen Brief an den Vater. Er sollte nicht etwa denken, daß ihr gerade der heutige Tag besonders schmerzlich gewesen sei. Mit förmlichem Trost setzte sie als Nachschrift darunter: „Heute war ja wohl die Hochzeit? Oder war's gestern schon?“

Freilich: wenn sie selbst meinte, nun schon überwunden zu haben, so war das ein Irrtum. Nur hintergetroßt hatte sie vorläufig ihren Schmerz. Doch mit dem Zwang, den sie sich so antat, zwang sie sich schließlich auch — langsam, und unter unzähligen Rückschlägen — in ein neues Leben hinein.

Aber dies Leben dünkte ihr noch wenig des Lebens wert. Sie war zu stolz, um zu schreiben: ich will nach Hause! Aber sie wartete tagaus tagein auf eine Zeile: komm heim! Sie blieb fremd unter ihren Mitschülerinnen im Atelier, blieb fremd und einsam in der Pension.

Professor Ehr hatte Tina eine ganze Weile gewähren lassen, sie und ihre Arbeit gleichsam nur von weitem beobachtet. Sie hatte zuerst mechanisch, wie sie es daheim bei dem alten Kantor gelernt, Strich an Strich gereiht; sie hatte dann mit einer Art von Verbißtheit darauf los gezeichnet; nun, da sie anfang, mit den Blättern der Nachbarinnen ganz insgeheim die ihren zu vergleichen, saß sie ganz untätig, die Hände im Schoß, die vollen Lippen fest geschlossen, auf der Stirn die dunkle Unmuthwolke.

So beobachtete er sie durch die halbgeöffnete Tür seines eignen Ateliers. Und als sein Blick über die andern Malnädchen schweifte, über die ausgebürteten Pflänzlein und über die hübschen Püppchen, mußte er lächeln: dies Landpomeränzen war das einzige Kaffeeg Gesicht unter ihnen. Ein Künstlerherz mußte Freude an ihrer ganzen

Erscheinung haben. Aber ob auch nur eine Spur Talent in ihr steckte?

Er trat zu ihr. Er nahm den Kreidestift: „Schauen Sie, Fräulein Hebstheichen, das ist nichts... so... so!“ Mit ein paar kräftigen Strichen half er nach. „Und hier, bitte...“

Da fuhr sie hoch, gereizt: „Ach was! Ich kann ja doch nichts. Ich len's ja doch nicht!“

Ein leises Richern ringsum, das gleich verstummte, als der Professor die Nachsichtenden etwas scharf anblickte. „Meine Damen, ich bitte recht sehr — Sie sind sämtlich Anfängerinnen!“ Und er wandte sich wieder an Tina, sagte freundlich: „Das ist noch nicht das schlechteste Zeichen, wenn man einseht, daß man nichts kann. Im Gegenteile, man muß das erst einsehen, wenn man etwas Ordentliches lernen will. Aber nur nicht sofort die Flinte ins Korn werfen! Wir wollen die Sache gleich noch einmal von vorn beginnen.“

Sie sah ihn an mit ihren großen dunkeln Augen, die feucht waren wie von kommenden Tränen und doch noch zornig blühten: „Verschwendete Mühe!“

„Das wollen wir erst einmal sehen. Wissen Sie, Fräulein Hebstheichen, jeder Künstler — ich auch — sollte sich vor allem den alten Sagen einprägen, daß Geduld ein feines Kräutlein ist. Gerade der Künstler, denn der hat seiner Naturanlage nach am meisten gegen die Ungeduld zu kämpfen. Und nun vorwärts! Nur guten Mut — in einer halben Stunde sehe ich wieder einmal nach.“

Als Tina an diesem Tage nach der Pension zurück kam, flog sie förmlich die steilen vier Treppen hinan. Wie ein großes Kind freute sie sich, daß der Professor schließlich leidlich zufrieden gewesen war. Es war doch ein Anfang!

Aber als sie dann oben in ihrem kleinen schmalen Zimmerchen saß, am Fenster, mit dem Blick auf den einen kümmerlichen Baumgipfel tief unten im Hofschlund, kam sie sich wieder wie eine Gefangene vor. Als ob ihr der Atem abgeschnitten sei. Und dazu von unten Chopin und von nebenan Brahms und dazwischen Tonleitern... Tonleitern... Und dann ein Türenklappen und Stuhlrücken und die dünne Stimme von Mila Stadewaldt: „Da sitzen Sie, Hebstheichen, und starren auf die Steine. So hab' ich's auch gemacht, als ich herkam. Aber Steine bleiben Steine. Kommen Sie nur — es ist Eßenszeit.“

Eine Qual, diese lange Tafel mit den sechzehn eng aneinander gepreßten alten und jungen Jungfrauen; die große Hängelampe darüber, die im halbdunkeln Zimmer immer brennen mußte; dies Getuschle und Gemispere und Klatschen. Da saß sie nun eingezwängt zwischen der kleinen Mila, die alles gut und schön fand und einen unglaublichen Appetit entwickelte, und Fräulein Hosi Wum, der angehenden Wagnerfängerin mit der Brunnhildenfigur, die das Essen kaum berührte und unausgeseht mäkelte. Gesprochen wurde offiziell fast nur von Musik und vom Theater, getuschelt mit Vorliebe über Lehrer, Regensenten, Virtuosen, Tenore.

„Haben Sie Rothmühl schon gehört, Fräulein Heckstein?“

„Wer ist das, Fräulein Blum?“

Die gewaltige Brünnhilde sah auf Tina wie von Mitleid erfüllt herab: „Aber Nikolaus Rothmühl — vom Opernhaus!“

„Ich war noch nie im Opernhaus.“

„Das ist ja ganz unmöglich. Nun freilich — Sie sind ja Malerin, hör' ich.“ Es klang wie nur: Malerin.

Dann umschwärmten wieder andre Namen ihr Ohr: Paderewski und die Hildacks und Guldenson und Melba und Bötel — ihr lauter unbekannte Größen.

Gottlob, das Mahl ging zu Ende. Fräulein Blum, die einzige am Tisch, die Wein trank, hatte ihr letztes Glas geleert. Frau Fuller, die oben an der Tafel präsiidierte, stand auf. „Mahlzeit! Mahlzeit!“ Alles schwirte auseinander. Es war wie ein Taubenschlag.

Und wie ein Taubenschlag war's erst recht abends im Salon. Ein ewiges Kommen und Gehen, ein Zusammenhocken in kleinen Gruppen, die sich hermetisch gegen jedes neue Element abschlossen. Und von anderer Seite wieder eine unerträgliche Neugier, ein Ausfragen, Ausforschen.

Eine Wohltat war es für Tina, wenn sie am Abend einmal auf ein Viertelftündchen zu Frau Fuller flüchten konnte. Die saß dann, meist todtüde, in der winzigen Stube neben der Küche, dem einzigen Fleck, den sie für sich hatte, und rechnete. Zum Sprechen war sie selten aufgelegt. Aber Tina war schon froh, wenn sie sich in den einen tiefen Lehnstuhl hineinkuscheln konnte. Er erinnerte sie immer an Vaters Studierstuhl im lieben Vielberg.

Ja, Vielberg! —

Einmal stöhnte sie tief auf.

„Was haben Sie denn, Hecksteinchen?“ fragte Frau Fuller.

„Ach, ich dachte an zu Hause . . . und daß jetzt in unserm Garten die Pflaumen reifen. Ich möchte mich einmal ordentlich satt essen an Pflaumen.“

„Sollen Sie haben, Hecksteinchen. Ich will morgen welche aus der Markthalle mitbringen.“

Aber nach einem Weichen stöhnte Tina wieder. Frau Fuller hob den Kopf. Diesmal klang es bedeutlicher. „Nun — wo fehlt's?“

Tina wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Aber dann sprudelte sie plötzlich los, als müsse sie ihr Herz von einer schweren Last freimachen: wie sie sich gar nicht einleben könne, im Atelier nicht, hier erst recht nicht. Alle, alle blieben ihr fremd; seien ihr unsympathisch; falsch seien sie und egoistisch und flatschüchtig.

Ihre impulsive Art, die sie so lange zurückgedrängt hatte, brach sich plötzlich Bahn. Frau Fuller klappte ihr Rechnungsbuch zu. Sie sah ganz erstaunt zu dem jungen Mädchen hinüber. Endlich sagte sie: „Hat Ihnen denn irgend eine der Damen etwas getan?“

„Getan? Nein, aber ich mag sie nicht! Ich kann sie nicht mehr ausstehen!“

„Kind, Kind! Wie ungerecht und — wie unklug! Haben Sie sich denn schon irgendwie bemüht, liebenswürdig zu sein? Ehrlich gestanden, ich habe nichts davon bemerkt. Erst waren Sie wie eine Tränmende, jetzt sind Sie eine kleine trohige Schneigerin. Ich kümmerge mich sonst grundsätzlich nicht um die Eigenart der Damen, die bei mir wohnen; ich habe ja kein Erziehungs-institut. Aber bei Ihnen ist das doch etwas andres. Sehen Sie, Tina — ich darf Sie doch mal so nennen? — ob sympathisch oder unsympathisch, eines dürfen Sie doch all den Damen gegenüber nicht vergessen: daß sie alle hart arbeiten um ihre Zukunft, um ihre Existenz. Die Liebe zur Kunst — na ja, das ist ja sehr schön, und sie mag wohl auch mitsprechen. Aber ich glaube, mehr da unten, bei der Sielenburg, — Pension sechs Mark täglich und höher. Für unsre Damen ist die Kunst erst Mittel zum Zweck, zum Broterwerb.“

„Die milchende Kuh —“ Tina lachte bitter.

„Es wird schon so sein, so ähnlich wenigstens. Aber ich denke, man muß es achten, wenn ein Mädchen sich — so oder so — auf eigne Füße zu stellen versucht. Leicht ist es nicht, Kind, oft ist es sehr schwer.“

Sie legte die Hand auf das Abrechnungsbuch. „Die Blätter hier drinnen könnten davon erzählen, wie schwer es oft ist. So manche kommt am Ersten zu mir mit stoßendem Atem: 'Liebe Frau Fuller, ich kann heute nicht zahlen; Vater konnte mir noch nicht schicken!' oder 'Ich hab' noch kein Geld für meine Stunden bekommen,' oder 'Diesmal hab' ich meine ganze Zulage für den Unterricht ausgeben müssen.' So manche ringt sich mühselig von Monat zu Monat durch, immer vielleicht noch mit der geheimen Qual im Herzen: 'Du verzehrst die letzten Spargroschen der Mutter, deiner Geschwister,' und immer mit der andern Angst: 'Erreichst du auch was? Wirft du's mal vergelten können?' Nein, nein, Kind — man darf nicht vorschnell und nicht so hart urteilen. Sorgen machen nun einmal die Menschen nicht was man so gemeinhin sympathisch nennt. Sorgen verbittern. Wenn ich mal so höre, daß eine, die mir vielleicht seit zwei Monaten Geld schuldig ist, meinen Kalbsbraten ein gähes altes Leder nennt, dann denke ich immer: Weist du, was das arme Wurm heut für Aerger und Kummer gehabt hat? Und ich geh' nachher grade zu ihr und sag' ihr: 'Fräuleinchen, machen Sie sich nur keine Sorge wegen des Restes' . . . So, liebe Tina, das wollt' ich nur sagen,“ fuhr sie lächelnd fort. „Nämlich ich weiß ja, in Ihnen steckt doch eine Art Sonnenkind, wenn Sie auch jetzt bald den Kopf hängen lassen, bald die Lippen aufwerfen. Es wird schon werden. Mein guter seliger Mann, der ein großer Gartenfreund war, meinte immer, wenn er ein Bäumchen verpflanzt hatte und es sah so traurig aus: es wird schon werden. Ich

hab' gefunden: es wurde immer. Im Leben ist's nicht anders. Es wird schon, wenn man nur Gottvertrauen und guten Mut und Geduld hat. Gute Nacht, Tina, kleine Landsmännin — morgen sollen Sie Ihre Pflaumen haben. Werderfche . . . die sind ebenso schön wie eure Bielberger!"

*

Es wurde allmählich mit Tina. Langsam freilich, und am langsamsten im Atelier. Professor Ehr wollte manchmal verzweifeln. Er sah deutlich, es steckte eine gewisse Begabung in dem schönen Mädchen mit den scheuen und zugleich trozigen Augen, aber er konnte sie kaum um einen Schritt vorwärts bringen. Schließlich nahm er sie in ein kleines zweites Atelier, in dem nur noch eine ältere Schülerin arbeitete.

"Gnädigste Comtes, erlauben Sie: Fräulein Heckstein," stellte er kurz vor.

Die Dame neigte knapp den glatten, grauen Scheitel, und Tina sah nur flüchtig, daß sie einen Rankopf zeichnete.

"So, Fräulein Heckstein, vielleicht kommen wir hier, in größerer Ruhe, weiter. Bitte, nehmen Sie nun einmal etwas ganz Einfaches aufs Korn — diese Vase hier etwa."

Es ging wirklich etwas besser, aber etwas Rechtes wurde es auch nicht.

Zwei, drei Tage wechselten die beiden Ateliergefährtinnen kaum ein Wort miteinander, außer dem sehr höflichen, aber etwas gemessenen Guten Morgen und Adieu.

Gräfin Hilgenhof — Tina hatte inzwischen ihren Namen erfahren — arbeitete still vor sich hin, sehr fleißig, aber ohne Talent. Bisweilen, wenn Ehr zum Korrigieren kam, hörte Tina, wie sie ihm das selbst sagte, in ganz gelassener Art: "Ist es auch für Sie keine zu große Qualerei, Herr Professor? Sprechen Sie es doch ruhig aus. Ich nehme es wahrhaftig nicht übel."

Er lächelte dann. "Wie sollte es mir eine Qual sein, einer so liebenswürdigen, gedulbigen Schülerin ein wenig beihilflich zu sein." Und sie zeichnete geduldig und fleißig weiter.

Die wird gut zahlen müssen! dachte Tina. Und dann: Er hat uns zwei Stümpferfrühen eben zusammengepackt. Nur daß die Gräfin wenigstens Geduld hat und ich nachgerade auch nicht ein Gran mehr.

Und dann sprang sie einmal plötzlich auf, warf die Kreide hin, stürmte hastig durch den kleinen Raum. Nun ging es nicht weiter! Auch nicht einen Tag!

Wählich hielt sie inne, ganz erschrocken. Ihr Blick hatte die Gräfin gestreift, die auch den Zeichenstift hingelegt hatte und, sich halb umwendend, sie mit einem stillen Lächeln anblickte.

Ueber Tinas Gesicht flutete das Blut. "Verzeihung, Comtes. Ich habe Sie gestört —"

"Verahre, Fräulein Heckstein. Es kommt mir gar nicht darauf an, ob dieser Rau hier in acht Tagen oder in acht Wochen fertig wird. Ich

— Pardon! — ich habe mich soeben nur so herzlich über Sie gefreut."

Tina war leicht verwirrt. Sie strich sich das krause Haar aus der Stirn und preßte beide Hände gegen die glühenden Schläfen.

"An Ihrer impulsiven Art nämlich! Und — es soll aber keine fade Schmeichelei sein — noch mehr über das schöne Gesicht, das der liebe Gott Ihnen geschenkt hat."

Da war schon wieder die Blutwelle. Und fast verächtlich kam es heraus: "Schön! Ach — pah! Ich wollte lieber, ich könnte etwas Ordentliches."

"Ja, Fräulein Heckstein, des Lebens Gaben sind nun einmal ungleich verteilt. Aber darf ich einmal sehen, was Sie eigentlich in den letzten Tagen geschafft haben?"

Die Gräfin stand auf. Am liebsten hätte Tina sich lang über ihre Mappe geworfen, um das letzte Blatt zu verdecken. Aber anstatt dessen wies sie, nun schon wieder mit trozigen Augen, auf ihre Zeichnung: "Bitte, Comtes — wieder nichts! Nichts! Nichts!"

Eine ganze Weile blätterte die Gräfin in der Mappe, in dem daneben liegenden Sitzenzuch. Dann meinte sie endlich: "Haben Sie das auch selbst gezeichnet?" Sie deutete auf ein Blatt mit allerlei krausen Einfällen: phantastische Blumen, Blätterornamente, ein drolliger Strauß aus Mohrrüben, die sämtlich Gesichter zu haben schienen.

"Dummes Zeug, Comtes."

"Das ist sehr hübsch, Fräulein Heckstein. Das sollten Sie dem Professor zeigen."

"Um's Himmels willen! Tot würde ich mich schämen."

Die Gräfin sah sie wieder lächelnd an, berührte das Thema aber nicht weiter. Sie nahm ihren alten Platz ein, griff jedoch nicht zum Zeichenstift, sondern sagte: "Heut wird es doch nichts mehr mit der Arbeit. Kommen Sie, Fräulein Heckstein, sehen Sie sich auch — lassen Sie uns ein wenig plaudern. Sie sind ein märkisches Pfarrerkind, wie ich höre; ich bin aus einem märkischen Schlosse. Nach unserm alten guten Fontane aber gehören Schloß und Pfarrei in der Mark ja immer zusammen."

Tina merkte wohl, es wurde ein ganz leises Ausfragen. Aber so diskret, so zart und feinfühlig, daß sie gar nicht auf den Gedanken kam, es übelzunehmen. Und als die Gräfin schließlich beim Weggehen bat: "Besuchen Sie mich doch einmal. Ich lebe hier mit meiner sehr alten Mama ganz allein — Viktoriastraße 79," beugte sie sich unwillkürlich über die dargebotene Hand. Dies stille, freundliche, vornehme ältliche Mädchen hatte ihr Respekt eingeflößt.

Am nächsten Morgen kam die Gräfin etwas später. Sie trat gleich zu Tina heran: "Damit Sie mich nicht für hinterlistig halten, Fräulein Heckstein, — ich habe soeben mit Professor Ehr über Ihre Pflanzzeichnungen gesprochen."

"Guter Gott, Comtes! Das hätten Sie nicht

tun sollen. Nun wird er mich armes Wurm erst recht auslachen!"

"Das wollen wir abwarten. Uebrigens wird er sofort erscheinen."

Es waren qualvolle Minuten für Tina, als Ehr dann ihr Skizzenbuch durchsah. Am qualvollsten, als sie ihn wirklich lachen hörte. Nicht aufsehen wagte sie. Aber sie sah mit einem scheuen, vorwurfsvollen Seitenblick, daß die Gräfin ihr aufmunternd zunickte — weshalb nur?

Der Professor sagte nicht einmal etwas. Er ging sogar ohne ein Wort in sein Atelier zurück. "Comteß, das hätten Sie mir ersparen können!"

Aber da kam er schon zurück. Beide Hände voll Blumen. Er mußte alle Vasen drüben geplündert haben. Und als sie zaghaft aufsah, lachte er wieder.

"Was machen Sie denn nur für Augen, Fräulein Heßlein? Ich bin doch kein Werwolf! Sehen Sie denn nicht, daß ich mich freue? Beide sind wir auf der falschen Fährte gewesen. Aber heut kann ich Ihnen sagen: Sie haben Talent, ein ganz ursprüngliches sogar. Ein ganz wertwürdiges Stilgefühl vor allem, eine eigne Gabe für die Ornamentik. Ist ja nicht mein Fach eigentlich — Sie sind ein bißel vor die falsche Schmieche geraten. Aber das sind spätere Sorgen, vorläufig langt's bei mir schon. Und nun, bitte, lassen Sie die alten Gipsstöcke und die Vase dort beiseite, und versuchen Sie mal, hier aus diesen Herbstfindern irgend eine kleine Guirlande zu stilisieren, zu komponieren. Guten Morgen!"

Hinaus war er, aber hinter ihm blieb das Glück. Nun ging es aufwärts! Wirklich aufwärts!

Das war am Donnerstag gewesen. Am Sonntag mittag wollte Tina ihren Besuch bei der Gräfin machen. Sie traf diese jedoch auf der Treppe, im Begriff, in die Kunstausstellung zu fahren. Und so fuhr sie mit ihr hinaus nach dem Glaspalast am Vehrter Bahnhof.

Und als sie draußen vor einem Blumenstück der Mhl standen, einem wunderbar gemalten Storb Gloire de Dijon, hörte sie plötzlich hinter sich eine bekannte Stimme:

"Guten Morgen, Cousine. Was macht die verehrte Tante?"

Indem sie sich umwandte, erkannte sie Gallweg. Sie erschrak, aber der Spaz schien fast noch mehr zu erschrecken. Beide wurden sie rot, und beide, da sie dies bemerkten, verlegen, so daß sie sich auf einen Moment stumm gegenüber standen, Gallweg mit der Hand am Mäuschschirm, sie mit einem etwas gezwungenen Kopfnicken. Die Gräfin blickte von dem einen zum andern und schien im Moment die Brücke des Verständnisses nicht finden zu können.

"Guten Tag, Herbert," sagte sie endlich ein wenig gebeht.

Nun raffte er sich zusammen, reichte seiner

Cousine die Hand und dann auch Tina: „Wir sind nämlich alte Bekannte — was du wahrscheinlich noch nicht weißt, Cäcilie. Darf ich so sagen: alte Bekannte, gnädiges Fräulein? Aus Vielberg, der Heimat von Fräulein Heßlein, wo ich zum Besuch bei meinem Freunde Hans Hagelitz war.“

Er war vielleicht etwas zu übereifrig in seiner Erläuterung; sonst hätte er es vermieden, diesen Namen zu nennen. Denn nun sah er, wie in Tinas Gesicht wieder die dunkle Welle empor schlug, aber auch wie ihre Lippen sich trotzig kräuselten; und wieder schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: „Hilf Himmel! Was muß die Cousine nur denken? Machst du ungeschickter Narr dem lieben armen Mädchen am Ende noch Ungelegenheiten! Und da hastete er weiter: „Du kennst die Hagelitz ja wohl dem Namen nach, Cäcilie? Und — ja richtig! — die alte prächtige Dame auch persönlich. Mir ist doch, als ob wir mal von ihr gesprochen hätten. Nun — ich darf es wohl verraten: das gnädige Fräulein ist der ganz besondere Liebling der Gräfin.“

Tina stand noch immer wortlos, in tödlichster Verlegenheit. Aber die Gräfin hatte sich wieder gefunden. Sie mochte sich ihre eignen Gedanken machen, aber diese konnten nicht unfreundlich sein. „Frau von Hagelitz! Gewiß kenne ich sie, und wer sie kennt, muß sie auch verehren. Aber du sagst mir eigentlich nichts Neues, Vetter. Du hättest eher Veranlassung, mich zu fragen, wie Fräulein Heßlein und ich bekannt geworden sind? Um dir die Frage zu ersparen: wir sind's aus dem Atelier von Professor Ehr. Und nun darfst du uns ein Stück begleiten, Herbert, wenn du Zeit hast.“

Er sagte wieder wie dankend an den Mäuschschirm. Sie gingen ein paar Bilder weiter. Als die Comteß dann stehen blieb, schöpfte er tief Atem: „Vardon — du hast mir noch gar keine Auskunft gegeben — wie geht es der Tante?“

„Gut, Vetter, Gott sei Dank. Mama ist ganz wohl. Du hast dich lange bei uns nicht sehen lassen.“

Er entschuldigte sich, froh, daß das Gespräch in ein für ihn unpersönliches Fahrwasser gekommen war, und begann dann von der Ausstellung zu sprechen.

Dabei flogen seine Blicke immer wieder zu Tina hinüber, als müsse er die langen Minuten benutzen, allerlei aus dem schönen Gesicht herauszulesen, herauszuforschen: Ueberwindung oder Leid, Arbeitsfreudigkeit, Erfolg oder Enttäuschung. Und sie hielt hartnäckig die Augen niedergeschlagen. Er sah nur, daß das Antlitz viel, viel schmalere geworden war, die Wangen an Rundung verloren hatten, die kräftige Farbe ein wenig verblaßt war. Großstadtlust — vielleicht! Aber dann schien es ihm doch auch, als habe das ganze Gesicht einen andern Ausdruck gewonnen, als sei es mädchenhafter denn früher.

Saal auf Saal durchwanderten sie, ohne daß



Kaiser Wilhelm

Sorlo in der Berliner Siegesallee Nach einer Zeichnung von Eduard Bucher (Teil 2, 1866)

er das Wort an Tina richtete; immer in einer scheuen Sorge: „was du auch sagst, du weidst in ihr eine schmerzliche Erinnerung.“

Die Gräfin ging zwischen ihnen, sprach in ihrer ruhigen Weise bald mit ihm, bald mit Tina. Er lauschte immer von neuem auf, wenn er diese antworten hörte. Die Stimme hatte noch ganz den alten Wohlklang, trotzdem schien auch sie ihm verändert, weicher geworden. Dann, mit einem plötzlichen Entschluß, sprach er sie an: „Darf ich fragen, gnädiges Fräulein, was macht die eigne Kunst?“

Sie hatte sich inzwischen gesammelt, sich selbst töricht gescholten, so daß sie ihn mit Ruhe antworten konnte: „Kunst, Herr von Gallweg? Ich bin eine kleine Stämperin — und werd's wohl bleiben.“

Aber sie lächelte dazu, und in dem Lächeln lag ein leiser Widerspruch gegen die eignen Worte, lag wenigstens die Spur einer Hoffnung für die Zukunft. Auch fiel die Gräfin gleich ein: „Laß dir nichts vorreden, Herbert. Einmal — wie kann man denn nach vier, fünf Wochen im Eyrchen Atelier wissen, ob man etwas wird leisten können oder nicht? Dann aber — Fräulein Hedstein hat wirklich ein liebenswürdiges, ein eigenartiges Talent.“

Und sie erzählte. Wieder errötete Tina, aber es war so ganz anders als vorher. Er sah es wohl, und es freute ihn. Und der Eifer freute ihn, mit dem sie nun widersprach, einschränken wollte und unberührt doch zugeb, daß sie selbst ein wenig an sich glaubte. Sie erregte sich dabei, sie erschien ihm fast wieder als das frische junge Mädchen, das er im Sommer kennen gelernt hatte unter der Veranda in Vielberg, damals, als sie den Hans so hübsch abfertigte. Was hatte sie doch damals gesagt: Für Junker Hans den Kranz zu winden? Mag andre suchen er und finden!

Wie reizend sie jetzt wieder aussah! Das Gesicht so lebendig, so sprechend und die Augen so lebhaft! Um die vollen, frischen Lippen ein fast schallhaftes Lächeln, das trotz allen bescheidenen Widerspruch zu sagen schien: Wir werden ja sehen! An mir soll's nicht liegen! Ah — daß ich euch alle, alle überraschen könnte!

Welch eigner Zauber doch von dem Mädchen ausging! Auch die „heilige Cäcilie“ hatte sich dem nicht entziehen können. Sah sie nicht selbst ganz entzückt immer wieder auf die zierliche, biegsame Gestalt in dem einfachen grauen Wollkleidchen, auf das süße Gesicht — süß und doch so herb! O Hans Hagelitz — du Narr! Du Narr!

Die Gräfin zog die Uhr. „Wir müssen Schluß machen. Mama wird sonst ungeduldig.“

Sie schritten zum Ausgang. Der Zufall fügte, daß Gallweg auf einige Minuten neben Tina ging. Er fragte hastig: „Was haben Sie für Nachrichten aus Vielberg, gnädiges Fräulein? Wie befindet sich Ihr Herr Vater?“ Und er freute sich wieder, aus ihrer Antwort herauszuhören, daß auch sie ihre Befangenheit abgestreift hatte.

„Ja, der arme, böse Papa! Seinen Briefen nach muß es ihm eigentlich gut gehen. Aber ich traue dem Frieden nicht recht. Er will mich nur nicht wieder haben. Ende des Monats überfalle ich ihn. Ich habe ja oft solch eine Sehnsucht nach ihm, nach Vielberg, nach allem, allem, was ich dort lieb habe. Und ich habe ja alles dort lieb!“

Das Coupé der Gräfin hielt vor der Ausgangsstreppe. Er half den Damen einsteigen. „Ich spreche bald vor, Cäcilie. Größ die Tante.“

Einen Augenblick hielt er dann auch Tinas Hand in der seinen. „Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!“ Und sie gab ganz unbefangen zurück: „Auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt)

Korso in der Berliner Siegesallee

(Zu dem Bilde Seite 156)

Wiederholt hatte man in Berlin den Versuch gemacht, nach dem Muster anderer Großstädte einen Korso ins Leben zu rufen, aber ohne rechten Erfolg; neuerdings aber, nachdem der Deutsche Sportverein die Sache in die Hand genommen, scheinen der Veranstaltung günstigere Ausichten zu lächeln. Bisher war sie freilich wenig vom Wetter begünstigt, ja der erste Korso dieses Frühjahr's löste sich bei hereinbrechendem Sturm mit Regenschauern in allgemeine Flucht auf, daß aber trotzdem der Korso sich stets wachsender Teilnahme erfreut, spricht zu Gunsten des Unternehmens. Ur-

sprünglich auf die Zeit von fünf bis sieben Uhr anberaumt, findet auf Wunsch des Kaisers der Korso jetzt täglich von drei bis fünf Uhr in der Siegesallee statt. Wiederholt beteiligte sich daran der Kaiser zu Pferde, die Kaiserin im Wagen. Die Wagen bewegen sich in zwei Reihen an den beiden Straßenseiten der Siegesallee, während die Mitte für die Hofequipagen frei bleibt. Das zuschauende Publikum hält sich auf den Promenadenwegen. Neben stattlichen Fünferzügen, Viererzügen und zahlreichen sonstigen hocheleganten Gespannen sieht man auch lange Reihen von Tazameterdroshen.





Schlibblättrige Rudbeckie

Malerische Gartenstauden

(Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Johanna Westmann)

Wenn im Frühling und Sommer im Garten sich wohl über die Mannigfaltigkeit untrer blühenden und duftenden Lieblinge, über das Abweichende im Wuchs, in der Belaubung und über die außerordentlich wechselnden Formen und Farben der Blüten, aber man denkt nicht daran, all das Blühende zu klassifizieren. Und doch ist dies lohnend, wenn man die Klassifikation nicht vom Standpunkte

des Botanikers aus, sondern unter Zugrundelegung des allgemeinen Charakters der Pflanzen vornimmt.

Man unterscheidet dann Gräser und Kräuter, Bäume, Sträucher u. s. w. Geht man näher auf solche Einteilungen ein, so kann man aus den Kräutern wieder drei Gruppen zusammenstellen, die einjährigen Pflanzen, deren oft bewundernswerte Schönheit leider nur von kurzer Dauer ist, da sie im Frühling keimen und zum Herbst bereits absterben; die zweijährigen Gewächse, die im Sommer

oder Herbst keimen, einmal überwintern und dann vor Eintritt des nächsten Winters das Zeitliche segnen, und die mehr oder vieljährigen Gewächse, die man bei den Gartenpflanzen Stauden nennt. Je nachdem diesen letzteren das Schicksal einen mageren oder fetten, einen sonnigen oder schattigen Standort, einen guten oder schlechten Pfleger verliehen hat, ist ihre Lebensdauer eine kürzere oder längere. Wo alles zusammentrifft, was dem Charakter der Pflanze zuzugut, da wird sie von langer Lebensdauer sein, ja sogar von Jahr zu Jahr stolzer und kräftiger emporstreiben. Diese Pflanzen, die wir Stauden nennen, stehen zurzeit im Vordergrund des Interesses. Es sind an ihnen verschiedenartige Interessenten beteiligt, der Gartenkünstler und Liebhaber, der sie mit Vorliebe in modernen Gärten und Parkanlagen so anpflanzt, daß die malerische Schönheit ihres Aufbaues und ihrer Blütenfülle voll zur Geltung gelangt, und der Blumenbinderkünstler und Schnittblumenzüchter. Dem letzteren ist der Charakter der Stauden völlig gleichgültig, er fragt nur nach dem sogenannten Schnittwert. Dieser Schnittwert ist vorhanden, wenn die Blumen dauerhaft, tadellos in der Farbe, schön in der Form sind und einzeln oder in eleganten Sträußen auf möglichst langen und kräftigen Stielen getragen werden. So beschaffene Blüten eignen sich zur Herstellung moderner, ohne Traht gebundener Blumenzusammenstellungen.

Solange das französische Blumenbouquet die Mode beherrschte, waren solche Gegenstände noch nicht vorhanden. Die kurzlebigsten Blüten wurden auf Traht aufgezogen, und in den Gärten der Hofzeit, das heißt in den verflorenen Gärten des französischen Stils mit ihren regelmäßigen Anpflanzungen, hatte auch die malerisch wachsende Stauden keinen Wert. Heute hat die Blumenmode eine wesentlich andre, gesündere Richtung eingeschlagen. Man sucht den Gärten und Parks einen malerischen Charakter zu verleihen, indem man sich die Natur zur Lehrmeisterin nimmt; und



Weisse pfirsichblättrige Glockenblumen mit doppelter Blumenkrone



Zwillings-Monardie

da hat man sich schließlich auch der lange mißachteten Stauden erinnert, sich nach englischem Vorbilde ihrer Kultur angenommen und mit der Zeit auch gelernt, jede Art am rechten Platze, das heißt da, wo sie sich in ihrer ganzen Schönheit präsentieren kann, zur Anpflanzung zu bringen. Hier findet man sie zu ganzen Trupps als Vorpflanzung vor Gehölzgruppen, einzeln und in Trupps auf weiten Rasenflächen und an Teichrändern dominierend, und schließlich versteht man da, wo es der Charakter der ganzen Anlage und der Landschaft zuläßt, die Stauden alpinen Charakters auf malerisch angelegte Felspartien zu gruppieren. In England legt man sogar ganze Felsengärten an und stellt sie ausschließlich in den Dienst der Staudenkultur.

Die Gewächse, die man unter dem Sammelnamen „Stauden“ zusammenfaßt, gehören natürlich den verschiedensten Familien und Gattungen an, sie stehen also vielfach in gar keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander. Nur wegen ihrer gleichen Lebensbedingungen und der ziemlich übereinstimmenden Anforderungen, die sie an den Pfleger stellen, hat sie dieser unter einen Hut gebracht. Man kann sie vom praktischen Standpunkte aus nochmals in zwei verschiedene Gruppen teilen, in solche, die hauptsächlich ihres ornamentalen Blattschmuckes halber angepflanzt werden, wie der klassische Anantheus, der Ahabarber, die malerische

Gunneta und andre, und in solche, deren Hauptwert in dem Blütschmucke liegt. Die Zahl der schönblühenden Stauden überwiegt natürlich bei weitem. Sie beschenken uns fast das ganze Jahr hindurch im Freien mit Blüten, und außerdem ist es der Kunst der Gärtner gelungen, viele Arten und Formen der Treibkultur dienstbar zu machen, so daß man heute in den großstädtischen Blumenhandlungen schon im Winter den Blüten von Arten begegnet, die naturgemäß erst im Sommer blühen. Als typisches Beispiel mag hier die Mai-blume dienen, die überhaupt in keinem Monat des Jahres mehr auf dem Blumenmarkte fehlt. Aber diese Treib- und Zwangskulturen wollen wir heute beiseite lassen und zunächst einmal sehen, wie unsere Stauden im Freien naturgemäß erblühen. Da fällt uns zunächst die Weihnachts- oder Christrose auf, ein in den Alpenländern heimisches Giftgewächs, dessen weiße, wilden Rosen gleichende Blüten oft schon zu Weihnachten im Schnee gepflückt werden können. Im Februar finden wir draußen bereits den Winterstern, eine polsterartig wachsende Staude, im Schmucke hunderter gelber, sternförmiger Blüten. Im Monat März blühen schon eine ganze Anzahl von Stauden, und bis zum Hochsommer wird ihre Zahl immer größer; dann nimmt sie rapid ab, aber trotzdem erstrahlen noch im Spätherbst bis zum Eintritt der strengen Fröste zahlreiche stattliche Stauden im reichsten Blütschmuck, so die Chrysanthemem, die wundervollen Herbstastern, japanischen Anemonen und viele andre mehr.

Unsre Abbildungen geben ein schönes Bild malerischer Staudenarten. Sie zeigen fast durchweg solche Vertreter dieser Pflanzengruppe, die das Herz des für Naturschönheiten empfänglichen Gartenbesizers höher schlagen lassen, während der



Königsgerke

nüchterne Schnittblumenzüchter ihnen ein besonderes Interesse nicht entgegenbringt. Wir führen zunächst eine Pflanze vor, die eigentlich nur zweijährig ist, aber wie so viele andre zweijährige Gewächse noch zu den Stauden gerechnet wird: die Königskecke. Diese Pflanze, die sich auf dem Bilde so stolz und malerisch gibt, ist im Grunde nur ein heimisches Unkraut. Man findet sie hie und da zerstreut an Geröllhalden, auf Waldblößen, auf Ruinen und halb verfallenen Mauern. Sie ist feinein- und kalkliebend, und je mehr ihr die Verhältnisse ihres Standortes zulagen, um so üppiger und stattlicher wächst sie empor. Die Blüten sind gelb und erscheinen in der Zeit vom Juli bis August. Die kräftig emporstrebenden Triebe mit den stengelumsfassenden, wölig behaarten Blättern und den stattlichen, weithin leuchtenden Blütenähren haben dann eine gewisse Ähnlichkeit mit flammenden Kerzen, und der Name Königskecke, den der Volksmund dieser wissenschaftlich Verbasum genannten Pflanze beigelegt hat, ist sehr zutreffend. Durch alle Wandlungen der Mode hindurch hat sich die Königskecke in gar manchen Bauerngärten einen dauernden Ehrenplatz zu einer Zeit bewahrt, zu der sie in den Gärten der Städte längst vergessen war. Neben ihr werden auch noch einige andre schönblühende heimische Stauden auf den Blumenrabatten ländlicher Gärten mit Vorliebe gepflegt, so der dunkelblau blühende Eisenhut und der in rosefrotten, hängenden Glocken blühende rote Fingerhut, der in der freien Natur auch in einer weißblühenden Art vorkommt. Am häufigsten ist der rote Fingerhut, seltener findet man den gelben und blaßgelben. Bei Anpflanzung des Eisen- und Fingerhutes, welcher letzterer nur zweijährig ist, muß man auf die Giftigkeit dieser beiden schönblühenden Pflanzensorten Rücksicht nehmen. Ich möchte aber darauf hinweisen, daß Vergiftungsfälle, durch diese Gewächse hervorgerufen, wohl zu den allergrößten Seltenheiten gehören, da nichts an diesen Pflanzen zum Genuß reizt.



Youngs Nachtkerze



Virginische Cradeskante

Zu den vielen einheimischen Stauden, die der Gartenkultur dienstbar gemacht worden sind, gehören auch diverse Glockenblumen. Schon im Tieflande finden wir auf Wiesen, Weiden und in Laubwaldungen außerordentlich zahlreiche Arten der Glockenblume, noch zahlreicher sind aber die Arten dieser Gattung, die dem Gebirge und Hochgebirge angehören. Die gegenwärtig in der Gartenkultur beliebteste Art ist unsere heimische pfrißblättrige Glockenblume. Sie blüht hellblau, in einer Form auch reinweiß. Durch die Gartenkultur ist diese Glockenblume wesentlich stattlicher geworden, und die Blumen haben beträchtlich an Größe zugenommen. Neben den einfachen hat man auch solche mit doppelter Glode gezogen. Eine ganze Gruppe dieser doppelstronigen Glockenblumen der weißblühenden Form veranschaulicht unsre nach photographischer Aufnahme gefertigte Abbildung. Diese Glockenblumen erfreuen durch die Eleganz ihres Wuchses sowie durch die Schönheit der Blütenformen und durch die zarte Blütenfarbe. Die stattlichste aller in den Gärten gepflegten Glockenblumen ist Campanula medium. Wohl wird sie an Höhe von andern Arten übertroffen, aber an Größe ihrer Blüten steht sie unerreicht da. Sie ist im Gegensatz zu den meisten andern Arten nur zweijährig. Auch ihre Blüten sind blau, bezw. weiß, einfach und

doppelkronig oder gefüllt. Eine reizende alpine Art, die wir gleichfalls im Bilde vorführen, ist die Pyramiden-Glockenblume. Sie hat nur verhältnismäßig kleine Glocken, aber ihre stattlichen Blütenrispen, die mit blauen, bei einer Form auch mit reinweißen Blüten besetzt sind, erreichen eine Höhe von zwei Metern und darüber. Unsere Abbildung gibt eine gute Vorstellung von dem stattlichen Wuchse dieser Art: sie ist in den Mittelmeerländern heimisch und blüht später als andre, gewöhnlich vom Hochsommer bis zum Herbst. Neuerdings wird die Pyramiden-Glockenblume auch oft in Töpfen gezogen, um so als Marktpflanze verwertet zu werden.

Zwei von unsern Staudenbildern zeigen in der Blütenform und Färbung eine verblüffende Ähnlichkeit. Sie veranschaulichen nahe verwandte Pflanzen, die *Godetia* und die *Nachtkerze* (*Oenothera*). Bei beiden sind die Blüten gelb, bei beiden in der Regel auch nur während der Nacht geöffnet, am Tage dagegen nur bei trübem, regnerischem Wetter. Von beiden Gattungen haben wir auch einjährige, zu den Sommerblumen gerechnete Vertreter. Die Blüten dieser Gewächse zeichnet eine zarte, weithin leuchtende gelbe Farbe aus. Sie wirken prächtig bei trübem Wetter und in mondhellern Sommernächten, wo manchen dann auch ein köstlicher Duft entquillt. Die von uns abgebildete *Nachtkerze* ist eine schöne Gartenform. — Manche Arten sind auch bei uns heimisch, und die schönsten und stattlichsten dieser heimischen Vertreter der Gattung dürfte die zweijährige *Nachtkerze* (*Oenothera biennis*) sein. Diese letztgenannte Art entfaltet wahre Riesenblüten, erreicht eine stattliche Höhe und verdient es wohl, in unsern Gärten angepflanzt zu werden. Wundervolle Exemplare dieser *Nachtkerze* habe ich im März gefunden; am häufigsten dürfte sie aber wohl in der Mark Brandenburg sein, wo man sie als ständige Begleiterin der Eisenbahndämme beobachten kann. Doch vermag sie sich hier im reinen, an Nährstoffen

armen Sande nur verhältnismäßig kümmerlich zu entfalten.

Prächtige Gartenstauden sind fernerhin die Rudbeckien. Unser Bildchen zeigt ein Blütensträußchen der schlingblättrigen Rudbeckie aus Nordamerika. Sie ist eine der angenehmsten Arten, wächst zu einem stattlichen Busch heran, der sich vom Juni bis zum August völlig mit stattlichen Blüten bedeckt. Die Blumen sind wie diejenigen der Sonnenroten, Astern, Dahlien und vieler andrer sogenannte Korbblütler. Die Strahlenblüten sind von hübscher gelber Färbung, während die unscheinbaren Korbblütchen, dicht zusammenstehend, ein erhöhtes Kissen bilden. Es werden noch viele andre Rudbeckienarten in den Gärten gepflegt; sie alle zeichnen sich durch enorme Reichblütigkeit aus. Eine starke Staude weist zu gleicher Zeit tausend und mehr Blüten auf. Von ganz aparter Eigenart ist die virginische Tra-deskante (*Commelina virginica*). Wenn sie auch äußerlich mit den bekannten Tra-deskanten, die als Hängepflanzen im Zimmer gezogen werden, nichts gemein hat, so ist sie doch infolge ihrer eigenartigen, auf dem Bilde gut charakterisierten Blätter und der aus leuchtend violettblau gefärbten Blüten gebildeten Tolden eine aparte Gartenpflanze, die sich in vielen Formen in der Kultur befindet. Sie wird nur 50 bis 80 Centimeter hoch, und ihr Hauptstiel fällt in die Monate Mai bis Juli. Mit ihr teilt



Pyramiden - Glockenblume

die gleichfalls abgebildete Monarde (*Monarda didyma*) die nordamerikanische Peinart. Sie ist ein die Fruchtigkeit liebendes Gewächs, das in trockenem Boden nur kümmerlich gedeiht und deshalb am vorteilhaftesten zur Ausschmückung von Teichrändern verwendet werden kann. Die Blüten dieser Art sind von scharlachroter Färbung und stehen zahlreich in übereinander stehenden Köpfen zusammen. Der Stiel scheint durch die unteren Blütenköpfe hindurch zu wachsen, so daß immer zwei bis drei Köpfe übereinander stehen.

Die Raumverhältnisse zwingen uns zur Beschränkung auf die abgebildeten Arten, die lediglich nach ihrem malerischen Werte als Gartenschmulpflanzen ausgewählt wurden. Mit ihnen ist ja der Reichtum an schönen und dekorativen Stauden noch lange nicht erschöpft. Wir finden noch herrliche Vertreter unter den Kornblumen, den Edel- und Kugeldisteln, der Giesbuhia, dem Kittersporn, den Astern, Klei, Anemonen und vielen andern. Alle bewährten Gartenstauden zeichnen sich ohne Ausnahme durch große Anspruchslosigkeit aus. Für reichliche Füngung und Bewässerung sind sie dankbar, und daneben erfordern sie von Zeit zu Zeit ein Verpflanzen an eine andre Gartenstelle, die ihnen neue reiche Nahrung bietet. Dieses Verpflanzen wird dann am besten im Herbst vorgenommen, und man kann dabei durch Teilung starker Staudenbüsche auch für eine reiche Vermehrung sorgen. Die meisten Stauden sterben mit Eintritt des Winters bis zum Wurzelstode ab, der, mit wenigen Ausnahmen, den deutschen Winter schußlos überdauert. Manche haben immergrüne Blätter, die auch im strengen Winter nur wenig an Farbenglanz verlieren. Zur Verpflanzung von Blumenbeeten sind speziell die malerisch wachsenden Stauden nicht recht geeignet, sie kommen am besten einzeln stehend auf exponierten Standorten zur Geltung. Viele Arten sind auch, zu kleinen Trupps zusammengepflanzt, von besonderer Wirkung. Wo sich die Möglichkeit bietet, eine malerische Felspartie am rechten Platz anzulegen, über die vielleicht ein kleines, klares Wässerchen hinwegrieselt, um sich nach kürzerem oder längerem Laufe in einen Teich zu ergießen, da findet sich zwischen den Felsen, an den Bachufern und am Teich Gelegenheit zu wirkungsvoller und sachgemäßer Anpflanzung fast aller Staudenarten. Auch den sparsamen Gartenbesitzern kann die Bevorzugung der Stauden nur wärmstens empfohlen werden, da ihre Anschaffung nur eine einmalige und bei richtiger Wahl nicht einmal große Ausgabe verursacht,



G. 4711

während die Pflanzen für Blumenbeete von Jahr zu Jahr neu beschafft werden müssen.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß sich die meisten Staudenblüten sehr zur Ausschmückung von Blumen- und Tischvasen eignen. Der Wuchs vieler hier in Betracht kommender Pflanzen ist ein so üppiger, daß auch ein reichliches Pfücken von Blüten keine empfindlichen Lücken zeigt.

Max Hensdörfer

Frühlingsregen

Wir saßen am Fenster,
Umfächelt von warmer, schmeichelnder Luft.
Die Gärten und Gerge in bläulichem Dufte.
Allüberall ein grüner Schein.
Ein Falter flog zum Fenster ein,
Zog um uns seine Kreise . . .
„Hörst du? Es regnet ganz leise.“

Du nahmst meine Hand.
Ich schaute hinter Aurenken hervor.
Ein würziger Erdgeruch dampfte empor —
Unter uns hastender Tritte Schall,
Und dazwischen der Tropfenfall
Und eine zirpende Meise . . .
„Hörst du? Es regnet ganz leise.“

Dann wurde es still.
Wir saßen in den schimmernden Glanz.
Es ging ein Atmen von Ast zu Ast.
Jenseits in der Ferne klang
Eines Mädchens Abendgesang,
Eine kleine, klingende Weise . . .
Es regnete immer noch leise!

Käte Cajetan-Milner

Schmetterlingsstoiletten

Von

G. Weissenberg

Man hat die Schmetterlinge fliegende Blumen genannt, und in der Tat, nur die Blumen können mit ihnen hinsichtlich der Farbenpracht und des Farbenschmelzes wetteifern. Ja, die kunstvollsten Schmetterlingsstoiletten übertreffen sogar noch diejenigen der Blumen, denn sie sind vor ihnen mit jenen wundervollen Schillerfarben ausgezeichnet, die ein zauberisch wechselndes Farbenpiel entfalten. Schon das Kind ist entzückt über die Farbenschöne der Schmetterlinge. Um so auffälliger ist es, daß die Wissenschaft erst in neuerer Zeit darüber Untersuchungen aufzustellen begonnen hat, wie die ruhelos schaffende Mutter Natur die Schmetterlingsstoiletten webt und färbt, zusammenstellt und ausschmückt.

An den Schmetterlingsflügeln, deren die große Mehrzahl der Falter bekanntlich vier besitzt, und zwar zwei Vorder- und zwei Hinterflügel, muß man zwei Teile unterscheiden. Die mehr verborgene Grundlage der Flügel bildet die durchsichtige Flügelhaut, die von den Rippen, hohlen, hornartigen Röhren, durchzogen und ausgespannt erhalten wird. Auf der Flügelhaut sitzen sowohl auf der Oberseite als auch auf der Unterseite zahllose winzige Schüppchen. Diese sind die eigentlichen Träger der Farben. Nimmt man einen Schmetterling in die Hand, so daß die Schüppchen abgelöst und abgestreift werden, so erscheint an diesen Stellen die durchsichtige Flügelhaut. Die kleinen Schuppen liegen dachziegelartig übereinander und stecken mit den stielartigen Wurzeln in den Poren der Flügelhaut. Die Form der Schuppen wechselt außerordentlich. Je nach der Stelle, die sie einnehmen, und der Art der Schmetterlinge sind sie länger oder breiter, runder oder eckiger, stumpfer oder spitziger, gezähnt oder fein gerippt. Bald sind sie dichter, bald lockerer angeordnet, dort liegen sie mehr schräg und hier sitzen sie mehr senkrecht auf. Ihr wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal voneinander aber ist die Farbe, und deshalb hängt von der Verteilung der verschiedenfarbigen Schuppengruppen die Zeichnung des Schmetterlings ab.

Die Bildung der Schuppen beginnt schon ziemlich frühzeitig in der Puppe. Anfänglich sind sie auf dieser Entwicklungsstufe einfarbig. Bei einem unserer schönsten Tagfalter, dem Pfauenauge, sind die Schuppen im Puppenzustand zuerst ganz weiß. Dann entsteht aus diesem Weiß auf den dazu bestimmten Feldern ein Gelb. Einige Zeit später tritt auf andern, teils nebenan, teils entfernter liegenden Stellen statt des Weiß ein Rotbrann oder Rot auf, wiederum etwas später wandelt sich das Weiß auf den zugehörigen Flecken der ausgebildeten Zeichnung in Blau und Violett um, und zuletzt, wenige Tage vor dem Auskriechen des Schmetterlings, sieht man bei den noch übrigen Schuppen aus dem Weiß ein Schwarz werden. Da bei dem Pfauenauge die Flügelunterseite des fertigen Schmetterlings fast durchweg schwarz ist, so erhält sie ihre bleibende Farbe aus dem Weiß erst kurz gegen das Ende des Puppenzustandes. Ist die Entwick-

lung vollendet, so reißt in der Nackengegend des Gehäuses eine feine Naht auf, auf der Rückenseite entsteht von oben nach unten eine Spalte, und der Schmetterling schlüpft aus der Hülle, die ihn bisher umgab, heraus. Die Flügel stehen in dessen jetzt noch wie getrimmte, gefaltete und geknitterte Lappchen auf dem Rücken. Ruhig verharrt der Falter, bis sie sich geglättet und an der austrocknenden Luft erhärtet haben, dann schwingt er sich fröhlich in die Höhe.

Der Farbenschmuck der Schuppen beruht im wesentlichen auf der Anwesenheit von Körperfarben und Schillerfarben. Die Körperfarben entstehen dadurch, daß von gewissen Stoffen ein bestimmter Teil der Strahlen des zusammengelegten weißen Lichtes verschluckt wird, der übrige Teil dagegen nicht. Vielmehr wird dieser Teil der Strahlen aus den tieferen Schichten zurückgeworfen, und diese nicht verschluckten Strahlen verleißen nun dem Betreffenden Stoff, je nach ihrer Mischung, die ihm eigne sichtbare Farbe. Stoffe, die gewisse Strahlen des Sonnenlichtes, das sich bekanntlich aus den einfachen Farben zusammensetzt, verschlucken und festhalten, aber andre, die ihre Färbung bedingen, verschauen und zurückwerfen, bezeichnen wir als Farbstoffe. In den Schmetterlingsschuppen sind die Farbstoffe aufs feinste als mikroskopisch kleine Röhren verteilt. Die Farbstoffe, die in den Schuppen auftreten, stammen aus Körpern der Darnsäuregruppe ab, zu denen auch die Nucleinbasen gehören. Nucleine sind phosphorhaltige Verbindungen. Die einzelne Schuppe enthält nicht immer nur gleiche Farbstoffe, sondern vielfach sehr verschiedene, so daß sich dann unter dem Mikroskop ein Farbenmuster zeigt, das glänzender und farbenreicher ist als das der ganzen, mit dem unbewaffneten Auge betrachteten Flügelfläche. Auch sind nicht alle Farbstoffe der Schuppen, die uns gleichfarbig erscheinen, von derselben chemischen Zusammensetzung. Wenigstens kommen braune Farbstoffe vor, die in Wasser unlöslich sind, während ein andrer brauner Farbstoff sich darin auflöst. Ferner ist ein Teil der roten Farbstoffe in Wasser löslich, ein andrer kann aber nur durch Säuren ausgezogen werden. Endlich treten auch viele Mischfarben auf, die in zahlreichen Abstufungen des Tons und der Sättigung abwechseln.

Anden Schillerfarben, denen die Schmetterlingsstoiletten ihren glänzenden Farbenschmuck verdanken, liegen Farbstoffe zu Grunde, aber sie sind hier in Chitin gelöst, jenem farblosen, durchscheinenden Stoff, der die häutigen und härteren Teile der verschiedenen Organe von Insekten, Spinnen und Krebse bildet. Man muß sich vorstellen, daß die den Schiller hervorrufenden Farbstoffe in dem Chitin der Schuppen in derselben Weise gelöst sind wie etwa das Kobaltoryd im blauen Glas oder auch irgend ein organischer Farbstoff in einer festen Gelatinehaut. Die schillernden Farbstoffe zeichnen sich dadurch aus, daß sie einen Teil der Strahlen

des auffallenden Lichtes sehr stark zurückwerfen, die übrigen Teile dagegen sehr schwach. Zu der Hervorbringung des Schillers tragen verschiedene Momente bei. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß auch der Einfallswinkel des Lichtes wesentlich mitpricht, also der Umstand, ob die Lichtstrahlen mehr schräg oder mehr senkrecht auffallen. So geht der Schiller der einen Schmetterlingsart, wenn die Lichtstrahlen mehr und mehr schräg auffallen, aus einem gelblichen Grün in ein prachtvolles tiefes Blau über, und bei einer andern Art werden unter den gleichen Umständen die zuerst purpurrot schillernden Schuppen gelb, die gelben grün und die grünen blau. Die glänzend bläulich oder grünblau schillernden Schuppen einer dritten Schmetterlingsart zeigen, je schräger die Lichtstrahlen auffallen, zuerst eine rein blaue und dann später eine rötliche Farbe. Zuweilen weist sogar eine einzige Schuppe zwei Schillerstoffe auf. Bei einem in den Tropen verbreiteten Tagfalter findet sich beispielsweise in einer und derselben Schuppe ein blau glänzender gelber und ein grün glänzender roter Schillerstoff vor. Zur Verstärkung des Glanzes sind ferner schwach gefärbten und dünnen Schillerchuppen sehr häufig schwärzliche Schuppen untergelagert. Die prächtigen Augenflecke entstehen aus den Grundbinden, jenen schmalen Farbeutseifen, die den Flügel von vorn nach hinten durchziehen, indem die Binden entweder zerfallen oder sich wenigstens einzelne Bezirke von ihnen abtrennen. Hierbei sammeln sich die Farbstoffe in einem Mittelpunkt aus der ihn umgebenden Zone an, die auf diese Weise selbst heller wird. Unter den bei uns heimischen Schmetterlingen hat das Tagpfauenauge die schönsten Augenflecke, die sich aus Gold, Rot und Blau zusammensetzen. Unverkennbar ist eine gewisse gesetzmäßige Folge in der Färbung der Schmetterlingssoilotten. Bei den tieferstehenden Formen einer Schmetterlingsfamilie sind die herrschenden Farben Weiß, Grau oder Graubräunlich. Bei den vorgeschrittenen Formen dagegen kommen außer Grau Lebmfarben bis Mattgelb vor. Mit der höheren Entwicklung folgt dann einerseits ein mattes Braun, Rotbraun, Braunrot und Schwarz, oder es entsteht anderseits Schmelzgelb, Rotgelb, leuchtendes Rot, Blau, Blauviolett und schließlich Schwarz. Es tritt demnach an den einzelnen Entwicklungsstufen einer Familie dieselbe Reihenfolge in den Farben auf, wie wir sie schon bei der Entstehung der Farben aus dem Weiß der Puppe kennen gelernt haben.

Welchen Einfluß die äußeren Verhältnisse auf die Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge haben, darüber ließen sich so lange nur Vermutungen aufstellen, bis man diese Frage durch das Experiment zu lösen anging. Die experimentellen Untersuchungen haben uns in nicht wenigen Punkten Sicherheit verschafft, und namentlich haben sie die Erscheinung des sogenannten Saisonmorphismus aufgeklärt. Eine ganze Reihe unsrer Schmetterlinge tritt in zwei Generationen auf. Die erste erscheint im Frühling, die zweite im Sommer. Die Puppen der ersten Generation überwintern. Die aus diesen Puppen im Frühjahr hervorgehenden Schmetterlinge legen alsbald Eier, aus denen in kurzem Raupen entstehen. Die Raupen verpuppen sich, und aus den Puppen kriechen noch im Sommer neue Falter aus. Diese bilden die zweite Generation. Den von der zweiten Generation abgelegten Eiern, deren Raupen als Puppen den Winter überbauern,

entsteht dann wieder die erste Generation, die im Frühjahr fliegt. Das Wechselspiel setzt sich auf diese Weise beständig fort. Die erste Generation bezeichnet man, weil sie überwintert, als Winterform, die zweite, weil sie den ganzen Entwicklungsgang im Sommer durchläuft, als Sommerform. Winterform und Sommerform stimmen nun aber nicht miteinander überein, sondern sie sind in Farbe und Zeichnung merklich voneinander verschieden, so daß sie der Laie für zwei getrennte Arten halten könnte. Obgleich nun beide Formen unmittelbare Nachkommen voneinander sind, sie aber trotzdem je nach der Jahreszeit in Farbe und Zeichnung — und, wie hier noch hinzugefügt sei, auch in der Größe — eine auffällige Abänderung und Umgestaltung erfahren, so hat man der ganzen Erscheinung den Namen Saisonmorphismus gegeben.

Bis Ende Juni ist auf unsern Wiesen jener Schmetterling mit braungelber Grundfarbe häufig, den man vollständig kleiner Fuchs nennt. Später verschwindet er, und es taucht nun an seiner Stelle in den heißen Sommermonaten ein Schmetterling auf, dessen Flügel eine tiefschwarze Grundfarbe aufweisen und mit hellen Punkten in schräger Stellung geschnitten sind. Beide Falter wurden von Linné als zwei gesonderte Arten aufgefaßt, und doch sind die letzteren bloß die Abkömmlinge der ersteren: sind es Winterform und Sommerform einer und derselben Art. Ebenso unterscheidet sich in der Familie der Weißlinge die Sommerform sehr deutlich von der Winterform. Hier ist die Winterform um vieles dunkler als die Sommerform. Im Flachland ist der gemeine Kohlweißling ein fast weiß bestäubter Falter, auf dessen Flügeln sich nur wenige dunkle Flecke zeigen. Im Riesengebirge dagegen, auf den Hochalpen und dem Jura trifft man auf einen Weißling, dessen Färbung ausgesprochen dunkel ist und sogar fast bis ins Schwärzliche spielt. In den Polarländern ist der dunkle Falter allein verbreitet, während auf den erwähnten Gebirgen neben ihm auch noch der gemeine helle Weißling vorkommt. Beide Falter aber bilden eine gemeinsame Gattung, und die dunkeln Vertreter sind nur die Winterabart der weißen Sommerform. Die gleichen Beziehungen kehren noch bei vielen andern Schmetterlingen wieder.

Den Nachweis dieses Zusammenhanges und zugleich die Feststellung der Ursache, die die Umformungen hervorbringt, hat das Experiment geliefert. Indem man Puppen einige Zeit hindurch der hohen Temperatur von 25 bis 39° C. aussetzte oder sie in einen Eisschrank legte, wo eine Temperatur von 4 bis 6° C. herrschte, gelang es, aus solchen, die in der Natur eigentlich die Winterform der Schmetterlinge hätten entstehen lassen müssen, die Sommerform künstlich zu gewinnen, und umgekehrt aus solchen, die sonst die Sommerform ergeben, die Winterform der Falter zu erzielen. Die höhere oder tiefere Temperatur ist also an der Gestaltung der Schmetterlingssoilotten in Färbung und Zeichnung wesentlich beteiligt.

Wie sich die Einwirkung von Wärme oder Kälte auf die einzelnen Schmetterlingsarten geltend macht, sei an einigen Beispielen erläutert. Läßt man auf Puppen unsrer heimischen Blaunkante Wärme einwirken, so schwinden auf den Flügeln der Schmetterlinge die blauen Flecken des Außenrandes, und von den schwarzen Flecken bleiben nur Reste übrig. Gleichzeitig wird die Unterseite der Flügel erheblich

verbüstert. Mit diesen Veränderungen werden die Falter Abarten ähnlich, die in Armenien, Korsika und Sardinien angetroffen werden, und gleichzeitig findet eine gewisse Annäherung an den Typus unseers Tagpfauenauges statt. Durch Kälteeinwirkung dagegen verbreitert sich das Blau der Randbinden stark, und die schwarzen Flecken nehmen an Größe und an Tiefe der Färbung zu. Hiermit entsteht eine auffallende Ähnlichkeit mit kalifornischen und lappländischen Formen. Die Puppen unseers großen Fuchses liefern unter der Wärmeeinwirkung Schmetterlinge, bei denen die gelben Schuppen zwischen den schwarzen Flecken auf den Vorderflügeln zunehmen und das Braunrot sehr feurig wird. Sie kommen auf diese Weise einer Art recht nahe, die in Algier heimisch ist. Andererseits zeigen Schmetterlinge, die im Puppenstadium der Kälte unterworfen wurden, eine Verdunkelung der braunen Grundfarbe, eine Vergrößerung der blauen Randflecke auf den Hinterflügeln und das Auftreten von drei verschwommenen blauen Flecken auf dem Außenrand der Vorderflügel. Entsprechende Falter fliegen in den rauhen Tälern der Alpen, auf dem Riesengebirge und dem Schwarzwald. Bei unserm Tiefstalter endlich gewinnt, wenn die Puppen der Wärme ausgefegt werden, die rote Färbung an Ausdehnung, die drei schwarzen Flecken der Vorderflügel werden kleiner und die Ränder rot gefärbt. Die schwarzbraune Färbung der Unterseite wird durch rote und rotbraune Farbentöne verdrängt. Ganz ähnliche Falter sind in den Tropen, und zwar auch in Deutsch-Ost- und Westafrika, verbreitet. Dagegen nimmt, wenn die Puppen der Kälte unterlagen, die schwarzbraune Zeichnung überhand, die Grundfarbe wird wie berußt, die noch rot bleibenden Flügelteile werden durch reichlich eingestreute schwarzbraune Schuppen getrübt, und die Schmetterlinge nähern sich durch diese Abänderungen hochnordischen Formen. Diese Experimente geben demnach einen Fingerzeig über die nahe Verwandtschaft von Schmetterlingen in weit voneinander entfernten Gebieten, und sie eröffnen außerdem einen tiefen Einblick in die Entstehung der Arten, der nicht ausschließlich hinsichtlich der Schmetterlinge, sondern auch der übrigen Tierwelt von unschätzbarem Wert ist.

Aber die Forschungen über die Schmetterlingstolletten sind noch fortgesetzt worden. Es gibt bekanntlich Schmetterlinge, die so täuschend, besonders auf der Unterseite der Flügel, in Farbe und Zeichnung dürre Blätter und andre Gegenstände ihrer Umgebung nachahmen, daß es fast an ein Wunder streift. Man hat die überraschende Uebereinstimmung bisher dadurch erklärt, daß man sie als Schutzfärbung auslegte. Schmetterlinge, die anfänglich in Farbe und Zeichnung eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer Umgebung aufwiesen, sollten vor den Nachstellungen ihrer Feinde geschützt und darum eher erhalten werden als Schmetterlinge, bei denen dieß nicht der Fall war. Durch die Vererbung dieser schützenden Eigenschaften auf die

Nachkommen und ihre weitere Vervollkommnung bei den späteren Generationen, da die weniger gut geschützten immer wieder von den Feinden vernichtet wurden, die bereits besser geschützten Angehörigen einer jeden Generation aber am Leben blieben, sollte dann endlich die völlige Uebereinstimmung des Schmetterlingsleibes mit der Umgebung erreicht worden sein. Nach den neueren Forschungen scheint aber der Zusammenhang doch ein andrer zu sein. Man hat nämlich beobachtet, daß Raupen, die einer bestimmten farbigen Beleuchtung ausgefegt werden, diese Farbe annehmen. So wurden Raupen, die unter grünen und braunen Gläsern aufgezogen wurden, grün und braun. Besonders merkwürdig ist folgendes Vorkommnis: Die Raupe eines echten Tagfalters setzte sich vor dem Verpuppen auf Holz fest, das an Backstein anließ. Nach dem Abstreifen der Haut nahm sie mit der unteren Seite die Farbe des Holzes an, an das sie befestigt war, mit der oberen aber diejenige des anliegenden Backsteins. Ähnliche Beobachtungen hat man über Puppen gesammelt. Puppen, die mit einem roten Tuch umhüllt wurden, röteten sich. Die wissenschaftlichen Untersuchungen berechtigen nun zu der Annahme, daß es die farbige Beleuchtung ist, die in der Raupenhaut und den Puppen die Farbstoffe hervorbringt. Um uns diesen Vorgang zu erklären, wollen wir annehmen, daß sich eine Raupe beständig in dem Blättergrün eines Baumes aufhält. Die grünen Blätter werfen auf die Raupe grüne Lichtstrahlen, die in der Raupenhaut durch chemische Zersetzung verschiedenartige farbenempfindliche Stoffe, und darunter auch einige grüne, erzeugen. Dauert nun die grüne Beleuchtung an, so bleiben die grünen Farbstoffe erhalten, da sie die ihnen gleichfarbigen grünen Lichtstrahlen zurückwerfen, alle andern farbenempfindlichen Stoffe aber werden wiederum zersetzt, und dabei werden sich abermals einige grüne Farbstoffe bilden. Je länger die grüne Beleuchtung fortdauert, desto mehr grüne Farbstoffe werden entstehen, und schließlich wird die Raupe völlig grün gefärbt sein. Ebenso wird die Raupe eines Nachtschmetterlings, die auf dem braunen Stamm eines Baumes lebt, braun werden. Die Raupenhaut gliche demnach einer photographischen Platte, und es handelte sich bei ihrer Färbung um eine Art natürlicher Farbenphotographie. Die Beobachtungen an den Puppen machen es höchst wahrscheinlich, daß auch die Schmetterlingsflügel der Einwirkung farbiger Beleuchtung unterliegen, und es wären dann die Uebereinstimmungen mit dürren Blättern, der Bodenfarbe und überhaupt ihrer Umgebung ebenfalls auf Farbenphotographie zurückzuführen.

Die Schmetterlinge sind nur ein bescheidenes Glied in der langen Kette der Tierwelt. Aber trotzdem zeigt sich auch an ihnen die geheimnisvolle Tätigkeit der schöpferischen Kräfte in wunderbarer Weise, so daß auch sie die Wichtigkeit des Wortes bestätigen: die Natur ist auch im kleinen groß.



Dom Berliner königlichen Ballett

Es ist eine alte Weisheit, daß alle Kunstbewegung in Wellenlinien erfolgt, daß sie sich wie Lebensläufe in auf- und absteigender Linie bewegt, und daß, wenn in einer Kunst die Not am höchsten, auch die Hilfe am nächsten ist. Nun wird kein irgendwie Unterrichteter in Abrede stellen wollen, daß auf dem Gebiete des höheren Kunsttanzes und des Balletts die letzten 30 Jahre ein stetiges Absteigen gebracht haben. Seitdem in der unvergeßlichen Adele Granhow 1876 die letzte Tänzerin großen Stils der deutschen Reichshauptstadt entrisen und Paul Taglioni vom Schauspiel abgetreten war, ist das Interesse an der höheren Tanzkunst ständig bergab gegangen, bis eben der tiefste Tiefstand erreicht war. Aber schon machen sich Ausgleichen bemerkbar, daß die älteste unter den Künsten nicht gerillt ist, dauernd vom Schauspiel abzutreten, daß vielmehr das Barometer wieder, wenn auch nicht auf „Schön Wetter“, so doch auf „Aufklarend“ zu zeigen beginnt. Natürlich geht's bergauf langsamer als bergab. Auf dem Gebiete der Produktion ist wenig Neues da, und das gute Alte ist teilweise schon veraltet. Bei weitem günstiger und erfreulicher sieht es dagegen auf dem Gebiete der Reproduktion, des jüngeren Nachwuchses im Ballett, aus.

Es ist zur Genüge bekannt und muß auch dem oberflächlichsten Beobachter einleuchten, daß nirgend mehr stetige, ununterbrochene eifrige Arbeit geleistet werden muß als auf dem Gebiete des Balletts. Für den Tänzer beiderlei Geschlechts ist ja die Warnung „Nacht ich, so rost ich“ geradezu wie geschaffen, und so erklärt sich die immerhin erfreuliche Tatsache, daß, während das Berliner königliche Ballett hinsichtlich seines

sich mit dem Rücktritt des

Generalintendanten Grafen Dönhofs, der aus gewissen Anschauungen heraus das Ballett fast als quantité négligable behandelt hat, auch die in den letzten Jahren ziemlich trüben Aussichten der königlichen Solo-



Friederike Kierchner

tänzer gebeeßert, und es ist somit keine reizlose Aufgabe, einmal unter dem, was die Zukunft des Berliner Balletts bildet, kritische Umschau zu halten und zu untersuchen, wie mit dem vorhandenen Material gegebenen Falls weiter gebaut werden könnte. Ich lasse dabei die in ganz Europa bewunderte Primaballerina Fräulein dell'Era aus dem Spiele, nicht nur, weil ihre Eigenart fast allgemein bekannt ist, sondern weit mehr noch, weil ich mich der Aufschauung nicht verschließen kann, daß man bei Neugestaltung der Dinge vielleicht gut tun wird, auf ihre Mitwirkung nicht allzusehr zu rechnen.

Wenn eine der Berliner Solotänzerinnen (im ganzen sind es etwa zehn) wohl geeignet sein sollte, zu repräsentieren, so ist es Fräulein Margarete Urbanska, eine Tänzerin polnischen Ursprungs, die, obwohl eine Zeitlang zu Gunsten Amerikas der Reichshauptstadt untreu geworden, doch im wesentlichen dem Berliner Ballett treu geblieben ist. In ihr vereinigen sich vollendete, stets zielbewußte Technik mit einer wahrhaft hinreißenden Grazie, wohlthuendem Adel der Bewegung und fein entwickeltem Stilgefühl. Ob unsre andern Solistinnen noch ein ruhiges Adagio tanzen können, mag offene Frage bleiben: Fräulein Urbanska vermag es und stellt sich damit zweifellos an die Spitze ihrer Kolleginnen. Dazu kommt einerseits eine hervorragende pantomimische Begabung, die sich z. B. in der Mederbeerchen „Selena“ und Anders „Fenella“ in geradezu frappierender Weise offenbart, und ein starker Zuschuß jenes Mouffenz, das zu den apartesten Reizen der Polinnen gehört.



Eugen Müller

Spielplanes in den letzten 20 Jahren die unerfreulichsten Rückschritte gemacht hat, doch das Personal immer auf dem Posten geblieben ist, des Winks gewärtig, der es zu „neuen Taten“ aufruft. Anscheinend haben



Emilie Delcourt

Was sie ansieht, das bekommt unter ihren — ich hätte beinahe gesagt Händen — Feuer, Leben und Temperament, ohne daß jedoch die sarte Grenzlinie des Schönen verwischt würde. Gewiß ihr Eigenstes bietet sie in den Grazientänzen des Gluckischen „Orpheus“. Hier atmet jede ihrer vornehmen, idealen Bewegungen die strenge und doch der Wärme nicht entbehrende Poesie aus, mit der die Glücklichen

Töne durchtränkt sind.

Aus ganz andern Stoff ist Fräulein Friederike Kierschner geformt, die „herlichste“ unter den Tänzerinnen. Schlank gewachsen wie eine Tänne, den fein modellierten Kopf elastisch und elegant auf den Schultern tragend, hat diese einer bekannten Schauspielerfamilie angehörnde Tänzerin zwischen



Martha Greiner

Terpichore und Thalia lange hin und her geschwankt, — genoß sie doch den Unterricht des trefflichen Posschaupielers Oberländer —, bis sie durch eine besondere Verletzung von Umständen dazu kam, selbst „den Herrn zu spielen“. Da nämlich eine Zeitlang das Männerballett möglichst kalfgestellt werden sollte, so hat Fräulein Kierschner sich die Verrichtenrollen zu ihrer Spezialdomäne erwählt und im allgemeinen den männlichen Partner von Fräulein dell'Era abgegeben. Das ist ja nun ganz schön, und es gab ja zweifellos ein reizendes Bild, wenn die beiden die „Schöne blaue Donau“ tanzten; aber ich gestehe ganz offen: abgesehen davon, daß man dem Männerballett nicht nehmen soll, was ihm zukommt, ist mir Fräulein Kierschner auch zu schade dazu. Ich bin nämlich der Meinung, daß in dieser intelligenten und von Ehrgeiz erfüllten Tänzerin ein pantomimisches Talent steckt, das nur an würdige Aufgaben gewiesen werden sollte, um Bedeutendes zu leisten. Ich denke da vor allem an „Satanella“ (das ist ja auch eine „Dosenrolle“!), vielleicht sogar auch an „Esmeralda“. Das sind Aufgaben, an denen sich erkennen läßt, nicht nur, ob eine Tänzerin etwas Gelegenes gelernt hat, sondern weit mehr noch, ob sie im Stande ist, aus sich heraus etwas zu gestalten und mit unwüßigem Leben zu erfüllen. Aber — wer nicht ins Wasser geworfen wird, kann nicht schwimmen lernen.

Wiederum ganz anders geartet ist Fräulein Delciseux, die man getroffen die „Naive“ des Berliner Balletts nennen kann. Erscheinung, Physiognomie und Temperament haben sie von vornherein auf das Gebiet des Genres hingewiesen. Ein über-

mütiger Springinsfeld voll lobobartiger Laune, Quecksilber in den Füßen und stets zu Schelmerei aufgelegt, würde sie, wofern sie Schauspielerin wäre, zweifellos einen ausgezeichneten „Pud“ abgeben: ihr fallen in der Pantomime — und sie ist eine ganz gewandte Pantomimistin! — zumeist die Patschrollen, Babies, Piccolos u. s. w. zu, und ihre Darstellung der schreienden Puppe in der „Puppenfee“ ist nahezu typisch geworden.

Fräulein Lucia ist diejenige, die man, ins Schauspielerische übertragen, am ehesten mit „Sentimentale Liebhaberin“ charakterisieren könnte. Ihre ganze Technik ist nicht nur sehr sauber und geschmackvoll, sondern direkt virtuos, und ich zweifle nicht daran, daß in Bezug auf Sauberkeit des Spizentanzes, Korrektheit der Pas Fräulein Lucia den ersten Platz einnimmt. Aber es ist ihr gegangen wie so vielen Koloratursängerinnen; über der Pflege und Ausgestaltung der Technik sind andre Eigenschaften verkümmert, und so wird die korrekte, aber kühle Kunst der Tänzerin, deren hübsches Gesicht stets dieselbe Physiognomie zeigt, nachhaltigere Eindrücke hervorzurufen nicht geeignet sein. Ein Königreich für eine Dosis Mousseur!

Wieder aus ganz andern Holz ist Fräulein Martha Greiner geschnitten, eine Künstlerin, die als die geborene Temperamenttänzerin bezeichnet werden kann und die sich zweifellos dann am wohlsten fühlt, wenn sie in slavischen und südeuropäischen Charaktertänzen ihr feurig leidenschaftliches Temperament am besten zum Ausdruck bringen kann. Es ist eine Lust, ihr im Bolero von Rubens „Stimme von Portici“ oder in dem prachtvollen Ektas in der Delibes'schen „Coppelia“ zuzusehen und zu verfolgen, mit welcher hinreißender Feuer sie sich solchen zwar bankbaren, aber auch anstrengenden Aufgaben hingibt. Dabei ist sie das, was man im

Theaterjargon eine grande utilité nennt, überall zu Hause, überall verwendbar, weil eben stets ganz bei der Sache. Ferner ist Fräulein Greiner auch eine vortreffliche, fein gebildete und



Margarete Urbanska

taktvolle Tanzlehrerin, die bis in die höchsten Kreise hinein von dieser ihrer speziellen Begabung die erfreulichsten Proben abgelegt hat. In letzter Zeit ist in anspruchsvolleren Aufgaben noch hervorgetreten ein Fräulein Eva Peter, die namentlich bereits über eine sehr sorgfältig durchgebildete Fußspigentechnik verfügt, wenngleich, wie fast immer bei jüngeren Tänzerinnen, die Ausbildung für die Pantomime darüber stark vernachlässigt worden ist. Immerhin darf man der harmonischen Weiterbildung dieses geschmeidigen Talentes mit lebhaftem und begründetem Interesse entgegensehen.

Was nun das in früheren Jahrzehnten geradegu berühmte Männerballett anlangt, — es sei nur an die einst durch ganz Europa bekannten Namen Charles Müller, Ehrich, Ebel, Glasemann erinnert —, so muß leider ausgesprochen werden, daß auf diesem Gebiete Rückschritte gemacht worden sind. Als das große, den Abend füllende Ballet vom Spielplan abgesetzt wurde, trat natürlich auch der männliche Pantomimist in den Hintergrund; daß der männliche Solotänzer zu Gunsten der als „Herr“ kostümierten Dame vielfach zurückgedrängt wurde, ist schon früher hervorgehoben worden. Immerhin weist das Berliner Ballett auch jetzt noch einige Tänzer und Pantomimisten auf, die die Verbindung mit den guten Traditionen des Balletts nicht verloren haben. Da ist vor allem Eugen Müller, der Sohn seines berühmten Vaters Charles Müller, der sowohl als jugendlicher Liebhaber und Bonvivant

wie als Charakter- und Grotesktänzer Hervorragendes leistet und mit der vom Vater ererbten, eleganten Tournüre auch dessen allzeit so wohlthuend berührende Spielreudigkeit übernommen hat. Auch in komischen Chargen steht der Künstler mit vollen Ehren seinen Mann; ob ihm dereinst der Uebergang ins Charakterfach glücken wird, muß die Zukunft lehren.

Keinem Zweifel unterliegt es also, daß hinsichtlich des darstellenden Personals weitgehende Ansprüche Befriedigung finden können. Sache der Produktion wird es nun sein, diesen Betätigungstrieb in die rechten Bahnen zu leiten und durch Darbietung würdiger und reizvoller Aufgaben, seien sie älteren oder neueren Datums, dafür Sorge zu tragen, daß die vorhandene Begabung daran sich kräftigen und läutern könne. Denn nur in der Vermittlung entsprechender Aufgaben können Talente sich frei entfalten.

Max Dierck

Alte Jungfern

Novellette

von

Margarete von Oerßen

Seit einigen Tagen stritten sich der Winter und der Frühling miteinander herum, daß es den Menschen angst und bange wurde. Sollte man heizen — sollte man nicht heizen? Eben fuhr ein eisiger Windstoß um die Ecke, nach zwei Minuten brannte die Sonne hernieder. Die Medizinalrätin Krauß entschied: es wurde geheizt. Freilich erwartete sie nicht allzuvielen Leute zu ihrem Tee, denn sobald sich ein grünes Spitzchen in der winterfeuchten Erde zeigte, rannte gleich alles ins Freie hinaus und durchstöberte die Wälder nach Kästchen und Weilschen. Dann langweilte sie sich hinter ihren Gardinen, obwohl sie schön, modern, mit stilisierten Mustern geziert waren, und obwohl Mariechen, ihre älteste Tochter, eifrig stehend bei ihr am Fenster saß.

Marie stidte Vorten für Liefels Wäschekraut. Was sollte sie auch anders tun? Liefel, das Nesthähnchen, zehn Jahre jünger als sie und nun ganze zwanzig, hatte sich mit dem Professor von Culm verlobt und dachte und fühlte nichts als Aussteuer und nochmals Aussteuer. Marie war es nie gelungen, sich zu verloben, es hatte ihr stets an Gelegenheit gefehlt; nachdem sie sich viele Winter hindurch mit „nicht in Betracht kommenden“ Herren müde und alt getanzt und frühzeitig ihre Frische eingebüßt, überließ sie das Terrain anderen und bekannte sich öffentlich als „alte Jungfer“. Ihr drittes Wort war: „In meinem Alter tut man das nicht mehr.“ — „In meinem Alter trägt man das nicht.“ Hinter ihrer Lächelnden, resignierten Selbstverpottung verbarg sie die Scham darüber, mit sechsundzwanzig noch unverlobt zu sein. Denn nun war's für immer vorbei! Nicht daß sie gerade alt ausfah, aber abgepaant, verstaunt, das Bewußtsein, die Jugend verloren zu haben, zerstörte ihre Blüte — und dann wurde Liefel ausgeführt. Gleich

im ersten Winter zog sie das große Los: der Bruder von Hofita Culm, Mariechens bester Freundin, auf Urlaub zu Danje, begann aus Langeweile ein kleines Techtelmechtel mit dem einzigen jungen Mädchen seines Bekanntenkreises, und eines Tages war die Verlobung fertig. Liefel ist sehr klug, dachte Mariechen bitter. Tom Culm war als junger Student ihr Haupttänzer gewesen. Tommy — viele hatten für ihn geschwärmt, er war ein reizender Mensch!

Späterhin zeigte er ein etwas finstleres, oft allzu ernstes Gesicht, und nun schien er beinahe etwas zu reis für die rosigke Liefel, die ihn wie einen großen Hund an den Ohren zupfte, mit ihm schälerte und allerlei verliebten, gedankenlosen Unsinn trieb. Mama Krauß nannte die beiden glücklich „mein Brautpaar“ und ging so stolz hinter ihnen drein, wenn sie durch die Straßen der Stadt Alm in Arm promenierten. Zuweilen auch begleitete sie die ältere Schwester, die sich in die Rolle des Elefanten schickte, als sei es so selbstverständlich.

Nun saß das Brautpaar im Nebenzimmer, und Marie konnte den Teetisch arrangieren. Während Liefels Richern unaussprechlich herüberlang, zündete sie die Flamme unter dem dickebauchigen, altmodischen Teetisch an. Seit unbenkbaren Zeiten kam man am Freitag bei Medizinalrats zum Tee zusammen; seit unbenkbaren Zeiten gab es Vanillebrezeln und Schaumtörtchen dazu.

Punkt fünf Uhr schellte es: Frau von Culm und Hofita. Die kamen immer zuerst, die eine mit dem Strickbeutel, die andere mit einem Ridskil von violetterm Sammet. Unbesinnbare, tüftelige Häkelien trug sie darin, denen sie offenbar ihre ewig entzündeten Augenlider verdankte.

Hofita war einmal sehr hübsch gewesen, jetzt mit

einunddreißig zeigte sie große Neigung, in die Breite zu gehen. Sie hatte das Naschen von Süßigkeiten aller Art begonnen und entwickelte eine förmliche Leidenschaft darin. „Tid oder nicht tid.“ pflegte sie mit dem ihr eignen berben Humor zu sagen, „man muß doch was von seinem Leben haben!“

Auch den Humor hatte sie sich erst mit achtundzwanzig angewöhnt, als ihr die Mädchenhaftigkeit nicht mehr stand. „Nur nicht Trübsal blasen, Kinder!“ lautete ihre Parole, und sie blieb nicht Trübsal, sondern excellierte in blutigen Kalauern und ewigen Wortspielen, die ihren ehemaligen Tänzern oft ein mitteilbares Lächeln abdolten: „Ist die alt geworden! Schade um das Mädel, daß sie in Ermangelung eines Ehemannes dem Wüstteufel verfallen ist!“

Die Medizinalrätin begrüßte ihre liebe Kostia mit inniger Wärme und dann mit einer gewissen Nüchternheit Fräulein Lena Müller, ebenfalls eine Freundin von Marie. Lena, eine magere Erscheinung mit weissen Zügen und kraß zurückgekommenem Haar, hatte sich den Tantenberuf erwählt, nachdem sie einst mit leerem Herzen und leeren Händen von ihrer ersten Jugend Abschied genommen, — Abschied, wie so viele, denen der Tod lieber wäre als dies entsetzliche Altern, dies allmähliche Welken, während um sie her ein neuer Frühling anblüht. Sie verurteilte scharf die Torheiten der Jungen und übte ihr Richteramt an ihrer Umgebung so lange aus, bis sie Vesseres zu tun bekam, nämlich den dreißigjährigen Sohn ihrer verstorbenen Schwester zu pflegen und zu erziehen. Der Vater, ein vielbeschäftigter Beamter, konnte sich um das Baby nicht kümmern. Nun denn, Tante Lena besorgte das um so treulicher, und ihr drittes Wort war fortan: „Mein kleiner Mag.“ Ob man vom Theater, von einem Kochrezept oder von einer Landpartie sprach — sie lenkte die Rede geschickt auf „meinen kleinen Mag.“ und beanspruchte große Anerkennung für ihre Pflichttreue und Selbstlosigkeit.

Die Medizinalrätin sensuete, während sie die Damen auf das Sofa nötigte. Zu lieber Gott, drei alte Jungfern, — es war wirklich recht traurig! Und wie hatten die noch vor zehn Jahren hier gegessen und gelächelt, das kindische Hirn voll großer Zukunftspläne und den fröhlichen Sinn voll Stolz über wirkliche oder vermeintliche Eroberungen, bis dann allmählich die Enttäuschungen kamen.

Ein Gluck, daß diesel diesem Schicksal entgangen war. Diesel war auch so harmlos und einfach, so kindlich und lieblich. Sie hätte keinen genommen, nur um nicht alte Jungfer zu werden wie Marie, Kostia und Lena. Das offenkundige Mitleid, mit dem sie diesem Kleeblatt begegnete, dünkte alle drei ganz natürlich, Diesel war ihnen „über“ in jeder Beziehung.

„Wir wollen das Pärchen nicht stören,“ sagte die Medizinalrätin, „ich denke, wir beginnen mit dem Tee.“

Marie rückte die Tassen herbei, und die Damen gaben sich den Vanillebrezeln und Schaumörtchen hin. Da erhob Frau von Culm ihre melancholische Stimme: „Wissen Sie schon das Neueste? Die Nesti ist wieder da!“

Die Medizinalrätin schnellte in die Höhe, während Marie erschreckend blaß wurde und nervös mit den Mundwinkeln zuckte. „Nicht möglich,“ stieß sie heiser hervor, „die kommt doch nie wieder!“

„Ich werde doch so etwas nicht erfinden! Sie ist da; ihr mögt es nun glauben oder nicht. Gesehen hat sie keiner von uns, aber in der Fremdenliste im Anzeiger steht es deutlich zu lesen: Fräulein Ernestine Nieder aus München.“

„Was, allein?“

„Der Liste nach allein.“

Es wurde so still im Zimmer, daß man das Brodeln des heißen Wassers im Kessel fast lärmend vernahm. Die Spiritusflamme warf ihren schwachen Schein über die Frauengesichter, die zum Teil ganz verflört dreinschauten. Marie hatte die Hände kraampshaft über ihren spitzen Knien verschränkt und starrte vor sich nieder, die Medizinalrätin schielte nach der Tür, hinter der Diefels Flüster und Richern unaufhörlich fortspurbelte.

„Zehn Jahre!“ sagte die Medizinalrätin endlich leise und nicht mehrmals mit dem Kopfe. „Es ist eine lange Zeit. Vieles hat sich verändert seitdem. Die Nesti ist nun auch schon alt geworden. Ist sie nicht in deinem Alter, Mariechen?“

„Frei, ja,“ antwortete die Tochter peinvoll erötend bei Nennung der ominösen Zahl.

„Na, Gott sei Dank,“ sprach Frau von Culm tief aufatmend, „die wird auch kein Unheil mehr stiften. Trotz ihrer Mägchen, mit denen sie die Männer toll machte, hat sie doch keinen gekriegt. Sie ist 'ne alte Jungfer geworden wie ihr.“

Lena verzog das Gesicht. „Unseres hat doch eine heilige Aufgabe zu erfüllen,“ sagte sie belebte, „man hat seinen Beruf — die reist ja aber in der Welt herum und —“

„Trägt ihre eignen Novellen vor, veranstaltet Rezitationsabende, was jetzt so modern ist,“ ergänzte Kostia lachend. „So ist die heruntergekommen.“

„Gräblich!“

„Ein trauriges Bild. Gott, Mariechen, wenn ich mir dich denke, wie du mit einer Bielle auf der Nase und ein Buch unterm Arm auf das Podium steigst und Vorträge hältst —“

„Unschädlich, höchst unschädlich...“

„Will sie hier auch so was arrangieren? Ich fände das taktlos.“

„Neberhaupt ist es mir ein Rätsel, daß sie sich hierher zurüchwagt —“

Marie durchbohrte Frau von Culm mit den Blicken. Die alte Dame tätschelte ihr die Hand: „Wegen der beiden da drinnen können Sie unbeforgt sein, Herzen. Mein Sohn hat seine kleine Schwärmerei längst vergessen, wenn sie je vorhanden war. Und über den Punkt bin ich mir niemals klar geworden. Er sprach nie eine Silbe darüber, so sehr ich auch auf den Busch klopfe. Er ist ein verschlossener Mensch. Aber nun er mit Diesel verlobt ist, sind wir ja jeden Zweifels enthoben — verlobt ist er wie ein Malakser!“

Marie versuchte zu lächeln, aber es mißlang ihr. Wegen Diefels hatte sie keine Angst, o nein — ihr Leid lag um zehn Jahre zurück, als der neugeborene Referendar Tommy Culm ihr die Cour machte, offiziell fogar, und dies Courmachen plötzlich aufhörte. Er wurde gescheit, einsilbig, so selbstmitleidig funkelte sein Auge auf, wenn Ernestine wieder ins Zimmer trat — und dann wieder glaubte Marie ein leises Einverständnis zwischen ihnen zu entdecken. Niemand konnte sich rühmen, etwas Besonderes bemerkt zu haben, aber es schwelte in der Luft wie eine Ahnung. Tommy machte ja der „Nesti“ nicht die Cour, doch Mariechen fühlte einen



Batak-Kampung (Sumatra)

Aus dem Prachtwerk: „Durch den Indischen Archipel“ von
Hugo V. Pedersen, (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)



unaussprechlichen Trud auf ihrem Gemüt lasten, — bis die Katastrophe hereinbrach. Der Vater Rieber starb plötzlich und ließ seine mutterlose einundzwanzigjährige Tochter Ernestine ohne Vermögen und mit einer Reihe von Schulden zurück. Man war erschüttert. Niemand hatte gewußt, daß es so schlecht um die Rieber'schen Finanzen stand. Was würde Ernestine tun? Sie war jung, hübsch, ein unbefriedigter Zauber haßte ihrem Wesen an, aber gelernt hatte sie nichts. Vier Wochen zuvor war sie gerade mündig geworden. Die ganze Bekanntschaft bot ihr Rat und Gastsfreundschaft, doch Nesti dankte, lehnte ab und verließ Knall und Fall die Stadt, nachdem sie von dem Erlös des versteigerten Mobiliars die Schulden ihres Vaters bezahlt hatte. Man nahm ihr die schroffe Abweisung sehr übel, sprach von Unbarkbarkeit und Mangel an Herz und fand es haarträubend, daß sie ohne die Hilfe ihrer Bekannten fertig wurde. Sie ließ nie mehr etwas von sich hören. Nur Marie, ihre beste Freundin, gestand sich unter bestigen Gewissensbissen, daß sie erleichtert aufatmete und daß ihr Herz rascher klopfte, wenn sie an Tommy dachte. Nun Nesti fort war, würde er sich vielleicht ihr wieder zuwenden. Daß sie sich hierin getäuscht, war die bitterste Erfahrung ihres Lebens. Tommy ließ sich verheiraten und blieb seiner Familie fern, bis er in diesem Winter endlich heimkehrte — gereist und männlich, während die um vier Jahre jüngere Marie verblüht und verhärtet vor dem einstigen Anbeter stand. Ihr Anblick bewegte ihn ganz merklich. So wohl, so alt! Er wurde nachdenklich. Marie fühlte wieder mit ihrem quälendsten Instinkt, was in ihm vorging. Er schenkte der Viesel seine Aufmerksamkeit! — geheiratet mußte doch mal werden!

Marie überdachte alles dies in den kurzen Sekunden ihres Schweigens. Die andern beobachteten sie mittheilend, und Rosita sagte: „Was an der Nesti war, begreif ich nicht.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und das Brautpaar trat ein. Viesel, eine kleine, runde Person mit großen Augen, gleich einem Kinde, das halb müde, halb hungrig vom Spielen kommt und sich gern verziehen läßt. Tom Eulm, gelassen und lächelnd, froh, daß Viesel endlich Appetit bekommen hatte und auch ihm zu einer Tasse Tee verhalf. Lieber wäre ihm freilich ein Glas Bier mit seinen Freunden gewesen als dieser parfümierte, überzuckerte Tee in der mit Teppichen und Vorhängen überfüllten Stube. Dazu die mehr oder weniger scharfen Züge der älteren Mädchen mit ihren sattem bekannten Manieren...

„Denke dir, Schwager, die Nesti ist hier!“ sagte Marie unvermittelt, ihren Blick fest auf ihn heftend. Er wandte sich ihr langsam zu. Kein Erschrecken, kein Verfärben. „Wer ist hier?“

„Ernestine Rieber, die Nesti,“ ergänzte Rosita. „Wir lesen es vorhin in der Zeitung.“

„So, so!“ Seine Augen schweiften zu Marie hinüber und blieben mit einem Ausbruch von Mitleid an ihr haften. „Das ist lange her, seit wir zusammen tanzten — die Jüngste ist sie nicht mehr. Wie sie wohl geworden ist?“

Marie lachte gezwungen: „An unserm Alter wird man nicht mehr. Da ist man gewesen.“

„Weider ja,“ sagte ihre Mutter. Doch Marie schüttelte den Kopf. So gleichgültig konnte ein Mann sich nicht zeigen, der je ein Mädchen geliebt. Am Ende hatte er sich doch nichts als Nesti ge-

macht. — Frau von Eulm und Rosita dachten das Gleiche. Sie mußten sich damals getäuscht haben.

„Bitte, wer ist Nesti?“ fragte Viesel, sich an ihren Verlobten schmiegend.

„Mein süßes Kind, du warst erst zehn, als sie in unserm Hause verkehrte,“ sagte die Medizinalrätin lächelnd. „Du wirst dich ihrer kaum entsinnen. Eine schlankel Blondine mit grauen Augen.“

„Wird inzwischen auch dick geworden sein,“ meinte Rosita boshaft, doch Marie entgegnete: „Sie neigte eher zur Magerkeit.“

Tom Eulm schloß halb die Augen. Die Atmosphäre hier erstickte ihn, und während er noch hin und her sann, wie er sich auf eine Stunde frei machen könne, ohne sein empfindliches Bräutchen zu kränken, erscholl von neuem die Hausglocke, zum höchsten Erstaunen der Damen.

„Wer kann das noch sein? — Marielchen, sieh mal nach.“

Aber schon flog die Thür auf, und auf der Schwelle stand ein schlankes Mädchen mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen. Sie strahlte über das ganze Gesicht — ein frischer Odem von kühler Frühlingsluft war mit ihr hereingekommen.

„Hier bin ich! Kennst mich keiner mehr?“

Die andern starrten die Fremde an wie einen Geist. Marie erkannte sich zuerst. „Nicht möglich — Nesti, du — bist du es wirklich?“

„Dab' ich mich gefreut, euch zu überraschen! Die sitzen doch gewiß wieder zusammen beim Tee genau wie vor zehn Jahren, dacht' ich bei mir — da gehst du hin, als leist du nie fortgewesen. Und hier bin ich nun! Freut ihr euch denn nicht ein bißchen?“ fügte sie kleinlaut hinzu.

„Nestig,“ stotterte die Medizinalrätin, „ich — ich kannte Sie nur nicht gleich — wollen Sie nicht, bitte, Platz nehmen?“

Ernestine schmiegt, ein Schatten huschte über ihre feinen Züge, und sie sah sich in einem traurigen Lächeln im Zimmer um. Beehn Jahre! Jedes Möbel stand noch an der gleichen Stelle wie damals — aber die Menschen, die waren anders geworden! Dabei fühlte sie, wie sie betrachtet wurde.

„Haben Sie sich aber konferviert!“ sprach Frau von Eulm in die peinliche Stille hinein. — „Fabelhaft,“ bestätigte die Medizinalrätin.

„Das war's! Mit Entsetzen hatte Ernestine die welken Gesichter ihrer einstigen Freundinnen wahrgenommen. Was hatten sie nur getan, wie gelebt in dieser Zeit, daß sie so müde waren?“

„Konferviert?“ wiederholte Nesti. „Mein Gott, ich bin ja noch jung!“

Immer wieder blickte sie von einem zum andern, von Sekunde zu Sekunde fühlte sie sich fremder. Und dort — in einer Ecke...

„Gestatten Sie, daß auch ich Sie begrüße,“ sagte Tom Eulm und tauchte aus dem Dunkel auf.

„Tommy!“ rief sie und reichte ihm beide Hände. Das war die Stimme, die schon vor zehn Jahren alle Menschen in ihren Bann lockte — melodisch, leise verflingend — so viel Bärtlichkeit lag darin! Tom Eulm preßte die Lippen zusammen, verbeugte sich und trat zurück.

Nesti nahm mechanisch den Hut vom Kopfe, und wie vor zehn Jahren spielte ein goldener Schimmer über ihrem rötlichen Haar. „Bei euch ist es heiß,“ sagte sie, „keine Luft, kein Licht — vergeht, aber ich bin immer viel frische Luft gewöhnt — da werde ich leicht verwirrt in der engen Stube!“

„Na, so erzählen Sie uns doch, wie es Ihnen gegangen ist.“ Sprach die Medizinalrätin kühl. „Hier bei uns ist wenig verändert, nur die Mädels sind alt geworden — unsere Piesel werden Sie kaum erkennen. Die war noch ein kleines Kind, als Sie Ihre zweite Saison tanzten. Jetzt ist sie seit einigen Wochen die Braut des Allessors von Culm.“

„Ah...“ Nesti wandte sich voll nach ihm um: „Ich gratuliere!“ Er verbeigte sich wieder schweigend, wofür Piesel ihn an den Ohren zog. Sie hätte gar zu gern gehabt, daß er vor der fremden Dame ein wenig galant und verliebt mit ihr gewesen sei. Er aber tat, was er noch nie gethan: er bog den Kopf weg und runzelte die Stirn. — „Drummbär!“ schalt Piesel und schmiegte sich an seine Schulter, „wirst du artig sein?“

„Zerte die Medizinalrätin sich, oder lächelte Nesti ironisch? Ihre prachtvollen weißen Zähne glänzten zwischen ihren roten Lippen, ein seltsamer Schmelz verlieh dem früher so klaren, grauen Auge einen schwimmenden Glanz.“

„Kinder,“ brach sie los, „du, Mariechen, und du, Lena — was um des Himmels willen ist mit euch vorgegangen? Seid mir nicht böse — ich war so lange fort. Ich freute mich auf die Heimat, auf euch liebe, frische, fröhliche Dinger. Und was find ich? Sagen muß ich's, sonst drückt es mir das Herz ab: zwei blasse, müde alte Mädchen find' ich! Lena, Wieze, was ist mit euch?“

Nesti flog zu Marie hin und streichelte ihre Hände. „Ganz wie ein Bäckfisch,“ dachte die Medizinalrätin wütend. Und Mariechen? Beim Klang der warmen Stimme, die so zärtlich zu ihr sprach, wie sonst keiner auf der Welt, löste sich etwas in ihrer Brust, in der so lange, lange Jahre hindurch das heiße Leben erstarrt war, und sie begann zu schluchzen — zu weinen um die verlorene Jugend, ihre Blüte. „'s ist ja alles vorbei,“ murmelte sie dazwischen, „Nesti, Nesti, alles vorbei —“ Sie versuchte zu scherzen. „Alle Jungfern sind wir geworden, Nesti!“

„Armer Kerl, da r a n krankst du?“ sagte Ernestine traurig. „Sieh, da draußen in der Welt gibt es das nicht — schau mich an —, das Leben singt jetzt erst an! Jeden Tag wird es schöner! Ich komme mir vor wie eine reife Traubenbeere, auf die es geregnet und gebagelt hat, auf der die Sonne brannte und das Mondlicht ruhte — ist es nicht etwas Herrliches um die Reife? Die Reife ist das Vollkommene, die Blüte ist das Werden. Und um diese Reife bringst ihr euch, indem ihr eure schönsten Jahre vertrauert — die Jahre der Kraft, da ihr doppelt arbeiten, doppelt genießen sollt, euch herum-schlagen mit dem Schicksal! Und statt dessen hockt ihr in der gebeizten Stube und —“

„Wir haben unsren Beruf,“ fiel Lena schneidend ein. „Du suchst den deinen, indem du auf dem Pöbium den Beifall der Menge entgegennimmst und Ruhm und Geld erstelst, ich suche ihn in der Aufgabe, einem kleinen Kinde die Mutter zu ersetzen!“

„Ist da's deine Ansicht über mich?“ fragte Nesti lächelnd und trat hinter Lenas Stuhl. „Ruhm und Geld! Alles oberflächlich — alles eitel — und du, Nesti, verurtheilst du mich auch?“

„Ich? Nee, ich verurteile überhaupt niemand, ich lasse jeden auf seine Façon selig werden. Wer das Glück hat, noch eine Mutter zu besitzen, kann natürlich nicht in der Welt herumzigenuern und nach seinem Gusto leben —“

„Nostia!“

Ernestine starrte sie an. Wie plump dünkte sie jedes Wort ihrer alten Freundin. Vor zehn Jahren war Nostia so schüchtern gewesen, daß sie bei jedem harmlosen Studentenscherz erröthete. Und nun — war Nesti toll, träumte sie? Eine maßlose Sehnsucht erwachte in ihr und debte aus ihrer Stimme, als sie nun wie eine Verurtheilte und Gerächtete vor diesen Mädchen stand, die es ihr zum Vorwurf machten, daß sie nicht wie sie fertig mit ihrem Leben, alt und weis war.

„Ich sehe, meine Zeit hier ist um, und dieser Abschied wird wohl der letzte sein,“ sprach sie ruhig. „Ich habe die Not kennen gelernt und hart arbeiten müssen, oft bei schlechter Nahrung und mit schlechten Ansichten für die Zukunft. Davon hab' ich keine Ahnung, die ihr immer satt zu essen hattet! Und diese Not und diese Arbeit haben mich jung erhalten, sie haben meine Nerven und Muskeln gelähmt und meine Seele erfrischt, sie haben mich gelehrt, jede Freude, die mir in den Schoß fiel, unverhofft und häufig ungeahnt, wie ein Gottesgeschenk zu genießen — und da ich es nun erreicht habe, mir eine Existenz zu gründen, wollte ich mein dankbares Herz in die alte Heimat tragen — aber ihr —“

„Liebes Kind,“ unterbrach sie die Medizinalrätin achselzuckend. „Sie sind eben anders als wir — das liegt in der Natur der Sache, und wir nehmen Ihnen das ja weiter nicht übel — nur müssen Sie mir angeben, daß diese Jugendlichkeit, die zu Ihnen wohl passen mag, sich bei unsern Töchtern etwas sonderbar ausnehmen würde. Sehen Sie mal, Mariechen hat schon graue Fäden in ihrem Haar, Lena ebenso — und Nostia ist stark geworden —“

Die Letztgenannten bissen sich wütend auf die Lippen. „Trotz allem,“ schloß die alte Dame, „sind Sie uns immer herzlich willkommen am Freitag. Sie werden — Sie werden doch keinen Vortragsabend hier veranstalten?“

„Seien Sie unbeforgt, gnädige Frau, ich reise übermorgen wieder ab. Man erwartet mich in München, wo ich in dem Konzert eines alten Freundes mehrere Dichtungen von mir lesen soll.“

Man umringte sie, beglückwünschte sie, ohne recht zu wissen, wozu eigentlich. Tommy Culm, der die ganze Zeit kein Wort geäußert, reichte ihr zum Abschied die Hand, die sie flüchtig nahm. Dann ging sie, begleitet von Marie.

Kaum hatte die Zimmertür sich geschlossen, da fiel Marie ihr um den Hals. „Nesti! Geh nicht! Hilf mir — man ist niemand — man weiß nicht, wozu man auf der Welt ist! Immer kriegt man die Piesel vorgeworfen, daß die verlobt ist —“

Nesti sah sich in dem stidigen, engen Dausslur um, in dem ein winziges Petroleumflämmchen die Schirm- und Kleiderständer beleuchtete. „Ich kann dir nicht helfen, Mariechen — in dem einen steckt mehr Jugend, in dem andern weniger — der eine erträgt und erkämpft sich's, der andre nicht... Leb wohl, und vergiß mich — es ist besser!“

Marie war allein. Zwei Minuten lang lehnte sie an der Thür, hinter der Nesti verschwunden war, dann ging sie in ihrer gewohnten stillen Weise zurück zu den andern. Sie fand sie bereits in eifriger Diskussion über ihre ehemalige Freundin, und schließlich waren sich alle einig: Es war gut, daß sie wieder fort war. Sie paßte nicht mehr hierher!

„Wie blaß du bist, Tommy,“ sagte die Braut plötzlich. „Fehl dir was?“

„Frische Luft fehlt mir,“ sprach er rauh. „Entschuldigt mich. Ich will noch spazieren gehen.“
Eifriges Schweigen antwortete ihm. Nur Marie nickte ihm verständnisinnig zu. Dieselbe schmolte: „Frische Luft! Unfinn! So eine Idee!“

Noch waren die Berge zart verhangen mit einem silberigen Gespinnst, als Tom Culm an der bröckeligen Mauer des alten Dorffriedhofes anlangte. Die Morgensonne vergoldete bereits die grauen Grabsteine mit ihren halboberwischen Inschriften, sie schmiegte sich um die Sägel, auf denen es sproßte und grünte. Die Sonne allein besuchte den verlassenen Friedhof, wo man schon seit dreißig Jahren niemand mehr begraben hatte, und bald sollte er aufgerissen werden. Aus den Herzen der Toten wuchsen Sträucher und Bäume, diese Bäume trugen Kronen, Licht und voller Vogelgesang. Der Frühling blühte ungehindert auf der Totenstätte.

Und nun kam außer der Sonne auch Tom Culm und wanderte mit auf dem Rücken verschränkten Armen durch die schmalen, grasigen Wege. Vor einer verfallenen Grabnische, die von Efeu ganz umspunnen war, blieb er stehen und lächelte. Hier lag er auf einer geborstenen Platte: „Dent- und Grabmal der Familie Weiß, 1858.“ Hohes Gras, Anemonen und Veilchen wucherten aus den Steinrissen, wie ein Bild der ewigen Unschuld, der die Menschen zurückgegeben werden, wenn sie von den Lebenden scheiden.

Tom bückte sich, um ein Veilchen zu pflücken, da sah er zwischen den morschen Kreuzen ein weißes Kleid schimmern. Ein solches hatte sie immer getragen...

Erregt ging er ihr entgegen: „Nesti!“
„Tom! Wie kommen Sie hierher?“
„Ich ging der Erinnerung nach, Nesti.“
„Ja — das tat ich auch...“

„Warum gingst du damals fort, ohne Abschied fort?“ brach er los. „Fort, als hättest du mir niemals gesagt, daß du mich lieb hast?“

Sie trat in die Schatten der Nische, so daß zwischen ihm und ihr das Grab lag.

„Glaubst du, ich wollte mich dir aufbürden und dein Leben verderben, ich, ohne einen Pfennig Geld, ein armes, bettelarmes Ding? Als mein Vater starb, mußte es aus sein mit unsrer Liebe — ich verließ dich heimlich, denn sonst hättest du mich gehalten — ich ging, um zu arbeiten, für mich und dich. In aller Not, in allem Elend blieb ich jung für dich — einmal wollte ich ja wiederkommen! Und nun kam ich, Tommy.“

Sie lächelte und schloß halb die Augen.

„Du kamst und fandest mich — ungetreu!“ sprach er leise. „Soll ich dir das Rätsel lösen, Nesti? Wenn ich sie ansah, Marietchen, Lena und diese Rosita, dann —“

„Dann dachtest du, ich sei eine alte Jungfer geworden wie sie,“ ergänzte Nesti. „O, ich sehe klar — du nimmst dir eine junge Braut — ich zürne dir nicht, Tommy. Nur Abschied nehmen wollt' ich von der Familie Weiß und dem lieben Plätzchen, dem weltfernen und menschenverlassenen — weißt du noch? Hier trafen wir uns ganz zufällig. Und immer wieder. Immer ganz zufällig. Bis zu jenem Tage —“

Sie erröthete und schwieg. Er blickte sie voll Bärtlichkeit und Sehnsucht an.

„Waren wir selig an jenem Tage! Zuletzt strichst du sanft mit der Hand über den Stein und sagtest: „Ich danke dir, Familie Weiß!““

Ihre Augen begegneten sich, sie waren tränen-schwer.

„Nie war's so schön bei den Menschen wie hier bei den Toten. Auch heute noch, Tommy. Sieh nur, wie alle Gräber leuchten. Ich freue mich, daß ich dir noch einmal zum Abschied danken kann. Du und dieses Grab, ihr habt mir eine süße, liebe und lange Jugend geschenkt. Und jetzt geh' ich wieder fort, Tommy...“ Sie faltete die Hände. „Jetzt fängt es an zu dämmern für mich, jetzt bin ich für den Herbst bereit.“

Die Selbstbeherrschung verließ ihn. „Nesti! Geh nicht! Ich war ein Narr! Ich will gut machen — ich will nicht im Sumpf versinken —“

Er umschritt das Grab und streckte beide Hände nach ihr aus. Sie schüttelte langsam den Kopf und wehrte ihn ab. „Nein, nein, Tommy. Ich hab' schwer kämpfen müssen — aber ehrlich bin ich immer geblieben.“

„Dieselb' liebt mich ja nicht, wie du mich liebst, und ich liebe sie nicht, wie ich dich liebe!“ rief er außer sich. „Sollen wir das Opfer eines Irrthums werden?“

„Ja, das müssen wir,“ antwortete sie. „Leb wohl, Tommy!“

Er starrte vor sich nieder. „Was wird aus dir, Nesti?“

Ihre Augen leuchteten, und sie schwieg. Und wie er sie in der vollen Kraft ihres Sommers vor sich stehen sah, blühend und gesund an Leib und Seele, ein ganzes Weib und ein reifer Mensch, da zitterte er für seine Zukunft, die er ohne sie leben sollte, und beneidete den Mann, der diese Sommerglut einst fühlen, sein eigen nennen würde.

Ernestine reichte ihm die Hand, nur flüchtig, — und ihr weißes Kleid leuchtete fern und immer ferner. Dann war es nicht mehr da.

Tom Culm kniete an dem fremden Grab und legte sein brennendes Gesicht auf die kalte Grabsteinplatte der Familie Weiß 1858. Damals war ihre Hand so sanft darüber hingeglitten: „Ich danke dir... ich danke dir...“



Macedonische Wanderbilder

Nachdem die Scharmügel zwischen den macedonisch-bulgarischen Vanden und den türkischen Truppen, die von den bulgarischen Revolutionskomitees veranlaßten Streifzüge und Einbrüche in türkisches Gebiet, verbunden mit der Zerstörung von Eisenbahnen u. s. w. schon wochenlang andauert hatten, begann man die Berichte darüber bereits mit ziemlichem Gleichmut hinzunehmen. Man wollte immer noch nicht recht an einen planmäßig organisierten Aufstand glauben, bis plötzlich die Dynamitattentate in Saloniki und der in Monastir versuchte Ueberfall den ganzen Ernst der Lage offenbarten.

Schon seit dem Berliner Kongreß hat die macedonische Frage die europäischen Staatsmänner beschäftigt, doch war sie in den letzten Jahren vor wichtigeren Ereignissen zurückgetreten, um erst jetzt diese unheilföndende Gestalt anzunehmen. Die auf das Drängen von Oesterreich-Ungarn und Rußland durch die hohe Pforte eingeleitete Reformation zu Gunsten der christlichen Bevölkerung in Macedonien wird hoffentlich mit der erforderlichen Energie und Schnelligkeit zur Durchführung gelangen. Es ist das um so nötiger, als die jüngsten Ereignisse

zur Genüge dargetan haben, daß in dem alten europäischen Weltwinkel, wie man die Balkanhalbinsel genannt hat, Zündstoff genug aufgehäuft liegt, um das dortige künstlich aufgeführte politische Gebäude in die Luft zu sprengen. Unsere Illustrationen versehen uns in die türkischen Wilajets oder Generalgouvernements, die man unter dem gemeinsamen Namen Macedonien begreift, und die sich, rings von hohen Gebirgen umwallt, an den nordwestlichen Winkel des Agäischen Meeres, den Golf von Saloniki, schließen. Im Süden



Albanische Crautenverkäufer



Viehmarkt in Monastir

scheiden der Dnypr und das Rambuniagebirge diese Landschaft von Thessalien, im Westen der Hauptzug des Albanesischen Gebirges, Grammos und Schar-Tagh von Illyrien und Epirus, im Osten das Rhodopegebirge von Thracien. Im Nordwesten bildet die Wasserscheide zwischen dem Vardar einerseits und der Morawa und dem Trin anderseits die Grenze. Der schiffbare Vardar, der die nach Norden vorgelagerten Bergzüge im Eisernen Tor (Demirkapu) durchbricht, ist der bedeutendste Fluß Macedoniens und entspringt am Schar-Tagh; der Trin entsteht aus dem

banien enthält, mit der Hauptstadt Prizren. Im Wilajet Kossowo liegt das Ainselfeld, ein alter Seeboden, geschichtlich berühmt durch die beiden Schlachten am St. Veitstage (15. Juni 1389) und am 19. Oktober 1448, in denen das erste Mal der Serbennfürst Lazar mit bosnischen Hilfstruppen und das zweite Mal der ungarische Reichsverweser Joh. Hunnady gegen den Halbmond unterlagen.

Die Bevölkerung dieser drei Wilajets stellt ein ungemein buntes Gemisch von Rassen dar: Albanier, Griechen, Slaven und Bulgaren, ferner osmanische und seltschulische Türken, Turlunen, Juden, Wlachen und Zigeuner. Der vorwiegende Charakter des Landes ist gebirgig; vielfach trifft man auf große, ringförmige Ebenen, die durch enge Rässe und Schluchten miteinander in Verbindung stehen.



Karaul an der Strasse von Monastir nach Ohrida



Der Pass des Eisernen Tors

Zusammenfluß des Weißen und Schwarzen Trin, von denen der letztere bei dem Städtchen Struga aus dem 692 Meter hoch gelegenen, 268,8 Quadrat-kilometer großen Ochrida-See abfließt. Politisch umfaßt Macedonien heute die drei Wilajets: Salonik oder Saloniki im Süden, mit der gleichnamigen Hauptstadt, die nächst Konstantinopel den wichtigsten Seehandelsplatz der Türkei bildet, Endpunkt der Bahn, die über Nißch, Belgrad an das österreichische Netz anschließt; Monastir im Westen, mit der Hauptstadt Monastir, Endpunkt der Eisenbahn Salonik-Monastir, und endlich Kossowo im Norden, das Teile von Altserbien und vom nordöstlichen Al-

banien enthält, mit der Hauptstadt Prizren. Im Wilajet Kossowo liegt das Ainselfeld, ein alter Seeboden, geschichtlich berühmt durch die beiden Schlachten am St. Veitstage (15. Juni 1389) und am 19. Oktober 1448, in denen das erste Mal der Serbennfürst Lazar mit bosnischen Hilfstruppen und das zweite Mal der ungarische Reichsverweser Joh. Hunnady gegen den Halbmond unterlagen.



Am Eingang von Krushewo



Albanierin

Zwei von diesen Pässen überraschen durch ihre malerische Schönheit, der schon erwähnte Paß des Eisernen Tores (Demirtapu der Türken) an der Eisenbahnlinie Uesküb-Saloniki, und der Paß von Ratschanik, an der Linie Uesküb-Mitrovica. Es sind aber auch noch wirkliche Seen vorhanden, so namentlich im Wilajet Monastir, das von der aufständischen Bewegung am mächtigsten ergriffen ist, am Fuße mächtiger Berge der obengenaunte See von Ochrida und die gleich diesem azurblauen Seespiegel von Ostrowo und Presba. Fruchtbarer

Ebenen findet man im Mündungsgebiet des Vardar, die sogenannte macedonische Tiefebene, und der von Westen herabkommenden Vistritza. Die Ebene an der Strumamündung ist besser bekannt unter dem Namen der Ebene von Seres; diese fruchtbare Landschaft hat prächtige Scenerien aufzuweisen und ein besonders günstiges Klima. Hier gedeihen der Enmach und die Baumwolle, in großem Maße wird die Seidenraupenzucht be-

trieben, und die Traube, die hier wächst und mit der die Albanier jener Gegente einen lohnenden Handel treiben, soll von ganz besonderer Güte sein. Nicht minder wechselnd wie die Bevölkerung und ihre Trachten sind auch die Kulturstufen, die man hier unmittelbar nebeneinander findet und die auch in der Art des Reisens ihren Ausdruck finden. Man kann an einem und demselben Tage die Eisenbahn benützen, die Diligence, einen mit Pferden bespannten Mietwagen, einen Gaul mit Samsattel oder den von Büffeln gezogenen Karren, der noch so primitiv und schwerfällig wie zur Zeit der Völkerverwanderung ist. Die Landstraßen sind bei Regenwetter kaum passierbar, zumal im Wilajet Koffowo; verhältnismäßig noch am besten ist hier die Straße von Prischina nach Prizren im Stande. Die Eisenbahnwagen bieten dieselben Bequemlichkeiten wie in westeuropäischen Ländern, und wenn man auf der Hauptlinie nach Saloniki fährt, könnte man sich in einem ganz ruhigen, friedlichen Lande wähnen, wenn nicht in gewissen Zwischenräumen fortwährend die Zeltlager der türkischen Truppen auftauchten, die alle Stationen, Tunnel und Brücken vor den Anschlägen der aufständischen Banden bewachen.

In Saloniki und einigen andern größeren Städten findet der Reisende Gasthäuser westeuropäischen Stiles, in kleineren Städten, wie Uesküb, Kruschewo (nördlich von Monastir), Struga, Ochrida u. s. w. dagegen ist es übel darum bestellt; dort muß man auf jeglichen Komfort verzichten. Noch primitiver sind die ländlichen Gaststätten: die Hans und Karauls, auf die man außerhalb der Städte angewiesen ist. Der Hans ist die ursprüngliche Form der türkischen Karawanenaraien mit Wänden aus Flechtwerk und Lehm. Zu beiden Seiten des Hauptraumes, der meist gleichzeitig als Stallung, Küche und Speiseraum dient, und in dessen Mitte das offene Herdfeuer unterhalten wird, befinden sich einige elende Kammern. Ein Brunnen liefert das Wasser; für die übrige Verpflegung muß der



Kloster Creshawetz bei Perlepe



Ansicht von Megarowo

Reisende selber sorgen. Die Karauls sind die Stationsgebäude der türkischen Gendarmen oder Saptiehs, ohne deren Geleit man gegenwärtig keine Reise unternehmen kann. In den Karauls findet man, natürlich gegen einen entsprechenden Pachtzins, auch Unterkommen für die Nacht; im Erdgeschloß, das nur einen einzigen Eingang hat, werden die Pferde eingestellt, im oberen Stockwerk schläft man, in seine Decke gehüllt, auf dem Fußboden. Vor diesem Raume zieht sich fast immer eine überdachte Veranda hin, auf der die Gendarmen tagsüber sich dem Genuß des Rauchens hingeben und davon träumen, daß ihnen der Padiſchah endlich den seit fünf oder sechs Monaten rückständigen Sold möge auszahlen lassen.

Monastir, die Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets, in der am 7. Mai bewaffnete Bulgaren am hellen Tage einen Ueberfall auf das mohammedanische Viertel anzuführen suchten, zählt etwa 56 000 Einwohner. Der Mehrzahl nach sind es türkische Mohammedaner, muſelmanische Bulgaren und Albanesen, Juden, Zigeuner, Zinzaren (Blachen), verhältnismäßig wenig christliche Bulgaren und Serben. Die Stadt liegt, an den auslaufenden Hügel des Peristeriberges geschmiegt, im Tale des Dragorbaches. Sie macht mit ihren massiven einstöckigen Häusern, den weitläufigen Kojernen, zahlreichen Gärten, Villen und Farmen und den gemauerten Quais zu beiden Seiten des Dragorbaches fast einen europäischen Eindruck. Um so unversälfchter ist das orientalische Gepräge, das die kleinen, engen und holperigen Nebengassen aufweisen. Ein ungemein buntes und anziehendes Bild bietet ein Viehmarkt in Monastir; daß unter türkischer Herrschaft auch einiges für westeuropäische Kultur geschieht, zeigt die staatliche Kunst- und Gewerbeschule. Wir bringen ferner Ansichten von Trenovo, einer griechischen Ortschaft, westlich von Monastir, und von Megarowo, einem andern griechischen Dörfchen in der Nähe; das griechische Element ist in jener Gegend sehr stark vertreten.

Materialisch stellt sich das Kloster Treſta- weh bei Petlepe dar; mitten zwischen Felsen ragen seine Bauten an einem Bergabhang empor. Die Abstammung der wilden und kriegerischen Albanesen, deren Typus und originelle Tracht unsre beiden Bilder gut zur Anschauung bringen, ist nicht aufgeklärt. Sie sind weder Griechen noch Slaven oder Türken; ihre ganze Erscheinung läßt sie als ein arisches Volk von besonderer Eigenart erkennen. Die Albanefinnen, unter denen es hervorragende schöne Erscheinungen gibt,

sind kräftig und intelligent; die Frau ist die völlige Sklavin des Mannes, sie verrichtet nicht nur die ganze häusliche Arbeit, sondern begleitet nicht selten den Gatten auch in den Kampf, ähnlich wie es bei den Germanen geschah. Nach den meisten Schätzungen sind gegenwärtig von den Albanesen, die sich selbst Stipetar, d. h. Vergleute nennen, etwa 70 Prozent Mohammedaner, 9 Prozent Katholiken und 21 Prozent Griechisch-Orthodoxe.

Zum Schluß sei eine hübsche Brunnen-Abzule wiedergegeben, die G. D. Abbott in einem Bericht



Albaner



Die Kunst- und Gewerbeschule in Monastir

über seine zum Studium der Volkstunde unternommene Reise durch Macedonien aufgezeichnet hat: „Ich zügelte mein Reittier neben einem Brunnen, an dem eine große gelenkige Jungfrau ihren Krug füllte. Das Mädchen war sehr schön anzusehen, und ich war sehr durstig, deshalb sagte ich: ‚Gib mir, bitte, etwas Wasser aus deinem Krug zu trinken.‘ Und sie erwiderte: ‚Trinke, und ich will auch meinen Krug zurückziehen, daß auch dein Maultier trinken kann.‘ Und von dem biblischen Reiz der Scene und dem Hauber ihrer großen schwarzen Augen fortgerissen, fragte ich, nicht der Auskunft wegen, sondern um ihre weiche, süße, klare Stimme zu hören: ‚Wessen Tochter bist du? — worauf sie antwortete: ‚Kummere dich um deine eignen Angelegenheiten, Fremdling!‘ Niebergelassen ging ich davon und dachte über den Unterschied zwischen Mesopotamien zu Abrahams Zeiten und

dem jetzigen Macedonien nach. So hielt ich auf dem Hügel, auf dem sich das Dorf Provista erstreckt. Ein Kirchturm und ein Minarett, die nebeneinander aufsteigen, zeigten, daß auch hier Koran und Evangelium in feindlicher Nähe lebten. Als ich das Dorf betrat, kam eine zweite Jungfrau mit dem Krug auf der Schulter. Sie war nicht schön anzusehen. Dadurch lähn gemacht, fragte ich sie nach dem Hause des Mannes, an den ich empfohlen war. Eilig nahm sie den Krug von der Schulter und zeigte mir den Weg. Ich neigte meinen Kopf nieder und bot ihr eine Silbermünze, die sie ablehnte. Darauf bot ich ihr eine Wasserlilie aus meinem Gürtel, die sie mit bescheidenem mädchenhaftem Erröten annahm, und nun sah sie nicht mehr unschön aus. Wahrlich, das schönste Gefäß enthält nicht immer den süßesten Wein . . .“



Ansicht von Drenovo

Gefährliches Schiffsgut

Von Zeit zu Zeit veröffentlichten die Seemänter die Namen und Heimatshäfen solcher Schiffe, die trotz langer Ueberfälligkeit weder ihren Bestimmungsort noch einen Nothafen erreicht haben und daher als verschollen angesehen werden. Mit dieser Veröffentlichung pflegt gleichzeitig eine Aufforderung an die seemannischen Kreise und die Konsulate zu ergehen, etwaige Nachrichten über das mutmaßliche Schicksal der Fahrzeuge dem Seemante einzujenden. Vielfach bleiben diese Erfuchen erfolglos; in glücklichen Fällen erfährt das Seemant von einer vor langer Zeit erfolgten Begegnung mit dem vermissten Schiffe, erhält vielleicht auch einige Andeutungen über die Witterungslage zur Zeit der Begegnung, ohne jedoch aus diesem wenigen Material auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Ursachen, die zu einer Katastrophe geführt haben, schließen zu können. So fehlt jeder sichere Anhalt über Zeit, Ort und Ursache des Untergangs, wie das z. B. vor zwölf Jahren mit dem Schiffe des Erzherzogs Johann von Oesterreich (Johann Orth) der Fall war.

In der Natur der Sache liegt es, daß verschollene Schiffe fast ausnahmslos auf hoher See untergegangen sein müssen, da Katastrophen in Küsten- oder Binnengewässern durch die Anschwellung von Schiffsteilen oder Leichen schnell bemerkt zu werden pflegen. Die Ursachen, die zu solchen Schiffsuntergängen führen, können ganz verschiedener Art sein; in sehr vielen Fällen aber werden sie sich, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar auf schweres Wetter zurückführen lassen. Zwar zeigen die modernen großen Stahlschiffe einen solchen Grad von Stabilität und Seetüchtigkeit, daß sie bei sorgfältiger Navigation auch den schwersten Stürmen Trotz bieten könnten, wenn ihnen unter Umständen nicht die Ladung gefährlich würde; ja die Ladung bringt bisweilen auch dann noch schwere Gefahr, wenn die Wetterlage die denkbar günstigste ist.

Es gibt eine ganze Reihe von Schiffsgütern, auf die der Ausdruck „gefährlich“ mit Recht anzuwenden ist. In Kreisen, die der Schifffahrt fernstehen, wird man bei diesem Ausdruck wohl ziemlich allgemein an Explosivstoffe denken und überrascht sein, neben ihnen auch Dinge aufgezählt zu finden, die völlig harmlos erscheinen, und dennoch sind gerade diese letzteren weit öfter Schiffen verderblich geworden als jene. In den Unfallverhütungsvorschriften der Seeverkehrs-gesellschaft erscheinen die gefährlichen Schiffsgüter nach vier Gruppen geordnet: a) Sprengstoffe und feuergefährliche Gegenstände, b) Säuren, c) Getreide, d) Steinohlen, ja die beiden letzteren sind sogar den ersten vorgezogen.

Zu der Gruppe a) gehören alle im gewerblichen Leben zur Verwendung kommenden Explosivstoffe, leicht entzündliche Flüssigkeiten und deren Destillate, sowie viele Gelpintpflangen, wie Baumwolle, Flach, Hanf, Jute u. dgl., deren Gefährlichkeit auch ohne weiteres dem Laien einleuchtet. Für die Verpackung

und Verschiffung solcher Güter sind eine Reihe von Sondervorschriften erlassen. Wird während des Löschens und Ladens auf dem Schiffe Feuer unterhalten, so sind geeignete Vorkehrungen zur Verhütung des Funkenfluges zu treffen und daher die Schornsteine der Hilfsmaschinen, der Schiffs- lüchen und -öfen mit Funkenfängern zu versehen. Die Schiffsräume dürfen mit keinem andern Licht als mit zuverlässigen Sicherheitslampen betreten, auf keinem Teile des Schiffes, selbst nicht in den Kajüt- und Logistäumen darf geraucht werden. Es ist Sache des Schiffers, über die strikte Befolgung dieser Vorschriften zu wachen; geschieht das nicht, so wird er für die etwaigen Folgen haftbar gemacht. Noch sei bemerkt, daß auf Passagierschiffen in der Kabinen- und kleinen Rüstenfahrt Sprengstoffe, mit Ausnahme der zur Abgabe von Signalen notwendigen Mengen an Pulver und Feuerwerkskörpern, Explosivstoffe und feuergefährliche Flüssigkeiten überhaupt von der Beförderung ausgeschlossen sind.

Die zweite Gruppe der gefährlichen Schiffsgüter bilden Säuren, besonders die Schwefel- und Salpetersäure. Bei ihrer Verladung unter Deck muß ihnen eine Unterlage von Kalkstein, Kreide, Kieselguhr, Sand oder dgl. gegeben werden, wodurch eine Berührung der etwa ausfließenden Säuren mit der Schiffswand, bezw. der übrigen Ladung vermieden werden soll. Auch müssen sie, wenn beide Säuren gleichzeitig zur Verladung gelangen, mindestens 10 Meter voneinander entfernt und dazu in getrennten Räumen verladen werden.

Die dritte Gruppe bildet das Getreide, wozu auch Saat, Kern- und Hülsenfrüchte gezählt werden. Es ist hier vorauszuschicken, daß Getreide nur in dem Falle als gefährliches Schiffsgut gilt, wenn es lose zur Verschiffung gelangt, während bei der Beförderung in Säcken von einer besonderen Gefährlichkeit nicht die Rede sein kann. Die Gefahr, die mit der Verschiffung losen Getreides verbunden ist, ist eine doppelte. Zunächst besteht die Möglichkeit, daß loses Getreide oder lose Saat durch die sogenannte Wegerung in die Bilge (unterste Höhlung des Schiffsrumpfes) und von da all die Saugstellen der Pumpen gelangt und diese dann unbrauchbar macht. Sind aber die Pumpen verstopft, so steigt das Wasser im Schiffsraum und gelangt schließlich zur Ladung. Die Körner saugen Wasser, schwellen an und sprengen endlich das festeste Schiff auseinander. Ein dergleichen Fall ereignete sich vor einigen Jahren auf der Unterelbe. Eine aufkommende, mit Erbsen beladene Bark hatte durch den Eisgang ein schweres Deck bekommen. Die Pumpen erwiesen sich alsbald durch die an die Saugstellen dringende Ladung als verstopft und konnten das Wasser nicht bewältigen. Noch bevor es gelang, das Schiff durch Schleppdampfer in den Hafen zu bringen und zu bergen, war ein großer Teil der Ladung dergleichen aufgequollen, daß die Fugen des Schiffsrumpfes

gewaltsam auseinandergetrieben wurden, was das völlige Sinken des Schiffes zur Folge hatte und eine Hebung unmöglich machte.

Die weitere Gefahr besteht darin, daß loses Getreide bei schwerem Seegang sehr leicht „übergeht“. Wenn nämlich das Getreide nicht so sorgfältig verladen ist, daß die Laderäume bis unmittelbar unter Deck gefüllt sind, wenn es also Spielraum hat, so rollt es bei schwerem Wetter mehr und mehr nach einer Seite und stört die Gleichgewichtslage des Fahrzeuges. Man bezeichnet diesen Zustand als Schlagseite. Ein Schiff aber, das schwere Schlagseite hat, gehorcht dem Steuer nicht mehr oder doch nur mangelhaft und ist bei starkem Seegang der Gefahr des Kenterns ausgesetzt.

Daß Kentern selbst großer Schiffe infolge übergegangen Ladung durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, beweisen die alljährlich wiederkehrenden Meldungen von Schiffsführern, die solche gekenterte Fahrzeuge kieloben treibend auf hoher See angetroffen haben. Nur selten gelingt es, die Klamm solcher verunglückten Schiffe nachträglich festzustellen, da sie bald völlig zu sinken pflegen. Jedemfalls aber helfen sie die Liste der Vermissten, der Verschollenen zu vergrößern.

Um die Gefahr, die mit der Verschiffung losen Getreides immer verknüpft ist, für Schiff und Mannschaft möglichst zu verringern, hat die Seeverkehrsverwaltung eine Reihe wichtiger Vorschriften erlassen. Sie betreffen die Anbringung von Schotten, d. h. festen Wänden in der Längs- und Querrichtung des Schiffes. Diese müssen durch Stützen und Streben gegen den Druck der Ladung gesichert sein. Ebenso bestehen über die Abdeckung und Bewehrung des Getreides bestimmte Vorschriften, die verhüten sollen, daß die Ladung nicht in Bewegung gerät und von einer Schiffseite zur andern übergeht.

Die Gefahr des Übergehens der Ladung besteht nun endlich auch für die vierte Gruppe der gefährlichen Schiffsgüter: lose geschüttete Steinkohlen. Dabei muß auch bei der Kohlenverladung auf besonders gutes „Trimmen“ geachtet werden, wie denn ebenfalls die Einbauung geeigneter Schotten unerlässlich ist. Aber bei Steinkohlenladungen besteht noch eine ganz andre Gefahr, nämlich die, daß sich aus ihnen leicht entzündliche Gase entwickeln und im Schiffsraum ansammeln. Nicht alle Kohlenarten neigen gleich sehr zur Gasentwicklung, aber gewisse englische und schottische Sorten sind in Schifferkreisen geradezu verurteilt. Der Gefahr der Gasansammlung läßt sich nur durch eine ausreichende Oberflächenventilation begegnen; deshalb bringt man wenigstens an jedem Ende eines Laderaumes Ventilatoren an, deren Querschnitt nach Vorschrift der Seeverkehrsverwaltung mindestens $\frac{1}{1000}$ des horizontalen Querschnittes des Laderaumes betragen muß. Zur Verwendung gelangen meistens eiserne Röhren, die, um dem Geschlag widerstehen zu können, mindestens 60 Centimeter über die Kelling, bezw. die Decksbauten hinausgeführt, bei sehr hohem Seegang aber durch Deckel verschlossen werden müssen. Von allen Gefassen, in denen sich brennbare Gase ansammeln können, sind auch von den Köpfen der Ventilatoren ist offenes Licht oder Feuer sorgfältig fern zu halten. Natürlich besteht auch das Rauchverbot, und die Laderäume dürfen nur mit zuverlässigen Sicherheitslampen betreten werden. Bei langer Fahrt sind außerdem durch Röhren, die bis auf den Boden reichen, Vorkehrungen zu treffen,

daß wiederholte Messungen der Temperatur vorgenommen werden können.

Man sieht, daß es durchaus nicht an zweckmäßigen Bestimmungen für die Behandlung gefährlicher Schiffsgüter fehlt, und im allgemeinen ist auch an deren Befolgung nicht zu zweifeln. Wenn dennoch immer wieder Katastrophen vorkommen, so liegt das wohl in erster Linie daran, daß durch das beständige Umgehen mit der Gefahr sich bei einzelnen Personen der Befähigungen eine gewisse Gleichgültigkeit dagegen geltend macht, so daß bisweilen die einfachsten Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen werden. Ein Beispiel hierfür bietet das Schicksal der Hamburger Viermastbark „Enterpe“, das wir nach den Aussagen der geretteten Leute vor dem Seemate hier kurz ansühren wollen.

Die „Enterpe“, Kapitän von Kaufmann, nach der Westküste Südamerikas bestimmt, verließ am 6. September 1902 mit einer aus 3200 Tonnen Kohlen bestehenden Ladung Port Talbot in England. Das Wetter blieb zunächst gut. Am 8. September herrschte eine so günstige Brise, daß alle Segel gesetzt werden konnten und das Schiff eine Fahrt von 12 Meilen lief. Am Vormittag war die wachhabende Hälfte der Besatzung zum größten Teil mit dem Reinigen des Decks beschäftigt, während die Leute der Freimache in ihren Kojen schliefen. Der auf Deck anwesende Kapitän hatte dem Schmied einen Auftrag erteilt und dieser sich darauf unter Deck begeben.

Wenige Minuten später, um 11 Uhr vormittags, durchzitterte plötzlich ein gewaltiger Ruck unter donnerähnlichem Krachen das Schiff. Die Leute sahen, wie sich das ganze Vordeck hob und auseinanderbrach, während gleichzeitig eine riesige Feuergarbe, von dichten Rauchwolken begleitet, aus dem Schiffsraum hervorschlug und die Luke wie auch die Schankkleidung fortstieß. Noch stand die Mannschaft von Schreden erfasst, als sich die Explosion im Hinterschiffe wiederholte. Diesmal waren die Folgen noch entsetzlicher. Die ganze Kommandobrücke, das Steuerhaus, die Rettungsboote waren verschwunden, die Masten zerrissen, der Kreuzmast demoliert und dem Sturze nahe, der Eingang zur Kajüte durch Trümmer aller Art versperrt. Sechs Mann der Besatzung waren getötet oder tödlich verletzt. In das angestrichene Vordeckschiff drang gurgelnd das Wasser.

Aus ihren Kojen stürzten die jäh aus dem Schlafe geschreckten Matrosen; niemand wußte, was geschehen, niemand, was zu tun war. Doch nur wenige Augenblicke dauerte die Panik. Die Rauchwolken verzogen sich, die fürchterliche Verwüstung war mit einem Blick zu übersehen. Fest und klar gab der Kapitän seine Befehle, und rasch wurden sie ausgeführt. Man warf die Falls oder Aufziehtau der Segel los, um das stark geneigte Schiff aufzurichten und dem Einstürzen des Wassers soviel als möglich Einhalt zu tun. Nun ließ sich die Lage des Schiffes feststellen. Von den vorhandenen Booten stand nur noch eines zur Verfügung, die andern waren zertrümmert oder spurlos verschwunden. Nachdem festgestellt war, daß das Schiff verlassen werden mußte, traf der Kapitän die erforderlichen Anordnungen zur Rettung seiner Leute. Das noch vorhandene Boot wurde zu Wasser gelassen, doch es kenterte in der hohen See, so daß auch dieser Rettungsweg abgeknipst erdienen. Nun wurden die Leute mit Schwimmwesten versehen, soweit

solche bei dem Zustand des Schiffes noch zu erreichen waren. Wenige Minuten später sank die „Euterpe“, aber schon nahte auch die Rettung. Vom englischen Dampfer „Hydal Hall“ war die Explosion gehört und die Rauchsäule gesehen worden, weshalb der Kapitän seinen Kurs auf die Unglücksstätte richtete. Durch die Boote des Dampfers wurden sämtliche Verunglückte aufgeholt.

Für die Besatzung war es ein Glück, daß die Katastrophe sich an einer Stelle ereignete, die einen lebhaften Schiffsverkehr hat, nämlich vor dem Eingang zum englischen Kanal. Wäre der Unfall

unter gleichen Umständen ein paar Tage später erfolgt, so würde man schwerlich vom Schiff oder von der Mannschaft je wieder etwas erfahren haben.

Bei Untersuchung des Unfalles kam das Hamburger Secant zu den Ueberzeugung, daß die Explosion durch den in den Kamm beorderten Schmied veranlaßt sei, der daselbst, entgegen dem Verbote, nicht mit einer Sicherheitslampe, sondern wahrscheinlich mit einem offenen Licht hantierte. Der Beweis freilich fehlte, denn der einzige kompetente Zeuge, der unglückliche Schmied, war mit dem Fahrzeug untergegangen. E. Lund

Das Palmyra des Nordens

(Zur Zweihundertjahrfeier der Stadt St. Petersburg)

Von

Eberhard Kraus

Ein elendes Flüchtlingslager und ein paar Fischerhütten in der Lagune waren die Anfänge Venedigs — die Königin der Adria war keine Schaumgeborene, sondern eine Schlammgeborene. St. Petersburg wuchs aus Sumpf- und Wasser empor, und auch der stolzen Zarenstadt an der Newa sieht man heute ihren Ursprung nicht an. Die Woge der Entwicklung schwillt an und ebbt zurück: Venedig ist gesunken, die Stadt Peters des Großen wächst noch immer, wird mächtiger und reicher.

Am 27. Mai 1903 — nach den inzwischen eingetretenen Verschiebungen zwischen dem gregorianischen und dem julianischen Kalender am 29. Mai — werden zwei Jahrhunderte seit der Gründung St. Petersburgs dahingerauscht sein. Unterhalb der zerstörten schwedischen Feste Angschanz legte Peter der Große auf der kleinen Insel „Lusteiland“

den Grundstein zu einer neuen Befestigung. Noch heute erheben sich dort die Wälle der Peter-Pauls-Festung, deren Kathedrale mit dem vom Golbe von 10 000 eingeschmolzenen Tufaten gleichen Spitzturm ebenfalls bereits vom Gründer der Stadt angelegt wurde. In ihrer Kaisergruft sind von Peter dem Großen ab alle russischen Herrscher, mit alleiniger Ausnahme des in Moskau bestatteten Kaisers Peter II., in schlichten weißen Marmor sarcophagen beigesetzt, deren einzigen Schmuck die vergoldeten Adler an den Ecken bilden.

Schon die Zeitgenossen Peters und seiner Nachfolgerin Katharina I. haben der aus Sümpfen und Urwäldern hervorgezauberten Stadt den Beinamen „Das Palmyra des Nordens“ gegeben. Das willenskräftige Zarenpaar schien ihnen das eindrucksvolle Doppeltbild des Königs Oenathos und seiner Witwe Zenobia zu wiederholen. Wie das alte



Winterpalais mit Alexander-Säule



Peter Pauls - Festung

Palmyra auf den Werderuf eines mächtigen Willens aus dem Sande der Wüste zu märchenhafter Pracht und Ueppigkeit hervorwuchs, so stieg die Zarenresidenz an der Newa wie auf ein Magiergeheiß aus nebelumflorter, menschenarmer Debe in den glänzenden und heiteren Farben einer Jata Morgana empor. Allerdings hat wohl noch niemals eine große Schöpfung größere Opfer gefordert. Im Laufe eines einzigen Jahres waren bereits Tausende von Arbeitern den Anstrengungen des Pfahlfrost-rammens und den mörderischen Ausdünstungen der Sümpfe erlegen.

Unweit der Festung erbaute der Gründer der Stadt sich sein erstes Wohnhaus. Für des Zaren schlichte Wohnheiten kennzeichnend ist es, daß dieses einstöckige Holzhaus außer der Küche nur zwei mit Leinwand tapezierte Zimmer und eine kleine Kammer enthielt. Katharina II. ließ das Häuschen, um es vor dem Verwittern zu schützen, mit einer steinernen Bogenhalle umgeben, und so hat es sich denn bis heute unverändert erhalten. Im Jahre 1705 wurde der Grundstein zum Admiralsitätsgebäude gelegt. Dann folgte der Bau des Alexander Newski-Klosters, wohin der Zar die Reliquien des Großfürsten Alexander von Nowgorod, der im Jahr 1241 den ersten Sieg über die Schweden erfochten hatte, aus Wladimir hinüberbringen ließ. Auch die mit diesem Kloster verbundene steinerne Dreifaltigkeitskathedrale,

eine Art russischer Westminster-Abtei, wurde 1716 durch Peter in Angriff genommen. Das Innere glänzt von reichem Schmuck. Der 15 Fuß hohe Reliquienbehälter des heiligen Alexander Newski enthält 5000 Pfund gegessenen Silbers.

Erlt als die Günstlinge des Zaren, ein Menschtrow, ein Solowkin, sich bereits prunkende Paläste erbaut hatten, schuf Peter für sich und seinen Hofstaat stattlichere Behausungen. Bald nacheinander entstanden auf dem südlichen Newa-Ufer das Sommerschloßchen mit dem Sommergarten, das erste Winterpalais und das Lustschloß Katharinenhof. Bedeutend später, im Jahre 1720, wurde an der Küste des Finnischen Meerbusens, etwa 28 Kilometer westwärts von der Hauptstadt, der Bau des Schloßes Peterhof nach den Plänen Leblonds begonnen. Dieser später von Katharina II. bedeutend erweiterte Sommerpalast blüht in seinen lebhaften Farben — hellrot und weiß — von einer 12 Meter hohen Terrasse auf das tiefe Grün unabsehbarer Gärten und Baumgänge und auf die phantastische Pracht wundervoller Wasserkünste herab. Das Innere des Schloßes strotzt von Marmor, Goldbrunnen, schimmernden Damasttapeten und wertvollen Gemälden.

Bereits beim Tode Peters zählte seine Schöpfung 75 000 Bewohner. Obwohl Moskau im Tempo seines Bevölkerungszuwachses neuerdings stark aufzurücken beginnt, bleibt es mit seinen 1 200 000 Ein-



Marmoralpals

wohnern doch noch erheblich hinter den anderthalb Millionen Petersburgs zurück. Der alte Antagonismus zwischen Petersburg und Moskau ist noch immer nicht ganz verschwunden. Die Bewohner der Newastadt sind in Anschauungen und Gewohnheiten ungleich abendländischer und weltbürgerlicher als die der alten Hauptstadt an der Moskwa. Durch die aus dem Osten heranstömenden Zuzügler aus allen Stämmen, Rassen, Religionen,

durch die aus den asiatischen Provinzen heimkehrenden Offiziere, Beamten, Unternehmer wird das kosmopolitische Gepräge des Petersburger Lebens nicht vermindert, sondern verstärkt. Diese entgegengesetzten Strömungen bringen aber den merkwürdigen Widerspruch hervor, daß die Petersburger Bevölkerung sich geistig immer mehr europäisiert, während sie sich gleichzeitig in der Breite des Lebenszuschnittes, der Ungebundenheit der Sitten und Liebhabereien zusehends orientalisiert.

Der Vater dieser merkwürdigsten aller Städte erhielt bereits unter Katharina II. sein Denkmal am Ufer des Stromes, den er mit Schiffen und

Gondeln belebt hatte. Der französische Bildhauer Falconet war der Schöpfer dieses eigenartigen Werkes allegorischerer Plastik. Ein wenig weiter

nach dem Innern der Stadt erhob sich ein Jahrhundert später das Reiterstandbild Nikolaus I. Von ihm heißt es im Volksmunde: „Er galoppiert dem Peter nach, erreicht ihn aber nicht.“ Von den imposanten Regierungsgebäuden, die den Petersplatz umgeben, ist die Admiralität, wie

bereits erwähnt, noch von dem großen Zaren selber begründet worden. Der Senat und der Heilige Synod gehören als Behörden zu den von Peter niedergelegten sogenannten „Kollegien“, waren aber zu seiner Zeit noch in einem schlichten Holzgebäude auf der Festunginsel untergebracht.

Zum Ersatz für das bereits von Peter erbaute, nach seinem Tode aber geräumte erste Winterpalais erhob sich neben der Admiralität wenige Jahrzehnte später ein neuer Prunkpalast in riesenhaften Verhältnissen. Der von der Kaiserin Anna nach den Plänen Rastrellis unternommene Bau wurde von Katharina II. vollendet. Dieser stadtteilähnliche Viertelbau an der Nerva, der mit seinen 152 Metern



Denkmal Peters des Grossen



Wasserhünte von Schloss Peterhof

Länge und 117 Metern Breite nicht weniger als 6000 Menschen Obdach gewährt, gehört zu den gewaltigsten, freilich keineswegs zu den schönsten Monumentalgebäuden der Welt. Die Höhe, die nur etwa 24 Meter beträgt, steht nicht im rechten Verhältnis zur Ausdehnung. Die im Barockstil gehaltene Ausschmückung ist zu üppig und überladen. Im Jahre 1837 wurde ein großer Teil des Palastes durch einen Brand zerstört. Der Weiße Saal, der Saal des heiligen Georg, der Saal der Feldmarschälle brannten völlig aus. In erstaunlich kurzer Zeit ging die Wiederherstellung vor sich. Häufigen Ausbesserungen unterzogen, aber im wesentlichen im früheren Zustande erhalten ist dagegen der nach Peter dem Großen benannte Thronsaal, dessen rote Sammetwände mit goldgewebten russischen Adlern überfät sind.

Der sich vor dem Winterhof der Kaiserfamilie deh nende Platz, Schloßplatz genannt, hat erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sein gegenwärtiges Antlitz erhalten. Das Generalstabsgebäude mit seinem ge-

leute sich bereits in den ersten Gründungsjahren. Das jetzige Börsegebäude ist am Anfang des 19. Jahrhunderts im antiken Stil — leider nicht ohne einige erhebliche Abirrungen vom Geist des Hellenentums — erbaut worden.

Großme Russen nennen Petersburg im Gegensatz zu Moskau, der „heiligen Stadt“, „die Gottlose“, weil die Jarenstadt nach griechisch-orthodoxen Begriffen nicht allzu reichlich mit Kirchen ausgestattet ist. Immerhin erheben sich an allen beherrschenden Punkten prunkende Kathedralen. Schwer trägt der schwache Boden des Newa-Ufers an den wichtigen Granitmassen der Isaaks-Kathedrale, die fast jahraus jahrein mit Gerüsten umgeben bleiben muß, da sich immer neue Risse und Sprünge zeigen. Die Hauptkuppel verfiel uns ganz nach Rom in die Zeiten des Cinquecento. Eckt russisch ist dagegen das prachtstrotzende Innere mit den Riesensäulen aus grünem Malachit und dunkelblauem Lapis Lazuli, dem unabsehbaren, durch das Feuer



Isaaks - Kathedrale

waltigen, von einem Sechsgespänn überhöhten Torbogen ist erst unter Nikolaus I. von Rossi erbaut worden. Die Alexanderssäule wurde ebenfalls von Nikolaus I. im Jahr 1834 nach Monferands Entwurf zum Gedächtnis seines verstorbenen Bruders aus einem Monolithen, dem größten der Neuzeit, errichtet.

Das an der Newa liegende Marmorpalais ist gleich dem Winterpalais unter Katharina II. in Marmor, Granit, Eisen und Bronze aufgeführt worden. Neben diesem vornehmen Bau liegt das bescheidene und weniger umfangreiche Palais des Prinzen von Oldenburg und der Sommergarten.

Nur die unter der Schloßbrücke dahinströmende Newa trennt die Paläste der machtunggütigen Jaren vom Mittelpunkt des Petersburger Geschäftslebens, der auf der Insel Wassili Ostrow belegenen Börse. In diesem Stadtteil versammelten die Geschäfts-

bunter Edelsteine erhöhten Geklimmer der silbernen und goldenen Heiligenbilder, Kandelaber und Tabernakel. Auch die am Newskiprospekt belegene Kasanische Kathedrale mit ihren flügel förmig verlaufenden Säulenhallen, deren Anordnung dem Petersdom entlehnt ist, trägt im nordischen Nebellande äußerlich die volle Heiterkeit der italienischen Linien zur Schau. Die religiösen Bedürfnisse der fremden Konfessionen fanden bei den ersten Herrschern ein so großes Entgegenkommen, daß ihnen zum Bau ihrer Kirchen mit Vorliebe Plätze an der Hauptstraße, dem Newskiprospekt, eingeräumt wurden. Dort erheben sich die holländische Kirche, die deutsch-lutherische Peter Pauls Kirche (meist kurz Peterskirche genannt) u. a. m. Schon im Jahre 1761 berichtete August Ludwig v. Schöller, daß in Petersburg Gottesdienst in vierzehn verschiedenen Sprachen gehalten werde. Ein

wichtiges Vorrecht der deutsch-lutherischen Hauptkirchen Petersburgs ist die Unterhaltung eigener mittlerer Lehranstalten (Gymnasien, höhere Töchterschulen u. s. w.) mit deutscher Unterrichtssprache. Diesen Schulen wird nachgerühmt, daß sie die besten Petersburgs seien. Für die 50—60 000 Deutschen Petersburgs, unter denen sich 14—15 000 Reichsdeutsche befinden, haben diese Lehranstalten einen hohen Bildungswert.

Ob auch die Bestandteile, aus denen die Petersburger Gesellschaft sich zusammensetzt, noch so verschiedenartig sind, noch so rasch wechseln — sie selber bleibt — lacht, tanzt und spielt unbekümmert weiter: „Après nous le déluge!“ Die Frauen müssen dieses immerwährende Fest verschönen helfen, selbst am Kartentisch will man sie nicht entbehren. Eine hübsche junge Dame aus den Kreisen der Petersburger oberen Zehntausend ist das verhätschelte Geschöpf, das man sich denken kann. Der wohlhabende Russe verlangt von Frau und Töchtern nur, daß sie sein



Der Newshipprospekt vor hundert Jahren

Leben schmücken, nicht daß sie sich nach irgend einer Richtung nützlich machen.

Während der Winterfaçon jagt ein Ball den andern, löst eine Schlittenpartie die andre ab. Mit schnellklirrender Troika geht es dann hinaus



Der Newshipprospekt in heutiger Gestalt



Admiralitätsgebäude

zu den „Inseln“, wo sich zahlreiche Vergnügungsetablissemments befinden. Zu den drei wichtigsten Bedürfnissen des Russen: „Tschin, tschai, schitschi“ (Kaffee, Tee, Koffein) sind in Petersburg noch zwei getreten: Selt und Zigeunermusik.

Der soziale Zuschnitt des Petersburger Lebens spiegelt sich auf das getreueste in dem äußeren Antlitz der Stadt wider. In der Mitte die kalte, feierliche Pracht des kaiserlichen, des aristokratischen und des plutokratischen Petersburg. Dann das rührige Erwerbsleben der bürgerlichen Viertel mit ihren endlosen Reihen nüchternen Mietskasernen. Endlich die auf das äußerste vernachlässigten Stadtteile, die von den arbeitenden Klassen, dem „schwarzen Volke“, bewohnt werden — nichts als ein armseliges großes Dorf!

Jeden Fremden überrascht das außerordentlich lebhafteste Treiben, das täglich in den Mittagsstunden auf dem Newskiprospett herrscht. Dafür sind die übrigen Straßen um so stiller und menschenleerer. Nur Peter hat seiner Stadt die Straßen und Plätze anmaßen lassen, wie ein vorsorglicher Vater seinem Sohne einen auf starkes Wachstum berechneten Anzug. Aber in die ungeheuren Raumverhältnisse des petrinischen Gründungsplanes ist die Bevölkerung noch immer nicht hineingewachsen.

Wer den Anforderungen des Petersburger Lebens und den Unbilden der ebenso plötzlichen wie starken Schwankungen des nördlichen Küstenklimas standhalten will, muß über eine sehr robuste Gesundheit verfügen. Im Sommer steigt die Hitze bis nahe an 30° R. und im Winter die Kälte bis auf 30° und darüber. Zwischen der Zarenstadt und den Regionen der Mitternachtssonne liegt bloß das — allerdings ziemlich umfangreiche — Stück Finnland. Die magischen weißen Sommernächte Petersburgs sind oft gefeiert und besungen worden. Ihr Gegenbild sind die weißen Tage und die dunkelblauen oder grauschwarzen Nächte des Winters. Der Winter fährt wie mit weißer Geisterhand über die Nevastraße und verlöscht alle Farben und Lichter. Selbst das Gold der Kirchtürme verschwindet unter dem Flor schimmernder Schneefurten oder unter der weichen Matte schwerer Flockenmassen. Alle die breiten Straßen, die weitläufig angelegten Häuserblöcke scheinen sich noch weiter auseinanderzuziehen und wie in unendlicher Ferne zu verschwimmen. Das Körperliche, Greifbare löst sich in unbestimmte Farben, in lauter bläuliche und silberige Töne auf. Vier bis fünf Monate lang ist die Kiefernstadt nichts als ein großes, zauberhaftes Wintermärchen, ein Traum in Schneegestirnis und Eispacht.



Kasansche Kathedrale

Wer die russische Residenz im Sommer besucht, wird erstaunt sein über die Menge der Berührungspunkte mit andern Weltstädten Europas. Rufen die Kuppeln der Hauptkathedralen römische Erinnerungen wach, so wird beim Anblick der riesenhaften, mit Säulen und Denkmälern geschmückten Plätze, des Winterpalastes, der Niewa-Ufer jeder, der in Paris gewesen ist, sofort an die Place de la Concorde, das Louvre und die Seinequais denken. Und doch ist das wieder ganz und gar nicht Paris! Der sanftblau Himmel, die Seeschiffe im Hafen, die breiten, saphirnen Wasserflächen, die die Rheinbreite bei Köln stellenweise um das Doppelte übertreffen, die vielen Inseln — alles das gemahnt an unauslöschliche Eindrücke aus einer andern nordischen Hauptstadt, aus Stockholm! Und auch dem Berliner werden die strammen, hochgewachsenen Garbetruppen, unter denen die Kavallerieregimenter

nach heute größtenteils nach preussischem Muster uniformiert sind, einen vertrauten Anblick bieten — ganz abgesehen von den deutschen Bäckereien und Restaurants, die vom Straube der Spree an den der Niewa verjagt zu sein scheinen. Nur eine einzige Stadt im nördlichen Europa hat kaum einen Zug mit der Zarenresidenz gemein; etwas, das an die Londoner City mit ihren bis hart an den Strom reichenden geschwärtzten Häusermassen, ihrem hastenden Gedränge, ihren undefinierbaren Marktgerüchen erinnerte, wird man in Petersburg vergeblich suchen. Das Stromufer ist der Zarenfamilie, den feudalen und großbürgerlichen Geschlechtern vorbehalten, der Handel hat mit Wassili Ostrow und den Mündungen vorlieb zu nehmen. Seine Früchte genießt man in den vornehmen Stadtteilen mit vielem Behagen, aber niemand soll gewahren, wie sie gepflückt und eingesammelt werden.



Petershäuschen

Lebensweg

Ich habe manchen Schritt gemacht,
Bis ich hierher gekommen,
Ich ging von Sonnenglanz umlacht,
Ich ging durch Sturm und Wetterschlacht,
Bis mir der Tag verglommen.

Nun bin ich still vom Berg herab
Ins dunkle Tal gestiegen,
Schwer stüt' ich mich auf den Wanderstab,
Im Schatten des Abends wartet das Grab,
Mir ist, als säh' ich es liegen.

Ich geh' durch der Dämmerung steigende Flut,
Ich gehe in Nacht und in Dunkel, —
Doch ob auch der Tag weit hinter mir ruht,
Im Herzen fühl' ich's wie wärmende Glut,
Und das Auge spürt Sonnengefunkel.

Nicht glänzt mir das flammende Weltenanai
Am goldenen Himmelsbogen, —
Mich grüsst deiner Augen leuchtender Strahl,
Von des Lebens Höhe ins dunkle Tal
Ist er mit mir gezogen.

Hug. B. Plinke



Jahrmarkt in Schuminaz

Skizze aus dem orientalischen Volksleben

Von

Arslan Aga

Diesmal haben die Moslim auf den Namens- tag des heiligen Elija (Elias) große Hoff- nungen gesetzt. Voriges Jahr ließ sie der Patron der serbischen Ortschaft Schuminaz gänzlich im Stich. Er schickte heftiges Gewitter, das den Jahr- markt, auf den sich Christ, Jude und Mohamme- daner freuten, zu nichte gemacht. Das Ausüben seines Rechtes, an der Feier seines Ehrentages mit etwas Donnerrollen teilzunehmen, unterläßt der Heilige wohl niemals. Stellt sich dabei auch ein mäßiger Regen ein, so ist dies für die Gegend von unschätzbarem Vorteil. Die Regentropfen des Elias- tages sind ja äußerst fruchtbar. Die Maiskolben werden groß davon, und die Körner bekommen eine besondere Süßigkeit. Die orthodoxen Christen im südöstlichen Europa wissen das sehr gut, und die Türken glauben es ihnen. Mit Recht. Denn sie haben auf den Heiligen ebensoviel Anspruch wie die Andersgläubigen. Diese nennen ihn Elija, für die Moslim aber ist er — Ali Dschinn. Beide Re- ligionen huldigen ihm an einem und demselben Tage, hier im Tale allerdings bei weitem nicht so prunkvoll wie droben im Gebirge. Aber was sich Freund Elija im vergangenen Jahre heraus- genommen, das ging den Vertretern der drei Glau- bensbekenntnisse denn doch über den Strich. Den ganzen lieben Tag ließ er den Regen in Strömen niederfallen. Der Markt, der so viel Volk, be- sonders die Anhänger des Propheten aus weit und breit, herangelockt, konnte nicht einmal eröffnet wer- den. Mit Ausnahme des bündigen Dorfs, der auf dem Heimwege, im Kofka-Walde, sein Kalb ver- kaufte, konnte sich kein Mensch rühmen, auch nur ein Stück feiner Ware an Mann gebracht zu haben.

Aber heute! Sind denn die Moslim dessen sicher, daß der Tag ohne Gewitter vorüberzieht? Daran darf nicht gezweifelt werden. Sämtliche Christen dies- und jenseits der Save sind bereit, jeden Augen- blick den Eid darauf zu leisten. Kann man sich doch auf den heiligen Elija verlassen! Welcher sich der Patron zeitlich morgens durch Donner und Blitz, dann heißt es in seiner Sprache deutlich und vernehmbar: für heute ist mein Wert vollendet! Und so war es auch diesmal, und darum befand

sich auch das Marktleben schon in den ersten Vor- mittagsstunden im vollen Gange. Aus dem benach- barten Städtchen Salsch-Bunar, das ausschließlich von Mohammedanern bewohnt wird, war nahezu die ganze Bevölkerung nach Schuminaz ausge- wandert. Die siebzehn Häuser des Dorfes waren wie ausgestorben. Wer auch nur zur Not den Fuß bewegen konnte, war zum Marktplatz geeilt, der sich als schiefe Ebene von der lehmigen Dorfstraße hinabzog zur Schumina, dem schmalen glühenden Gebirgsbächlein. Oben, am Straßenrain, links und rechts von der strohgedeckten Schmiebe des Zovo Petrasch, lauerten die findenden Bettler und die serbischen Weiber. Vor diesen im Grase liegenden Häuflein trockener Käse, Maishbrote, Hie und da etwas Obst und Geflügel. Wer kümmert sich heute um solche Kleinigkeiten? Der heilige Elias ist hier der Protettor des Vieh- und Rohmarktes. Und dem heißt es Rechnung tragen.

Menschen und Vieh stieben da in dichtem Ge- dränge beisammen. Schwere und leichte Ochsen, fette und magere Kühe, junge und ältere Kälber, Ziegen und Böcke, ebenso wollige und gefohrene Schafe bilden bis zur größeren Hälfte der ausgedehnten Wiese einen einzigen Klumpen, aus dem die un- artikulierten Laute des Viehes, vermischt mit dem Geschrei der Menschen, zum Hügel hinaufdringen. Aus dem üppigen Grün der Anhöhe grüßen die frischgetünchten Wände der Holztapelle zum Tal- tessel herab, in dessen Summen und Säusen die Stimme der kleinen Glode verloren geht. Doch das Weibervolk pflegt ihren Ruf niemals abzuwarten. Seit mehreren Stunden ist es schon da versammelt. In Gruppen sind die Weiber herangezogen, um die Zeit bis zum Beginn der Messe durch angenehmes Plaudern zu vertreiben. Und erst die Messe! Der Pope Marko aus Grinitich-Selo hat die schönste Stimme, die man sich denken kann. Er singt so fein wie ein echter Kalugner. Drunten auf dem Marktplatz geht es schon lebhaft zu. Die „weißen“ Zigeuner, die Nuni oder Kara-Wlahi, die niemals eine Kopfbedeckung tragen, haben schon einige Polzmulden verkauft. Die den Nuni feindlich gesinnten „schwarzen“ Zigeuner meiden den.

eigentlichen Viehplaz. Sie halten sich mit Vorliebe in der Nähe des edelsten Standplatzes auf, da, wo Roß und Reiter sich heruntimmeln. In der kleinen Talebene, dies- und jenseits der Schumina, herrscht noch auffallende Ruhe. Ganz natürlich. Vorher müssen die Viehbefitzer ihre Ware los werden, dann erst kann sich der Pferdemarkt entwickeln. Das wissen die Moslim von jeher. Mit Wohlgefallen bilden sie nun auf das geschäftliche Treiben am oberen Teile der Gemeindefiese. Schon ist deren längliches Viereck gedrückt voll von Menschen und Tieren, und noch immer kommen neue Verkäufer und neue Waren. Und mit ihnen zahlreiche Müßiggänger, die sich nur einstellen, um da gewesen zu sein. Von den Gebirgsstraßen ziehen sie herbei, über den Landweg und die Kalbma, die Geretsstraße, in den Waldsteig, dicht an dem Wiesenau vorbei, wo die . . . Doch, was gehen die Moslim jene verbotenen Tiere an! Sollen nur verkauft werden, diese Vorkenträger. Für den Erlös — und der ist ja rein — gibt der Gläubige recht gern seine ausserlesenen Güter her.

Ungefähr hundert Schritte vom Bache entfernt stand ein dunkelbraunes Pferd neben einem Tornbusch. Mit dem Halfter war es an einen niederen Weidenbaum gebunden. Hinter dem Köhlein befanden sich dessen Eigentümer, der Pferdehändler Mehemed Ugljen aus Jafosan, und sein Famulus Kerim Puhur.

„Wart, mein lieber Ridjo,“ sprach Mehemed, ein Mann in den fünfzigern mit bickem roten Kopf und grau meliertem Bart, „wart, Ridjo, mein kostbares Gut, du sollst heute einen neuen Herrn bekommen. Ja, heute werden wir voneinander Abschied nehmen, Ridjo.“

„Das wär' doch traurig,“ meinte Kerim, ein jüngerer Mann mit überaus langem Gesicht, „wenn Mehemed Ugljen für sein prächtiges Tier keinen Käufer finden sollte.“

„Ob das ein prächtiges Tier ist!“ rief Meho und blickte mit Stolz auf seinen Braunen. „Was glaubst du, Kerim, wieviel werden wir für ihn bekommen?“ wandte er sich an seinen Genossen, indem er den kurzen Stod in die Höhe schwang und die Peitsche zweimal durch die Luft sausen ließ. Ridjo nahm davon keine Notiz. Er ließ die Ohren hängen und schmiegte sich an den Weidenstamm, dessen schütterer Zweige etwas Schutz boten gegen die heißen Sonnenstrahlen.

„Ich hab' dir's ja gesagt, Meho,“ erwiderte der kleine Puhur, „unter sechs und einem halben“ braucht du ihn nicht herzugeben.“

„Das will ich meinen,“ beteuerte Mehemed. Er ließ seinen Blick über die nächste Umgebung schweifen und gewahrte mit Befriedigung, daß die Nachfrage nach Pferden allenthalben reger wurde. Bei Hadil Beg, dessen Tiere unter Aussicht eines Altknechtes standen, wurde der Fußch mit den weißen Füßen gerade ausprobiert. Der Beg schickt immer die teuersten Pferde zu Markt. Wenn der löschlägt, dann pflegt die Sache auch für andre gut zu stehen. Nun, der Elias-Tag, unser Ali Dschun, dürfte sich wader halten, dachte Meho. Sieh da! Keiriz Stute steht auch schon im Handel. Und Kiamils Füllen wird sogar schon fortgeführt.

Immer mehr füllte sich der Plaz am Bächlein, wo die Rosse zum Verkaufe standen. Mehrere Pferde-

händler, Wirtschaftsbefitzer und Bauern waren an Ridjo bereits vorübergegangen. Keiner schenkte dem Braunen viel Aufmerksamkeit. Offenbar suchten die Leute etwas andres.

Meho und Kerim sprachen kein Wort miteinander. Schweigend rauchten sie ihre Zigaretten, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß alles vom Kismet abhänge. Wenn es Bestimmung, wird Ridjo noch heute in seinem neuen Heim die Nacht zubringen. Und Meho rechnete mit Gewißheit auf diese glückbringende Bestimmung.

Drei Männer kamen eben über den Holzsteig vom jenseitigen Ufer des Baches und geradeaus auf Mehos Braunen los. „Wie hoch schäfst du dieses Pferdchen?“ fragte der Vorderste, ein Mann mit großem braunen Schnurbart.

„Woju soll dir ein Pferd, Omar Keffegi!“ gab ihm der Befizer zur Antwort und drehte ihm den Rücken zu.

Omar und seine Begleiter suchten das Weite. „Den kenn' ich auch,“ meinte Kerim, verschmigt lächelnd, „der hat noch niemals mehr als ein Schaf gekauft. Aber ein Ansehen gibt sich der Bettelsack, als könnt' er wirklich ein edles Tier erstehen.“

Mehemed Ugljen und Kerim Puhur kannten sich gut aus. Meho war der bekannteste Kofstener des ganzen Kreises, und Kerim, der über ein Jahrzehnt Ugljens Begleiter auf allen Märkten war, genoß den Ruf eines bedeutenden Kofstäufers. Es war ein geborener Herzgogze, und das besagt alles.

Mehr als eine Stunde war vergangen. Vier oder fünf Kauflustige — oder solche, die es zu sein schienen, waren an Meho herangetreten, nach Verkünden des Preises aber sofort weitergegangen. Auch hier herrschte bereits dichtes Gedränge. Das laute Schreien der Feilschenden klang weit in den Föhrenwald hinein. Just hatte sich Meho eine frische Zigarette angebrannt, als abermals zwei Männer in der Nähe des Weidenbaumes erschienen. An der Kleidung erkannte man den einen als Serben. Wahrscheinlich war auch der andre kein Moslem. Das war eben schwer festzustellen. Seine Sommertoilette ließ viel zu wünschen übrig. Langsam gingen die beiden an Mehos Standplatz vorüber. Nach einigen Minuten kehrten sie um, traten etwas näher an Ridjo heran. Sie warfen einen gleichgültigen Blick auf den Braunen und schritten wieder weiter.

Meho ließ die beiden nicht aus den Augen. Er tat jedoch, als wenn sie ihn gar nicht bemerkten. Wieder kam der Serbe mit seinem Begleiter zurück. Diesmal blieben sie Meho gegenüber hinter dem Rückenteile des Pferdes stehen.

„Sei, Ugljen Mehemed,“ rief der Serbe. „Laßt sich am Tage des heiligen Ulija mit dir ein Geschäft machen?“

„Mit gutem Willen und schönem Geld — immer,“ gab Meho zur Antwort.

„Laß mich den Braunen ansehen.“

„Da steht er.“

„Ich will dir vorerst sagen,“ meinte der Serbe, unverwandt den Blick auf das Pferd gehetzt, daß Uliško Passarin aus dem Vemeß-Tale entwerber lauft oder nicht lauft.“ (Zu deutsch: Nur wenn ich ernste Absicht zu kaufen habe, laß ich mich in den Handel ein.)

„So gefallen mir die Leute, Uliško Passarin,“ bemerkte Meho. „Wahrscheinlich seid ihr alle so im Vemeß-Tale.“

*) Jeder Einker bedeutet 100 Pfaster, gleich 18 Mark.

„Das ist bekannt, wo man Kreuz und Halbmond ehrt,“ entgegnete stolz der Serbe.

Glisko ging langsam um Baum und Pferd herum. Er besah Nidjo von der Stirne bis zu den Füßen, ohne Hand an ihn zu legen. Den Weg machte Glisko von rechts nach links. Mittlerweile hatte sich um den Gaul ein Häuflein Neugieriger angesammelt, Mohammedaner und Serben. Diese stellten sich ein, um zu sehen, welchen Gang das Geschäft nimmt. Zuweilen läßt ihnen der Glaubensbruder nach geschlossnem Handel eine Zigarette oder ein Gläschen Slivowitz zukommen. Die Moslim betrachten sich sozusagen als Funktionäre des eventuellen Geschäftsabchlusses. Denn es heißt im heiligen Buche: „Wenn ihr Verträge abschließet, tuet es in Anwesenheit von Zeugen, und nicht zu deren Nachteil.“ Auf diesen Satz legen sie natürlich besonderes Gewicht. Der Moslem unterläßt es auch niemals, den guten Bekannten oder freiwilligen Zeugen nach Abschluß des Handels aus dem eignen Beutel die Pfeife zu stoßen.

Glisko machte nochmals den Weg um Nidjo. Diesmal von links nach rechts.

„Der Braune ist klein,“ meinte er kopfschüttelnd.

„Er ist eben nicht größer,“ erwiderte Meho gleichgültig. „Im übrigen,“ fügte er hinzu, „glaub' ich, laufft du ja kein Pferd für den Großvezier. Auch der Vall wird, so viel man weiß, durch dich kein Ross bestellen lassen. Nun, so ist mein Nidjo groß genug für jeden Herrn aus dem Vemesh-Tale.“

Meho stand bei diesen Worten hinter dem Serben. Er sprach dies über dessen Rücken hinweg, und Glisko fand es nicht für notwendig, ihn von den Bemerkungen des „Ture“ Türken sich nach ihm umzuwenden.

Die Mohammedaner begleiteten die Bemerkungen ihrer Genossen bejahend mit den Häuptionen. Die Serben lächelten eigentümlich. Sie wollten damit sagen: „Wart nur, Meho. Unser Glisko wird dir schon zeigen, was er kann.“

„So laß uns das Pferdchen etwas genauer ansehen,“ sprach Glisko zu dem hinter ihm stehenden Meho.

Kerim schritt gemächlich zum Brannen und band ihn los. „Jetzt wirst du dich überzeugen können,“ wandte er sich an den Serben, „was das für ein herrliches Tier ist.“

„Nun, viel ist an ihm gerade nicht zu sehen,“ ließ sich der Begleiter Gliskos vernehmen.

„Du meinst wohl, jeder ist so kurzschichtig wie du, Steva Mufalsi?“ bemerkte Kerim. Er schien den Mann zu kennen.

Steva wollte auf die Bemerkung des Roshtäufers erwidern, wurde aber durch einen Anruf Mehos daran gehindert.

„O Nidjo, mein teures Kößlein,“ rief Ugljen Meho und versetzte dem Tiere einen sanften Schlag auf die Flanke, „zeig dich nun in deiner ganzen Schönheit!“

Nidjo schien für das Lob nicht sehr empfänglich zu sein. Sei es, daß ihn die Hige zu sehr drückte, sei es, daß ihm die Fliegen arg zusetzten, teilnahmslos ließ er den Kopf hängen und peitschte den mageren Leib mit dem spärlichen Rest jenes Haarbüschels, das die Würde des Raschas bedentet. Rings um den Klepper hatte sich ein dichter Kreis gebildet. Vorne, an dem Haupte, stand Gliska, an seiner Seite Kerim und Meho.

Gliska öffnete Nidjos Schnauze, warf einen

Wid auf die Zähne und ließ die Schnauze wieder fahren. „Dreizehn Jahre,“ sprach er wie zu sich, doch so laut, daß ihn die Umstehenden hören konnten. Nun musterte er den Leib des Tieres, bückte sich und betrachtete den Unterkörper. Jetzt wandte er sich wieder dem Haupte Nidjos zu. Dreimal hintereinander fuhr er mit den Handflächen dicht an den Augen des Pferdes auf und nieder. Doch Nidjo schloß und öffnete die Augen regelmäßig: trotz seines vorgerückten Alters war er noch im vollständigen Besitze des Augenlichtes.

„Laß ihn gehen, Kerim,“ wandte sich Gliska an den Jamulus Mehemeds.

Kerim zog den Halfter an, ging voraus, und Nidjo folgte ihm behäbig nach.

„Der Braune hat einen schönen Gang,“ meldete sich ein Freund Mehos.

„Sein rechter Hinterfuß scheint ein wenig steif zu sein,“ warf ein Serbe ein.

„Der sieht wieder etwas, was gar nicht existiert,“ äußerte sich ein Genosse Ugljens.

„Kehr um,“ rief Gliska Kerim zu. Dieser machte Kehrt und stand gleich mit Nidjo vor der Versammlung.

„Meho,“ sprach jetzt Gliska, an den Besitzer des Pferdes herantretend, der ruhig den Vorgang beobachtete, „sag mir aufrichtig, was ist der Preis deines Gutes?“

„Sieben ein halb, Gliska,“ erwiderte Mehemed gelassen.

„Komm, Steva,“ rief der Serbe seinem Begleiter zu und wandte sich zum Gehen.

„Sieben ein halb für einen solchen Zigeunerhund zu verlangen, das ist stark,“ sagte Steva unwirsch. Er trat an die Seite Gliskas, und beide schritten stolz von dannen.

„Einen Zigeunerhund nennt der Mensch das edle Tier!“ eiferte Kerim. „Da sieht man, was sich diese Leute herauszunehmen wagen. He, Stevane, würdest du den Zigeunerhund um elf Pfaster nehmen?“ rief er den beiden höhnisch nach.

„Bind ihn an,“ befahl Meho mit lauter Stimme. Zuß Ohr aber flüsterte er Kerim: „Paß auf, der Serbe kauft das Pferd.“

„Sieben und einen halben ist das schöne Tier unter Brüdern wert,“ meinte ein Moslem zu seiner Umgebung.

„Das ist richtig,“ bestätigte ein anderer Glaubensgenosse Mehos.

„Wenn es vergoldete Hufeisen hätte,“ bemerkte ein Serbe.

„Lud der Hals müßte aus reinem Silber sein,“ ergänzte wieder ein Parteilanger Gliskas.

„Was versteht ihr von einem Pferde!“ äußerte sich ein alter Türke, geringschätzig mit der Achsel zuckend.

„Beim Pferdefaß ziehen die hohen Herren natürlich nur dich zu Rat,“ gab ihm ein jüngerer Serbe zur Antwort.

In diesem Augenblicke kehrten Gliska und Steva von ihrem kurzen Spaziergang zurück. „Du, Meho,“ sprach Gliska lächelnd, „nenne mir nochmals den Preis des Brannen.“

„So wie ich dir gesagt: zwanzig über sieben,“ erwiderte Meho.

„Sagen wir also — fünf,“ offerierte der Serbe. Mehemed Ugljen wandte sich mißmutig von Gliska ab und kehrte ihm den Rücken zu. Allgemeines Schweigen folgte diesen Worten. Da

nahm Gliška wieder das Wort. „Meho,“ sprach er, „ich habe das Bräunl noch nicht einmal laufen sehen.“

„Bind ihn los, Kerim,“ gebot der Moslem. Kerim tat, wie ihm geheißen. Diesmal wandte er das Tier gegen die Ebene. Der Kreis der Zuschauer hatte sich auf dieser Seite rasch geöffnet. Dem eben Renner eine Gasse! Meho und Gliška stellten sich hinter den Braunen. Sie erhoben die Peitschen, ließen sie gleichzeitig auf Ribjo niederfallen und riefen wie aus einem Munde: „Hi!“

Ribjo bewegte sich in etwas beschleunigtem Tempo in die Richtung des Bächleins. Kerim, der ihn am Galtst festhielt, lief mit.

„Das heiß' ich einen feinen Trab,“ wandte sich Mehemed an seine Freunde.

„Etwas schwerfällig,“ meinte Gliška.

„Das nennst du schwerfällig, Freund Gliška?“ lachte Meho. „Na, von einem leichten Schritt scheint du nicht den richtigen Begriff zu haben.“

„Der Braune ist nicht gewöhnt, zu Fuß zu gehen,“ rief der christliche Wiener Mascha, der eben hinzukam, und auf seiten der Serben erscholl lautes Gelächter.

„So rasch wie deine Zunge kann er sich freilich nicht bewegen,“ gab ein Türke zur Antwort. Die Lacher standen diesmal auf seiten des Halbmonds.

Indes war Kerim mit dem Brannen in der Nähe des Baches angelangt. Der Kohtäufer wollte da umkehren, doch Ribjo zeigte zu mindest nicht die Absicht, sich vom Fled zu rühren. Mit dem ganzen Aufgebote seiner Muskeln begann er zu wiehern. „Oho,“ rief Gliška, als er gewahrte, daß Kerim den Klepper nicht von der Stelle bringen konnte, „das schöne Tier mit dem feinen Trab ist auch stuzig.“

„Was dir nicht einfällt,“ erwiderte Meho, „durstig ist es von Hitze und Staub.“

„Das werden wir gleich sehen,“ meldete sich ein Serbe.

An zwanzig Männer — Serben und Türken — lösten sich von der Gesellschaft und eilten dem Wasser zu.

„Was, Meho,“ wandte sich nunmehr Gliška an den Moslem, „unser Ilija hat sich diesmal doch ausgezeichnet.“

„Höchste Zeit, daß der Markt einmal gut wird,“ erwiderte Meho. „Sieh da — er zeigte über das nächste Gebüsch auf den andern Teil der Wiese — Kalab hat sein Füllen von zwanzig über vier hingegen. War viel weniger wert. Allah sei Dank, an Käusern fehlt es heute nicht. Im übrigen weißt du ja: vormittags Ilija, nachmittags Alija.“

„Und Mile Gajbal, der Wirt aus Kuschin,“ bemerkte Gliška, „hat zwei schöne Köpfer von dreißig über tausend Vlasier gekauft. Die Pferde haben eben gar keinen Preis.“

„Ich bin vom Gegenteil überzeugt,“ betonte Meho.

„Du kennst eben die Verhältnisse nicht,“ rief ihm der Serbe zu.

Vervorrerne Laute schlugen in diesem Augenblick vom Bache aus an ihr Ohr. Ribjo wurde jetzt von einem Besenner Mohammeds an dem Seile gehalten. Rückwärts standen Kerim und Steva. Sie ließen nun ihrerseits die Peitschen auf den

Körper des Braunen gleichzeitig niederfallen und riefen wie ihre Machtgeber:

„Hi!“

Wieder beschleunigte Ribjo seine Schritte und war bald beim Weidenbaum angelangt. Binnen weniger Sekunden war auch die ganze Gemeinde der Zuschauer wieder beisammen.

„Hab' ich dir gesagt, Gliška,“ nahm der Türke das Wort, „das Pferd sei durstig!“

„Du magst recht haben, Meho,“ sagte der Serbe, „aber an deinem Braunen ist nichts dran. Schau dir nur diesen Kopf an.“

„Dieser Kopf? Mein lieber Gliška,“ lächelte der Moslem, „jeder Blinde, der diesen Kopf fühlt, wird dir bestätigen, daß das ein feingeformtes Köpfchen ist.“

„Und diese schwachen Beine,“ kritisierte Gliška weiter.

„Laß dich nicht anlachen, Freund Gliška,“ widerlegte Meho, „ein Pferd mit dicken Füßen taugt ja nicht viel.“

„Dazu dieser kurze Hals.“

„Ah so! Ich glaube, du wolltest ein Pferd kaufen, Gliška. Wenn du aber eines jener Tiere suchst mit dem langen Hals — wie nennt man sie nur schnell? — dann mußt du weit, weit hinüber nach Afrika.“

„Mit einem Worte . . .“

„Mit einem Worte?“ wiederholte Meho.

„Für dieses Pferd hast du einen viel zu hohen Preis angegeben, Meho,“ sprach der Serbe entschlossen.

Mehemed beobachtete einige Augenblicke tiefes Schweigen. Dann trat er einen Schritt vorwärts und sprach im feierlichen Tone: „Gliška, willst du den Braunen kaufen?“

„Natürlich will ich das, Meho. Wer weiß aber, ob wir einig werden.“

„Wenn du das Pferd wirklich kaufen willst, Gliška, dann — bei deiner Seele — sag mir, was du dafür biete!“

Das Auditorium verfolgte mit Spannung den Vorgang. Lechter Akt, erste Scene. Gliška ließ die Peitsche zu Boden fallen. Langsam näherte er sich Ribjos Herrn und Gebieter. Mit seiner Linken umfaßte er dessen Rechte und legte selbst die Rechte darauf.

„Du, Mehemed Ugljen,“ begann der Serbe, jedes seiner Worte betonend, „ich werde dir jetzt ein Angebot machen! Aber nicht um eine Para mehr geb' ich dir, und wenn der heilige Ilija selbst es verlangen möchte. Ein Angebot mach' ich dir, Meho — und damit hab' ich dir jeden Teil Ribjos separat bezahlt. Da darfst du aber kein Wort mehr verlieren. Höchstens kannst du sagen: 'Nimm den Klepper und zieh mit Gott!' Also, Meho, ich gebe dir für den Braunen fünf und einen halben!“

Während der Aussprache hatte Gliška seine Rechte mehrere Male immer höher erhoben und sie auf des Gesellschafteres Hand niederfallen lassen. Bei den letzten Worten zog er seine Linke zurück, hob mit der eignen Rechten den Arm Mehos in die Höhe und schleuberte ihn mit einem kräftigen Ruck nach unten.

Der Augenblick für Mehos Rolle war erschienen. Der Peitschenstock entfiel seiner Linken. Mit vorgeneigtem Körper, den Blick scharf auf den Serben gerichtet, trat er an diesen heran. Schweigend ergriff er mit der Linken dessen Rechte, genau wie

*) Sprichwort, das sich auf den gemeinsamen Festtag der Heiligen bezieht.

es Glischa getan, legte die seine darauf und sprach, bei jedem Sage auf die Handfläche des Serben schlagend, in lauter Tone: „Hör mich an, Glischa! Die Vorzüge meines Kidjo kennst du zur Genüge. Wenn nun mein Vater aus dem Paradiese käme und zu mir spräche: „Meho, mein Sohn, ich weiß, dein Brauner ist viel mehr wert, als du für ihn forderst; Meho, mein Sohn, laß mir ihn für fünf und einen halben!“ — ich würde ihm zur Antwort geben: „Babo, sehr zurück in dein Paradies. Du verlangst von deinem Sohne Unmögliches!“ Ja, das würd' ich ihm sagen, Glischa! Er aber will ich folgendes bemerken, und wenn ich fertig bin, mußt du in den Gürtel langen und das Geld hervorziehen. Also für dich, Glischa, kostet der Braune sechs und einen halben. Schlag ein, Glischa, und nimm dir mit Allah das schöne Pferd!“

Diesmal zog Meho den Arm seines Kunden in die Höhe und ließ ihn mit Kraft nach unten fallen.

„Hol!“ *) meinte der Serbe, den Kopf schüttelnd.

„Williger geht's nicht, Bruder Glischa.“

„Ich glaube, Meho, du willst mit dem Erlöse aus diesem Geschäfte zur Kaaba ziehen.“ **)

„Seid Ihr aber einfältig! Für den Betrag, den du mir bietest, Glischa, könnt' ich vielleicht zu Fuß nach Stambul gelangen.“

„Dann läßt sich nichts machen, Freund Meho.“

Sie wandten sich den Rücken zu. Der Moslem ging zu seinem Glaubensgenossen Kerim, der Serbe stellte sich zu seinem Begleiter Steva. Auf beiden Seiten entwickelte sich eine Rücksprache, eine Beratung im Flüsterton. Der Moment für das Auditorium, seine Anwesenheit zu rechtfertigen, war da.

„Dieses Pferd um sechs und einen halben loschlagen, heißt es verschenken,“ rief ein älterer Moslem, und verfehte Kidjo einen kräftigen Streich auf den Rückenteil.

„Nicht einmal um fünfhalb möcht' ich es nehmen,“ meldete sich ein Serbe, indem seine Hand auf Kidjo niederfaufte.

„Und ich sage, das Tier ist sein Geld wert,“ äußerte sich ein Parteigänger der Moslem. Natürlich betam Kidjo dabei seinen Hieb.

„Ein solcher Kriecherling!“ ließ sich ein anderer Serbe vernehmen und ließ den Braunen die Kraft seines Armes fühlen.

Andre traten vor. Jetzt ein Serbe, dann ein Türke, manchmal zwei zugleich. Ob da einer für oder gegen den verlangten Preis war, immer bekam der arme Kidjo seine Hiebe. Die Leute schrien dabei, daß man glauben konnte, der Faustkampf müsse jeden Augenblick losbrechen. Das muß so sein, sonst erhält der Handel nicht die richtige Weihe.

*) Türkisch: „Mein“. Wird von den Andersglaubigen wie in Teutland das „Wer“ gebraucht.

**) Die Kosten der Reise nach Mekka bestreiten.

„Ei, Steva,“ erhob nun Kerim, seine Stimme, „Freund Meho läßt Euch fragen, ob Ihr das Pferd um zehn über sechs nehmen wollet.“

Um sechzig über fünf,“ lautete die Antwort.

Das Auditorium verstummte. Kurze Pause.

„Kerim,“ meldete sich Steva, „siebzig über fünf!“

„Sechs Ganze,“ schallte es zurück.

Steva rief her, Kerim rief hin. Zehn Pfister

Differenz. Eine Mark achtzig Pfennige!

Des letzten Alles letzte Scene... Jetzt muß die Entscheidung fallen. Das wußte jedermann. Stahl und Stein trafen aufeinander, der Funke wird sprühen. Meho und Glischa traten sich unter tiefem Schweigen des Publikums gegenüber. Ihre Rechten lagen alsbald ineinander. Schreiend ließ der eine Pfister um Pfister nach, schreiend gab der andre Pfister um Pfister zu.

„Vierundachtzig!“ rief Meho.

„Dreiuachtzig!“ antwortete Glischa.

„Vier... und... acht... zig!“ rief Meho nochmals.

„Drei... und... acht... zig!“ wiederholte Glischa.

„Du gibst also nicht mehr?“

„Nicht um eine Para.“

Höchste Spannung des Publikums.

„Er sei dein, Glischa, mit Allah!“ sprach der Moslem feierlich.

„Mit Gottes Glück!“ bemerkte Glischa in gleicher Stimmung.

Sie hoben die umschlungenen Rechten, so weit es ging, in die Höhe. Kerim nahm von einer, Steva von der andern Seite Platz. Auch sie erhoben ihre Hände und ließen sie — mit der Schärfe der Handfläche nach unten — auf die der Geschäftsfreunde niederfallen, als wollten sie sie auseinander schlagen. Ein Ruck — und die beiden Rechten flogen an die entsprechenden Seiten ihrer Eigentümer zurück.

Die Tat ist vollbracht. Mehemed Hgjen hat seinen Klepper verkauft. Mit großer Aufmerksamkeit zählte Glischa den Kaufpreis auf die Hand des Verkäufers. Aus den tiefsten Tiefen seines Gürtels holte er die einzelnen Geldstücke. Dreimal wurde in Gegenwart sämtlicher Zeugen das Geld auf beiden Seiten nachgezählt. Es stimmte auf eine Para.

Friedensgrüße allseits. Steva führt Kidjo von dannen. Glischa mit den Freunden folgen hinterdrein.

„Du, Kerim,“ flüsterte Meho seinem verschmigt lächelnden Helfer zu, „den Serben haben wir aber anständig hineingelegt. Ich hätt' ihm das Pferd auch um fünf und einen halben gelassen.“

In der Mitte des Marktplatzes angelangt, sprach Glischa leise zu seinem Freunde: „Steva, den Ture haben wir tüchtig eingekassiert. Das Pferd ist unter Brüdern sechs und einen halben wert.“

Steine

Du stolperst. „Sa, der böse Stein!“

So läßt du unwirsch dich vernehmen

Und trägtst doch selbst die Schuld allein.

Ein Stein soll sich doch nicht bequemen.

So lag wohl auch schon mancher Stein

Verquer auf deinem Lebenswege.

Doch warum ward er dir zur Fein?

Du kamst ihm unanft ins Gehege.

Ernst Willich

Neue Richtungen

in der deutschen

Automobil-Industrie

Daß Leute, die ihre Hauptaufgabe im eignen Vergnügen suchen, zugleich auch der Wohlfahrt ihrer Mitmenschen dienen können, ist gerade keine neue Wahrnehmung; sie tritt aber recht stark in unser Bewußtsein, wenn wir die modernen Sportarten betrachten und sehen, wie sie z. B. auf Entwicklung und Verbesserung des Maschinenbaues und der Maschinenverwendung eingewirkt haben. Dies erweisen am sichersten die beiden modernsten Zweige des Sports: der Yacht- und der Automobil-sport. In der Tat hat die Theorie des Schiffbaues nie vorher so rapide Fortschritte gemacht,



Fig. 1: Chornycroft - Dampfseibsfahrer

Amerika und Belgien hat man sich am längsten und intensivsten dem Automobilsport zugewendet. Die deutsche Technik ist an der Entwicklung der mit Elektrizität oder Benzin betriebenen Motorfahrzeuge stark beteiligt. Man darf vielleicht sogar behaupten, ohne für chauvinistisch gehalten zu werden, daß die Automobiltechnik als eine deutsche

Technik anzusprechen sei. Sind doch zweifellos Daimler und Benz die Männer, die das Automobil zuerst praktisch zur hientigen Vollenbung geführt haben. Auch beweist die deutsche Kraftwagenindustrie durch ihren gewaltigen Export, daß sie sich ihre Stellung im Auslande als eine erstklassige erobert hat. Trotz alledem kann nicht gelengnet werden, daß das deutsche Klima im Durchschnitt nicht verlockend genug ist, um uns für den dauernden Aufenthalt auf der Landstraße zu begeistern, und daß die wenigen Menschenlinder, die sich in der glücklichen Lage befinden, zehn bis zwanzigtausend Mark für ein Automobil auszuwerfen, nicht zahlreich genug in deutschen Landen sind, um eine Industrie zum Blühen zu bringen und zu erhalten.

Neuerdings nun hat sich in der Motowagenindustrie unsers Vaterlandes eine höchst erfreuliche Wendung bemerkbar gemacht. Der Kraftwagen



Fig. 2: Transsportwagen

als seitdem beliebige Millionen der Konstruktionskunst zu Gebote stehen, die nach Formen sucht, die See am sichersten zu erobern und zu zwingen. Auch der Ban der Kraftwagen ist erwachsen, indem das bequemste, vornehmste und leichteste Bewegungsmittel gesucht wurde, mit dessen Hilfe man am genugsichsten die Welt kennen zu lernen und zu bewundern vermag. Es ist nicht wunderbar, daß sich der Automobilsport besonders in den Ländern der reichen Leute am lebhaftesten entwickelte, wo auch zugleich das Klima den Menschen lockt, seinen Aufenthalt am liebsten im Freien zu suchen. In Frankreich,



Fig. 3: Maschinengestell

hat sich praktisch jetzt so weit entwickelt, daß er zu einem konstruktiv vollendeten Werkstück gebildet ist.

Große deutsche Firmen sind deswegen an die Aufgabe herangetreten, das Automobil aus einem Luftfahrzeug in ein der Arbeit gewidmetes Fahrzeug umzuwandeln. Man hat versucht, und der Versuch ist bereits endgültig als gelungen zu bezeichnen, das ursprüngliche Sportspielzeug in den Dienst des täglichen Lebens zu stellen.

Die Zahl der Automobile, die gewerblichen Zwecken dienen, ist in deutschen Städten bereits sehr groß. Die Automobilkonstruktoren stellten sich die reine technische Aufgabe, sehr schwere Typen zu bauen, also Lastwagen, Bierwagen, Omnibus u. dgl., und dadurch den immer weniger vorteilhaften Pferdebetrieb ganz zu verdrängen. Es ist nicht uninteressant, diese besondere Färbung, die die Kraftwagenindustrie Deutschlands, soweit sie nicht für den Export arbeitet, angenommen hat, durch ausgewählte Beispiele näher zu illustrieren. Wir werden bei Untersuchungen der Art auf Typen treffen, die auf rein deutsche Konstruktionen zurückzuführen sind, und auch solche fremden Bauarten



Fig. 4: Berliner Fassbierwagen



Fig. 5: Westfälischer Bierwagen

erwähnen, die sich deutschen Forderungen mit Glück besonders anpassen. Einer der wichtigsten, für den Transport sehr schwerer Lasten bis in seine Einzelheiten hinein reif durchgearbeiteter Kraftwagen wird durch das System Thornycroft dargestellt. Der außerordentlich einfache und solid aufgebaute Wagen, der im Durchschnitt für eine Nutzlast von 3500 Kilogramm bestimmt ist und bei Verwendung von Anhängewagen sogar 7000 Kilogramm zu bewältigen

vermag, ist ein Dampfselfsfahrer. Er schließt sich also an die Lokomotive an und kann auch in der Tat als Ergänzungsmittel zur Beförderung von Lasten zwischen solchen Orten dienen, für die sich eine Kleinbahn nicht lohnt. Der Dampf, der bei diesem System mit einem Ueberdruck von 12 bis 14 Atmosphären — also mit einem Druck von 12 bis 14 Kilogramm auf das Quadratcentimeter — arbeitet, wird in einem seitlichen Wasserrohrkessel erzeugt, der unmittelbar vor dem Führerfahrsitz befindet. Die ganze Ausführung ist, wie man sich leicht aus der Figur 1 überzeugen kann, so bequem und übersichtlich angeordnet, daß der Führer, ohne seinen Sitz zu verlassen oder auch nur sich zu bücken, dem Kessel das Brennmaterial zuführen und all die übrigen Handgriffe auszuführen vermag, die die Wartung und Regulierung eines Wagens und eines Dampfessels erheischen. Ohne genauer auf die Konstruktionseinzelnheiten einzugehen, wollen wir nur noch bemerken, daß der fest und solid eingebaute Dampfmotor mit etwa 20 Pferdestärken arbeitet, und daß die Kraftleistung des Motors auf die Treibräder durch Zahnräder übertragen wird. Alle Bedingungen technischer und wirtschaftlicher Art des neuen, aber schon vielerproben Fahrzeuges sind sehr günstige. Im Durchschnitt kostet das Brennmaterial für das Tonnenkilometer, wie der Techniker sagt, d. h. für die Beförderung einer Last von 1000 Kilogramm auf einer Strecke von 1 Kilometer, nur 3 Pfennig. Wird mit einem Anhängewagen gearbeitet, dann sinken die Brennmaterialkosten sogar auf 2 Pfennig. Zugleich war der Erbauer des neuen Wagens auch darauf bedacht, für Räume zu sorgen, um einen genügenden Vorrat von Wasser und Kohlen mitzuführen zu können. Im Durchschnitt trägt der Wagen für 50 Kilometer Kohlenvorräte und für etwa 25 Kilometer Wasservorrat mit sich. Die Gesamtbetriebskosten unsers neuen Verkehrsmittels sind durchaus wirtschaftliche. Bei einer Annahme von 300 Arbeitstagen im Jahr und einem täglichen Betrieb von 70 Kilometern betragen sie einschließlich der Löhne 12 Pfennig für das Tonnenkilometer. Soll mit Anhängewagen gefahren werden, dann erniedrigt sich das Tonnenkilometer sogar auf 9 Pfennig.

Der Wagen nach dem System Thornycroft ist ferner so konstruiert, daß man den Oberbau vollständig nach Wunsch einzurichten vermag; er kann als Kollwagen, als offener oder geschlossener Wagen oder auch wohl als Personenomnibus dienen.

Der Typus äußerster Schwere wird bei den neueren Kraftfahrzeugen schon dadurch vermindert, wenn man ihnen nicht einen Dampfmotor, sondern einen Benzinmotor einbaut. Von solchen Fahrzeugen immerhin noch schwerer Art sind bereits eine große Anzahl in die Praxis eingeführt.

Unser Bild Nr. 2 zeigt uns das Maschinengefäß, das „Chassis“, wie man zu sagen pflegt, eines neueren Automobilkraftwagens mit einem zweizylindrigen Benzin- oder Spiritusmotor nach Daimlers System. Je nach dem besonderen Aufbau des Wagenlastens können Kollwagen beliebiger Art aus ihm aufgebaut werden. So sieht man in Figur 3 einen großen Transportwagen, in Figur 4 einen sogenannten Berliner Jagdwagen, in Figur 5 einen westfälischen Bierwagen und in Figur 6 einen Transportwagen nach Berliner Typus.

Als besonders interessant zur vergleichenden Betrachtung sei auf Bild 7 hingewiesen. Es zeigt einen Bierwagen für sehr schwere Lasten und sehr steile Wege. Das wird durch den Einbau starker Motoren erzielt. Der dargestellte Kraftwagen verfügt über eine Leistung von 20 Pferdekraften, die durch einen vierzylindrigen Motor entwickelt werden. Man ist mit dem Wagen in der Lage, nicht nur beträchtliche Lasten, sondern auch noch beschwerte Anhängewagen zu transportieren. Trotz seiner großen Leistungsfähigkeit besitzt er doch eine gewisse Eleganz und Leichtigkeit in der Bauart. Seine Räder von 2 Metern Durchmesser haben z. B. nur eine Breite von 30 Centimetern. Diese fast spielernde



Fig. 6: Berliner Transportwagen

Ueberwindung der „Masse“ beweist, wie hoch die deutsche Automobiltechnik sich bereits entwickelt hat.

Der Charakter der deutschen Kraftwagenindustrie wird, wie wir bereits oben ausführten, nicht unwesentlich von dem Umstande beeinflusst, daß Deutschland kein reiches Land, kein Land des Luxus, sondern der Arbeit ist. Man versuchte deshalb Kraftfahrzeuge herzustellen, die keine zu hohen Ansprüche an das Vermögen ihres Erwerbers stellten; und das hat wiederum zur speziellen Durchkonstruktion der Motorzweiräder geführt. Es ist gelungen, Motorzweiräder für einen mäßigen Preis zu bauen, die durchaus sicher funktionieren. Unser Bild 8 zeigt ein solches, das mit einem kleinen, senkrecht stehenden Motor für 1¹/₂ Pferdekraft ausgerüstet ist, der innerhalb des Rahmens fest und sicher eingefügt wurde. Der Fahrer wird in keiner Weise von den Anspuffgasen belästigt. Mit sich führt das Rad einen Benzinbehälter von 4 Litern Inhalt, der für 160 bis 180 Kilometer ausreicht, und einen geladenen Accumulator, der die Zündung veranlaßt, für eine Strecke von etwa 1500 Kilometern. Alle die verschiedenen Einrichtungen für das Inbetrieb-



Fig. 7: Bierwagen für schwere Lasten und steile Wege

sehen, für die Ventung und für das Halten des Rades lassen sich ohne weiteres mit einem Handgriffe ausführen. Das Motorzweirad kann also tatsächlich als ein praktisches Verkehrsmittel bezeichnet und empfohlen werden. Sollte dem Fahrer der Benzinvorrat ausgehen, so kann er seine Maschine eben Augenblick wie ein gewöhnliches Zweirad behandeln; er kommt also niemals in Verlegenheit.

Auch die Betriebskosten stellen sich gering. Das Motorzweirad braucht für das Kilometer nur etwa für ¹/₂ Pfennig Benzin, gleichgültig, ob es gewöhnlich die Geschwindigkeit eines Fußgängers einschlägt oder die Konkurrenz mit dem Schnellzug aufnimmt und über eine Strecke von 60 Kilometern in der Stunde dahindrauf.

Frans Brndt

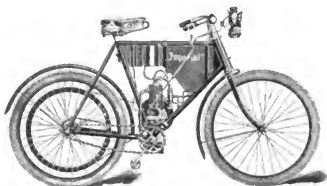


Fig. 8: Motorzweirad

Der neue deutsche Kreuzer „Ersatz Kaiser“

(Zu dem nebenstehenden Bilde)

Unter den auf Stapel liegenden Neubauten der deutschen Marine verdient besonders Interesse der große Kreuzer „Ersatz Kaiser“, der in diesem Sommer seinem Element übergeben wird. Das stattliche Schiff ist auf unserm Bilde dargestellt inmitten eines Teufens, wie ihn ein anderer Kreuzer, die „Gertba“, im vergangenen Jahr so tapfer bestanden hat.

„Ersatz Kaiser“ ist ein Schiff von 9500 Tonnen Verdrängung und besitzt eine Länge von 123 Metern, eine Breite von 20 Metern und einen Tiefgang von 7,3 Metern. Die Maschinen, die zum Antrieb der drei Schrauben dienen, repräsentieren eine Kraftleistung von 19000 Pferdestärken und geben dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 22 Seemeilen pro Stunde (etwa 40 Kilometer). Zum Heizen der Kessel ist ein Kohlenvorrat von 1500 Tonnen vorgesehen, der bei rationeller Ausnutzung für eine Dampfstrecke von 5000 Seemeilen ausreicht. Die Armierung besteht aus vier 21 Centimeter-Schnellfeuergeschützen, von denen je zwei in dem vorderen und hinteren, auf dem Oberdeck befindlichen drehbaren Panzerturm aufgestellt sind, zehn in Einzeltürmen oder Kasematten untergebrachten 15 Centimeter-Schnellfeuergeschützen, zwölf hinter Schutzschilden montierten 8,8 Centimeter-Schnellfeuergeschützen und zehn 3,7 Centimeter-Maximalkanonen. Dazu tritt noch eine Torpedoausrüstung von vier 45 Centimeter-Torpedolanciertrohren, von denen eins am Bug, zwei an den Seiten und eins am Heck, sämtliche unter Wasser, in das Schiff eingebaut sind. Die Panzerung ist dieselbe wie diejenige der andern modernen großen Kreuzer; sie beschränkt sich vornehmlich auf den Schutz der vitalen Teile, insbesondere der Munitions- und

Maschinenräume. Die Außenseite des Schiffes ist zu dem Zweck mit einem etwa 10 Centimeter starken, in der Wasserlinie befindlichen Gürtelpanzer und das ganze Schiff außerdem mit einem Panzerdeck von 50 Millimeter Dicke ausgestattet. Selbstverständlich sind auf dem neuen Kriegsschiff alle technischen Neuerungen angebracht, und besondere Rücksicht ist genommen auf die Verwendung im Auslande. Wir finden in den zahlreichen Räumlichkeiten alles, was zur zweckmäßigen Verpflegung von 600 Mann notwendig ist, sowohl musterzügliche Küchen- und Bäckereianlagen, wie vollständige Lazarett- und Badeeinrichtungen u. s. w.

Das Äußere des „Ersatz Kaiser“ bietet mit den gewaltigen Geschützmassen und den vier hohen Schornsteinen einen imponierenden Anblick. Erhöht wird dieser Eindruck durch die eleganten Linien des Rumpfes und den weißen Anstrich. Dem großen Besatzungsstab entspricht auch die Zahl der Boote, die sich auf vierzehn Stück beläuft: ein großes und vier kleinere Dampfsboote, zwei Rutter, vier Gigs, zwei Zollen und ein Dinghi. Zu Wasser und aus dem Wasser an Deck gebracht werden die größeren Boote vermittelst der gewaltigen Hebekräne, die hydraulisch betrieben werden und eine Tragfähigkeit von je 16000 Kilogramm besitzen. Bemerkenswert an dem „Ersatz Kaiser“ sind die verhältnismäßig niedrig gehaltenen Deckbauten des vorderen und hinteren Kommandobocks, in denen sich der gepanzerte Kommandoturm befindet. Ueber den künftigen Namen des neuen Schiffes verlautet noch nichts; man dürfte aber in der Annahme nicht fehlgehen, daß es auf den Namen des im vorigen Jahre verchiedenen Königs Albert von Sachsen getauft wird.

S. M.



Der neue deutsche Kreuzer „Kaiser“. Nach einer Zeichnung von Georg Martin

Literatur

Nach kürzlich Professor Dr. A. Telißch in Berlin vor den Mitgliedern der Deutschen Orientalgesellschaft eine Schilderung seiner in den Monaten März bis Oktober 1902 ausgeführten babylonischen Reise gab, war auch das deutsche Kaiserpaar dazu erschienen. Nach Beendigung des Vortrags unterließen der Kaiser und die Kaiserin sich längere Zeit mit Professor Telißch und dem Admiral Hollmann. Insbesondere brädte der Monarch dem Gelehrten gegenüber den Wunsch aus, er möge doch auch diesen Vortrag veröffentlichten. Auf Wunsch des Kaisers ist nun der Vortrag bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, in Buchform erschienen, unter dem Titel: „Im Lande des einstigen Paradieses“. Ein Reisebericht in Vortragsform von Professor Dr. Friedrich Telißch, Mit 50 Abbildungen. (Preis fort. M. 2.50; Lurusausgabe fort. M. 4.—.) Der berühmte Afrikanologe stellt das alte Babylonien, das „Golfand des Altertums“, mit seiner tropischen Pracht dem Lande von heute gegenüber, das größtenteils eine trostlose Wüste darstellt; es ist ein Land verfallener Lebens, das nur noch Spuren der einstigen Schönheit zeigt. Die Schilderungen der Reise mit ihren Mühsalen wechseln mit lehrreichen archaischen Darstellungen, auch humoristische Streiflichter fehlen nicht und machen die Lektüre doppelt anziehend. Allen Lesern von „Babel und Bibel“ sei das elegant ausgestattete Buch dringend empfohlen; ohne Zweifel wird auch dieser neue Vortrag die gleiche Anerkennung und einen ebenso großen Erfolg finden.

Der erste Band der großen Delmholz-Biographie von Leo Königsberger (Braunschw. Friedr. Alweg & Sohn), den den Lebensgang und die Wirksamkeit des genialen Forschers bis in die überaus fruchtbare Heibelberger Zeit führt, ist allgemein als eine biographische Leistung ersten Ranges anerkannt worden. Die Entwicklung, das Leben und Wirken und die Bedeutung einer Persönlichkeit zu schildern, die durch den Umfang und die Tiefe des Wissens und die Macht des Charakters die meisten ihrer Zeitgenossen übertrifft, alle Welt durch das Produkt ihrer Arbeit während mehr als eines halben Jahrhunderts in Staunen und Bewunderung versetzt und der Wissenschaft neue fundamentale Lehren geschenkt und neue Wege zu fruchtbarer Tätigkeit gewiesen hat, war eine ebenso reizvolle wie schwierige Aufgabe, deren Durchführung dem Verleger in vollständigster Weise gelungen ist. In dem kürzlich erschienenen zweiten Bande des Wertes wird die Darstellung der Heibelberger Epoche des großen Naturforschers fortgesetzt, seine Tätigkeit als Professor der Physik in Berlin von 1871 bis 1878, 1888 geschildert. Ein dritter Band, der diese außerordentliche Leistung biographischer Darstellungsfähigkeit abschließt, schildert Delmholz' vielseitige und weit um sich greifende Wirksamkeit als Präsident der physikalisch-technischen Reichsanstalt von 1888 bis zu seinem Tode, 8. September 1894. Die äußere Erscheinung des großen Forschers, von dessen Schöpfungen sein Biograph in seinem schönen Schlusswort sagt, daß wir sie annehmen wegen der Tiefe und Universalität der Gedanken und benennen als Kunstwerke, entsprungen einem edeln und wahrhaft stillen Geiste, tritt uns in drei dem dritten Bande in trefflichen Heliogravuren beigegebenen Bildnissen, einer Vortragszeichnung und einem Delmalme von Lenbach und einer Wüste von A. Hilberbrand, höchst lebendig entgegen. Ein viertes Bildnis, ebenfalls von Lenbach, führt uns seine Gattin, Anna von Delmholz, geb. von Wobsl, vor Augen.

Selbst für die Zeit des Reisens und der Sommerferien, die nun bald wieder beginnt, vermag der moderne Mensch nicht ohne geistige Anregung und Unterhaltung auszukommen. Gibt es doch auf der Eisenbahnfahrt oft langweilige Strecken zurückzulegen und in dem entzückendsten Panoramabild der trostlosen Gegend, die nur ein anziehendes und fesselndes Buch abzurufen vermag. Beim Scheiden von seinem Heim begrüßt ihn der Kunde des Weges nicht damit, nach Jago noch immer recht praktischer Anweisung Weid in seinen Beutel zu tun, sondern er folgt auch für den Vortrags von interessanten geistigen Gefährten, daher wohl am Platze sein, auf die ungemein reichhaltige Auswahl hervorragender Bücher hinzuweisen, die bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. In erster Linie wollen wir auf die so beliebte und weitverbreitete „Deutscher Roman“-Sammlung mit ihren elegant ausgestatteten und wohlfeilen Bänden (jeder Einzelband 60 Pfennig, der Doppelband 1 Mark) hin, von denen die jetzt 35 erschienen sind. Sie bieten gediegene und abwechslungsreiche Unterhaltungsliteratur, die spannenden Inhalt und vornehmlich literarische Gestaltung vereinigt, in bunter Reihe Werke von deutschen und ausländischen Autoren, wie z. B. Grafen Edo von Houff, J. v. Houff, Julius A. Haackhaus, Paul von Szeperanski, W. Bourget,

W. v. Geiermann, W. de Maupassant, E. Zola u. f. w. Ferner die eleganten und billigen Romane „Für die Reife und das Heim“ (1—2.50 Mark), unter denen hervorragende Autoren wie Tzawall, Jacobson, Jofai, Zungbars, Verfall, Wobsl, Widmer, Jofelbitt u. f. w. vertreten sind. Eine ganz besonders beliebte Reiseliteratur bilden die Romane und Erzählungen von Wilhelm Meier-Hörter, darunter die reizend illustrierte Ausgabe von Karl Feinich (3 Mark), die Reform des überlebten gebornen Schauspiels „Mit-der-Heibelberg“, dann Romane und Novellen von J. A. von Mege, C. von Zeigeb, C. Schubin, A. Sperl, M. Schulze, E. Schmid, J. Wobsl, Ernst Jahn, A. von Jofelbitt und vielen anderen unfer beliebtesten Erzähler. Allgemeinen Beifall hat die neue illustrierte Ausgabe von O. Camarow „Saroboraffen“ mit den schönsten Schilderungen des abenteuerlichen Lebens gefunden. Für alle Freunde des Humors seien besonders erwähnt die Claqueausgaben der schillernden Werke von Wilhelm Busch „Hans Gudebein“ und „Die süßhe Müllers-ochter“ und die gefesselte Verwandte „Kriechfüß von Bräuer“. Des berühmten Heibelbergers Fr. Th. Widmer Roman „Aus Einer“, der bereits in zehnter Auflage vorliegt, wird vielen ebenfalls ein erwünschter Beifallgelehrter sein. In schmucken Claqueausgaben (gebunden je 60 Pfennig) liegt eine Sammlung moderner und hochinteressanter Novellen des Auslands vor, die sich trefflich zum Mitnehmen auf die Reise eignen, darunter Meisterwerke von Bret Harte, Maupassant, Heras, Anale Stram u. f. w., endlich größere und kleinere Werke ausländischer Autoren in musterhaften Übersetzungen und vornehmer Ausstattung, darunter E. Andrejens „Erzählungen“ und „Im Nebel“, A. Taudels „Die kleine Kirche“ und „Kofa und Ninette“, M. Gorkis „Joma Gorbijew“ und „Zwei Novellen“, Pierre Lotis „Madame Chrysanthem“ und „Kamundus“, G. Stenies „Wie“ berühmtestes Werk „Quo vadis?“ in besonders handlicher und schöner Ausgabe auf bühnenfähigem Papier, E. Tolstois „Aufklärung“ und E. Zolas Hauptwerke, darunter „Der Zusammenbruch“ und die beiden Trilogien „Lequid“, „Paris“, „Krom“ und „Fruchtbarkeit“, „Arbeit“ und „Wahrheit“. Vereinzelt der verschiedenen Sammlungen sowie der einzelnen Romane und Novellen sind auch jede Sortimentsbuchhandlung, wie auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart zu beziehen.

Seinen Werten zur Napoleoneliteratur hat der Verlag von Schmidt & Wüthner in Leipzig zwei neue, sehr bemerkenswerte Erscheinungen angedrückt, welche übertragungen von César Warfchall von Heibelberg. Das eine sind die drei Bände umfassenden Aufzeichnungen des englischen Schriftstellers George Elmhurst C. Meara, der als Leibarzt des entronnenen Kaisers mit nach St. Helena ging und drei Jahre in seiner Nähe verweilt, bis er auf Befehl der englischen Regierung, der er zu napoleonfeindlich bezeugte, die Insel verlassen mußte. Unstreifig leuchtet nun aus seinem Buche „Napoleon in der Verbannung“, das zuerst 1822 erschien, gewaltigsten Aufsehen erregte und 34 Auflagen erlebte, eine große Sympathie für den Gefangenen von St. Helena hervor, aber C. Meara hat sich doch ein unbefangenes Urteil bewahrt, und er ist nicht blind gegen die Fehler seines Heilen. Andererseits läßt er es an herberm Tadel gegen die Behandlung des „General Bonaparte“, und namentlich gegen Sir Hubert Lowe, den Heibelmeister, nicht fehlen. Damit stimmen die Aussagen anderer Zeugen überein, und heute find wir um so mehr geneigt, ihnen zu glauben, als wir aus der jüngsten Vergangenheit wissen, wie die Engländer ihre Bürgengefängnisse auf St. Helena und andern Orten behandelt haben. Eines nun untersteht die Aufzeichnung C. Mearas von denen anderer Gewährsmänner, nach das Gafes und Montholon, die Franzosen und blind ergebene Verehrer Napoleons waren, und für seine Schwächen keinen offenen Blick hatten. Dem britischen Arzt war dagegen Napoleon bis dahin persönlich unbekannt gewesen, er trat ihm unbefangenen entgegen, und vieles, was den Freunden des Kaisers gefällig war und ihnen nicht besonders erwähnenswert bezeugte, das erschien dem Fremden charakteristisch und in hohem Grade bezeichnend. So fagt C. Meara der gleichzeitigen Gestalt Napoleons eine Menge interessanter Einzelheiten hinzu, und wenn er in manchen Dingen sich wiederholt, so erklärt er dies damit, daß er eben ein genaues und zuverlässiges Porträt habe geben wollen. Dem Werte find zwei Medaillonbildnisse Napoleons und eine Ansicht seiner Wohnung auf St. Helena beigegeben. — Das zweite Werk enthält die Memoiren des General A. H. App, des bekannten Adjutanten Napoleons, der, im Elaf geboren, vom gemeinen Soldaten zum General aufstieg, zum Grafen und Baron von Franckreich ernannt wurde und wenige Monate nach dem Tode seines einstigen Gönners farb. Die Aufzeichnungen umfassen die Laufbahn App's von ihren Anfängen bis zur zweiten Rückkehr der Bourbonen. Nicht nur

über Napoleon, sondern auch über viele seiner Generale berichten sie Merkwürdiges, und besonderes Interesse erwecken dem deutschen Leser jene Abschnitte, die den mehrjährigen Aufenthalt Napo in Tansig behandeln. Im Gegensatz zu andern Feldherrn Bonapartes, die von den besetzten Ländern so viel als möglich zu erpressen suchten, erweist sich Napo als wohlwollend und menschenfreundlich. Sehr pädagogisch ferner die Schilderungen des Rückzuges aus Rußland, dessen Schrecken kaum ein andrer anschaulicher geschildert hat.

— In einer industriellen deutsche Mittelstadt versetzt uns Anna Dörchen mit ihrem neuen fesselnden Roman „Die Freundin“ (Zittgaut, Teufels Verlag-Anstalt, geb. 2 Mark, geb. 8 Mark). Der neu ernannte Bürgermeister, der seine Wahl einem einflußreichen Freunde zu danken hatte, sucht energisch gegen die üble Elitenwirtschaft in der Gemeindeverwaltung vorzugehen, begegnet aber hierbei hartnäckigem Widerstande. Die eingeborenen Patrioten kämpfen gegen ihn, den Sohn armer Eltern, die Waise und murren, daß der „Emporkömmling“ mit ihren alten lieben Gewohnheiten brechen will. Der Freund, an dem er eine feste Stütze gehabt haben würde, ist inzwischen verstorben, und nur bei dessen Witwe findet er ein wirksames Verständnis für seine Absichten und Pläne. Treulich nicht sofort, denn er muß die Frau aus ihrer dumpfen Trauer um den verlorenen Gatten erst aufrütteln, sie auf die Pflichten gegen die Lebenden hinweisen. Die Wohnung ist raub, sam aber gerade zur rechten Zeit; sich aufstellen, erstarkt die Witwe, ursprünglich nur eine schwache Natur, unter dem Weirath des Freundes zur tatkräftigen und zielbewußten Trägerin ihrer Kinder, und im Sinne des verewigten Gatten entwickelt sie eine probatirte Fürsorgerin für die Arbeiter. Wie es kaum anders sein konnte, erwacht in den beiden Menschen, die sich gemeinsam mit ganzem Herzen der Erfüllung ebler Aufgaben hingeben, allmählich ein wärmere Gefühl, aber sie dürfen es sich nicht geteilen, denn der Mann ist gebunden an eine oberflächliche, in den Tag hineinlebende Frau, die seine Hingung von dem tiefen Bemühen des Gatten bezieht. Im Grunde hält sie mehr zu seinen Gegnern, die mit Intrigen den Bürgermeister zu umgarnen suchen und schließlich vor offener Feindseligkeit nicht zurückstehen. Tzapper verbarrt er auf dem Kampfplatze, aber als die Verleumdung sich auch an die geliebte Frau wagt, da scheidet er von ihnen. Tod in ehrenvollem Weise, einem Aufse folgend, der ihn zu einem hohen Verwaltungsposten befördert. So tiefen Schmerz sein Scheiden der Freundin bereitet, sie muß ihn überwinden, und Tzapper findet sie in der ersten Hälfte des Romans, aus dem die zweite Hälfte den trübseligen Glanz der Tochter, das auf frohe Zukunft schließen läßt. In einer knappen Skizze lassen sich die Vorzüge des Romans, der zu den hervorragenden Erzeugnissen moderner Erzählungskunst gehört, nicht erschöpfend darlegen; aber es sei doch gesagt, daß sich in ihm traffe Föndlung mit trefflicher Charakter-schilderung verbindet. Zu den beiden Hauptfiguren gefüllt sich eine größere Reihe anderer Personen, alle in scharfer Zeichnung und voller Lebensnächtheit wiedergegeben. Neben diesen padamen Scenen bietet der Roman andre von heullicher Anmut, und auch der Humor kommt oft zu erhebender Wirkung.

— Mit großer Anschaulichkeit und mit vielseitiger Gestaltungskraft hat Charlotte Niese, die Meisterin in der Schilderung bürgerlichen Kleinlebens in Hamburg und Holstein, in einer umfangreichen Erzählung „Vergangenheit“ (Leipzig, Fr. Wils. Grunow) die Zeit, wo Hamburg und Altona nach der Revolution von 1789 von französischen Emigranten überzogen wurden, bis zum Teil von der hamburgischen und dänischen Wirtschaft mit offenen Armen aufgenommen wurden und als kluge Schmarotzer ein äppiges Taseln hatten oder mit List reiche Tümmung in ihre Garne fingen oder auch das Brot der Verbannung mit Tränen essen mußten, geschildert. Mit dieser bunten Gesellschaft hat die Verfasserin alle Menschenklassen von Hamburg und Altona in Verbindung gebracht, und da sich daraus ergöhlige Wirrnisse und Irrungen ergeben, folgt der Leser gern der Erzählung durch ein Labrynth von Verwickelungen, aus dem die Helden und Helden schließlich aus dem richtigen Auswege finden. In der Charakteristik einzelner Gestalten von unermühtem Gepräge, so p. B. in dem alten Magister, der sein Leben damit verbringt, um ein Seitenhieb zu Klopstock, „Meßias“ zu schreiben, das nie fertig wird, hat Charlotte Niese wieder nur Vortreffliches geleistet.

— „Aus großen Döben“ ist der Titel eines neuen „Ripenromans“ von Georg Freidrich von Omveden, in dem der Verfasser eine moralische Zurechtweisung, die er aus seinem langjährigen Verkehr mit dem einfachen Schutze der Dodegebirgswelt geschöpft hat (Berlin, Fr. Fontane & Co.). Der Umgang mit dieser hohen, deutschen Natur soll und muß in jedem empfänglichen Menschen ähnliche Gefühle der Reinheit und Keuschheit wecken. „Wer den Bergen mit bescheiden Händen naht, mit unlauteeren Absichten, vor zu ihnen mit einer Lunde kommt, einer Schuld, dem vergelten sie's. Solche

Zeute weisen sie ab.“ Das ist der leitende Gedanke, der die Föndlung durchdringt, die sich nur zwischen drei Personen abspielt, einem Universitätsprofessor, seiner jugendlichen Frau und einem Hausfreund, die sich in Berlin immer in achtungsvoller Entfernung gehalten hat. Aber das Zusammensein zu dreien in den Bergböhlen macht sündige Gefühle rege, und bei einer schwierigen Hochtour in den Tolomiten tritt der delikate Schwann als Nächstes auf, indem er den treulichen, in Föndtoren unerschrockenen Freund in graulicher Föndtöbnis seinen Schicksal überläßt.

Einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Wagner-Literatur bietet Sebastian Röhl mit seinem Buche „Ludwig II. und Richard Wagner ab 1864–65“ (München, G. D. Beck). Wenn gleich er, abgesehen von einzelnen Zügen, die er persönlich Mittelung verbannte, nichts Neues berichtet, so hat der Autor doch mit Sorgfalt und Umsicht aus den bisher vorliegenden, weit zerstreuten Quellen dasjenige zusammengefaßt, was gewissermaßen die vertrauten Verseher des großen Tonmeisters mit den genialen jungen Jucheln in das rechte Licht zu rücken. Es ist nur eine kurze Spanne Zeit (vom 4. Mai 1864 bis 10. Dezember 1865), aber welchen Inhalt hatte sie für die beiden, und wie bedeutsam wurde sie für die Kunst, für die Welt! Der vielbekannte Meister lernte wieder an sich glauben, und wenn dem hohen Siegeszuge, dank den Reibern und Feinden, auch schnell der jähe Fall folgte, so war doch Richard Wagner die Gelegenheit geboten worden, den vollen Reiz seiner Schöpfungen zu erbringen, und von der Münchener Zeit datierte trotz allem sein großer Schwärm. In dieser lichtvollen, durch zahlreiche Beispiele unterstützten Zusammenstellung erhält man erst das rechte Bild von Wagners „Mist und Ende“, von den Verheeren, die ihn entbrannten, den Kämpfen, die ihn umgarnen. Treulich hat er sich selbst den Intrigen nicht ganz ferngehalten, und darin ist wohl mit einer Ursache des Sturzes zu erblicken. Auf das Kunsthverhältnis des damaligen Münchens wirkt das Buch sein günstiges Licht, aber König Ludwig wußte mit prophetischem Wort den Freund zu trösten: „Wenn wir beide längst nicht mehr sind, wird doch unser Werk noch der späten Nachwelt als leuchtendes Vorbild dienen, das die Jahrhunderte entzünden soll.“ Wir schließen hieran das Ergrabung eines Buches, das sich schon der dritten Auflage erfreut: „Dandlung und Tichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte“ von Hermann von der Fördten (Berlin, Trautwich & Sohn). In Föster Tillion, durchaus allgemein verständlich gehalten, erschließt sich das Wesen des Kunststücker die ganze Fülle wagnerischer Vorliebe. Auch vor Wagners Bühnenwerke genau zu kennen glaubt, wird sich gern in die geistvollen Darlegungen vertiefen und vielleicht hier und da manchem neuen Gesichtspunkte begegnen.

— Unter der durch die Klottemerlehe geföschaffenen Anregung hat die in Teutschland bis dahin nur spärlich gepflegte Marineliteratur einen kräftigen Aufschwung genommen. Die vor fünf Jahren noch fast unbekannte äußere Geschichte unserer Flotte ist jetzt das Gemeingut aller. Auch die Entwicklungsgeschichte hat bereits ihre Fächerler gefunden. Weides, sowohl die innere Entwicklung wie die äußere Geschichte, enthält in der Form eines knappen Grundrisses die im Verlage von Mittler & Sohn in Berlin erscheinende „Geschichte der deutschen Marine“ aus der Feder des Geheimen Admiralitätsrats P. Koch. Das kleine, mit 14 Bildnissen geschmückte Werk wird nicht nur dem Flottenwachsende Seeschiffcorps, sondern auch jedem Freunde unserer Marine willkommen sein. Es zeigt, mit welcher geringen Mitteln man sich hat begnügen und wie hart nach innen und nach außen man hat ringen müssen, bis jetzt endlich fest und gesichert die Aussicht eröffnet ist, eine Flotte zu schaffen, die Teutschlands gewaltig gesteigerten Seemacht in Krieg und Frieden gerecht zu werden vermag.

— Nach ihrer oelischen Deimat verlegt Marie zur Wegede den Schauspiel ihres Romans „Das Licht“ (Berlin, Fontane & Comp.). Die Helbin ist eine junge Tame aus dem bürgerlichen Milieu, die eine Ehe ohne rechte Liebe eingetrit und in ihrer bunten Ede nach einem „Nicht“ verlangt, das ihr trübes Taseln erhebe. In einem literarisch und künstlerisch veranlagten Offizier glaubt sie ihr Mannesideal zu finden, und er erwidert ihre Neigung. Vor der letzten Noth, dem Verlassen ihrer Kinder, scheut sie jedoch zurück, und die Liebenden resignieren. Die Helbin muß jedoch erkennen, daß die Kinder viel mehr an einer Verwandten, dem Mutter einer braven und tüchtigen Frau, hängen als an ihr. Der Mutter, der Opfer war als vergessend, und vergessend wohl geht sie in den Tod. Der Verfasserin ist es weniger auf rasch fortzuleitende Föndlung angekommen, vielmehr stellt solche sich erst gegen den Schluß ein, als auf die seelische Entwicklung des Charakters der Hauptfigur, und hierbei tut sie in der breiten Ausmalung zu viel. Wohl gelungen sind dagegen die Schilderungen aus dem Landleben, das die Autorin ja aus eigener Anschauung genau kennt.

— In jüngster Zeit sind zwei Stüde von Maxim Gorki über verschiedene deutsche Bühnen gegangen. Zuerst die „Kleinbürger“ mit dem Untertitel „Szenen aus dem Hause Behjemenow“ und dann das „Nachts“ aufschüssig als „Szenen aus dem Tiefsen des Lebens“ bezeichnet. Beide sind als Bühnenwerke mangelhaft, weil sie eben keine Dramen mit konzentrierter Handlung, sondern bloße Zufallsbeobachtungen, durch das Band einer Idee zusammengehalten, sind. Trotz alledem hat aber namentlich das „Nachts“ überall einen ungewöhnlich tiefen und sich von Welt zu Welt freiziehenden Widerhall auf die Zuschauer gemacht. Jedem Literatorkreise, dem es darum zu tun ist, sich mit diesem eigenartigen Schriftsteller, der neben seinem Landsmann Tolstoj jetzt am meisten genannt wird, genauer bekannt zu machen, empfehlen wir vor allem die „Zwei Novellen“ und den Roman „Joma Gorbisjow“, die von Clara Brauner vortrefflich überfetzt, bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind (Preis in elegantem Einband 2,50 bzw. 3 Mark). Von den Novellen verlegt die erste, „Malwa“, uns an die Kälte des Schwarzen Meeres, wo sich auf einer sonderlichen Landung die Hütte Wassili Sejoflow erhebt, der sein Dorf und seine Familie verlassen hat, um hier als Aufseher bei einem großen Fischereiuunternehmen mehr zu verdienen, als daheim möglich war. Mit vollendeter Meisterhaft sind Meer und Strand geschildert, werden die Menschen und ihr einförmiges Leben uns vorgestellt; in der Titelheldin Malwa hat Gorki eine Gestalt von ganz eigenartiger Reiz geschaffen. In der zweiten Novelle „Konomalow“ handelt es sich um einen armen Teufel, der an sich und an dem Leben verzweifelt. Alexander Iwanowitsch Konomalow ist einer jener „Barhäuter“ (Wohlfahrt) oder Wagaubunden, die es in ihrem Trug nach Angebundenheit nitzenbunde lange aushalten und unermüdlich die weite russische Erde durchstreifen. Er endet durch Selbstmord, und die Zeitungsnachricht von seinem traurigen Ende veranlaßt den Erzähler, der wiederholt mit ihm zusammengetroffen ist, zu berichten, was er über ihn weiß. — Eine ihm verwandte Natur ist auch „Joma Gorbisjow“, die Hauptfigur des nach ihm benannten Romans, der in der Kaufmannswelt an den Ufern der Wolga spielt. Joma ist der Sohn des reichen Janat Gorbisjow, der sich vom armen Arbeiter durch List und Schrupellohigkeit zum Millionär aufgeschwungen hat; der Vater ist ein brutaler Goliath, ein harter und mitteilungsloser Mann von herulischem Körperbau, der fieberhaft schafft und erwirbt, um dann in Ausweichungen Erholung zu suchen. Die Mutter gehört einer der in Rußland so zahlreichen religiösen Sekten an, sie ist eine hilfe, träumerische Frau, und von ihrer Gemütsart ist viel auf den Sohn übergegangen. Als er aber größer wird, macht sich das väterliche Blut bei ihm geltend, und nach dem Tode des Vaters führt er ein tolles, verschwenderisches Leben. Jofensburd schämt er sich dieses Treibens und empfindet Geli vor sich, aber er wermag sich ihm nicht mehr zu entziehen und sinkt immer tiefer und tiefer. Dieser „Lebenslauf in absteigender Linie“ macht einen wahrhaft er-

schütternden Eindruck. Wie in allen seinen Werken, behandelt der Autor auch hier einen naturalistischen Stoff, aber er tut es als Dichter.

— Hermann von Gilm, neben Renau der größte deutsche Lyriker öfterreichischen Stammes, gehört zu jenen Dichtern, deren Ruhm langsam und spät erblühte, heute jedoch sich voll entfaltet hat. Gilm, der schon 1884 starb, erlebte eine Ausgabe seiner Gedichte überhaupt nicht, obwohl viele seiner Lieder seit Jahrzehnten von Mund zu Mund gingen. Zeither hat sich jedoch erwiesen, daß Gilm's Gedichte von starker Lebenskraft erfüllt sind und ursprünglich und jugendlich wirken, unabhängig von der Zeiten Wandel, wie alle echte Kunst. Gehaltsreichtum und Sprachschönheit schmücken seine Verse, in denen sich reißend die Natur des herrlichen tirolischen Landes widerspiegelt, das dem Dichter die Heimat war und ihm den Stempel der Eigenart aufgedrückt hat. Sind nun auch Gilm's Dichtungen heute zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden, so fehlt doch noch eine Ausgabe, die schon in ihrer äußeren Erscheinung die Würdigkeit des Inhaltes ausdrückt. Eine solche bietet nun H. Gilmers Verlag zu Innsbruck. Auf schönem, festem Papier gedruckt, enthält der klattische Band eine sorgfältige Auswahl der Dichtungen Gilm's. Ein Lebensabriß des Dichters von Hugo Greing ist vorangestellt, und jeder der vierzehn Abschnitte des Bandes wird von einem die Seite füllenden Bilde des Meisters Mar Bernuth eröffnet, von dem auch der Haupttitel und der Rahmen der Textseiten gezeichnet sind.

— Einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Kenntnis des Reiches der Mitte und ihrer Verwertung in waterländischen Interesse bietet Rudolf Jabel in seinem Bude „Teutschland in China“ (Leipzig, Georg Wigand). Der Verfasser, der als Kriegskorrespondent den ostasiatischen Feldzug mitmachte, schildert anschaulich dessen Verlauf, soweit er Augenzeuge war, und gibt seine Beobachtungen und Erfahrungen in freimütiger Weise wieder. Manches, das ihm bei der Führung der deutschen wie der andern Truppen mißfiel — und von anderer Seite ist ihm mehrfach recht gegeben worden — legt er unumwunden dar, und so ist seine Darstellung keineswegs eitle Liebhaberei. Aber mit ganzem Herzen vertritt er die deutsche Sache, nicht nur soweit es die Kriegsschilderungen angeht, sondern auch in jenem Teile, der sich auf unsere dauernden Interessen in China bezieht. Hierin werden alle, die in kommerziellen und industriellen Beziehungen zu dem ungeheuren Reiche stehen oder solche noch anknüpfen wollen, wertvolle Weisungen finden.

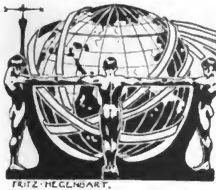
Der dritten Auflage erfreut sich das schon früher erwähnte Buch „Entenreis und andre winterommerliche Geschichten“ von E. von Oerjen (Wollenbüttel, Julius Zinckel). Der Erfolg ist wohlverdienstlich, denn die neun Vollenen verbinden mit flotter Darstellung eine treffliche Lokalfarbe und befinden in der Mehrzahl guten Humor. Die mehrfach angewendete plattdeutsche Mundart ist leicht verständlich.

Kunst

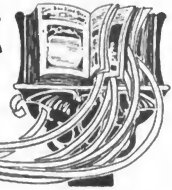
Tas im vorigen Jahre zuerst erscheinene, von Max Wattersteig unter Mitwirkung von Dr. Wolbemar von Seiblich in Dresden herausgegebene „Jahrbuch der bildenden Kunst“ hat solchen Anklang gefunden, daß sich der Herausgeber zu einer Fortsetzung — „Jahrbuch der bildenden Kunst 1903“ — entschließen konnte, die, einen Rückblick auf das Kunstschaffen des Jahres 1902 enthaltend, in bildlicher wie textlicher Ausstattung einen erfreulichen Fortschritt gegen das Vorjahr darstellt. Neben vortrefflichen Holzschnitten, die dem Bude zu hoher Zierde werden, finden wir einige befriedigende Farben- und Tonbrude, und auch die in den Text eingestreuten Skizzen sind eines Kunstbudes, an das man hohe Anforderungen zu stellen berechtigt ist, würdig. Der Text enthält, wie im Vorjahre, Berichte über die hervorragenden Kunstausstellungen des Jahres 1902, aber die Entwürfe des Jahres, über Zentralmuseen, die reproduzierenden Künste, die Kunst im Buchgewerbe, die Kunst im Handwerk, über Klinger's Beethoven, über Auguste Rodin, und auch die Stellung des Reiches zur Kunst ist einer Erweiterung unterworfen worden. Es ist also kaum ein wichtiges Ereignis im Kunstschaffen und in der Kunstbewegung des verfloffenen Jahres unberücksichtigt geblieben. Zu einer völlig objektiven Würdigung dieses Kunstschaffens ist der Herausgeber, obwohl er behauptet, „jenseits von Konfession und Moden“ zu stehen, trotzdem nicht gelangt, da er seine Mitarbeiter ausschließlich

aus den Reihen der Vorkämpfer für die moderne Richtung gewählt hat, die jetzt in der Tagespresse die Mehrheit bilden.

— Der Heft der Galerieverste, in denen der Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München die Schätze der Münchener alten Pinakothek, der Dresdener Galerie und der Nationalgalerie in London in mobilsten Publikationen leicht zugänglich gemacht hat, ist jetzt eine Veröfentlichung der Reicheswerke des Reichsmuseums zu Berlin heraus in 308 Kunstbruden nach den Originalgemälden mit einleitendem Text von Dr. Karl Voll gefolgt. Das Reichsmuseum ist nicht nur reich an einzelnen Meisterwerken, die Höhepunkte der Kunst überhaupt bezeichnen, sondern es gewährt auch den vollständigen Ueberblick über die gesamte Geschichte der holländischen Malerei in ihren unendlich mannigfaltigen Erscheinungsformen. Mit hohem Genuß wird der Kunstfreund diese Entwicklung in den trefflichen Nachbildungen, denen die kaum zu schätzenden Originalphotographien Hanfstaengls zu Grunde liegen, verfolgen. Sie sind nach Schulen und innerhalb der Schulen chronologisch geordnet, so daß der Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung ungemein erleichtert wird. Die Einteilung von Karl Voll gibt in kurzen, aber treffenden Jügen eine Charakteristik der einzelnen Künstler. Neben der holländischen Schule ist auch die välmische im Reichsmuseum gut vertreten, in erster Linie mit einigen ausgezeichneten Werken von Rubens und van Dyck.



AUS ALLER WELT



Von der Grossen Berliner Kunstausstellung

Eine neue Anziehungskraft hat die am 2. Mai eröffnete Große Kunstausstellung in Berlin durch die Herstellung eines glänzend ausgestatteten Repräsentationsraumes erhalten. Er ist entworfen und ausgeführt von dem Architekten Alfred J. Walde, der bei der dekorativen Aus schmückung Mitarbeiter in den Bildhaugen Robert Schirmer und Marfert und dem Maler Julius Senf hatte. Der Saal, dessen Formgebung sich frei an die spätromische Antike anlehnt, ist durch breite, dekorativ behandelte Gurtungen in einen Mittelraum und zwei Seitenträume gegliedert. Die Säulenkonsohlen sind als antike Marmorfragmente zu einer dekorativen Architektur komponiert; allegorische Köpfe von Kunst und Wissenschaft, von Lorbeer umrankt, erheben sich auf den die Hauptportale flankierenden Pilaren. Ueber dem 3½ Meter hohen Marmorrelief breiten sich Wandflächen, die in grauer, nach den Strängen hinauf bogtönter Färbung gehalten sind. Schillernder Glanz geht

von der dekorativen Rankenbemalung der Wände im Mittelraum aus. Ein Lorbeerfries schließt in den Seitenfalten die Wände nach oben ab; im Mittelraum wie in den Seitenträumen unterbrechen Lorbeerkränze in plastischer Malerei das Rankenwerk und den Fries; abwechselnd erscheinen darin Vortragsmedaillons großer Künstler und das Künstlerwappen. Ueber den Portalen, teils in Anlehnung an Andrea Mantegna, teils in freier Komposition zeigen sich Reliefs, die den Triumph der Kunst und des Kunstgewerbes veranschaulichen.

Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen

Der Kommandeur des 6. deutschen Armeekorps, Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, ist von diesem wichtigen Posten zurückgetreten, um mit seiner Gemahlin Charlotte, der ältesten Schwester Kaiser Wilhelms, fortan seinen Aufenthalt in der thüringischen Heimat zu nehmen. Am 1. April 1851 in Meiningen als Sohn des Herzogs Georg II. geboren — seine Mutter war die 1855 verstorbenen Prinzessin Charlotte



Von der Grossen Berliner Kunstausstellung: Repräsentationsaal



Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen

von Preußen —, wurde der Erbprinz im Verlauf seiner früh begonnenen militärischen Laufbahn 1887 Kommandeur des Kaiser-Trans-Regiments in Berlin, 1889 der 4. Garde-Infanteriebrigade, 1891 der 2. Garde-Infanteriedivision. 1893 übernahm er das Kommando der 22. Division in Kassel und wurde im folgenden Jahre unter Ernennung zum General der Infanterie mit dem Kommando des 6. Armeekorps in Breslau betraut.

General der Infanterie Louis Stötzer, der neue kommandierende General des XI. Armeekorps

Auf dem Paradesfeld zu Meh ernannte Kaiser Wilhelm II. den General der Infanterie und Gouverneur von Meh, Louis

Stötzer, bisherigen charakterisierten Kommandierenden, zum kommandierenden General des 16. Armeekorps an Stelle des wegen seiner erschütterten Gesundheit in den Ruhestand getretenen Generalobersten Grafen von Häseler (vgl. Heft 29). Der neue kommandierende General an Frankreichs Grenze ist aus Könnig im Herzogtum Meiningen gebürtig; er trat 1861 im Alter von 19 Jahren als Freiwilliger bei dem damaligen Regiment seiner Heimat ein, mit dem er 1867 in den Verband des preussischen Heeres überging. Am Feldzug gegen Frankreich nahm er als Oberleutnant während der Belagerung von Paris im Infanterieregiment Nr. 51 teil; er war anfangs zum Ersatzbataillon kommandiert gewesen, kam aber zur Feldarmee. Von 1871 bis 1873 besuchte Stötzer die Berliner Kriegsakademie, wurde 1874

Hauptmann und Lehrer an der Kaiserlichen Kriegsschule, bis er 1879 als Compagniechef zum Grenadierregiment Nr. 110 versetzt wurde. 1881 wurde er in den Großen Generalstab berufen, war dann dem Stab der 29. Division des 16. Armeekorps zugeteilt und wurde 1888 Abteilungschef im Großen Generalstab. 1891 erhielt Oberst Stötzer das Infanterieregiment Nr. 32 in Meiningen, 1894 als Generalmajor das Kommando der 31. Infanteriebrigade in Trier und wurde 1899 zum Generalleutnant und Kommandeur der



Herr G. Jacob, Meh

General Louis Stötzer, der neue Kommandeur des XI. Armeekorps



Herr G. Jacob, Meh

Vom Empfang des Kaisers Wilhelm in Bielefeld am 14. Mai: Köthlingerinnen in Volkstracht, den Kaiser erwartend



H. G. Jacob, Meiz

Das neue Christusportal der Kathedrale in Meiz



Die Ottomanische Bank in Saloniki
vor der Zerstörung

30. Division in Strahburg ernannt. Diesen Posten verlaufende Excellenz Sieher 1901 mit dem des Gouverneurs von Metz und wurde in dieser Stellung im Januar 1903 General der Infanterie.

Kaiser Wilhelm II. in Bitsch

In dem lothringischen Kreise Saargemünd, 32 Kilometer östlich von Saargemünd, liegt am Nordabfall der Vogesen die Stadt und Festung Bitsch. Ihr Name ist dadurch bekannt geworden, daß sie im deutsch-französischen Kriege erst drei Wochen nach Abschluß der Friedenspräliminarien als die letzte aller belagerten französischen Festungen und der letzte französisch gebliebene Punkt von Elsass-Lothringen den Deutschen übergeben wurde. Auf seiner jüngsten reichsständischen Reise hat Kaiser Wilhelm II. am 14. Mai auch das Festungsstädtchen Bitsch besucht, das sich ihm zu Ehren feierlich geschnitten hatte. Bei dem Empfang auf dem Bahnhof ertönte Kanonendonner

von der Feste Bitsch, während alle Glocken läuteten. Vom Bahnhof fuhr der Kaiser mit dem Stathalter, Fürsten zu Dahlenlohe-Rangenburg, nach dem Marktplatz der Stadt. Hier waren an dem prachtvoll decorierten Festmal Kaiser Wilhelm L. dem ersten, das in ganz Deutschland nach seinem Ableben errichtet wurde, 600 Lothringer Mädchen in ihrer kleidamen Landestracht kaffelförmig aufgestellt, was dem Kaiser sichtlich Freude machte. Hier fand durch den Bürgermeister die Begrüßung des Monarchen statt, dem ein Ehrentrunk kredenzt wurde. In der zu einer Kirche umgestalteten Turnhalle der Jägerkaserne wurde alsdann die Weihe der neuen Fahne für das magdeburgische Jägerbataillon Nr. 4 vollzogen.

Die Dynamitanschläge in Saloniki

An etwa fünfzig Stellen der Stadt Saloniki und ihrer Umgebung sind am Abend des 29. April von den bulgarischen Geheimgesellschaften fast gleichzeitig Dynamitbomben geworfen worden. Ihre Ablichtung dabei dürfte wohl vor allem gewesen sein, den Anschein zu erwecken, daß



Die Ottomanische Bank in Saloniki
nach der Zerstörung



Die Explosion auf dem Dampfer „Guadalquivir“ im Hafen von Saloniki

die von Oesterreich-Ungarn und Rußland eingeleitete Reformaktion den Frieden auf dem Balkan zu erhalten außer Hande sei, und daß Europa mithin intervenieren müsse. Laß es auf die Herbeiführung einer Intervention der fremden Mächte in erster Linie abgesehen war, geht zweifellos daraus hervor, daß die abscheulichen Dynamitanschläge in erster Linie gegen die völlig unbeteiligten Fremdenkolonien gerichtet wurden. Wir geben eine Ansicht von der Filiale der Ottomanischen Bank in Saloniki vor und nach der Katastrophe. Es war ein eleganter, palastartiger Bau mit gut gepflegtem Vorgarten in einem der belebtesten Teile der Stadt. Beim Uebererschreiten des Vorhofes hatte man zur Rechten das kleine Vorterrassengebäude des deutschen Konsulats. Anstoßend an die Ottomanische Bank befindet sich der vornehme Gasthof der Stadt, das Hotel Colombo; gegenüber erhebt

sich die Filiale der Bank von Mtilene. Die Verschworenen fuhren im Wagen bei der Ottomanischen Bank vor, und indem einige von ihnen sich auf den Wachtposten warfen, drangen die übrigen in das Bankgebäude ein und setzten es durch eine Dynamitexplosion in Brand. In gleicher Weise wurde die Bank von Mtilene in Brand gesetzt, das Hotel Colombo durch Bombenwürfe arg beschädigt und der deutsche Regelfuß zerstört. Gleichzeitig fand auf dem im Hafen liegenden französischen Tampfer „Guadalupe“ eine Dynamitexplosion statt, die — wie unser Bild zeigt — das Fahrzeug zum großen Teil zerstörte. Die Verübter dieses Bombenanschlages sind nach türkischen Angaben in Mesfud verhaftet worden.

Das neue Christusportal der Kathedrale in Metz

Eine der größten Lebenswürdigkeiten der Hauptstadt von Lothringen ist die Kathedrale, ein gotischer Prachtbau, der, im 13. Jahrhundert begonnen und 1648 geweiht, leider in der Zerstörung durch ein in deren Stil ausgeführtes Hauptportal verunstaltet wurde. Im Jahre 1898 wurde es niedergelegt und derombaumeister Zornow mit der Errichtung eines neuen, dem Stile des Gesamtbaues entsprechenden Portals betraut. Nach fünfjähriger Arbeit ist dieses Werk nunmehr vollendet und bei der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Metz feierlich enthüllt worden. Das Ganze bildet eine Vereinigung von Ephebogen, die durch dunkle biblische Gestalten geschnitten sind. Die Figuren an den vorderen Strebepfeilern stellen die vier großen Propheten dar; derjenigen des Daniel hat der Künstler die Züge des Kaisers im Jünglingsalter verliehen.

Die nächsten Olympischen Spiele

In Athen trat unter dem Vorsitz des Großfürsten Konstantin unlängst der große Ausschuss der Olympischen Spiele zusammen und beschloß, die Spiele im April 1906 in der zweiten Woche nach den griechischen Eltern abzuhalten. In den Jahren 1904 und 1906 sollen panhellenische Spiele stattfinden für griechische Bewohner aus dem Königreich, den türkischen Provinzen und Ägypten; sie sollen gewissermaßen eine Vorübung für die Spiele des Jahres 1906 bilden.

Generalleutnant von Einem, der Nachfolger des Kriegsministers von Gossler

Mit der Vertretung des auf drei Monate beurlaubten Kriegsministers von Gossler wurde Generalleutnant von Einem, genannt von Rothmal, bisher Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements, beauftragt; er ist mithin als demnächstiger Kriegsminister in Aussicht genommen. General von Einem ist am 1. Januar 1863 zu Dersberg in Hannover geboren, hat also erst vor kurzem sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Beim Ausbruch des französischen Krieges trat er als Fähnrich in das 2. hannoversche Infanterieregiment Nr. 14 ein und zeichnete sich mehrfach so aus, daß er trotz seines jugendlichen Alters das Eisene Kreuz erhielt. Er hat dann eine glänzende Laufbahn im Generalstab zurückgelegt, war kurze Zeit Kommandeur der 4. preussischen Kavallerie und demnächst von 1896 bis 1898 Chef des Generalstabs des VII. Armee-Korps in Münster. Seit Ende September 1898 gehört er dem Kriegsministerium an, zunächst als Abteilungs-



Gedächtnis
Blick auf Saloniki von der Kathedrale

Zerstörung (unserer Zerst.)



Mit General von Fiebigel G. Fiebigel, Berlin und Hamburg
Generalleutnant von einem, der Nachfolger
des Kriegsministers von Gossler

verstanden, sich rasch Freunde in den verschiedenen Parteien zu erwerben.

„Victory“, Nelsons Admiralschiff

Das letzte hölzerne Linienschiff, das bis heute im Hafen von Portsmouth formell als Flaggschiff gebietet und den Zusammenhang unter Zeit eilengepanzert, mit Kampf bewegter Schiffsflotte mit den Tagen der Vergangenheit zur Anschauung gebracht hatte, soll demnächst außer Dienst gestellt werden. Die „Victory“ war am 17. Mai 1765 zu Chatham vom Stapel gelaufen und seitdem fast ununterbrochen in Verwendung geblieben. Eine ganze Reihe von Seehelden, Keppel und Kempensfeldt, Howe und Hood, haben von ihrem Fock aus Englands Flotten zum Ruhme geführt. Admiral Sir

Chef und seit dem Frühjahr 1900 als Nachfolger des Generalleutnants von der Wedd als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements. In militärischen Kreisen, in denen General von einem wegen seiner großen Kenntnisse, seiner Geschäftsgewandtheit und Entschiedenheit seit Jahren als der künftige Kriegsminister galt, wird seine Berufung an die Spitze der obersten Kriegsverwaltung auf die Zustimmung finden. Auch im Reichstag, wo er der ständige Vertreter der verbündeten Regierungen in der Subkommission bei Verwaltung des Militäretats war, hat er es

Christophers Monas empfing dort die Todeswunde, und Nelson erlocht auf der „Victory“ seinen letzten großen Sieg bei Trafalgar, wobei ihm eine feindliche Kugel den Tod brachte. Die „Victory“ hat bisher zugleich als Flaggschiff und als Signalschule gebietet.

F. Skjöld Neckelmann †

Einer der hervorragenden Architekten der Gegenwart. F. Skjöld Neckelmann, der ehemalige Professor für Architektur

an der Stuttgarter Technischen Hochschule, ist am 13. Mai nach langen schweren Leiden aus dem Leben geschieden. Neckelmann, dessen Familie aus Tanenmark stammt, war am 24. November 1865 zu Hamburg geboren; er machte seine Studien in Wien bei Th. von Hansen, trat 1877 in das Bureau der Wiesbadener Architektenfirma Gropius & Schmieden und war dann beim kaiserlichen Bauwesen in Berlin tätig. Nachdem er in Paris zwei Jahre lang sich der Malerei gewidmet hatte, lehre

er nach Hamburg zurück und verband sich mit dem Architekten Franz Schmidt, um unter der Firma Schmidt & Neckelmann eine erfolgreiche Tätigkeit zu eröffnen. Eine Reihe seiner zu Wettbewerbenden eingereichten Entwürfe wurde mit ersten Preisen gekrönt, so die Pläne für das Mülkertheater in Berlin, das Reventlow-Stift in Altona, das Theater in Halle, das Naturhistorische Museum in Hamburg u. s. w. 1881 machte er eine fünfmonatliche Studienreise nach Italien, wo er früher schon einmal gewest hatte. Nach einigen Jahren siedelte Neckelmann nach Leipzig über, wo er sich



Herrn Dr. Koberger, Stuttgart
Prof. F. Skjöld Neckelmann †



Herrn Dr. Koberger, Stuttgart

Nelsons Admiralschiff „Victory“ im Hafen von Portsmouth



Die neue Festhalle in Mannheim

mit dem Architekten Dattler verband. Auch hier schuf er zahlreiche preisgekrönte Entwürfe, z. B. für das Rathaus in Solberg im Dors, das er auch erbaute, ferner für das Finanzministerium in Treves, das Landesgewerbemuseum in Stuttgart und für die Maßstäbe Tomassade. 1889 verlegte er seine Tätigkeit nach Straßburg, wo er zuerst mit Dattler gemeinsam und nach dessen Tode allein die Ausführung der Bauten des Landesausstellungshauses und der Landesbibliothek übernahm. Drei Jahre später kam er nach Stuttgart, um den ihm übertragenen Bau des Landesgewerbemuseums auszuführen. Im Herbst 1893 wurde ihm ebendort die erledigte Professur an der Technischen Hochschule als Nachfolger von Feinb übertragen. Am 5. Juni 1900 wurde er bei Eröffnung des Landesgewerbemuseums, seines Meisterwerkes, durch das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone ausgezeichnet, mußte aber schon 1901, von einem schweren Gehirnleiden heimgeführt, seiner Lehrtätigkeit und allem künstlerischen Schaffen entsagen. In einer Heilanstalt zu Badagern ist der geniale Baumeister gestorben.

Die neue Mannheimer Festhalle

Die neue Mannheimer Festhalle, die kürzlich durch ein glänzendes Musikfest eingeweiht wurde, ist ein Werk, auf das die Bürger der badischen Handelsmetropole stolz sein können. Von Professor Bruno Schmitz in Charlottenburg entworfen, ist das mit seinem Verhältnis in seine Umgebung hineinkomponierte Bauwerk massiv in rotem Sandstein ausgeführt, das doch mit bronzenen Ziegeln gedeckt. Vom Anfahrtsportal kommt man zunächst in eine Vorhalle, in der die Billetthalter und Kaffeestände liegen. Dahinter durchschneidet eine imposante Marmorsäulenhalle, etwa 60 Meter lang und 30 Meter breit, den ganzen Saal: es ist das Gewerbedeuschäufel, das auch als Wandelhalle benutzt werden kann. Vom Schlußportal gelangt man über reichverzierte Marmortreppen in den großen, 16 Meter hohen, auf der einen Seite halbkreisförmig abschließenden Festsaal, wie auch zu dem zweiten Stock gelegenen Konzertsaal. Ersterer nebst den zugehörigen Galerien faßt 5000 Personen; sein aufsteigendes Podium ist für 1000 Mitwirkende berechnet und kann nach Bedarf auch verkleinert, d. h. zusammengeklappt werden. Darüber befindet sich die Orgelempore. Der kleinere, etwa 15 Meter hohe Konzertsaal, über dem Gewerbedeuschäufel gelegen, faßt etwa 1800 Personen, die Plätze auf der Empore und in den vier Ecken eingerechnet. Nach der Seite des Haupteinganges befindet sich das Podium mit darüber liegender Orgelbühne, gegenüber davon eine Theaterbühne mit daran stoßendem Saal für die Mitwirkenden, der bei Konzerten als Foyer dient. Neben dem Saal

liegen die Künstlerzimmer. Die meisten dieser Räume, zu denen Treppen oder Galerien führen, können im Bedarfsfall miteinander verbunden werden, was bei Volksfesten, öffentlichen Ballen u. s. w. ebenso praktisch wie bequem sein dürfte. Aus dem Konzertsaal führt eine Türe auf eine breite Veranda, die im Sommer als Foyer benutzt werden kann; die dem Ausgang gegenüberliegende Seite führt zum Podium des großen Festsaales. Auf der großen Mense, die vor dem Konzertsaal liegt, sollen zur schönen Jahreszeit die Musikkapellen placiert werden, die den im Garten lufthandeln den Gästen (es sind Plätze für 2000 Personen darin vorhanden) auffallen. Alle Räume des Hauses sind in vornehmem Stil gehalten, der große Festsaal einfach, ruhig, aber imposant, der Konzertsaal künstlerisch reich geschmückt mit figuralen und ornamentalen Verzierungen, die mit den hellen Farben der Wände und dem Gold des Stücks bei der prächtigen Beleuchtung einen feenhaften Anblick gewähren.

Aus dem Japanschen Archipel

(zu dem Titelbilde und dem Bild zwischen Seite 168 und 169.)

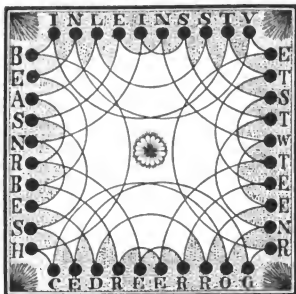
Unter den verschiedenartigen Bewohnern und Volksstämmen von Sumatra sind die merkwürdigsten und die zur malaisischen Rasse gehörigen Baka, die zum Teil noch heute der Anthropophagie huldigen, und deren Religion, ein Tamonen- und Ahnentum mit barbarischen Bräuten, altindische Elemente aufgenommen hat. Ihre Stämme stehen meist unter erblichen Häuptlingen, die jedoch nur in Kriegszügen eine besondere Macht ausüben. Gleich den Malaien leben sie im Umkreis der Plantagen und gewöhnlich in der Nähe eines kleinen Flusslaufes in ungemein malerischen, meist zwischen hohen Kokospalmen verstreuten Dörfern. Oft bauen zehn bis zwanzig Familien zusammen in einer Hütte, die durch Bambusstaben hängende alle Fugen in kleinere Familienräume geteilt ist. Der Fußboden wird aus runden Baumstämmen gebildet, durch deren Zwischenräume man alle Fälle u. s. w. einfach unter das Haus fallen läßt, das auf einigen starken Pfählen 1½ bis 2 Meter über dem Erdboden steht. Tranten besorgt eine Herde von schwarzen Schweinen, Kühen und Ziegen alsbald die Nahrung dieses Abfalls, wenn die ganze Gesellschaft sich nicht gemeinsam mit den in jedem Hause vorhandenen häßlichen Weibchen graben in der Wohnstube befindet. Ein Kampong oder Dorf besteht gewöhnlich aus einer bestimmten Gruppe von Häusern: einem größeren Versammlungshaus für die Männer, einem Hause für den Häuptling und dessen engere Familie, einem als Herberge dienenden Fremdenhause, einem gemeinsamen Reisemagazin und fünf bis zwölf Wohnhäusern. Wie malerisch

diese Batat-Rampongs auf Sumatra unter ihren schlanken Palmen sich ausnehmen, bringt uns das farbige Kunstblatt ganz vortreflich zur Anschauung. Wir entnehmen es dem bei der Zeitschrift Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen, ungemein feinschönen Prachtwerke: „Durch den Indischen Archipel“, eine Künstlerfahrt von Hugo W. Beberlein (Preis in Originalprachband 25 Mark), das zu dem allerbesten gehört, was bisher über „Indulinde“ und seine Bewohner veröffentlicht wurde. Der Verfasser ist Schriftsteller und Künstler zugleich, und den stoff geschriebenen und durch glücklichen Humor belebten Text schmücken zahlreiche

Abbildungen nach seinen auf fast fünfjährigen Reisen in jenem fernen Osten gemachten Zeichnungen und acht farbige Einhaltsbilder. Von letzteren geben wir noch ein zweites wieder, das einen Reiter vom Sitkhamme, im fröhlichen Laune darstellt. Jederzeit zeichne diesen originellen Charakterkopf in Singapore, wo er, wie auch in Penang, gleichfalls längere Zeit weilte, da diese beiden englischen Kolonien wohl die prächtigste Gelegenheit zum Studium der mannigfaltigen morgenländischen Volkstypen bieten. Ten größten Raum des Buches nehmen aber die farbenprächtigen Schilderungen von Sumatra und Java, dieser „Perle des Ostens“, ein.

✂ Für müßige Stunden ✂

Kombinationsaufgabe



Die Buchstaben der vortrefflichen Figur ergeben, richtig verbunden, einen Sinnspruch. Wie lautet dieser?

Silberrätsel

Fragen will die erste Heilen,
Ränge Zweifel kühnt sie,
Und es murmeln ihre Wellen
Schwerlich heitere Melodie.

Jeder wohl ein hohes Streben
Teutlich bei der zweiten steht,
Zoch sie fügt sich auch ergeben,
Wenn Gewalt sie niederzieht.

Wenn als Kind des Ganzen Segen
Hienliebe stets genährt,
Der erkennt an spätem Wegen,
Welches Glück damit befehrt.

W. Sch.

Ullersilbiges Rätsel

Die ersten fünf Laute des Rätsels verheilt,
Nachdem du ein f ihnen noch gefeilt!
Die Mühe ist leicht, du mußt sie nicht scheu'n,
Tenn was sie enthüllt, läßt sie nicht bereu'n:
Ein reizvoll Geheimnis, poetisch und hart,
Oft schöner, als später es sich offenbart.

Ten andern zwei Silben ist Industrie
Nicht minder verbunden als Vossie,
Zoch uns der Fabrikten Getriebe zieht
Weit weniger an als das Feldelied,
In dem dieser Name, mit Frauen verwebt,
In blutigen Jügen hervor sich hebt.

Hast flug du nun alles zum Ganzen vereint,
Stolz, vornehm und reich eine Hauptstadt erkeint,
Gewährend durch Kunst und Natur so viel,
Zach sie ein verlockendes Reisefiel.

W. Sch.

Mittelbuchstabenrätsel

1.

Wie der Augen Leuchten und des Mundes Lächeln,
Hoffnung selbst und Friede weichen seiner Macht!
Zach den Stern heraus, damit er le verwandelt,
Feimaterrecht geniehend nun, wo Freude herrscht.

2.

Wenn den schwarzen Schleier sie der Nacht entwindet,
Trübt sich wohl manche Sorge minder schwer die Brust;
Reht das Mittelzeichen, hat man einen Prinzen
In des Glückes Tagen scherzweis so genannt.

3.

Stolzer Freiheit Bild, schwebt auf es zu den Wolken,
Eder weht vom Schlosse, geht von Hand zu Hand;
Epsert es sein Ders, umfaßt's den Quell des Lebens,
Und ein Stoden schloße unser Aug' der Welt.

4.

Welche Tiefenkräfte fest es in Bewegung,
Die zu tausend Zwecken dienlichbar seiner Macht!
Aber weh den Armen, die Vertrauen ihm schenken,
Wenn es derlos wurde, bergend Falsch und Trug.

5.

Nings umkarrt von Eis, loht doch in seinem Innern,
Stets Verderben drohend, wilde Feuerzucht;
Wütht du schnell sie löschen, raube ihm die Mitte,
Zach an Land und Wasser jetzt es angeschmiegt.

6.

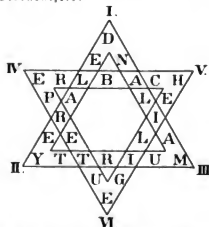
Seiner heitern Mufe, reich an Derzensionen,
Kühen noch Erfolge, nun er längst dahin;
Wird der Kern entfernt, steigt er herab zum Schächer,
Tessen Scharfzinn aber ein Voel beghnt.

Tas Ganze.

Schließen sich zusammen die geraubten Lettern,
Strahl daraus ein Name, der im Strom der Zeit
Nie versinken wird, solange die Hubmesstage
Unsers Vaterlandes unvergeffen sind.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 10:

Tes Sternrätsels:



Tes Silberrätsels: Dellsarmee.
Tes Umhellrätsels: Kanunlet — Irenfel.
Tes Glatenrätsels: Es ist nicht alles Gold was glänzt.
Tes Vorträtsels: Zug — Heilen — Jureifen.
Tes Silberrätsels: Temperament. Tempe, Pera, (Monument).

J. S. aus S. Sie hatten es recht erfaßt. Wenn bringen wir an dieser Stelle Ihre wehmütige

Frage

Walblumen hab ich brochen
Zur Frühlingsszeit
Hab' ihren Duft gerochen
Voll Ailer Freud'.

Tann wollt' ich mich bekanten
Und küste Sie,
Ach, und ich tat erfranken,
Weiß selbst nicht wie.

Was duften denn die Woden
So art und lind,
Was munkten Sie mich loden,
Wenn Sie voll Wüsten sind?

Frau Anna S. in Danzig. Nach der neuesten Statistik der Sterblichkeitsziffern in Preußen über 15000 Einwohner hat Teusitz-Wüstenburg bei Berlin mit 14,3 Sterbefällen auf tausend Einwohner die niedrigste Ziffer aufzuweisen, dann also mit Recht als der gelindeste Wohnort Zustandes bezeichnet werden. Bis hier kam Charlottenburg an erster Stelle, kommt jetzt mit 14,9 Sterbefällen aber erst an zweiter.

Professor S. D. in Berlin. Sie finden die fraglichen seltenen Truße (ähnlich aufgeführt in dem oben angegebenen Katalog 37 des bekannten Buch- und Kunstantiquariats Jacques Neufville, München, Karstadtstr. 10; Die Buch-Illustration im Mittelalter und der Neuzeit bis zum 16. Jahrhundert. Der 1000 Nummern von Bilderbanddrucken und illustrierten Büchern umfassende Katalog ist mit 97 außerordentlich interessanten Abbildungen

geschmückt. Eine kleine Anzahl auf Weinpapier gedruckte Exemplare, die auf 13 Lichtdruckfalten 23 der schönsten Miniaturen wiedergeben, ist für den Preis von 6 Mark (elegant gebunden) zu beziehen.

H. v. S. in Wiesbaden. Die Profis des Schwarzen Adlerordens „Sum culque“ (Jedem das Seine) ist uralten Ursprungs und kommt schon bei Cicero wiederholt vor. In den Statuten des Ordens vom 15. Januar 1701 erklärt König Friedrich I., daß dieser Wahlspruch die allgemeine Unparteilichkeit andeute, nach welcher nicht nur einem und dem andern, sondern jedweden und einem jeden nach Verdienst das Seine geleistet werden sollte. . . . und durch das Sum culque nicht allein den Weisen, was den Weisen gebührt, sondern auch selbst den Ackerbauern das Seine und Gott, was Gottes ist, zu geben.“

H. R. in München. Die neue Station Giertraub der Jungfraubahn soll in diesem Sommer dem Verkehr übergeben werden. Dann sind im ganzen 4,6 Kilometer in Betrieb; 3 Kilometer von der Scheidegg bis zum Gaisler, 1 Kilometer vom Gaisler zum Rothod und 1,6 Kilometer die neue Strecke vom Rothod zur Giertraub.

Gonrad R. in Br. Die Herolde vor dem Rathaus in Bremen sind kopien derjenigen vor dem Reichstagsgebäude in Berlin. R. in T., Br. E. in Berlin, Frig. R. in Br., E. Mit Tant abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:

Ernst Schubert in Stuttgart

Kachdruck auf dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn I. Schl.

wird ärztlich empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen des Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hugo V. Pedersen.

Durch den Indischen Archipel.

Eine Künstlerfahrt.

Mit 8 farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers.

In Original-Prachteinband M. 25.—

Vom Glück in jeder Weise begünstigt, da seine Kunst ihm alle Türen öffnete, hat Herr Pedersen viel gesehen; er wurde am Hofe des prachtiliebenden Herrschers von Surakarta auf Java Hofmaler und erlebte alle die märchenhaften Hofeste dort, von denen, wie vom intimen Leben im Palaste, er anziehende Schilderungen entwirft. Die reizvollen Bilder, die in ganz anderer Art als Photographien die indische Inselwelt vor Augen führen, sind geographisch und ethnographisch von Wert. In der Tat ein Prachtwerk.

Globus, Braunschweig.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.





Von der Grossen Berliner Kunstausstellung 1903: **Die Tänzerin Isadora Duncan**
Bronzestatue von Constantin Zard



Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

VIII

Der erste Schnee war gefallen, und es schien fast, als sei er ein Signal gewesen für die Eröffnung der Saison. Früher als sonst begann das Gesellschaftsleben.

Hans Hagelitz hatte einen förmlichen Schlachtplan für seine und seiner Frau Beteiligung entworfen, er wollte sich mit ganzer Macht in das gefällige Treiben hineinstürzen. Ruth ging bereitwillig auf alle seine Wünsche ein, stöhnte zwar bisweilen ein wenig über die Unbequemlichkeiten, die sich für sie nicht umgehen ließen, fand aber dafür um so größere Befriedigung in langen Konferenzen mit ihrer Kammerfrau, die Ende Oktober schon in geheimer Mission in Paris gewesen war. Sie war ja bei Raquin und Felix, Worth und Rabferm, den großen Künstlern der Rue de la Paix und der Rue de Rivoli, bei Madame Virot und bei Rebours, den Wundertätern auf dem Gebiet der Hüte, seit Jahren bekannt und wohl angesehen. Hans hatte ein leichtes Gruseln, als er zum ersten Male die Rechnungen der Herrschaften bekam, aber er überwand es leicht. Er schrieb jetzt die Checks auf die deutsche Bank mit derselben Leichtigkeit aus, mit der er früher manchmal — quer geschriebene hatte, und er fand die erstere Form jedenfalls angenehmer.

Die Vorbereitungen für die Vorstellung bei Hofe, die ja erst nach Neujahr stattfand, waren eingeleitet. Während einer ganzen Woche hielt in den Besuchsstunden das Hagelitzsche Coupé vor allen möglichen Palästen, Gesandtschaften, Mietshäusern. Es war recht langweilig, und Hans gähnte oft genug verflohen, wenn er auf seine schweigame Leidensgenossin blickte. Ruth gähnte zwar nicht, aber sie saß in ihrer Ecke wie eine schöne Statue.

Der Erfolg der großen Rundtour blieb zunächst hinter den vielleicht zu hochgepannten Erwartungen zurück. Es regnete zwar Regenbesuche, und die in der Villa Hagelitz abgegebenen Karten schwollen zu einem erfreulichen Stoß an. Aber die Einladungen kamen spärlicher, und die, die

kamen, waren nicht immer so ganz „erste Klass“, wie Hans gehofft hatte. Gerade die Häuser, auf die es ihm ankam, ließen noch auf sich war. Außer den Familien des Regiments war eigentlich nur ein paar Finanzgrößen, die eilten, einzuladen. Freilich — man war ja auch erst im Anfang der Saison. Aber Hans war empfindlich. Am empfindlichsten, wenn er hören mußte, daß der Schwager und die Schwägerin viel mehr „aus“ waren als er und Ruth.

Woldeggs bewohnten ein kleines Palais in der Wilhelmstraße. Kleiner eigentlich als die Villa, aber Hans kam nie von ihnen ohne ein heimliches Neidgefühl zurück. Er empfand ganz deutlich, daß dort ein persönlicher Geschmack, bei ihm der — freilich vortreffliche — Dekorateur gewaltet hatte. Er fuhr dann wohl am nächsten Tage zu den großen renommierten Geschäften und wollte auch seinen persönlichen Geschmack dokumentieren, kaufte hier ein paar Bronzen, dort einige schöne Portieren, ein altes Schränkchen, einen Teppich von Edmann, einige Sessel von Riemerschmied — aber wenn es dann galt, sie daheim einzupassen, gelang es ihm selten. Und Ruth hatte für die Einrichtung der Wohnung gar kein Interesse. Er sagte einmal lachend zu Ellinor: „Ruth hat nur für ein Möbel Verständnis, für einen bequemen Stuhl!“

Ja — Ellinor!

Eigentlich war es für Hans jedesmal eine kleine Tortur, bei Woldeggs zu sein. Denn er fürchtete sich selbst immer vor dem Vergleich und mußte immer wieder an die Worte des Fürsten denken: „Sehen Sie, Hagelitz, meine Frau hat einen großen Vorzug, sie ist sehr klug!“

Der gute Peter war doch gar nicht solch Stumpfbold, wie er bisweilen schien! Denn auch die Richtigkeit des andern Wortes, daß er damals am Seepavillon gesprochen hatte, empfand er mehr und mehr: ja, hätten Sie was gegenzusehen, so etwa auch ein Fürstentronchen — Mit Ellinors Klugheit und mit dem Fürstentitel war es freilich

leichter, sich eine gesellschaftliche Position zu erringen. Vielleicht spielte Ellinors Klugheit dabei noch die größere Rolle. Ihre Klugheit, ihr — es war fast gleichbedeutend — ihr Takt.

Hans hatte sich angewöhnt, am Spätabend, wenn sie aus dem Theater oder aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen waren, noch ein halbes Stündchen, eine Stunde wohl auch, bei einem Glase Wein und einer Henry Clay allein zu sitzen. Er schützte dann immer eine unaufschiebbare dienstliche Arbeit vor. Aber er saß über die Blätter auf seinem Schreibtisch hinweg und träumte.

Ja — Ellinor! Wie klug sie auch ihre Stellung zu einander abgegrenzt hatte! Immer die Liebenswürdigkeit selbst, immer bereit, zu raten — manchmal auch Ruth günstig zu beeinflussen! Und dabei stets die feste Schranke, für ihn wie für ihre andern Trabanten. Vielleicht selbst für ihren eignen Mann. Er lachte dann wohl bitter, wenn er an die armen kleinen Schmetterlinge dachte, die sich heuer im Glanz dieser Schönheit versenkten. Der kleine Marquis Laborde von der französischen Gesandtschaft und Graf Hasenfeld von den Gardebulorps schienen diesmal die Begünstigten. Pah — begünstigt!

Gottlob, das wenigstens hatte er überwunden. Manchmal war's ihm sogar, als hege er einen ehrlichen Haß gegen die Schwägerin. Und dann lachte er wieder: sei doch nur still, du verbanstst ihr ja so viel — alles! —

„Oberstleutnant von Bruchstein und Frau geben sich die Ehre“. . . u. s. w. . . Grundgütiger Himmel, war das ein Début gewesen! Der Angstschweiß perlte noch nachträglich auf seiner Stirn, wenn er an diesen Abend dachte. Er hatte das Unheil ja eigentlich kommen sehen. Aber daß es so schlimm werden würde, hatte er doch nicht gedacht.

„Saurer Mops“ — nun ja! Ja doch! Er wußte es ja im voraus: interessant war es bei Herrn von Bruchstein nie und elegant auch nicht — aber gut gemeint, gerne gegeben in Erfüllung einer nicht ganz leichten Pflicht. Er hatte Ruth vorzubereiten gesucht, hatte sie gebeten: „Ruth, Liebste, zieh dich ein wenig einfach an.“

Dann war sie, zu seinem leisen Entsetzen, in einem hocheleganten, hojmäßig ausgeschnittenen weißen Sammetkleide vor ihn hingetreten, mit großen Boutons in den rosigen Ohren und mit Pa's berühmtem Collier um den schneigen Hals: „Bin ich schön, dearest?“ und hatte ihre verliebten Augen gemacht. Und er hatte geantwortet: „Ja, Ruth, sehr schön!“

Man war wohl etwas befremdet gewesen, hatte sich aber bemüht, liebenswürdig zu sein — dem neuen Mitgließe des engeren Kreises und doppelt, nach altem deutschem Brauch, der Ausländerin gegenüber. Auch ihre Schönheit überraschte, machte Eindruck.

Aber Ruth saß wie ein Marmorbild. Nur ihre großen Augen wanderten so eigen mißachtend im Salon umher, in diesem etwas künstlich auf-

geputzten Salon mit der blauen Plüschgarnitur und dem vielen billigen Bric-à-brac auf Vorten und Simsen. So eigen mißachtend — schon auf der Treppe hatte sie geföhnt: „Immer noch höher hinauf?“

Sie war nicht geradezu unhöflich, aber gänzlich unverbindlich. Bei Tisch streifte sie den Handschuh nicht ab, rührte Gabel und Messer kaum an. Und Hans Hagelitz sah mit Schrecken, wie das Gesicht der guten Frau von Braunstein, die so stolz auf die Kochkunst war, die eigne und die ihrer Küchenfee, spitzer und immer spitzer wurde. Dann hörte er im Rauchzimmer ein leises Wort fallen von einer „Ja- und Neinsage-Maschine“, und fühlte sofort, wer damit gemeint war. Die Angst trieb ihn in den Salon, zu den Damen zurück. Gottlob, Ruth saß wieder ganz korrekt im Kreise, schön wie immer, und es war ja wohl ganz gut, daß sie so wenig sprach.

Aber gerade, als er sich einen Stuhl heranzog, sah er, wie Frau von Hager, die Kommandeuse, sich zu seiner Frau setzte und sie liebenswürdig ansprach: „Nun, liebe Frau von Hagelitz, wie leben Sie sich hier ein?“

„O — ich danke.“

„Es sind gewiß mancherlei neue Eindrücke, die an Sie herantreten —“

„O — nein —“

Frau von Hager lächelte leise, aber sie gab den Versuch nicht auf. Es war für sie eine Art Pflicht. „Es geht Ihnen gewiß wie uns allen, Sie haben zu wenig von Ihrem Herrn Gemahl. Der böse Dienst —“

Hans bemerkte, wie eine Spur Leben in das Marmorgesicht kam, gewahrte aber auch die Eigensinnigkeit auf der Stirn seiner Frau. Und dann hörte er: „Ich weiß gar nicht, warum mein Mann sich immer noch mit dem dummen Dienst quält.“

„Aber, liebe Frau von Hagelitz, ein Mann muß doch seinen Beruf haben.“

„O — nein! Warum denn? Hans hätte das doch nicht nötig. Und ich mag es gar nicht.“

Er warf sich schleunigst in die Bredse, suchte mit einigen Scherworten eine andre Wendung in das Gespräch zu bringen. Frau von Hager ging sofort bereitwillig darauf ein. Aber dann fiel Ruth, als ob sie alle Zwischensätze überhört hätte, plötzlich noch einmal hartnäckig ein: „Warum nimmst du eigentlich nicht deinen Abschied? Dir macht das dumme Diensttun doch auch kein Vergnügen.“

Sie wiederholte damit nur, was er wohl gelegentlich selbst in schlechter Laune gesagt hatte. Aber daß sie es jetzt hier aussprach, verdroß ihn aufs höchste. Er bekam einen roten Kopf, sagte in ungewohnter Schärfe: „Davon verstehst du nichts, Ruth!“ und wollte sich wieder an Frau von Hager wenden.

Doch nun ließ Ruth nicht locker. Eigensinnig erwiderte sie: „Ich verstehe das ganz gut. Ich will meinen Mann für mich haben. Und Pa ist reich genug . . .“

Zum Glück intonierte im Nebenzimmer in diesem Augenblick irgend jemand auf dem Flügel einen Brahms'schen Tanz. Das Gespräch wurde abgebrochen. Aber Hans sah im Kreise der Damen auf allen Gesichtern ein mühsam unterdrücktes Lächeln und, was ihn fast noch mehr kränkte, in den klugen Augen der Frau von Hager etwas wie ein Mitleidsschimmern.

Bald darauf wurde aufgebrochen. Als sie im Coupé saßen, faßte Hans den Arm seiner Frau. Er vermochte nicht mehr an sich zu halten: „Du weißt wohl gar nicht, wie tacklos du dich genommen hast, Ruth —“ und er goß eine ganze Flut heftiger Vorwürfe über sie aus.

Sie saß wieder ganz still. Sie ließ ihn ruhig ausreden. Als er aber endlich schwieg, meinte sie trostlos: „Ich habe doch nur die Wahrheit gesagt!“

Und dabei blieb sie. Schließlich brach er ab und lehnte sich in seine Ecke zurück. Was sollte er ihr entgegenhalten? Sie verstand ihn gar nicht. Sie hatte ja wirklich nicht das Bewußtsein, daß ihre Worte ihm und ihr selber schaden, sie beide lächerlich machen könnten. Sie war eben — ja wohl, der gute Pa nannte sie ja selbst so, — sie war eben ein Schäschen. Großer Gott, wie sollte das werden!

Daß solch schöner Kopf nichts, nichts in sich birgt als gerade das Notwendigste, was die übliche Pensionserziehung mühselig in ihn hineingezwungen hat! Unwillkürlich sah er doch wieder einmal zu ihr hin. Sie hatte ihr kleines Batisttaschentuch zwischen den Fäbren und sicherte. Eigentlich lachte sie selten; sie lächelte immer nur ein stereotypes Lächeln. Auch wohl so anzuziehen . . . fast wie ein Tänzerinnenlächeln.

„Was gibst denn eigentlich zu lachen?“ fragte er schroff.

„Nein, Hans, diese Toiletten! Da die eine . . . mit der braunen Seide . . .“

„Ach — Unsinn.“

„Und die Einrichtung! Sag, dearest, ist es denn immer so langweilig in euren Gesellschaften?“

Er hatte eine heftige Entgegnung auf der Zunge. Sie sprach von langweilig — unglaublich! Aber er warf ihr nur ein scharfes, spöttisches „Ja“ hin. „Immer — jedenfalls nichts für dich!“ Und da hielt der Wagen vor der Villa.

Der alte Störck stand selbst in der Vorhalle, in der Hand eine silberne Tablette: „Ein Telegramm für den Herrn Baron.“

Er riß es hastig auf: „Unser alter Deckstein heut früh plötzlich sanft eingeschlafen. Beerdigung übermorgen. Erwarten dich. Mama.“

Es stand sofort bei ihm fest, daß er reisen müsse. Ein warmes Empfinden quoll in ihm empor. Der alte Mann hatte ihn getauft, konfirmiert, war immer der beste Freund seines Elternhauses gewesen. Tinas Vater . . .

Es griff ihm ins Herz. Eine Flut von Erinnerungen brach über ihn herein. Und dann auch die eine, letzte: getraut hat er dich nicht!

Er wollte nicht, er konnte nicht. Tina . . . Gerade darum . . . gerade darum . . . ich reise!

Einen Moment stand er noch stumm und still. Dann hastete er hinter Ruth her, die gleichmütig die Treppe hinaufstieg. Telegramme beunruhigten sie nie. „Ruth! Unser alter guter Pastor Deckstein ist gestorben . . . heut früh . . .“

Sie blieb stehen — „So?“ Er war recht alt schon!“ — und schritt weiter.

Er begriff gar nicht, wie sie die Nachricht so gleichgültig aufnehmen konnte. Er vergaß im Augenblick, in der eignen Erregung ganz, wie sie war.

„Aber, Ruth! Der alte Freund von Großmama und Mama! Ich reise natürlich morgen.“ Dabei durchkreuzte seinen Gedankengang plötzlich etwas andres: „Morgen nachmittag. Muß ja erst Urlaub nehmen . . . Der dumme Dienst!“

Nun blieb Ruth plötzlich stehen. Dies Wort interessierte sie. „Siehst du! Der dumme Dienst!“ sagte sie. Und sie sicherte wieder. Er hätte sie schlagen können in diesem Augenblick, für dies Lachen. Ihm ins Gesicht zu lachen . . . nach dieser Nachricht. War das brutal? Oder war's wieder nur Torheit, Einfalt, Albernheit?!

Uebrigens schien ihr doch selbst etwas wie ein dunkles Empfinden zu kommen, daß sie ihn verlegt hatte. Vielleicht war's auch wirklich angeborene Gutmütigkeit. Sie sagte: „Der alte Mann. Er war ein sehr guter Mann. Nicht, Hans?“

„Ja!“ brachte er mühsam heraus. „Er war sehr gut.“ Und dann ging er schnell an ihr vorüber, in sein Arbeitszimmer.

Gegen ihre Gewohnheit kam Ruth, nachdem sie ihr Gesellschaftskleid abgelegt hatte, noch einmal herüber. Als sie sah, wie er wortlos, seine Zigarre rauchend, vom Fenster zur Tür und von der Tür zum Fenster schritt, stellte sie sich vor den Kamin und verfolgte ihn schweigend mit ihren Augen. Es war noch immer ein wenig Schuldbewußtsein in ihr. Sie traute sich nicht, ihn anzureden.

Er ging noch einige Male auf und ab, scheinbar ohne sie zu beachten. Plötzlich lief sie auf ihn zu, schlang ihre Arme fest um seinen Hals, küste ihn, wie sie es liebte, auf Augen, Stirn, Lippen.

Im Augenblick empfand er diese stürmischen Liebtosungen fast wie einen Ueberfall. Er hatte in letzter Zeit schon wiederholt ein ähnliches Empfinden gehabt, doch nie so wie jetzt. Denn er fühlte ja, der Ueberbhang von Bärtlichkeit entsprang keiner tieferen seelischen Anteilnahme, und er hatte wahrlich in dieser Stunde nichts übrig für die schöne Puppe in ihrem langwallenden, duftigen weißen Schlafrock.

Fast heftig wehrte er sie ab. Da sagte sie: „Aber ich will ja mit dir reisen, Hans!“

Auf einen Moment verwirrte ihn das Wort. Entsprang es doch einer wirklichen Teilnahme, dem Bedürfnis der Frau, in einer schmerzlichen Stunde an der Seite ihres Mannes zu stehen?

Oder war's nur flüchtig, ohne Ueberlegung hingegprochen. Oder wollte Ruth nur nicht allein bleiben? Es kam noch etwas andres hinzu, sein eigner Wunsch, ohne Ruth zu fahren. So redete er ihr ab: die Reife sei unbehaglich, das Haus in Bielberg halb im Umbau begriffen. Aber sie blieb dabei, daß sie mitreisen wolle. Er mußte schließlich nachgeben.

Als er jedoch am nächsten Mittag aus der Kaserne kam, hatte sich das Bild völlig verschoben. Ruth lag auf der Chaiselongue, fühlte sich angeblich nicht ganz wohl, deutete auf den leichten Schneefall draußen: „Dearest, sei nicht böse! Es ist so kalt heute. Ich habe auch eine Anprobe, die sich schlecht verschoben läßt. Wenn es dir recht ist . . . ich bleibe doch besser hier!“

Ausflachen hätte er mögen. Denn nun wußte er ganz genau: ihre Bequemlichkeit, ihr Phlegma hatten gesiegt! Aber er hütelte sich, zu lachen. Vorsichtig legte er die seidene Decke noch fester um sie, küßte sie sogar: „Jawohl, Ruth! Es ist ganz verständig von dir. Das Wetter ist wirklich recht raub.“

Und als er dann allein zum Bahnhof fuhr, war es ihm fast, als wehe die frische Winterluft ihn wie ein Hauch von Freiheit an. Er vergaß auf Augenblicke ganz, daß er zu einem Begräbniß fuhr.

Spät am Abend erst traf er in Bielberg ein. Nur die Mutter erwartete ihn. Schon in Trauertracht, mit verweinten Augen, sehr erregt. Aber sie hatte doch daran gedacht, für ihn eine Tasse Tee bereit zu halten und einen Jmbiß. In ihrem kleinen Zimmer war freundlich gedeckt — der Saal wurde umgebaut —, und der grüne Kachelofen sprühte.

„Was es hier behaglich ist, Mama!“ sagte er aus innerstem Herzen heraus.

Sie freute sich, packte ihm den Teller voll Braten: „Ach, du lieber Junge, dir kommt hier gewiß jetzt alles unbeschreiblich einfach vor.“

„Bewahre, Mama! Gerade schön ist's. Und dein Häschen und dein Rostkohl — na, unser großer Herr unten, der chef de cuisine, kriegte das nicht so fertig. Besonders nicht die Sahnsauce.“

„Ja, Hans, unsre ländliche saure Sahne hab ich eben doch nicht. Aber was macht denn Ruth? Herrgott — noch gar nicht gesprochen haben wir von der guten, lieben Ruth . . .“

„Wollte durchaus mitkommen, Mama. Ich hab's aber nicht zugegeben — bei dem Wetter! Weißt du, sie ist doch ein wenig zart.“ Und dann fragte er, um möglichst schnell ein andres Thema anzuschneiden: „Wo steckt denn eigentlich Malwine?“

„Im Trauerhause, Hans!“ Die Mutter schöpfte tiefer Atem, blickte etwas besangen zu dem Sohne hinüber und räufperte sich. „Nämlich, die gute Mirvi wollte doch Tina nicht allein lassen . . . Tina ist vorgestern gekommen, gerade noch, daß sie den Vater lebend getroffen hat. Wir hatten

natürlich gleich befehlert, als er den Schlaganfall bekam. Lieber Gott, wie schnell das alles ging! Am Sonntag hat er noch gepredigt.“

Sie sprach sehr hastig, immer die Augen ängstlich auf Hans gerichtet.

Aber ihre Sorge schien umsonst. Wenigstens aß Hans ruhig weiter, trank dann seinen Tee aus: „Bitte, liebe Mama, noch ein Täßchen. Und die Rumflasche . . . so! Ja, unser guter alter Heßstein. Er war ja schon recht gebrechlich. Aber daß es so schnell kommen würde, hält ich doch nicht gedacht. Wie trägt's denn Großmutter?“

„Warum fragt er nicht: wie trägt's denn Tina?“ sagte sich Frau von Hagelitz. Aber es war wohl besser so . . . jawohl . . . je weniger von Tina gesprochen wurde, desto besser. So erwiderte sie sofort: „Ja, Hans, Großmutter ist doch nun mal eine wunderliche Person . . . so manchmal. Denke dir, sie ist ganz ruhig. Sie war die Ruhigste von uns allen. Hat auch an alles gedacht. Als ich sehr weinte, schalt sie sogar mit mir. „Ihm ist doch wohl,“ sagte sie.“

Hans nickte. Es war ein kurzes Schweigen zwischen ihnen. Dann schob er seinen Teller zurück, zündete sich eine Zigarre an, fragte nachher zersireut: „Ich darf doch rauchen, Mama?“ stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Erst nach einer Weile begann er wieder: „Wo hast du mich denn einlogiert, Mama?“

„In Pompeji, Kind. Alwine hat gleich heut früh ordentlich eingelacht.“

Er ging noch ein paar Male hin und her, goß sich in den Rest seines Tees sehr viel Rum, trank ihn aus, trat vor den Kachelofen und zündete seinen Leuchter an: „Es ist wohl Zeit, in die Klappe zu steigen.“

Aber er ging noch nicht. Er blieb vielmehr sinnend stehen, und dann sagte er plötzlich: „Nennenswerthes Vermögen wird der gute alte Heßstein sicher nicht hinterlassen haben, Mama. Und ich habe da doch als Patron solch eine gewisse Verpflichtung — ich möchte in irgend einer Art diskret und recht anständig für Tinas Zukunft sorgen. Es wird nicht leicht sein, aber du wirst das wohl am besten arrangieren, Mama. Etwas eine reichliche Jahresrente . . . oder so . . .“

„Du guter, lieber Junge!“ Sie fiel dem Sohne um den Hals. „Daß du daran denkst! Ach, es ist doch ein Segen, wenn man geben, helfen kann!“

Hans machte sich leise frei. „Gute Nacht, Mama!“ Er sprach es sehr hastig, und es klang ein wenig unsicher, fast wie verlegen: „Gute Nacht.“

Er stieg schwer die Treppe hinauf. Den Kopf voll allerlei heißer, unruhiger Gedanken, die er nur mühsam vor der Mutter verborgen hatte.

Oben, in Pompeji, fuhrte die alte Alwine vor dem Kachelofen, um noch einmal zur Nacht nachzulegen. Es war nun schon ihr Grundtag; wenn man mal einheizt, dann auch gründlich.

Das wohlvertraute Zimmer in seiner schlichten Behaglichkeit, die er so oft, erst in Ferienzeiten, dann auf Urlaub genossen hatte, — der Anblick des alten Faktotums gestreuten Hans ein wenig. Er plauderte noch dies und das mit Alwine, lachte über die plumpe Vertraulichkeit, mit der sie sich nach Ruth und danach erkundigte, ob denn der Kletterfisch auch rechtzeitig kommen werde, schenkte ihr ein Goldstück und dann, als sie so komisch dankte, ihm durchaus die Hand küssen wollte, noch eins, und streckte sich schließlich mit einem Gefühl der Erleichterung ins Bett. Ja, Mutters Betten — da können die seidenen Plumeaus und Steppdecken doch nicht mit!

Aber als er das Licht ausgelöscht hatte, wollte trotz allem der Schlaf nicht kommen. Die Gedankenschar von vornhin tauchte immer wieder vor ihm auf: Vergangenheit und Gegenwart setzten sich auf die Bettante und tuschelten über ihn und zu ihm.

Es war zu dumm! Er ärgerte sich: so redlich müde zu sein und nicht schlafen zu können. Lieber Himmel! Die Vergangenheit — da war doch nichts mehr zu ändern. Und die Gegenwart? An der auch nicht — da hieß es eben, genießen, was von ihr zu genießen war, und sich abzufinden mit dem übrigen! Er hatte denn doch allen Grund, mit seinem Lose zufrieden zu sein. Ein Kreuz trug am Ende jeder!

Schließlich machte er wieder Licht, holte sich aus der Paletotsafte ein paar Zeitungen, die er auf der Bahn gekauft hatte, las einige gleichgültige Seiten. Aber es half nichts. Dann stand er auf, ließ durch das Zimmer — ganz gewiß, dies dumme alte Tier, die Alwine, hatte zu sehr eingelacht —, zog den Paletot über, riß das Fenster auf.

Es schneite nicht mehr, aber es war sehr dunkel. Seine Augen suchten drüben das Pfarrhaus. Richtig! Da schimmerte ein Lichtchen. Sie hielten vielleicht nach altem Brauch Totenwache ... Arme Tina ...

Er schloß hastig das Fenster. Ihn fröstelte, er legte sich hin, löschte das Licht und grub sich tief in die Kissen.

Aber gleich stürmten die Gedanken wieder auf ihn ein. Anders als vornhin. Er hätte über sich selbst lachen mögen: solch ein junger, gesunder Mann — zwanzigstes Jahrhundert — und sich fürchten! Aber es war schon so. All die alten törichten Kindermären fielen ihm ein. Er hörte draußen auf dem Boden die Raschelschritte, vor denen er sich als Kind so gesüchelt, hörte an der Tür klinken. In der Obstkammer nebenan war es auch lebendig. Mäuse — natürlich! Aber so unbefreiwillig unheimlich. Was hatte der Peter Wolbegg doch neulich gesagt: „Das, was deine Großmutter von unserm grauen Männchen erzählte, stimmt schon. Ich hab' es auch gesehen. In der Nacht, als mein Vater starb, und dann noch einmal ...“ Zu dumm ... zu dumm! Das macht bloß der vermalebete Rachelsohn und der

starke Tee! Das reine Schweißbad. Und überhaupt: besser sind meine Nerven nicht geworden in den letzten Monaten. Den Teufel auch ... nein!

Und dann, als er die Augen blinzeln öffnete, schral er zusammen. Ihm war's, als käme da von der Tür der alte Festslein her geschritten. Gebücht, verfallen, aber die Augen gerade auf ihn gerichtet ... so vorwurfsvoll. Und ein Leuchten wob sich um die Gestalt ... Nun blieb der alte Mann stehen ... Hans riß sich gewaltig empor. Unsinn — es war ja da gar nichts! Der große Tisch in der Mitte, über dessen Platte er vornhin den Paletot geworfen hatte, und draußen war der Mond aufgegangen, sein Licht huschte durchs Fenster und spielte über die blanken Goldknöpfe.

Er griff nach der Uhr, ließ sie repetieren. Fünf schon! Nun aber Schluß und geschlafen! Es wird, es muß gehen!

Endlich schlief er wirklich ein. Schließ, bis die alte Alwine die Treppe herauf geschlurft kam und anklopfte: „Zunge gnä'ge Herr! Die gnä'ge Frau und die alte gnä'ge Frau warten schon mit 'n Kaffee!“

Es war heller, lichter Tag. Die Wintersonne schien zum Fenster hinein. Hässig zog sich Hans an. Der Kopf tat ihm weh, als habe er gestern an einem großen Gelage teilgenommen.

Unten saßen wirklich schon, beide in Schwarz, die Mutter und die Großmutter am Frühstückstisch. Als er der Grafin die Hand küßte, empfand er das Bedürfnis, ihr irgend ein besonderes Wort des Beileids zu sagen. Aber sie wehrte ab: „Laß nur, Hanschen! So etwas kann man doch nur mit dem lieben Gott und sich allein abmachen.“

Das Frühstück wurde sehr schnell und fast wortlos eingenommen. Die Mutter hatte den Kopf voll und noch allerlei vorzubereiten, denn sie hielt es für ihre Pflicht, den benachbarten Gutsbesitzern, die zur Beerdigung kamen, einen warmen Imbiß anzubieten. Und das hatte seine Schwierigkeiten, weil das halbe Haus im Umbau begriffen war. Hans wunderte sich selbst, daß er gar nicht darauf gedacht hatte, wie ungemächlich er es den Seinen durch seine Anordnungen gemacht hatte. Aber das half doch nun einmal nichts.

Er strich bis zehn Uhr im Garten, in den Ställen umher, inspizierte die Tischler, die im Saal Parkett legten und die Wände mit Holzgetäfel bekleibeten, ging durch den Hohlraum des neuen Flügels. Alles eigentlich ganz ohne Interesse. Dann hatte er ein paar Nachbarn zu begrüßen, den Wenshagener, den Oberamtmann Dobeneck, den Grafen Duder. Dabei kam zum ersten Male eine leichte Befriedigung über ihn. Denn er merkte, daß sie alle ihn mehr respektierten wie ehemals. Nun ja ... natürlich ...

Der Wenshagener hatte sogar sofort ein Anliegen, die Witte um einen größeren Beitrag für ein Kreisfrankenhaus. „Gern! Wieviel meinen

Sie denn? Schön — sagen wir also dreitausend Mark. Ich lasse Ihnen den Betrag durch meinen Bankier überweisen.“

Die Herren kamen zum Teil meilenweit her, und es war trotz des Sonnenscheins empfindlich kalt draußen. Sie nahmen dankbar ein Glas Port an; auch Hans trank einige Gläser und fühlte, wie es ihm wohl tat.

Dann schritten sie hinüber zur Kirche. Wie viel Liebe der alte Mann doch gehabt haben mußte! Von nah und fern waren die Bauern gekommen, nicht nur aus den drei Dörfern, die zu seiner Pfarochie gehört hatten. Vor dem Krüge hielt eine ganze Wagenburg. Die Kirche war überfüllt.

Als Hans endlich zwischen Großmutter und Mutter im herrschaftlichen Chor saß, sah er zuerst nur den mit Blumen und Kränzen bedeckten schwarzen Sarg vor dem Altar; obenauf das Palmenarrangement, das er mitgebracht, und einen mächtigen Kranz von weißen Rosen. Die Mutter flüsterte ihm zu: „Von Woldeggs.“

Dann erst sah er, sitzend im Pfarrerstuhl, seine Schwester und neben ihr Tina. Das Gesicht konnte er nicht erkennen. Sie hielt es tief gebeugt. Er sah nur die Gestalt, die ihm so schlanke erschien im Trauergewande, und er sah das leise Beben, das sie dann und wann erschütterte. Sie weinte wohl.

Arme Tina — liebe arme Tina!

Nun hob das Orgelspiel und der Gesang an. Dann trat der Superintendent, der selbst aus Bibbickow herübergekommen war, an den Sarg.

Hans hörte kaum, was er sprach. Seine Gedanken wanderten zurück in die Kindheit. Er dachte daran, wie oft er auf den Knien des Toten gesessen habe, wie er seinen ersten Unterricht bei ihm empfangen hatte in der traulichen Arbeitsstube im Pfarrhaus — dort, vor dem Altar, hatte er dann als Konfirmand gestanden — dort war er getraut worden. Was lag nicht alles zwischen diesen Zeiten!

Und er blickte wieder hinüber zum Pfarrerstuhl. Tina weinte nicht mehr. Sie hatte den Kopf erhoben, ihr Auge schien an den Lippen des greisen Predigers zu hängen, der so berebt von ihrem Vater sprach, mit so herzlicher Anerkennung, mit so viel inniger Verehrung.

Wie sie sich doch verändert hatte in dem kurzen halben Jahr! Oder war's nur das Leid der letzten Tage, das das frische feste Knaben-gesicht in das Antlitz eines reifen, ganzen Menschen gewandelt hatte? So ernst sah sie aus — und so schön! Feingekundet das Oval. Die Wangen blaß. Die dunkeln Augen unter den langen Wimpern feuchtschimmernd wie im Opalglanz.

Er konnte sich nicht losreißen von dem Gesicht — wie ein neues Wunder wirkte es auf ihn ein. Da hörte er die Mutter leise neben sich: „Komm, Hans! Gib Großmama den Arm.“

Wachhaftig, es war Zeit! Unten hoben die Kirchenältesten den Sarg an und trugen ihn durch

die sich zum Mittelgang drängende Gemeinde. Glockenläuten. Orgelspiel. Ein dumpfes großes Schluchzen.

Nun fühlte er die Hand der Großmutter schwer auf seinem Arm; ihr Haupt war tief gebeugt. Als er so aus dem Chor herastrat, sah er, mitten unter der Gemeinde, eine Uniform. Zuerst nur sie, dann erst erkannte er Gallweg.

Gallweg! Wie kam der hierher? Es war nicht viel mehr als eine Erscheinung. Denn die Menge verschob sie gleich wieder, machte Platz für die unmittelbar Leidtragenden.

Malwine ging mit Tina zunächst, dicht vor Hans, hinter dem Sarge her. Und man mußte nicht recht, stützte Malwine die Tochter des Verewigten oder Tina Malwine, die heute schwerer als sonst ihr körperliches Leid zu tragen schien.

Durch die geöffneten Flügel der Kirchentür flutete der helle Sonnenschein — Wintersonnenschein. Die acht Gemeindevältesten trugen den Sarg bis zur großen Linde an der Friedhofsecke, hinweg über die grünen Fichtenzweige, mit denen die Schuljugend den verschneiten Steg bestreut hatte. Unter der alten Linde, deren entlaubte Äste sich scharf vom blauen Himmel abhoben, lag das Grab. Die dunkle Grube, das Häuflein gefrorener Erdschollen dicht daneben. Aber die schöne klare Sonne über dem allen — wie ein Gruß vom Himmel herab für diesen letzten Gang.

Hans stand, den Helm trampfhaft steif zwischen den gefalteten Händen, vor der Gruft. Wieder zwischen Großmutter und Mutter, aber nun auch kaum zwei Schritte entfernt von Tina. So dicht bei ihr, daß ihm nicht das leise schmerzliche Zucken des schönen Mundes, nicht das leichte Vibrieren der feinen Nasenflügel entgehen konnte, und wie sich bisweilen, auf Bruchteile einer Sekunde, die Augenlider nerods schlossen. Ihr schnelles Atmen meinte er zu fühlen, ihren Pulsschlag zählen zu können. Trauerhut und Trauererschleier verbargen das ganze Paar; nur vorn an dem Scheitel blieb ein glatter Streif sichtbar, und an den Schläfen stahlen sich einige krause Härchen hervor und schimmerten in der Sonne.

Die Sonne — ja richtig, dort sprach ja der Superintendent auch von den Sonnenstrahlen, die hoffnungsführend in die dunkle Gruft leuchteten. Und nun senkten sie den Sarg hinab.

Ein kurzes, jähes Aufschluchzen. So recht aus tiefstem Menschenherzen. Wollte er nicht hinzuspringen? Taumelte Tina nicht?

Aber da stand schon die Großmutter neben ihr, fest auf ihren Krückstock gestützt, und hielt sie umschlungen. Und schon richtete sie sich auch selbst wieder auf, hob den Kopf, öffnete die Augen, blickte starr hinweg über die Grube, hinüber zum Pfarrhause jenseits der Straße, auf das Fenster seiner Arbeitsstube, vor dem er so oft gesessen.

Die Glocken begannen wieder zu läuten. Leise tönte der Orgelsang aus der Kirche. Das letzte Gebet — und dann die drei Hände Erde in die

Grust — wie unheimlich die hartgefrorenen kleinen Schollen unten auf den Sarg aufschlugen!

Hans wollte zurücktreten. Aber es ging nicht gleich, denn von allen Seiten drängten die Bauern und Kossäten, Tagelöhner, Arbeiter heran, um dem guten alten Manne dort unten den letzten Ehrengruß ins Grab nachzuwerfen; und die Frauen und Mädchen dazwischen mit ihren kleinen Immortellensträußchen, den bunten großen Taschentüchern in den Händen und vor den Augen, leise schluchzend.

Als er sich endlich umwenden konnte, sah er hinter den Reihen der Dörfler zwei Gruppen. Etwas abseits, im leisen Gespräch, die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft; und dann Tina zwischen Großmutter, Mutter und Schwester, und vor ihr Gallweg. Der hatte den Helm noch in der Linken, aber in seiner Rechten ruhte auf einen kurzen Augenblick die Hand Tinas.

Was wollte nur Gallweg hier?

Und nun mußte er selbst ja zu Tina herantreten, mußte ihre Hand nehmen, mußte ein Wort des Beileids sprechen.

Es drängte ihn zu ihr. Und er fürchtete sich vor dem nächsten Augenblick. Aber es mußte ja sein . . . mußte . . . Pafsig ging er auf die kleine Gruppe zu. Er war so befangen, daß es vor seinen Augen schillerte. Oder war's vom Schneeglantz, und tränten ihm wirklich die Wimpern? „Fräulein Hedstein . . . Tina . . . meine innigste Teilnahme . . .“

Ganz umsonst hatte er sich gefürchtet . . . Es verdroß ihn, erkaltete ihn, daß er so umsonst sich gesorgt hatte, daß sie ihm so ganz ruhig ihre Hand ließ und sagte — schlicht und herzlich, als habe nie ein Schatten zwischen ihnen beiden gestanden, nie ein zerfetztes Glück: „Ich danke Ihnen, Hans, daß Sie gekommen sind.“

Er trat zurück, setzte den Helm auf. Nun ja . . . ja doch . . . Es war ja ganz gut so!

Und dann wendete er sich halbblau an Gallweg, während die Damen nun langsam noch einmal zum Grabe schritten. „Du hier, Spah! Das ist wirklich aufopfernd von dir. Wann bist du denn gekommen?“

Hörte Gallweg die kaum verhaltene Bitterkeit im Ton nicht? Oder wollte er sie nicht hören?

„Heute früh, Hans! Ich erhielt erst gestern nachmittag durch die Güte deiner Frau Großmutter die Todesnachricht. Sie war zum Regiment gegangen, dann zur Akademie.“

„Schade. Wir hätten zusammen fahren können. Warum hast du denn nicht wenigstens an mich um einen Wagen zur Station telegraphiert?“

„Ich wollte niemand belästigen, Hagelitz. In solchen Stunden — ich weiß es — hat jeder mit sich selbst zu tun.“

Hans schob sich den Helm tiefer in den Nacken.

„Selbstverständlich lasse ich dich zur Bahn fahren. Und du kommst jetzt zunächst mal mit uns, einen Happen und ein Glas Wein mußt du doch nehmen.“

„Gern, Hans. Es ist sehr freundlich von dir. Aber mit dem Fünf-Uhr-Zug muß ich fahren. Ich bin überhaupt ohne Urlaub hier.“

„Na, Spah, wenn du ohne Urlaub fährst! Wenn das am grünen Holze geschieht, was . . .“

Er kam nicht weiter. Denn nun traten Graf Ducker und der Henshagener heran. Sie fühlten offenbar das Bedürfnis nach dem üblichen Imbiß.

„Die Herren geben uns doch die Ehre!“ Hans warf noch einen Blick auf die Damen. Sie standen mit den Amtsbrüdern des Verstorbenen um den inzwischen gewölbten Hügel und ordneten die Kränze.

Ob er doch einmal zu Tina gehen sollte? Jetzt?

Mit einem plötzlichen Entschluß legte er seine Hand in den Arm des Henshagener. „Kommen Sie — bitte.“

Nun war es Dämmerungsstunde und tiefe Stille im Hause.

Die letzten Gäste waren schon vor einer Stunde abgefahren, Gallweg noch früher. Hans hatte sich Großmutter's breiten Lehnstuhl an den Ofen gezogen und träumte vor sich hin. Am Fenster saß die Mutter, strickte und sah über die Mänschen auf den Garten hinaus. Es begann wieder leicht zu schneien. Sie hätte so gern mit ihrem Sohne gesprochen, hatte so vielerlei Fragen an ihn. Aber sie scheute sich, ihn zu stören. Er sah, wie sie meinte, nicht gut aus, so übernächtig.

Auf dem Tisch stand schon längst das Kaffeegeschirr, die unheimlich große Kanne mit der gehäkelten Zipfelmütze darüber und die Tassen um sie herum; daneben die alte silberne verschließbare Zuckerdose, zu der aber stets der Schlüssel fehlte, und ein Schäßföckchen mit Mürbeteuchen, ein andres mit den gelben Wasserjenneln; die Butterbüchse.

In seinem Halbschlaf sah Hans das alles. Er spürte den leisen Duft des Kaffees und des Gebäcks; er fing einmal an, mit blinzeln den Augen die einzelnen „Knusse“ der Semmeln zu zählen, wie er es als Kind gethan. Ein paar verspätete Fliegen summt umher. Was hatte Großmutter ihm doch früher immer gesagt: Wer zu Weihnachten eine Fliege fängt, kriegt tausend Taler! Das war ihm wie eine ganz unermeßliche Summe erschienen, ungefähr so, wie die fünf Milliarden nach 1870.

Wie beglücklich das alles war. Und nur immer an die Vergangenheit zu denken. Ein Glück noch, daß er diese Stunden hier hatte. Morgen ging's ja doch zurück.

Die alte Kuckuckuhr schlug fünf. Auch solch liebes Erinnerungsstück an vergangene Tage. Er mußte lächeln. Der Kuckuck kam schon seit zehn Jahren nicht mehr zu seiner Thür heraus. Das Welt ging auch ganz miserabel. Aber niemand im Hause hätte die Uhr missen mögen.

Die Mutter lugte herüber. Er sah es ganz deutlich, aber er verstellte sich. Nur noch zehn Minuten. Nun stand sie aber doch auf, ganz

leise und vorsichtig, schlich zum Tisch, fühlte mit dem Knöchel des Zeigefingers an die Kanne, ob die auch noch warm sei, räusperte sich, nach einer Minute neuen Zögerns, ein wenig.

„Schläfst du, lieber Junge?“

„Bewahre, Mama. Ich döse nur so —“

„Großmutter wird gleich kommen, denk' ich.“

Sie zog sich einen Stuhl heran, setzte sich dicht neben ihn, legte ihre Hand auf die seine: „Mein alter Junge! Du hast gewiß an Ruth gedacht. Was mag sie wohl jetzt machen?“

Er mußte auflachen. Ganz kurz, und dann sagte er: „Nichts!“

„Aber . . . Hans . . .“

Nun wollte er einlenken, erklären: „Aber, Mutti, das ist doch ganz natürlich. Ruth ist jetzt vor dem Diner, hat es sich ein wenig bequem gemacht, liegt auf dem Sofa und tut eben nichts! Wie ich es sagte!“

„Du, Hans . . . deiner Mutter kannst du's doch verraten: Hast ihr euch schon mal gekannt?“

„Kein Wein, Mama! Zum Zanken ist Ruth viel zu — verständig.“

„Und du, Hans? Alter Brauselkopf! Bist du auch immer recht gut zu deiner Frau?“

„Na ob! Versteht sich. Ein Musterehemann. Ich werde nächstens das Großkreuz zum Orden des heiligen Pantoffelstifts kriegen.“

„Was du immer für komische Ausdrücke hast. Manchmal gar nicht hübsch, lieber Junge.“ Sie wußte nicht recht, sollte sie lachen, sollte sie schelten. So stand sie an, ein wenig enttäuscht: „Ich will doch jetzt Recht machen.“

Auf ein paar Minuten versuchte er sich noch einmal in seine Träumereien einzulassen, in dies selige Halbwachen; freute sich am Aufklappen des Streichholzes, am ganz leisen Klirren der Lampenglocke, die immer noch ihren alten kleinen Riß hatte, am milben gedämpften Licht.

Dann ging die Tür, und die Großmutter kam. Er stand auf, rückte ihren Stuhl an den Kaffeetisch. Dabei bemerkte erst, wie verfallen, wie um Jahre gealtert die Großmutter doch heute aussah. Es war unverkennbar, nur ihre zähe Willensanspannung hielt sie aufrecht.

In all den letzten Monaten hatte er nie über die Erinnerung an die Scene hinfortzukommen vermocht, die ihm die Großmutter in der Nacht nach seiner Verlobung bereitere. Jetzt brach sich die alte Zuneigung und Verehrung wieder in ihm Bahn. Er nahm impulsiv ihre Hand, küßte sie respektvoll.

Mit einem langen, fragenden Blick sah sie ihn an, nicht mehr vorwurfsvoll wie damals, eher mitleidig; als ob sie dachte: wie ein Hans im Glück schaut er auch nicht drein. Aber sie sagte nichts. Sie trank hastig, wie jemand, der lange gedurstet hat, ihre zwei großen Tassen Kaffee. Auch auf die Fragen der Mutter, wie es im Trauerhaus stünde, ob die Mädchen nicht herüberkommen würden? — gab sie nur kurze Antwort: Tina sei, gottlob, gefast; Malwine bliebe

bei ihr, und sie selbst wolle nachher noch einmal hinübergehen.

Dann saß sie eine Weile ganz still, in den Lehnstuhl zurückgelehnt, wie sehr müde. Aber ihre Augen schloffen sich nicht. Hans mußte sie immer wieder anblicken, diese lebhaften Greifinnen-Augen und das weisse alte Gesicht mit den selbst heute geschminkten Backen. Wunderlich genug sah sie aus mit den Tränenspuren in den gesährten Wangen und dem verschobenen falschen Scheitel. Und doch: wie fein die Profil war, und wie vornehm bei aller Sonderlichkeit der Gesamteindruck!

Mühsam, mit langen Pausen schleppte sich das Gespräch hin.

Plötzlich richtete sich die Großmutter auf und klopste, wie sie das wohl auch sonst zur Einleitung irgend eines Sazes tat, mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte. Und dann sagte sie unvermittelt: „Hör mal, Hans, deine Mutter hat mir erzählt, du wolltest Tina eine Rente aussetzen. Ich nehme an, du hast das gut und ehrlich gemeint. Aber du wirst das nicht tun. Tina würde, und mit Recht, jeden Versuch in dieser Richtung als eine Beleidigung empfinden. Außerdem — ich will es nicht.“

Das Blut stieg Hans in die Stirn. Die Großmutter hatte durchaus nicht unfreundlich gesprochen. Aus dem Ton ihrer Einnischung, ihrer Ablehnung klang ihm aber doch etwas Verlegendes entgegen.

„Verzeih ein paar Worte, Großmama,“ warf er hastig ein. „Ich habe einfach an meine Pflicht als Patron gedacht. Nein, ehrlich gesagt, doch auch an unser aller freundschaftliches Verhältnis zu dem lieben Berewigten und — nun ja! — erst recht zu Tina. Ich hab' Mama auch ausdrücklich gebeten, auf eine diskrete Art zu sinnen, wie man's ihr beibringt. Am liebsten — indem ich dabei ganz aus dem Spiel bleibe. Du bist eine so weisliche Frau, Großmama, und du hast Tina so lieb: warum willst du ihr die Zukunft nicht erleichtern helfen? Nimm du die ganze Angelegenheit in die Hand. Ordne du alles ganz nach deinem Belieben, bestimme auch die Höhe der Rente. Ich würde dir innig dankbar sein.“

Während er sprach, ließ die Greisin ihren Enkel nicht aus den Augen. Sie sah wohl: mochte er sonst sein, wie er wollte, diesmal kam's ihm aus dem Herzen.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Ich bin gar nicht immer die weisliche Frau, lieber Hans, als die du mich rühmst. In Selbstsachen am allerwenigsten. Das mag ja so im Zuge der Zeit liegen, und ich persönlich nehm's dir nicht weiter übel . . . so alles mit Geld abmachen, mit ein paar Kassenscheinen zubecken zu wollen. Geld ist ja unter Umständen auch so übel nicht, wenn ich's mein Lebtag auch mehr als notwendiges Übel kennen gelernt habe. Aber, mein Kind, es gibt Lagen, in denen Geld die Wunden nicht verdeckt, geschweige heilt, in denen es die Wunden nur



H. v. Dierck

W. v. Dierck

Im Repräsentationsaal der Großen Berliner Ausstellungsstellung

Nach einer Zeichnung von Eduard Lacuel

beizt wie Höllenstein. Das sind all die Wunden, die die Liebe geschlagen hat. Du verstehst mich schon. Und, siehst du, darum bleib uns mit deinem Mammon zehn Schritte vom Leibe. Unsrer — meiner Tina kann kein Geld, ihr kann nur Liebe nugen —“

Hans zertrümmelte den Rest seiner Semmel. „Aber er hat es doch so gut gemeint, Manna,“ sagte Frau von Hagelitz endlich, fast vorwurfsvoll.

„Daran zweifle ich nicht. Jetzt am allerwenigsten, liebe Minna.“

Nun sah er endlich wieder auf. „Gut denn, Großmama, ich will mich vorläufig fügen. Nun vergib mir aber eine Frage: wie denkst du denn, daß sich Tina, fast oder ganz mittellos, wie sie ist, ihre Zukunft gestalten soll?“

„Das kann ich dir heute wirklich noch nicht sagen. Solange ich lebe, wird sie aber nicht in Not kommen — und sonst —, der liebe Gott wird schon weiter helfen.“

Der Krüdstock raschelte aus dem Fußboden; sie stand auf: „Ich will nun hinübergehen.“

„Ich begleite dich bis an die Türe, wenn du erlaubst, Großmutter!“

Sie sah ihn wieder mit ihren forschenden Augen an: „So komm!“

Zuerst gingen die alte Frau und Hans schweigend den ausgetretenen Pfad im Schnee entlang. Bis zum Dorfanger. Dann erst begann Hans: „Weißt du auch, Großmama, daß du heute einem armen Mann eine große Freude geraubt hast?“

„Einem armen Mann, Hans?“

Er seufzte leise: „Ja, Großmama! Sieh — Manna darf ich's, kann ich's nicht sagen. Aber dir! Ich möchte auch nicht weiter darauf eingehen. Es nützt ja doch nichts. Vielleicht — vielleicht kommt's ja auch noch anders, besser. Frag nicht weiter, bitte! Nur eins versprich mir: solltest du einmal erfahren, daß Tina in Not ist — Gott verhilte es —, dann laß mich der nächste sein, an den du denkst.“

„Hans, ich weiß nicht, ob ich dir das zu sagen kann.“

„Ich bitte dich, Großmama!“

Sie sagte nicht ja, sie sagte nicht nein. Aber ihm war's, als nichte sie ihm leicht zu.

Wieder gingen sie wortlos ein Stück weiter. Plötzlich fragte Hans, wie aus einem Gedankenkreise heraus, in dem er schon lange geipponen: „Großmama, was führte Galtweg her?“

Da blieb sie stehen und sagte sehr entschieden und sehr ernst, mit erhobener Hand: „Das geht dich nichts an, Hans! Du hast kein Recht zu fragen!“

„Aber du selbst hast mir ja schon die Antwort gegeben!“ Er lachte bitter auf.

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, Hans! Denn ich könnte nur von Vermutungen sprechen, höchstens von Hoffnungen. Und das möchte ich nicht angesichts des frischen Hügels da drüben.“

„Du weißt doch, Galtweg ist ganz mittellos.“

Er hat sich mit einer kümmerlichen Zulage mühselig durchgeschlagen. Er ist ein lieber, braver Kerl, der lange Spaß — aber, bei Gott, Großmama, es wäre ein namenloses Unglück für beide, wenn —“

Die Greisin ließ ihn diesmal nicht ausreden. Sie beugte sich noch näher zu ihm hin: „Und das sagst du, Hans? Heute noch? Du — der arme Mann!“ Sie schöpfte tief Atem, und dann fuhr sie, mit blühenden Augen und fast jugendlich leidenschaftlicher Stimme fort: „Namenloses Unglück, Hans, kann in der Hütte und im Palaß wohnen. Aber wo die Liebe ist, die wahre Liebe, da gibt es kein namenloses Unglück. Sorgen kann es geben, Entbehrungen, Not — o gewiß, gewiß! — aber das alles trägt sich leicht, wenn zwei Menschen daran tragen, die sich so recht lieb haben. Sei nur still, Hans, ich weiß alles, was du sagen könntest von den landläufigen Reden über die Misere! O ja — der Weg der Armen ist nicht mit Rosen bestreut, und die Liebe hält oft nicht Stich, wenn die graue Frau Sorge sie verschleichen kommt. Und trotzdem . . . und trotzdem: könnt' ich mein Leben noch einmal leben, lieber ein trocken Stück Brot und ein Herz, das mir gehört — mir ganz! mir allein! — als einen goldenen Käfig, als allein wandern durch diese Welt. Schön ist sie, diese Welt — aber schön ist sie nur durch die Liebe!“

Wieder schöpfte sie tief Atem. Dabei lächelte sie, fast wie verlegen, daß sie ihr heißes altes Herz vor dem jungen Enkel ausgeschüttet hatte. Aber sie trug dabei den Kopf hoch.

Er stand und wagte nicht, ihr ins Gesicht zu sehen. Und da überkam eine vornehme Seele plötzlich das Mitleid. Sie streckte ihm die Hand hin: „Weh tun wollte ich dir nicht, Hans. Wirklich nicht. Lieber Gott — weißt du — schließlich hat jeder sein Päckchen zu tragen. Manchmal machen's die Jahre schwerer. Aber oft machen sie's auch leichter. Man gewöhnt sich an das Hudepäcktragen — ich hab's auch getan. Oder, besser, man schöpft aus sich eine neue Kraft. Such Männern, wenn ihr rechte Männer seid, ist das wenigstens vergönnt. Und nun geh nach Hause, Hans . . . gute Nacht! . . . und hör, du! — mach deiner Mutter das Herz nicht schwer . . . Gute Nacht, Hans!“

IX

Es war Generalprobe zu einer Wohltätigkeitsvorstellung gewesen, bei der Ellinor und Ruth in lebenden Bildern mitwirkten. Der Fürst war bei der Probe nicht zugegen, erwartete aber nachher beide Damen und Hans im Palaß; sie hatten noch eine Kleinigkeit soupiert; dann zogen sich Ellinor und Ruth zur Beratung über irgend eine Toilettenfrage zurück, die beiden Herren gingen in das kleine Billardzimmer. Aber nach ein paar Stößen stellten sie, fast wie auf Verabredung, die Luquet gleichzeitig beiseite und setzten sich in eine behagliche Ecke in die tiefen Clubchairs.

Hans war übler Laune. Er hatte allerlei Verdruß gehabt: dienstlichen, häuslichen, gesellschaftlichen. Es ging alles nicht den Weg, den er sich vorgezeichnet hatte. Der Dienst erschien ihm mehr und mehr als eine Last; in der Gesellschaft kam er über Anläufe nicht hinaus; Ruths Schönheit gefiel, imponierte zwar überall, aber ihre phlegmatische und unüberlegte Art hinderte sie und ihn, festen Fuß zu fassen. Daheim — nun, daheim war es todöde. Eine Anzahl jüngerer Kameraden war zwar immer bereit, die berühmten Hagelichschen Dinners mitzumachen. Aber es waren eigentlich gerade diejenigen, die ihm früher am fernsten gestanden hatten. Ueberhaupt, er fühlte sich im Kameradentreise nicht mehr so wohl wie ehedem. Seine Interessen zielten so vielfach in andre Richtung.

„Na, Hans, Schwager, schmeckt der Tobak nicht?“

Der Fürst hatte sich weit zurückgelegt, den Kopf ganz auf die Rückenlehne, die Beine lang ausgestreckt.

„Der Tobak ist exquisit, lieber Peter! Aber der Kerl, der ihn raucht — hol ihn der Teufel.“ Er saß zusammengekauert, die Ellbogen auf den Knien, das Kinn in den Händen.

„Wirst nach Karlsbad müssen, Schwager. Du hast zu wenig Bewegung und futterst zu gut.“

„Bewegung — na, dafür sorgt mein Kompagniechef schon. Und das bißchen Futterei? Vieber Himmel, was hätt' ich denn sonst noch? Aber nach Karlsbad soll ich. Der Doktor sagt's auch. Bissel Leberanippungen oder so was.“

Peter Woldegg lachte sein geräuschloses Lachen. „Ach — Unsinn! Die Doktoren haben immer gleich 'ne Krankheit zur Hand.“

„Mag sein. Aber ich kann dir sagen, ich fühle mich manchmal mordselend. So, um die höchsten Pappelbäume 'raufzutrageln.“

„Nimm Urlaub, mach 'ne Reise um die Welt.“

„Mit oder ohne Ruth?“

„Ohne — selbstverständlich!“

Diesmal lachte Hans. Es klang sehr bitter. „Da kennst du sie aber schlecht, Schwager.“

„Dann — mit!“

„Da kennst du mich aber schlecht!“ Das klang noch bitterer.

Der Fürst schob, ohne sich zu rühren, seine lange Henry Clay aus dem rechten in den linken Mundwinkel.

„Nimm dir 'ne recht lapriziöse Geliebte, Hans. Eine mit hundert neuen Launen alle Tage. Ich will dir gern so 'was rekommandieren. Ist so gut wie Karlsbad —“

„Ne — danke, gütiger Herr. Nicht mein Genre.“

Die Henry Clay rollte wieder in die Mitte der Zähne. Sie stand jetzt ganz aufrecht, wie ein kleiner Turm.

„Dir ist schwer zu helfen, mein Lieber. Dabei tußt du mir wirklich leid.“

Hans brummte etwas Unverständliches. Es konnte 'Dante' heißen und auch 'Hol dich der Geier'.

„... Ellinor tußt du auch leid! Bitte, brauchst gar nichts zu sagen, auch nicht gleich aufzufahren. Wir sind doch nicht blind, Hans. Im Grunde: du moppst dich so langsam tot.“

„Langsam? Ich weiß nicht —“

„Wenn ich dein Leibarzt wäre, würde ich jedenfalls die Diagnose auf chronische Langeweile stellen, kompliziert mit allerlei Begleitzuständen. Ja ... die Weiber ...“

„Was du zu klagen hast, Peter!“

„Ich? Na ja, Hagelich, ich hab' ja eigentlich nicht zu klagen. Weiß Gott ... Obschon ...“

Hans blickte auf. Die letzten Worte des Schwagers, noch mehr ihr Ton erstaunten ihn. Wo saß denn da der Wurm? War Woldegg eifersüchtig? Der Narr! Er, Hans Hagelich, wußte doch am besten, daß der gute Peter keinen Grund hatte. Zum Lachen —

Sie saßen wieder eine Weile ganz still und stumm, mit ihren Gedanken beschäftigt. Die Zigarre war Hans längst ausgegangen. Aber der Fürst rauchte in langen, gleichmäßigen Zügen weiter; den Rauch schluckte er hinunter wie die Russen; man sah nur an dem vollkonservierten Aschekegel auf der fast senkrecht stehenden Imprime, daß sie kleiner und kleiner wurde.

Dann sagte Woldegg halblaut, zwischen den Zähnen hervor: „Du — Hagelich — wenn du Lust hast, will ich dich im Klub einführen. Vielleicht mach't's dir Spaß. Weiß nicht. Stumpfsinnig ist's ja auch. Immerhin ... manchmal kommt man doch auf 'nen andern Gedanken. Und die Zeit schlägt's jedenfalls mausetot ...“

Eigentlich hatte Hans keine besondere Neigung. Aus dem unsicheren Empfinden heraus, unter dem er jetzt oft litt, nicht ganz für voll angesehen zu werden. Aber er überlegte schnell: es gab da doch am Ende manch neue Verbindung, allerlei Anknüpfungspunkte. So sagte er zu.

Dann kamen die Damen herein. Woldegg sprang hastig auf und schob einen Stuhl für seine Frau heran. Aber sie setzte sich nicht, und Ruth mahnte zum Ausbruch. Sie schien müde und schlafdrüchtig. Als sie in den Wagen gestiegen waren, saß sie aufrecht, wie meist, in ihrer Ecke, aber die Augen fielen ihr immer wieder zu. Hans versuchte ein paarmal ein Gespräch anzuknüpfen, sie versagte jedoch noch mehr als gewöhnlich. Schließlich rief er plötzlich — es kam fast wie eine Explosion heraus —: „Herr des Himmels! Ist das langweilig!“ Da gähnte sie hinter dem vorgehaltenen Händchen, nickte ein wenig und meinte dehnend: „Ja ... langweilig ... sehr.“ —

Das war am Donnerstag gewesen. Am Sonnabend erhielt Hans ein Billet des Fürsten: „Unsre Frauen wollen heut' abend ja in die Oper. Du brennst darauf wohl nicht. Wenn nein, dann hole mich doch um zehn Uhr ab.“ Alles in ganz großen etigen Buchstaben, nur Grundstriche, keine

Haartriche; darunter ein geheimnisvoller Schnörkel, ähnlich der Unterschrift eines byzantinischen Kaisers. Er ging.

Man war sehr liebenswürdig gegen ihn, aber er kam über die Empfindung nicht hinaus: gilt diese Liebenswürdigkeit mehr dem Schwager des Fürsten Woldegg, oder gilt sie mehr dem Gelben Paß? Und dieser Gedanke, der ihn nicht losließ, wie er sich auch gegen ihn wehrte, verstimmte ihn mehr und mehr. Er verbitterte ihn, aber er schärfte ihn auch die Augen.

Vor einem Jahre hätte das ganze Milieu ihm noch gewaltig imponiert. Heut fand er es recht alltäglich. Es waren ja dieselben Leute, die man überall sah — in Gesellschaften, im Theater, auf den Rennplätzen. Ein paar schlesische Magnaten, einige Stabsoffiziere von der Gardelavallerie, ein halbes Duzend Legationssekretäre und Botenschaftsräte, der und jener reiche Privatmann, der trotz seines bürgerlichen Namens durch echte oder geheuchelte Leidenschaft für den Turf Eingang zu finden gewußt hatte. Glänzend und behaglich eingerichtete Räume, tadellose Bedienung, ein vorzügliches Souper an kleinen Tischen — mein Gott, das gab es schließlich in jedem Hotel first class.

Dann ein kleines Spiel — Macao —

Davon wenigstens versprach er sich eine angenehme Abwechslung, war am Nachmittag noch auf der Bank gewesen und hatte sich zehntausend Mark eingestekt. Betriebskapital —

Er hatte früher gern gejezt — mit abwechselndem Glück und Unglück — in dem bescheidenen Umfang, für den ihm ehemals allein Gelegenheit geboten war. Ein paar hundert Mark Verlust hatten ihm oft genug peinliche Sorgen bereitet, ein paar hundert Mark Gewinn waren ihm aber auch nicht selten zum Notanker geworden. Gewinn oder Verlust — gleichviel — hatten seine Nerven erregt.

Nun, als er eine halbe Stunde gespielt hatte und die Jetons vor ihm sich beträchtlich vermehrt, merkte er plötzlich, daß die ganze Sache ihm vollständig gleichgültig ließ. Er nahm einen „Großen Schlag“ mit derselben Seelenruhe auf, mit der er sich total „verkauft“; er strich, wenn die Rolle des Bankhaltens an ihn kam, einen Gewinn ebenso gelassen ein, wie er einen Verlust bezahlte. Mitten im Spiel dachte er darüber nach, woher das wohl kommen möge? Vielleicht wagte er zu wenig. Er erhöhte die Einsätze — bekam eine wahre „Seeschlange“, eine Serie von „Schlägen“, zog in wenigen Minuten, seiner oberflächlichen Schätzung nach, an achtausend Mark ein —, es blieb die gleiche Sache. Er legte, als er das nächste Mal die Bank nahm, zwölftausend Mark ein, verlor sie in kürzester Zeit — es regte sich auch nicht das leiseste Gefühl des Bedauerns in ihm. Höchstens empfand er eine gewisse Erleichterung, daß er nun, ohne aufzufallen, vom Spieltisch aufstehen konnte.

Er suchte den Fürsten auf und fand ihn endlich im Pefezimmer. Ganz allein, hinter einem Verg

von Journalen vergraben; aber Woldegg las nicht — er hatte die gelbe Stirn in beide Hände gestützt und starrte nur auf die Buchstaben.

Als er Hans kommen hörte, sah er zerstreut auf und fragte dann: „Nun, Hagelitz? Bist du tüchtig angeschossen worden? Soll ich neue Munition holen?“

Hans lachte: „Danke! Der Geier weiß, woher es kommt, die Chose macht mir auch keinen Spaß mehr.“

„Gut für Paß Börse. — Was nun, Hagelitz?“

„Wenn du mir einen Gefallen tun willst, laß uns eine Rulle recht guten Koffpon trinken und ein rauchbares Kraut dazu kommen.“

„Schön! Das beides erhält man hier wenigstens in der höchsten Vollendung.“

Er schellte, gab seine Befehle. Der Haushofmeister kam persönlich, um die Kristallkaraffe mit dem 89er Laßtite zu servieren. Und dann saßen sie sich wieder gegenüber, fast so, wie wenige Tage vorher im Woldeggischen Palais. Nur daß sie beide etwas redseliger waren.

Sie kamen noch einmal auf das Spiel zu sprechen. „Eigentlich ist's doch wunderbar, daß mich der Kram so kalt ließ,“ meinte Hans. „Früher war das anders. Ich bin schließlich sogar tüchtig ins Zeug gegangen, aber es blieb so langweilig, wie es war.“

„Geht mir gerade so, und ist doch auch ganz erklärlich. Die guten Leute reden sich immer vor, daß sie nicht etwas spielen, um zu gewinnen — bewahre, sie spielen ihrer Ansicht nach nur um des lieben Nerventüfels willen, meinen sie. Keiner Betrug und Selbstbetrug. Wer spielt, will gewinnen — und wem es gleichgültig sein kann, ob er gewinnt oder verliert, dem muß das Spiel ab erscheinen.“

„Peter, die Logik hinkt,“ warf Hans ein. „Weshalb würden denn sonst die reichsten Männer spielen und immer wieder spielen?“

„Pah! Das sind eben geborene Spielernaturen, die nicht anders können — Kranke gewissermaßen, mit einer Monomanie behaftet. Aber auch Ausnahmen, verschwindende Ausnahmen. Einige tun's wohl noch aus Gewohnheit, einige aus Eitelkeit — die ungeheure Mehrzahl nur um des lieben Raubes wegen. Hu ... und das müßte bei unsereinem doch ausgeschlossen sein. Man versucht's halt immer mal wieder, probiert den Nerventüfel ... und findet's wieder sab. Ja ... das Leben ist langweilig ...“

Der Fürst schenkte sich sein Glas voll und trank langsam aus, mit dem stillen Behagen des Renners den Wan langsam über die Junge rollen lassend. Dann nahm er das Wort wieder auf. Hans kam es ganz wunderbar vor, wie viel der früher so Schweigsame jetzt sprach. Ueberhaupt, Peter Woldegg schien ihm manchmal recht verändert.

„Hu —“ meinte der Fürst, „... ja ... ich sollte eigentlich sagen: das Leben war langweilig. Denn ich habe neuerdings so etwas wie ein

Remedium, ein Allheilmittel gegen des Lebens Dede gefunden, oder richtiger, es ist mir zugeflogen gekommen.“

„Da bin ich aber neugierig!“ Hans lachte. „Sei menschenfreundlich, verrate mir das Geheimnis.“ „Ich fürchte, Hagelig, dir würde es doch nichts nützen. Und dann: das Mittel hat, wie die meisten guten Medizinen, einen bitteren Beigeschmack.“

„Heraus damit!“

„Im . . . ja . . . das ist nicht so einfach, mein Lieber!“ Woldegg lehnte sich in seinen Stuhl zurück, schob an dem Bändchen seiner Zuporte hin und her, überlegte sichtlich. „Sieh mal, mein Lieber, für die meisten Männer gibt's ein ganz normales Universalmittel. Nämlich so 'ne feste, tüchtige Tätigkeit. Darüber bin ich mir selbst in meinen schlimmsten Tagen klar gewesen. Nur . . . ich bin dafür nicht geschaffen. Wir Woldeggs alle nicht . . . leider! Na, da hab' ich denn so in den Tag hineingebüßt. Ihn so ausgefüllt, totgeschlagen, wie's unsreiner eben macht: ein bißel Sport, ein bißel Spiel; 'ne Reise, paar neue Bekanntschaften, 'ne neue Art, die Krawatte zu binden. Viel hat meine Heirat daran zuerst auch nicht geändert. Aber jetzt — siehst du, jetzt hab' ich's — und den verdammt bitteren Beigeschmack dazu . . .“

Er, dessen Atemholen man nie bemerkte, zog geräuschvoll die Luft ein und stieß dann plötzlich heraus: „'s ist nämlich die große Leidenschaft!“ Der Fürst sah sehr wunderbar aus in diesem Moment. Sein fahles Gesicht übergoß bis auf den kalten Scheitel hinaus eine dunkle Rote, als schäme er sich seines Geständnisses. Um die halb-offenen Lippen lag ein etwas gezwungenes Lächeln. Aber die Augen glänzten, glitzerten ganz seltsam.

„Na . . . wer mag die Diva sein, der Peter sein Sultanschnupftuch zuwerfen geruhte?“ dachte Hans. „Das kann dem guten Pa ja teuer zu stehen kommen!“

Doch da schüttelte Woldegg schon mit dem Kopf, ganz langsam. „Nee, Schwager, was du dir denkst — ich las' es dir nämlich von der Rasenspiße ab —, das is' nich! . . .“ Das Blut wallte aus seinem Gesicht zurück. Es suchte ein paar mal um seine Augen. Dann sagte er leise: „Untersteh dich nicht und lach!“ — ich bin zum Rasendwerden in meine Frau verliebt!“

Die Warnung war nicht ganz umsonst gewesen, denn Hans hätte beinahe laut aufgelacht. Aber ein Blick in des Schwagers Gesicht würde ihn wohl auch ohne Warnung belehrt haben, daß Woldegg vollständig im Ernst sprach und ernst genommen zu werden wünschte. So gab er, doch etwas verlegen, zurück: „Nun, Peter — dann kann man ja euch beiden nur gratulieren.“

Der Fürst sah ihn eine Sekunde starr an, stand auf, schritt ein paar mal durchs Zimmer, schaute durch die Türen, ob niemand lauschte, kam zurück, setzte sich wieder, stürzte hastig ein Glas herunter. „Für das Wort dank dir der Teufel,

Schwager!“ sagte er dann bitter. „Denn du Schlingel weißt ja ganz genau, wie Hase läuft.“

„Peter, verzeih, du wärst ein Narr, wenn du etwa eifersüchtig . . .“

„Ach, Unsinn! Eifersüchtig! Ich weiß ganz genau, die kleinen Scherze, die Ellinor liebt, sind für sie nur, was andern das Spiel ist — solch kleiner Nerventzettel, bei dem ihr Herz gar nicht beteiligt ist. Aber auch gar nicht!“

„Na also! Du hast dich doch sonst wahrhaftig nicht zu beklagen. Wenn ich reden wollte —“

„Ja, armer Hagelig! Wir wissen, du hast dein Päckchen zu tragen. Ich hab's dir ja voraus-gesagt. Aber glaub mir, ich trag' schmerz.“

Hans schwieg. Er wollte nicht indiscret sein, er wußte nicht, wie weit das offensbare Bedürfnis des Schwagers, sein Herz zu erleichtern, ging. Auch Woldegg saß eine geraume Weile wortlos, drehte an seiner Zigarre, warf sie in den Aschen-trug, zog sein Zigarrenetui heraus, wandte es hin und her und zündete sich schließlich eine Papyros an. Alles mit niederge schlagenen Augen.

„Es ist zum Rasendwerden,“ sprach er endlich halblaut, jedes Wort wie mühsam zwischen den Zähnen kauend. „Wie das tut, weißt du denn doch nicht, Hagelig! Nach außen immer alles glatt, normal, blühblank. Na ja, im Hause zwischen uns zweien ja scheinbar auch, kaum je eine Meinungsverschiedenheit. Und dabei eine Eiseskälte . . . Nordpolartemperatur.“

Der Fürst sprang auf: „Komm, Hans! Ich halt's hier nicht mehr aus. Wir wollen gehen. Du kannst mich ja die paar Schritte bis nach der Behrenstraße bringen — nimmst dir dann 'ne Droschke.“

Das Wetter hatte umgeschlagen. Es war kalt geworden. Der Schnee trüfchte unter ihren Füßen. Aber die friische Winterluft tat ihnen beiden wohl. Sie gingen die Linden entlang bis zur Wilhelmstraße. Dann blieb Woldegg plötzlich stehen: „Ich muß mich noch auslaufen, Hagelig. Ich geh' mit dir — meinetwegen bis zu euch hinaus.“

So schritten sie weiter, durch das Branden-burger Thor, die menschenleere Charlottenburger Chaussee entlang. Wortlos zuerst. Bis der Fürst zu fluchen begann: „Himmelfreuz —, wozu sie uns eigentlich geheiratet haben! Na ja . . . mich um mein Fürstentröndchen, obwohl ich der klugen Ellinor eigentlich was Klügeres zutrauen möchte! Dich, du armer Junge, weil sich die Nuth einfach in dich vergaßte, die kleine verliebte Person, die sie ist. Und nun ist das Unglück da. Zum Heulen ist es!“

Hans schwieg noch immer. Aber in ihm stieg etwas wie Mitleid mit dem Schwager auf, der da neben ihm her rasste, mit den dünnen Lack-schuhen durch den tiefen Schnee, und es gar nicht zu merken schien, daß er sich nasse Füße holte. Peter Woldegg — nasse Füße!

Ja, Ellinor! Er verstand schon, daß es

fürchterlich sein mußte, neben dieser klugen, liebenswürdigen, lebendigen und so schönen Frau ungeliebt leben zu müssen! Was verlangte freilich der gute Peter? Die volle Liebe einer Ellinor . . . ihr Herz? Ja, hatte sie wohl überhaupt ein Herz?

„Ich will dir was sagen, Hagelitz —“ hörte er da wieder des Fürsten Stimme neben sich. „So töricht bin ich nicht, daß ich's mir nicht ganz klar mache: Unrecht hat Ellinor eigentlich nicht. Sie könnte doch, wie sie ist, einen ganzen Mann verlangen, und was hat sie: einen elenden Wachs-lappen. Ich kann nichts, ich bin nichts, ich werde im Leben nichts. Du lieber Himmel, was ist denn solch ein Fürstentitelchen? Eine Dekoration! Das wird erst wertvoll, wenn man im Staatsdienst ist oder Soldat oder Parlamentarier — kurz irgend was. Ja, wenn ich mit so etwas imponieren könnte. . . ihr imponieren . . . dann! Im Grunde imponiert ihr selbst ja mehr: der hat doch wenigstens was geschaffen im Leben — Dollars! Den Teufel auch!“

Es klang jetzt fast weinerlich, was Woldegg herausbrachte.

„Aber, Peter, du unterschätzt dich denn doch. Denke an die gesellschaftliche Position, die du Ellinor gibst.“

„Ich? Glaubst du doch selber nicht. Macht sie doch alles, mit ihrer Schönheit, ihrer Anmut, ihrem feinen Takt — na ja — und mit Was Reichtum.“ Er zögnete, und dann fuhr er hastig fort: „Weißt du noch, Hans, wie wir bei euch auf der Veranda saßen und deine Großmutter von unserm grauen Männchen erzählte. Nun, als ich Ellinor in Paris kennen gelernt hatte und so dicht vor dem Verloben stand, war ich mal 'ne Nacht daheim. Da war's ja damals anders wie jetzt, nur so halb eingerichtet, Junggesellenstübchen, ordentlich wie zum Grufeln geschaffen. Also — hm — ich mach' nichts auf, es war heller Mondschein, und da sitzt er mir gerade gegenüber, auf der Fußlehn vom Bett, baumelt mit den Beinen und klopft an seine Tabaksdose.“

„Aber das ist ja Unsinn, Woldegg! Du hast geträumt!“

„Geträumt? Lieber Hans, so träumt man nicht. Laß dir nur weiter sagen. Also ich lieg' hier in Schweiß gebadet, und er sieht mich immer starr an. Grinsend. Und dann nickt er mir zu und dann knarrt er — es klang ganz so wie ein Knarren —, also er knarrt mich an: „Wollt' nur gratulieren, Durchlaucht! Alleruntertänigst gratulieren. Und meine gehorsamste Empfehlung an Durchlaucht's zukünftige Herrin! Herrin, Durchlaucht! Zu dienen! Wer kein richtiger Herr ist — hi, hi — muß eine Herrin haben . . .“ Fort war er, wie weggeblasen.“

„Einbildung, Peter! Die ganze Geschichte mit eurem Hausgepenst ist ein Ammenmärchen.“

„So? Nun, ich wünsch' dir nicht, daß du den greulichen Kerl einmal, wie ich, von Angesicht zu Angesicht siehst! Und ist's denn nicht ein-

getroffen, was er mir vorhergesagt hat? Alles — wirklich. Die Herrin ist da, und der, der kein Herr ist, verbrannt innerlich!“

„So sieh der Herr!“

Der Fürst höhnte bitter: „Und das sagst du?! Wir schleppen unsre Fesseln — glaub mir's — bis zum Grabe!“

„Oder werfen sie doch eines Tages ab —“

„Du nicht! Ich nicht!“

Wieder schritten sie eine Weile schweigend weiter durch den verschneiten Tiergarten, in der schneidenden Kälte. Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, jeder mit seinem Lose. Plötzlich mußte Woldegg niesen, und dann zwei, dreimal hintereinander. Es klang so komisch, nach der erregten Unterhaltung, in ihre Stimmung hinein, daß sie beide in schnellem Uebergang auflachten.

„Ja ja! Das hat man davon. Da siehst du den Mann, den Herrn. Ins Bett gehört er, Flibertee muß er haben! Gottlob, da kommt ja 'ne Droschke angewadelt. Gute Nacht, Hagelitz, — und vergiß, was ich schwatzte, wenn du kannst. Wir haben wohl 'n bißchen zu viel getrunken heut' abend! Gute Nacht!“

Am nächsten Tage war Liebesmahl im Regiment. Hans hatte schon zweimal abgefragt und durfte diesmal nicht fehlen. Als er, bereits im Paletot, in Ruths Boudoir trat, fand er sie auf der Chaiselongue liegend, und sie lehrte schnell das Gesicht zur Wand.

„Adieu, liebe Ruth!“

Sie antwortete nicht. Er stand neben ihr und suchte ihre Rechte. Sie hielt beide Hände auf dem Rücken.

„Bist du böse, Ruth? Ich muß ins Kasino. 's ist so gut wie Dienst. Wahrhaftig.“

Sie schwieg noch immer. Er konnte nur ihr halbes Profil sehen, aber die Eigensinnsfalte bemerkte er doch. „Soll ich ganz ohne Gruß gehen?“

Da drehte sie sich langsam um und sagte langsam: „Geh nur! Du gehst ja jetzt immer ohne mich!“

Beim Zeug, das klang ja beinahe wie eine lebhaftere Regung! Er setzte sich auf die Kante des Sofas: „Ruth, ich bliebe wirklich lieber hier. Aber du mußt das einsehen —“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn du nur wolltest, könntest du bei mir bleiben. Aber du willst nicht. Ich weiß auch, warum. Du langweilst dich hier. Ellinor hat es mir gestern gesagt.“

Er sah wohl, sie plapperte das nach, wie eine schlecht verstandene Lektion. Und er reimte sich den Zusammenhang ganz richtig zusammen: Ellinor hatte es gut gemeint, die Schwester ein wenig aufzurütteln wollen.

„Ruth, du hast Ellinor sicher nicht ganz richtig verstanden. Hat sie dir nicht gesagt, daß ein Mann nicht immer im Hause sitzen kann, daß er Pflichten hat, auch kameradschaftliche Pflichten?“

„Ja . . . so etwas hat sie wohl auch gesagt.“

Aber das ist alles Unsinn. Du langweilst dich eben mit mir. Darum gehst du. Geh nur! Lieb hast du mich ja doch nicht mehr."

Sie sprach das alles ohne sonderliche Aufregung, in gleichmäßigem Tonfall. Aber eigenfönnig, wie ein Kind. Er versuchte zu lachen. „Was du nicht alles weißt! Nicht lieb haben? Ruth, man kann doch nicht immerfort lachen, wie auf der Hochzeitsreise."

„Ich mache mir ja auch gar nichts daraus! Es ist nur, was fange ich denn heute abend an?"

„Aber, Ruth! Nimm ein Buch vor — spiele ein wenig Klavier! Die paar Stunden!"

Er wußte wohl, sie tat weder das eine noch das andre. Aber er konnte doch nicht sagen: „Verschlafe, verdöse die paar Stunden!"

„Ach —" machte sie nur und verzog ein wenig die Lippen. Doch dann setzte sie plötzlich hinzu, ganz mit dem Trotz eines Kindes: „An Pa werde ich bespeshieren, daß du mich nicht mehr lieb hast. Er mag mich holen. Du kannst dann sehen, ob es ohne mich besser ist."

Das war zu viel! Sie war in ihrer Unvernunft im stande, ihren Vorfaß auszuführen. Pa fehlte gerade noch!

„Du bist eine komplette kleine Närrin, meine liebe Ruth!" fuhr Hans auf. „Laß mich gefälligst den guten Pa aus dem Spiel! Ich verbitte mir solche Albernheiten! Hörst du — ein für allemal! — ich verbitte mir das! Ich bin dein Mann! Ich habe zu befehlen! Verstehst du?"

Wie ein geschollenes Händchen duckte sie sich, ohne ein Wort der Erwiderung. Er war aufgesprungen, lief ein paar mal durchs Zimmer. Nun tat es ihm schon wieder leid; heftig geworden zu sein, dünkte ihm unklug. Vielleicht hatte er sie nur unnötig gereizt, vielleicht —

So lehrte er zu ihr zurück, suchte ihr gut zu sprechen. Aber sie antwortete nicht, lag ganz still, das Mäulchen ein wenig verzogen. Plötzlich fiel ihm ein: es ist ja die höchste Zeit! Er beugte sich über sie. Da zog sie die Hände hinter dem Rücken hervor und deckte sich den Mund zu. Auch wieder ganz wie ein großes, dummes Kind. Denn er sah wohl, wie ihre Augen dabei lauerten, ob er sie nicht doch küssen würde.

„Also — adieu, Ruth!" Fastig wandte er sich ab und ging hinaus.

Er kam wirklich zu spät zu Tisch — immer eine peinliche Sache! —, stahl sich leise in den Speisesaal und fand mit Mühe noch einen Platz an der Tür, zwischen den jüngsten Offizieren und den Fähnrichen.

Verstimmt, verzögert, wie er war, trank er sehr schnell. Lud sich rechts und links einen Kameraden zu einer Flasche Cliquot England ein. Kam dann, angeregt, in ein lebhaftes Gespräch. Er gewann dabei die angenehme Ueberzeugung, den „jungen Dächsen" höflich zu imponieren. Sie lachten ja förmlich! Schließlich geriet er, was er sonst immer vermied, fast an die Grenze des Renommierens, forderte rechts ein Viertelduzend,

links ein Viertelduzend für das nächste Frühjahr nach Bielberg ein und schwärmte ihnen dabei ein wenig vor von seinem Neubau, von der Herrschaft seines Schwagers, dem Maringer See, von Automobilen, Motorbooten, Jagden und Jachten, von Pierdeucht, Merinoböden und künstlichem Dung. Jedesmal, wenn er so recht ins Zeug gegangen war, verdroß es ihn dabei selbst.

Ganz am andern Ende der Tafel saß Gallweg. Aber sie hatten sich gesehen, zugenickt, und Hans schickte die Oberordonnanz hinüber: „Herr Leutnant von Hagelich kommt Herr Leutnant von Gallweg einen Schluck vor!"

Dann wurde endlich die Tafel aufgehoben.

Die Mehrzahl der jüngeren Herren blieb im Speisesaal, mit ihnen Hagelich. Die Musik spielte weiter; hier und dort an den feillich gerückten Tischen setzten sich einige trinkfeste Gruppen nieder, im freien Mittelraum wurde gewalzt und getollt. Ein paar mal kam auch zu Hans einer der „Dächse", um ihn mit einem kleinen Knicks zu einem Tänzein aufzufordern.

Plötzlich sah er Gallweg vorüberstreichen. Er rief ihn an: „Vanger Spah . . . Hochhe! Komm, sei kein Frosch! Trink noch 'ne Pulle mit mir."

Gallweg nickte ihm zu und kam herüber: „Ich suchte dich schon im Kasseezimmer, Hans. Hast du eine Viertelstunde Zeit für mich?"

„Aber natürlich!" Hans blickte auf und bemerkte jetzt erst, daß Gallweg sehr ernst ausah. So ernst, daß es ganz merkwürdig mit dem Uebermut, der sich im Saale breit machte, kontrastierte. Unwillfürlich stand er auf. „Was hast du denn, Spah? Donnerwetter, Kerichen, bist du krank?"

„Bewahre!" Gallweg lächelte trübe. „Es ist nur — aber, bitte, komm ins Lesezimmer. Da find wir allein."

Hans schob seine Hand in den Arm des Kameraden: „Gern, Spah! Und im voraus gesagt — wenn ich dir raten, helfen kann —, ich stehe ganz zu deinen Diensten." Er dachte nicht anders, als Gallweg sei irgendwie in eine petuniäre Verlegenheit geraten. Auch dem Soldesten kann das ja passieren.

Um ins Lesezimmer zu gelangen, mußten sie durch das andre Zimmer gehen, in dem die älteren Herren — Stabsoffiziere, einige Hauptleute, auch ein paar Gäste — ihren Kaffee nahmen. In Gruppen standen sie umher oder saßen zu dritt, viert an kleinen Tischen. Die Ordonnanzen reichten soeben Liqueure herum und Zigarren; es war ziemlich eng. So ließ Hans den Arm von Gallweg los und schob sich hinter diesen.

Da fühlte er plötzlich, wie der Oberst ihn fixierte. Gleich darauf stellte Herr von Hager seine Mokkaaffe beiseite und trat auf ihn zu. „Lieber Hagelich — auf ein Wort —"

Hans wurde etwas befangen, dachte: „Aha, er hat doch bemerkt, daß du zu spät gekommen bist. Es steht einen kleinen Küffel. Na, wenn schon —" Er winkte Gallweg zu: „Warte."

Der Oberst schien jedoch sehr gnädig. Er lächelte freundlich, wandte sich noch einmal zu den nächststehenden Herren zurück: „Ich will mit Hagelitz wegen der Mustikommision sprechen —“ und ging ins Lezejimmer voran. Es war wirklich, wie gewöhnlich an solchen Tagen, ganz leer. Hans folgte, unwillkürlich mit der linken Hand die obersten Knöpfe seines Leberocks schließend.

Was der Oberst nur wollte? Für eine Nase schien es ja doch nicht hinauszukommen. Sonst hätte er ihn wohl auch auf morgen zu sich aufs Regimentsgeschäftszimmer bestellt.

„Bitte, lieber Hagelitz, so nehmen Sie doch Platz!“ sagte Herr von Hager. — „Hier —“

Es wollte Hans fast scheinen, als sei der Oberst selbst etwas verlegen, als suche er nach einem passenden Einleitungswort. Er schraubte die Gasflamme höher, schob ein paar Bücher zur Seite, setzte sich dann an den grünen Mitteltisch, so daß er Hans seitlich hatte, dicht neben sich, und rückte seinen Stuhl etwas heraus.

„Nämlich, lieber Hagelitz, ich wollte mit Ihnen sprechen . . . mir erlauben, Ihnen einen kameradschaftlichen Rat zu geben, für den ich auf Ihr Verständnis rechne. Ich möchte Ihnen — nun ja, und wie die Sachen liegen — auch dem Regiment gern Unannehmlichkeiten, richtiger, Peinlichkeiten ersparen.“

Hans begriff nicht, wohinaus der Oberst wollte. Merkwürdig, er war sonst immer so bestimmt, aber heute —

„Nämlich, lieber Hagelitz, man hat mir gesagt, daß Sie bei Hofe ausgehen wollen. Ich finde das ja ganz begreiflich. Ich hätte auch an sich durchaus nichts dagegen. Im Gegenteil, Sie wissen ja, ich habe es immer gern gesehen, wenn recht viele Herren vom Regiment offiziell ausgehen . . .“ Er stockte schon wieder, um dann hinzuzusetzen: „Trotzdem, wie ich schon sagte: ich möchte mir den kameradschaftlichen Rat erlauben, lassen Sie es für dies Jahr noch, lieber Hagelitz!“

Das war äußerst wohlwollend gesprochen. Einem unverheirateten jungen Offizier gegenüber wäre es auch keineswegs etwas Ungewöhnliches gewesen; es kam fast alle Jahre vor, daß der Kommandeur diesem oder jenem, der noch nicht recht sicher auf dem Parquet erschienen, abriet, bei Hofe auszugehen — was natürlich einem Befehl gleichgalt. Auf Hans Hagelitz konnten derartige Bedenten aber nicht zutreffen. Es stieg heiß in ihm empor. Er fühlte, daß sein Gesicht sich rötete. Der Kragen wurde ihm plötzlich sehr eng. Früher hätte er ja geschwiegen. Jetzt — nein!

„Dürfte ich wohl gehoramsft fragen, weshalb der Herr Oberst — —“

Herr von Hager ließ ihn nicht ausreden. Er legte ihm seine Hand auf das Knie und sagte, nun erst recht liebenswürdig: „Hagelitz, wirklich, es ist mir peinlich! Sie müssen's mir doch anmerken. Deshalb such' ich's doch auch möglichst wenig dienstlich abzumachen. Nehmen Sie meinen

Rat als den gutgemeinten eines älteren Kameraden an, und im übrigen wollen wir die Geschichte auf sich beruhen lassen.“

Aber in Hans war nun schon eine leise bittere Ahnung aufgestiegen, und ein gewisser Trost kam in ihm zum Durchbruch.

„Verzeihung, Herr Oberst . . . ich erkenne die Güte des Herrn Oberst vollaus an. Aber bei meinen vielen gefelligen Verpflichtungen, dann meiner Frau gegenüber, auch meinem Schwager Wolbegg, möchte ich doch gehoramsft fragen . . .“

Wieder unterbrach ihn der Oberst. Er sprach diesmal ernster, jedes Wort abwägend: „Lieber Herr von Hagelitz, ich könnte Ihnen ja selbstverständlich die Angabe von Gründen verweigern. Darüber sind Sie sich doch klar? Inbessn, da ich nun einmal diese peinliche Angelegenheit gern in möglichst außerdienstlicher Form erledigen möchte, will ich offen sein. Ich —“ nun suchte er doch wieder nach einem passenden Wort, einer gartfühlenden Einleitung — „Sie wissen ja aus eigener Erfahrung, das Doppelkett ist ein gefährliches Pfajster. Es wäre mein Wunsch . . . es läge ganz sicher auch in Ihrem Interesse, und man hat es mir auch von oben her als wünschenswert angedeutet, daß Ihre Frau Gemahlin, die ja deutschen Verhältnissen fremd ist, sich erst hier einleibt, ehe die gnädige Frau sich bei Hofe vorstellen läßt.“

Also doch! Hatte er's nicht schon geahnt? Ruth! Ruths Torheit, Ruths Taktlosigkeit! Natürlich!

Auflachen hätte er mögen, und dabei kämpfte er gegen die Tränen der Scham. Der Oberst sah wohl, wie Hagelitz zu Mute war. „Armer Kerl!“ dachte er. Und er begann auf ihn einzusprechen: er solle das doch nur nicht tragisch nehmen; ein, zwei Jahre, und die gnädige Frau habe ganz sicher festen Fuß gefaßt; er würde dann selbst, wenn er noch das Regiment habe, es sich zur Ehre schätzen . . . und so weiter und so weiter.

Aber Hans hörte kaum auf seine Worte. Er empfand nichts als eine gröbliche Blamage, die für ihn etwas Beleidigendes hatte. Er dachte dann aber auch schon an die unvermeidlichen Auseinandersetzungen mit Ruth, dachte daran, was Wolbegg's sagen würden. Und schließlich stieg etwas wie unbändiger Zorn in ihm empor: wenn es der Oberst zehntausendmal gut meinte und schöne Worte machte . . . zum Geier auch! . . . was war das für eine Bevormundung einem erwachsenen Menschen gegenüber, einem verheirateten Manne, der doch am Ende selbst für seine Frau einstehen mußte! Wahrhaftig — das ging denn doch zu weit!

Herr von Hager hatte sich erhoben. Er sagte noch einmal: „Nämlich, lieber Hagelitz . . . wirklich . . . nehmen Sie's nicht tragisch!“

Da würgte Hans plötzlich heraus: „Und wenn — wenn ich nun von dem gütigen Rat des Herrn Obersten keinen Gebrauch machen kann — meine Frau — meine Schwägerin —“



Zufahrt in die Sommerfrische vom Zuhälter Bahnhof in Berlin

Nach einer Zeichnung von Eduard Guehl



Einen Augenblick schien der Kommandeur völlig überrascht. Dann richtete er sich straff auf und sagte scharf: „Herr von Hagelitz, ich muß sehr bitten! Sollten Sie mich in dieser Angelegenheit noch dienstlich zu sprechen wünschen, dann morgen — in den Bureaufunden“ — wandte sich und ging.

Als Gallweg ein paar Minuten später in das Zimmer trat, sah er Hans am Fenster stehen, so in Gedanken versunken, daß er gar nicht hörte, wie der Spatz die Tür schloß und an dem langen Lesetisch entlang ging. Erst als Gallweg fast unmittelbar hinter ihm stand, wandte er sich um, und als sie sich ins Gesicht sahen, erschrakten sie gegenseitig über ihr Aussehen. Sie kamen sich um Jahre gealtert vor.

Hagelitz faßte sich zuerst: „Verzeih, Spatz, du wollest mich sprechen. Aber der Oberst hatte mich festgenagelt — nichts Wesentliches. Komm! Ich stehe ganz zu deiner Verfügung. Was gibt's?“ Er sprach's hastig, wie in der Absicht, den andern über die lange Unterredung mit dem Kommandeur hinwegzutäuschen. Und Gallweg wieder hatte die Empfindung: „Der arme Kerl hat irgendwelche Unannehmlichkeiten gehabt — jetzt ist nicht die Stunde, ihm dein Herz auszuschnitten.“ Er wollte abwehren — „ein andermal, Hans!“ — aber nun gab ihn Hagelitz in einem gewissen Eigensinn nicht frei, vielleicht auch in dem unklaren Egoismus: „Vielleicht bringt der lange Spatz dich auf andre Gedanken.“

Sie setzten sich.

„Gut denn, Hans! Sieh mal . . . wir sind, trotz aller Verschwiegenheit, immer gute Freunde gewesen. Ich brauche einen Menschen, mit dem ich mich aussprechen muß — ich stehe vor einem schweren, sehr schweren Entschluß. Nicht, ehrlich gesagt, daß ich ursprünglich an dich gedacht habe — nein! — aber als ich dich vorhin bei Tisch sah, da schoß es mir so durch den Kopf: sprich mit Hagelitz. . .“

Hans nickte. Er hatte den Stuhl dicht an den Tisch herangezogen, die Hände vor sich auf die grünbezogene Platte gelegt und betrachtete scheinbar eifrig seine wohlgepflegten Nägel. Ganz war er doch nicht bei der Sache. Er hörte, aber seine Gedanken tauchten dazwischen immer wieder zurück in den Inhalt der Unterredung mit dem Obersten, beschäftigten sich mit den Folgen, die er aus ihr — so oder so — zu ziehen gezwungen war.

„Sieh mal, Hans — du weißt, mit welcher Passion ich Soldat bin, du wirst ermessen können, wie schwer es mir wird . . . Ich bin im Begriff, meinen Abschied einzureichen.“

Es war ganz merkwürdig. Genau im gleichen Augenblick, in dem Gallweg das aussprach, war Hans der Gedanke durch den Kopf geschossen: „Ach was, nimm deinen Abschied! Was quälst du dich! Weise ihnen eins!“

So konsterniert war er durch das seltsame Zusammentreffen, daß er Gallweg einen Moment

fast verständnislos ansah. Dann aber rief er doch: „Spatz — bist du toll geworden! Menschen sind, bei deinen Aussichten! Ist ja klar! Hast du für irgend einen Lobberad dummerweise gut gesagt? Spatz! Nein so was!“

Gallweg lächelte trübe. „Nicht so laut, Hans — bitte! Nein — nein! Es ist mein freier Entschluß — ein fester Entschluß!“

Wieder starrte ihn Hagelitz einen Augenblick verständnislos an. Doch dann hob er plötzlich die Hände, vergrub den Kopf zwischen ihnen. Er hatte begriffen. Der Spatz aber brauchte das schmerzliche und zornige Jucken in seinem Gesicht nicht zu sehen. Erst mußte das heruntergekämpft werden. Mein Gott, war das ein Tag!

Eine Weile saßen sie sich ganz still gegenüber. Die Gasflamme summt leise zwischen ihnen. Dann und wann schallte aus dem Nebenzimmer ein heiteres Lachen herüber. Der Oberstleutnant erzählte wohl eine seiner drolligen Jagdgeschichten.

Auch Gallweg fühlte ganz genau, weshalb Hagelitz sein Gesicht verbar: Tina! Also immer noch nicht überwunden. Aber es war schon am besten so, er erfuhr's auf diese Weise, von ihm selbst. Immer noch besser als aus dritter Hand.

Wie Gallweg so saß, selbst tief bewegt, und den Kameraden vor sich sah, und daß ab und zu ein Schauer über dessen Körper hinraun, als weine er tränenlos, da gingen seine Gedanken zurück auf ihr gemeinschaftliches junges Leben. Solch lieber Kerl war der Hans doch immer gewesen, bei all seinem Egoismus — einer von denen, denen man nicht böse sein kann. Ein tüchtiger, begabter Offizier, aber leichtsinnig, flatterhaft, eitel, bequeme, gennüßlich: alles, alles! Und doch so, daß man ihm wieder alles verzeihen, ihm wieder gut sein mußte. Den guten Kern hatte man schließlich immer wieder herausgeföhlt. Nun hatte er erreicht, was er sich immer erträumt hatte: Millionen, Brunk, eine schöne Frau. Aber die Spaten auf den Dächern pfliffen schon davon, glücklich war er nicht! Und doch: daß er bei seiner leichten Art, das Leben zu nehmen, so schwer tragen würde, das hatte Gallweg nicht gedacht. Daß er so schwer trug, konnte nur sein — weil er nicht zu vergeffen vermochte.

So einschneidend der Entschluß Gallwegs gewesen war und so schmerzlich, die letzten Tage hatten ihm doch ein solch reiches Glück gebracht, daß sein Herz sich mit Mitleid für den armen, reichen Mann dort drüben füllte.

Er stand leise auf, wollte um den Tisch herumgehen zu Hagelitz hin.

Doch da ließ Hans schon die Hände vom Gesicht gleiten. Ganz verstört sah er aus. Aber er streckte Gallweg die Rechte über den Tisch hin: „Viel Glück wünsche ich dir, mein alter, lieber Spatz!“ sagte er tonlos. „Gott geb es euch — ihr verdient es beide!“

„Ich bin ja so glücklich, Hans —“

Hagelitz nickte. Und dann wurde er plötzlich rot wie ein Kind, das irgend etwas sagen möchte

und sich nicht recht mit der Sprache heraustraut. Er lächelte dabei schmerzlich.

„Sind doch immer gute Freunde gewesen, Spaz? Ja! Dann mußt du's mir auch nicht übelnehmen.“

„Ich nehme dir nichts übel, Hans. Am wenigsten in dieser Minute.“

„Hast du dir's auch ernstlich, genau überlegt? Ich meine — versteh mich — nur das mit dem Abschied? Gerade du gibst so viel an. Ich weiß wohl, ein tüchtiger Kerl wie du, Spaz, findet schließlich überall seinen Platz, aber — mein Gott! — doch oft erst nach schweren Kämpfen.“

„Gewiß, Hagelig. Aber es muß sein. Und dann, ganz so schlimm ist es wenigstens nach der materiellen Seite hin nicht. Ich habe im letzten Jahr allerlei gute literarische Verbindungen angeknüpft.“

„Solch ein unsicheres Brot!“

„Ja, Hans, mit deinem Maßstab gemessen. Aber wir sind anspruchslose Leute. Es wird schon gehen.“

Das Blut ging und kam in Hansens Gesicht. Lieber Gott, da sind nun zwei Menschen, die du lieb hast, und ihnen fehlen elende hunderttausend Mark oder so etwas, so viel wie wir beide, Ruth und ich, vielleicht in einem Jahre für Wohnung und Toilette zum Fenster hinauswerfen, und du hast es im Ueberfluß, und du kannst, du darfst doch nicht sagen: „Kinder, hier! Hier!“

Vor zwei Monaten noch hätte er's gewagt. Heute fühlte er, daß es wohl unmöglich war. Aber es schmerzte ihn tief.

„Hast du schon mit dem Obersten gesprochen?“ fragte er endlich.

„Noch nicht, Hans. Morgen früh —“

„Wenn man so vierzehn Jahre des Königs Rock, die Uniform unsers lieben alten Regiments getragen hat — es muß sehr weh tun!“ Es

lag ein Doppelsinn in den Worten, den Galloweg freilich nicht ahnen konnte.

„Das tut es, Hans. Sehr weh! Aber ich tausche doch mehr ein.“

Wieder wurde es still zwischen ihnen. Hans Hagelig sah bewegt in das ernste, reife Gesicht des Kameraden. Ja — der tauschte mehr ein. Und du — du, wenn du morgen oder übermorgen oder in einem Jahre denselben Gang gehen wirst — was wird dir werden?

Mit einem plötzlichen Entschluß stand er auf. Er kam um den Tisch herum und faßte beide Hände Gallowegs. Es schien, er wollte noch sprechen. Noch einmal Glück wünschen, vielleicht eine Bitte hinzufügen. Aber er schüttelte nur die beiden Hände. Krampfhaft, wieder und wieder. Dann riß er sich los und stürzte hinaus. Durch die kleine Nebentür, die unmittelbar auf die Treppe führte und zur Garderobe.

Als er hier unter der langen Reihe der Paletots nach seinem Mantel suchte, hastig, mit einem seltsamen Schimmer vor den Augen, blauen tanzenden Kreisen, tönte das frohe Jubeln der jungen Kameraden aus dem Speisesaal neu auslöchernd herab. Sie verlangten von der Musik irgend einen beliebigen Tanz, irgend einen Gassenhauer.

Da war er ja endlich, der schwere Nergpez. Die Oberordonnanz stand an der Tür. „Der Wagen ist aber noch nicht da, Herr Leutnant —“ „Schadet nichts!“

Er trat auf den Flur hinaus. Und gerade in diesem Augenblick intonierte oben die Musik, und ein paar Duzend Kehlen stimmten ein:

„Mein Herz, das ist ein Bienenhaus.
Die Mädchen sind darin die Bienen —
Sie fliegen ein, sie fliegen aus —“

Ausfluchen hätte er mögen, aber es wurde nur ein mühsam unterdrücktes Schluchzen. (Schluß folgt)





Craversierung der Higuille de la Za

Alpine Technik

Von

Maud Wundt

Wie können Hochgebirgsriefen von der schroffen, scheinbar völlig unnahbaren Gestalt einer Jungfrau, eines Matterhorns bezwungen werden, wie ist es überhaupt möglich, an solchen Felsen und Eiswänden emporzusteigen — wird dabei den Befehlen der Schwere nicht völlig Hohn gesprochen? Diese Fragen drängen sich dem Nichtbergsteiger immer wieder auf, wenn er sich den Niefen des Hochgebirges von Angesicht zu Angesicht gegenüber befindet, und bei der zunehmenden Verbreitung des Alpinismus, bei der Bedeutung, die er für die körperliche und seelische Erholung unserer nervösen Generation immer mehr gewinnt, ist es gewiß auch von allgemeinem Interesse, einen Blick auf die verschiedenen Lagen zu tun, in die der Bergsteiger kommt, der allein und ungeführt seinem Sport dort oben nachgeht, ihn bei seinem persönlichen Tun und Treiben zu beobachten, die Verhältnisse kennen zu lernen, unter denen er sich befindet, die Grundfäße, nach denen er handelt.

Wir können uns dabei mit besonderem Vorteil der Photographie bedienen, die es naturgemäß sehr viel besser ermöglicht, eine klare Gesamtvorstellung aller gleichzeitig in Betracht kommenden Verhältnisse zu geben, als das gesprochene oder geschriebene Wort. Einen Nachteil freilich hat die bildliche

Darstellung: der Mangel an genügender Plastik, der der Photographie, sofern sie nicht stereoskopische Bilder liefern kann, anhaftet, und der Umstand, daß sie dort oben nur verhältnismäßig kleine Ausschnitte zu geben im Stande ist, bringen es mit sich, daß die dargestellten Situationen vielfach schwieriger ausfallen, als sie in Wirklichkeit sind oder wenigstens dem in Tätigkeit befindlichen Bergsteiger erscheinen.

Schon die Tatsache, daß solche „halsbrecherischen“ Situationen photographisch festgehalten werden können, weist darauf hin, daß die Sache keineswegs so schlimm ist, denn die Aufnahme eines Bildes erfordert zum mindesten eine gesicherte Aufstellung, die, vom Gesichtspunkt des Kletterns betrachtet, einen Anheupunkt bildet. Solche Ruhepunkte aber, auf denen der Körper in normaler Lage stehen oder sitzen kann und sich somit in völliger Sicherheit befindet, sind, wenigstens bei Felspartien und wenn man von den allerschwierigsten Ausnahmetouren absteht, überall verhältnismäßig zahlreich vorhanden, und Passagen, die auf eine Entfernung von 20 bis 30 Metern dem Körper keinen Ruhepunkt gewähren, sondern in einem Zuge erklettert werden müssen, gehören zu den größten Seltenheiten. Schon hieraus ergibt sich, daß, wenn mehrere Personen durch ein Seil von dieser Länge



Abstieg an der Aiguille de la Za

miteinander verbunden sind, zum mindesten ein Teilnehmer der Partie sich stets auf sicherem Grund und Boden befindet und den andern bei eintretenden Schwierigkeiten erfolgreich beistehen kann. Bei Eistouren aber, wo oft lange und steile Hänge zu ersteigen sind, tritt der Rißel in Verwendung, um einen entsprechenden Standpunkt künstlich herzustellen.

Nun die Schwindelfreiheit, die dem „Talmenschen“ meist so völlig unverständlich erscheint.

Zunächst muß man theoretisch zugeben, daß der Körper, um festzustehen, an sich nicht mehr Raum gebraucht, als sein Fuß bedeckt. Tritt dazu noch ein „Griff“, der mit den Händen erfaßt werden kann, so ist zum mindesten die Möglichkeit einer sicheren Stellung gegeben. Dies ist aber allerdings Theorie. In Wirklichkeit wird es immer etwas ausmachen, ob der Standpunkt, auf dem man in dieser Weise steht, ein „exponierter“ ist, d. h. ob unmittelbar unter ihm die unergründliche Tiefe gähnt. Wer also nicht völlig schwindelfrei ist, wird gut tun, Versteigungen zu vermeiden, die auf längeren Strecken wirklich exponiert sind. Andererseits ist aber zu bemerken, daß die Gesamtneigungswinkel der Berge nicht annähernd so steil sind, wie man von unten denkt, daß sie nur ausnahmsweise 50 bis 60 Grad erreichen und man somit in der Regel nicht einen senkrechten Abgrund, sondern eine schief abfallende Fläche unter sich hat, die für das Auge nicht annähernd so unangenehm ist. Von allergrößter Bedeutung ist ferner die allmähliche Gewöhnung

an den Blick in die Tiefe. Schritt für Schritt steigt der Bergsteiger erst über grasige Hänge empor, hinauf zu den Felsen und Eiswänden, die allmählich steiler werden. Kommt er dann erst an wirklich exponierte Stellen, so ist ein an sich schwindelfreies Auge schon stark gegen die Anziehungskraft der Tiefe abgestumpft, und unwillkürlich hat es sich daran gewöhnt, nur nach den Vorsprüngen zu blicken, die die

Stützpunkte für Hände und Füße sein sollen. Dies ist eine Tatsache, die jedem Bergsteiger geläufig ist, und die Erfahrung lehrt auch, daß bei Abstürzen infolge von Schwindel eine ganz minimale Rolle spielt. Die Ursachen liegen vielmehr an dem Außerachtlassen notwendiger Vorsichtsmaßregeln oder an sogenannten „objektiven Gefahren“, wie Unwetter, Steinfall u. s. w., deren Erwägung hier zu weit führen würde. Allgemein möge nur noch die Tatsache erwähnt

werden, daß nach einer statistischen Feststellung die Eisenbahnfahrt und die Jagd mehr Opfer fordern als das Bergsteigen, und wer würde den Aufenthalt im Eisenbahncoupe einer schönen Hochgebirgstour vorziehen? Beginnen wir nun zunächst mit den Kletterpartien, die seit der Erschließung der Dolomiten, dieser phantastischen Kalkfelsen Südtirols, einen besonders bevorzugten Zweig unsers Sports bilden. Hier hängt naturgemäß alles von der Beschaffenheit des Gesteins ab, und ich habe versucht, in den Bildern die charakteristischen Merkmale soweit als möglich zusammenzustellen.



Abstieg auf den Gletscher

Der Abstieg an der Cima Brenta Alta zeigt uns eine überaus steile Tolomitwand. Aber das Gestein ist vielfach von Rissen durchsetzt, überall befinden sich kleine Vorsprünge, Vertiefungen, Ecken und Kanten, die für einen guten Kletterer genügend „Griffe“ und „Tritte“ gewähren, zumal das Tolomitgestein im allgemeinen fest und sicher ist. Der oben befindliche Führer, der auf unserm Bilde nicht

Granitwände erheben sich an dieser, in den penninischen Alpen befindlichen Nadel, und es wäre unmöglich, an ihnen empor zu kommen, wenn sie nicht, im Winkel nach innen zusammenstoßend, eine Rinne bildeten, in der man, sich auf beiden Seiten ansteuernd, emporklettern kann. Aber die Stelle ist nur kurz, der unten stehende Bergsteiger hat in der Rinne einen festen Stand, und



Abstieg an der Cima Brenta Alta

mehr zur Darstellung kommt, steht auf einem jener breiten „Bänder“, wagerechten Vorsprüngen, die sich aus der Schichtung des Gesteins ergeben und gewissermaßen stufenförmige Abfälle an dem Berge bilden. Auf einem solchen Bande war auch der photographische Apparat aufgestellt, und unsre Bergsteigerin hat nur noch wenige Schritte zu machen, um es zu erreichen.

Ganz anders geartet ist das Gestein bei dem Aufstieg an der Niguille de la Za. Glatte

der Vorausgehende, der sich außerhalb des Bildes befindet, ebenso.

Besonders gefürchtet sind die sogenannten „Platten“, wie sie der „Böse Tritt“ an der Niguille de la Za darstellt. Der Fels ist hier nicht besonders steil, aber glatt, und nur ein ganz schmaler Riß gewährt den Füßen einigen Halt, während für die Hände an vielen Stellen so gut wie nichts vorhanden ist. Es wäre deshalb unverantwortlich, wollte man diese Stelle allein passieren.



Der „böse Crin“ an der Aiguille de la Za

Wird sie aber von einer aus mehreren Personen bestehenden Partie unter Zuhilfenahme des Seiles in Angriff genommen, so kann sie mit völliger Sicherheit überwunden werden, denn bei einer Breite von etwa 20 Metern gewährt sie auf beiden Seiten völlig sichere Stützpunkte.

Eine sehr exponierte Traversierung zeigt uns das Bild Seite 227 von der Aiguille de la Za. Die glatten Granitfelsen fallen hier außerordentlich steil in die Tiefe, und nur einzelne schmale Vorsprünge gestatten ein wagerechtes Entlanggehen an der mächtigen Wand. Der hinterste, höher oben befindliche Teilnehmer steht auf einem Vorsprung, ähnlich demjenigen, wie er sich unmittelbar hinter der Bergsteigerin befindet, und er hat wie diese das Seil „verankert“, d. h. um einen Felsvorsprung geschlungen, der im Falle eines Ausgleitens den Ruck des Seiles anzuhalten hätte. Zu bemerken ist, daß dieses Bild auf einer besonders schwierigen, nur ganz ausnahmsweise gemachten Route direkt vom Tale her aufgenommen ist, ein Umstand, der im übrigen keinen großen Eindruck auf unsere Bergsteiger macht, denn augenscheinlich überlegt sich der Voransgehende ruhig, wie er die Sache angreifen, wohin er sich begeben soll, ehe er die andern nachfolgen läßt. Der Abstieg auf den Gletscher zeigt uns eine weniger schwierige Situation. Ein Sprung auf den weichen Schnee, und die Sache ist überstanden. Völlig andre Verhältnisse als beim

Fels treffen wir auf dem Eise. Die zerklüfteten Gletscherströme und hochgelegenen Firnfelder, die wir aus der Ferne in ihrem strahlenden Glanze und mächtigen Kontraste zu den grünen Matten und Wäldern bewundern, bilden natürlich einen weniger sicheren Boden als der Fels und verlangen eine genaue, man möchte sagen, intuitive Kenntnis aller Verhältnisse. Denn was dem Bergsteiger hier droht, das liegt meist unter der Oberfläche: verdeckte Spalten und Schründe, glatte Eishänge, auf denen der nachträglich gefallene Schnee nur oberflächlich haftet, lockere Schneemassen, die keine genügende Festigkeit haben. Hier ist das Seil von noch größerer Bedeutung als auf dem Fels, und es ist immer ein feierlicher Moment, wenn es beim Betreten des Gletschers angelegt wird, uns die Tatsache greifbar vor Augen tritt, daß wir jetzt aufeinander angewiesen sind. Freilich, die unteren, noch keine starke Neigung zeigenden Teile des Gletschers, die zuerst betreten werden, sind trotz ihrer zerrissenen Spalten verhältnismäßig harmlos, denn hier liegt das blaue Eis, das einen sicheren Untergrund gewährt, offen da, und es ist nichts andres als ein Vergnügen, dann und wann über eine nicht gar zu breite Spalte hinwegzuspringen und in ihre bläuliche Tiefe hinabzublicken. Will man das nicht, so können diese Spalten, die in der Mitte breit sind, nach den Seiten zu aber sich verengen, beinahe stets umgangen werden.

Schwieriger ist die Sachlage, wenn die Neigung



Stufenschlagen abwärts

des Gletschers steiler wird und richtige Eiswände erklimmen werden müssen. (Siehe die Bilder „Ersteigen einer Eiswand“ I und II.) Hier tritt das Eisbeil in seine Rechte. Es wird Stufe um Stufe geschlagen, gerade so groß, um dem Fuße einen Halt zu bieten, für Augenblicke von der berücktigten

einander von demselben Standpunkte aus aufgenommen. Sie zeigen das gerade Emporsteigen an der Wand und das schräge Entlangarbeiten auf einem solchen Eisbaude. In dieser Weise geht es bei schwierigen Gletscherwanderungen oft im Zickzack hin und her.



Traversierung an der Côte du Lion

Größe einer „Waschküßel“. Die Arbeit, die dabei von einem Führer geleistet wird, ist oft ganz bedeutend. Vielsach ist das Ersteigen aber auch durch Steigeisen zu bewerkstelligen, die fest in das Eis getreten werden. Wie wir sehen, ist die Eiswand, deren Ersteigung unsere Bilder darstellen, von wagrechten Rissen durchsetzt, deren vorsichende Kanten breit genug sind, um sicher auf ihnen zu stehen. Die beiden Bilder sind unmittelbar nach-

Mit dem Betreten der höheren Regionen verändert der Gletscher allmählich seine Gestalt und macht dem Firn Platz, mehr oder weniger hart gefrorenem Schnee, der, je nach seiner Beschaffenheit, eine ganz verschiedene Technik verlangt. Oft genügt es, den Fuß fest auf den Boden zu stampfen, um dem Körper einen genügenden Halt zu verschaffen. Noch häufiger freilich ist der Schnee so hart gefroren, daß Stufen geschlagen oder die



Abstieg vom Zebra-Kamm

Steigeisen verwendet werden müssen. Ist er endlich, wie insbesondere im Frühjahr durch laue Fröhenluft erweicht, so tritt unter Umständen Lawinen-

gefahr ein, und dann sollten solche Hänge überhaupt nicht betreten werden. Im Hochsommer, wo der Winterschnee schon weggeschmolzen ist, ist solche Gefahr weniger zu befürchten, und namentlich nicht in den kalten Morgenstunden.

Die Traversierung an der Tête du Lion in den penninischen Alpen zeigt uns das wagrechte Entlangwandern an einer steilen Firnwand. Zur Vorsicht hat der italienische Alpenklub hier am Felsen Seile verankert, um ein Ausgleiten zu verhindern. Wie wir sehen, befinden sich auch hier, der früher erwähnten Regel entsprechend, nur zwei Personen der fünf Köpfe starken Karawane in Bewegung auf dem Firn, während die übrigen drei einen durchaus gesicherten Standpunkt haben. Ein solcher ergibt sich dann wieder auf dem vorspringenden Felsblocke u. s. w.



Anstellen

Besonders anziehend ist die Wanderung auf einem hochgelegenen Firnlamme, wie man sie oft auf Bergesgipfeln antrifft. Der Blick kann hier frei nach allen Seiten hinausichweifen, und wenigstens bei unserm auf dem Zebra aufgenommenen Bilde (Erster Gruppe) ist keinerlei Gefahr wahrzunehmen, denn der Kamm ist breit und der Firn gut. Schwieriger war der Abstieg von dem Kamm, doch waren die Stufen schon im Geranke wege geschlagen worden, so daß es sich nur darum handelte, fest hineinzutreten. Dagegen befindet sich



Ersteigen einer Eiswand I



Wanderung
auf dem
Eiskamm
des Zeburu

unser
Berg-
steigerin
vor
einem
halbver-
deckten
Schnee-
feld, der
über-

sprungen werden muß. Er war schon beim Aufstiege konstatiert und ein kleines Plateau auf dem jenseitigen Rande festgetreten worden: weiterhin endete der Abstieg auf das tiefer liegende Firnfeld mit einer amüsanten Rutschpartie.

Ich hoffe in dem Vorstehenden nachgewiesen zu haben, daß auch bei dem Alpinismus alles auf sehr natürliche Weise zugeht, daß dem Bergsteiger eine ganze Anzahl von Mitteln zu Gebote steht, um die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten sicher zu überwinden, wenn er nur klar und überlegt handelt und seine Ruhe bewahrt. Es ergibt sich eben auch hier eines aus dem andern, und der große Erfolg setzt sich wie überall aus Kleinigkeiten zusammen, die bei richtiger Beurteilung und Ausnutzung sicher zum Ziele führen. Schon diese Erfahrung, die jeder Bergsteiger sofort macht, ist von Nutzen für die Auffassung des Lebens überhaupt.

Außerdem werden neben der Abhärtung und Kräftigung des Körpers Mut, Selbstvertrauen und Beharrlichkeit gehoben, und die radikale Abwechslung, die das abenteuerliche Leben im Gebirge im Gegensatz zu der Monotonie des Alltagslebens bildet, kann nicht hoch genug veranschlagt werden.

Das schönste am Bergsteigen ist aber zweifellos der Hauch der Ewigkeit, der uns dort oben in dieser grandiosen Natur mit ihren unfagbaren Schönheiten umweht, uns das Herz weitet und uns mit neuer Kraft für die Aufgaben des Alltagslebens



Sprung über eine Spalte

erfüllt. Diese Vorzüge sind gewiß ihre Opfer wert, und keiner, der sich diese schöne Welt dort oben erst einmal angeeignet hat, wird die Erinnerung daran hergeben wollen.



Erstigen einer Eiswand II



Jugendende

Novelle

von

Karl Herold

Erz, bestellen Sie ein Kompliment in der Küche, das war wieder mal großartig!" sagte Herr Willy Hügel zum Oberkellner des Hotel Grade und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. "Und nun bringen Sie mir den Kaffee!"

Es war im Lesezimmer des Hotels, wohin sich nach Beendigung der Table d'hôte die Abonementen zurückgezogen hatten. Vier davon spielten einen Kaffeeskat nach spartanischen Prinzipien — Moggeln erlaubt, aber man durfte sich nicht dabei erwischen lassen —, zwei spielten Sechsuudsechzig und zwei lafen. Es waren alles ältere Herren in guten Verhältnissen, nur ein junger Mann dabei, dem das väterliche Vermögen die Verpflegung in diesem vornehmen Hotel erlaubte.

Am Statisch ging plötzlich ein großer Lärm los: Herr Fischer, der ein Schachspiel ohne zwei machte, hatte den roten Wenzel durch eine bewundernswerte Fingerfertigkeit aus einem Stich wieder heraus in die Karte geschmuggelt und zum zweitenmal ausgespielt. Während man ihm das Spiel ansah und beim Oberkellner die vier Straßknäpfe bestellte, erklärte er gleichmütig, er habe nicht anders gekonnt: das Moggeln sei Notwehr gewesen. Wenn man so dumm tourniere, ginge es nicht anders.

Es war etwas sehr laut geworden, glücklicherweise aber störte das im Lesezimmer des Hotel Grade nicht. Man war es gewöhnt. Und doch trat an diesem Tage der Hotelbesitzer, Herr Emil Grade, während dieses Lärmens mit einem sehr ernsten, fast vorwurfsvollen Gesicht in das Lesezimmer und sagte zu den Statispielern: "Aber, meine Herren, wie übermütig Sie gerade heute sind! Man sollte doch den Verhältnissen Rechnung tragen!"

Man lachte darüber, denn Herr Grade trug von früh bis Abend und bis in die tiefe Nacht hinein „den Verhältnissen Rechnung“.

„Es paßt wohl irgend einem faulen Reisekonk nicht?“ fragte einer der Herren.

„Nein, nein,“ entgegnete der Wirt hastig, „ich werde doch nichts auf meine Stammgäste kommen lassen. Aber Sie wissen es wohl noch gar nicht: Herr Fleckle ist gestorben.“

Nun wurden sie alle ernst. Das war freilich ein trauriger Fall. Herr Fleckle war Lehrer an der Bürgererschule gewesen und früher, so vor zehn Jahren und länger, mit den Herren sehr befreundet. Er lebte zwar in bescheidenen Verhältnissen, aber er war ein ausgezeichnete Klavierspieler und mußte deshalb stets, wenn die Herren einen lustigen Abend hatten, dabei sein. Dann verheiratete er sich und kam weniger mit ihnen zusammen, immerhin hörte aber der Verkehr nicht vollständig auf. Und nun war er gegangen und ließ seine Witwe mit drei unverforgten Kindern zurück. Wahrlich, ein trauriger Fall. Er erinnerte alle die ältlichen Jung-

gesellen, die in sorglosem Wohlstande lebten, daß es ein Ende gäbe, ein Ende, an das sie sonst nie dachten.

Man unterbrach das Spiel, um sich über den Fall anzusprechen. Alle hatten etwas bestürzte und traurige Mienen, nur Herr Werner Fritsche, der junge Mann, der den Verstorbenen nicht näher gekannt hatte, blieb bei den fliegenden Blättern und lachte über einen Witz.

„Es ist schade um ihn, sehr schade,“ seufzte einer, und ein anderer fügte hinzu: „Die arme Frau und die armen Kinder!“

„Wenn man jetzt mal wieder ein Karpfenessen oder so etwas anstellt, ist wahrhaftig feiner mehr da,“ der ein anständiges Stüd auf dem Klavier spielen laun. „Nicht, Mister Dill?“

Herr Willy Hügel legte die Zeitung, die er noch immer in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch und sagte mit etwas scharfer Betonung:

„Lassen Sie doch dieses „Mister Dill“, lieber Danitsch. Wenn man nicht mehr Englisch versteht als diese beiden Worte, ist es geschmacklos, sie anzuhören.“

Willy Hügel war der Erosische unter den Herren. Er hatte sich fünfzehn Jahre lang im Auslande, erst in Paris und dann in London aufgehalten. Nun war er seit fast zehn Jahren wieder am Orte. Der Fall Fleckle berührte ihn nicht so tief als die übrigen, da der Lehrer seit seiner Anwesenheit in der Stadt nur noch seltener Gast in dem Freundestriebe gewesen war. Hügel war in der zweiten Hälfte der Vierzig, ein großer Mann mit frischem roten Gesicht und blondem Schnurrbart. Man konnte ihn leicht für jünger halten, und er selbst gebärdete sich jugendlich genug. Von seinem Londoner Aufenthalt hatte er eine Vorliebe für grelle Krawatten und großkarierte, helle, bequeme Anzüge mitgebracht. Im Anfang hatte er auch die Angewohnheit, mit dem Hute auf dem Kopfe, die Hände in den Taschen, pfeifend durch die Zimmer zu gehen. Aber das hatte man ihm bald abgewöhnt, die Stadt war nicht groß genug für „englische Sitten“. Man hatte sogar so viel an ihm herum erzogen, um ihn wieder zum richtigen deutschen Kleinfädter zu machen, daß er ganz nervös geworden war und leicht unangenehm wurde, wenn die guten Lehren, wie er sich zu benehmen habe, nicht anshören wollten. So sah er jetzt wieder mit verärgertem Gesichte da. Er konnte dieses „Mister Dill“ durchaus nicht leiden.

„Na, Hügel, nun seien Sie mal vernünftig!“ sagte Hanitsch. „Ich hab' Sie doch nicht beihen wollen. Bleiben wir bei der Stange. Was machen wir denn mit Fleckle?“

Nun sprachen alle durcheinander. Der eine wollte einen schönen Kranz, der andre einen Palmenzweig laufen. Aber trotz aller Worte blieb doch etwas unausgesprochen, bis Danitsch darauf kam.

„Die arme Frau!“ sagte er wieder. „Da wird Schmalhaus Küchenmeister werden. Vermögen ist nicht da, und so 'ne Bürgerchullehrerpension ...“

Freilich würde es sehr knapp zugehen, meinten andre; die Frau würde Gymnasialisten von außerhalb in Pension nehmen müssen oder etwas Aehnliches unternehmen. Den Kopf könne man sich nicht darüber zerbrechen. Es gäbe so viele Leute, die sich schlecht und recht durchschlagen mühten.

Willy Nügel hatte zugehört, ohne etwas zu sagen. Nun begann er seine Ansicht zu äußern: „Das ganze Malheur in der Welt kommt nur vom Heiraten. Man lebt doch auch unverheiratet nicht schlecht. Der Pflaume hat früher in anständiger Gesellschaft verkehren können, seit er verheiratet war, da war's vorbei. Er kam wohl noch manchmal, aber er konnte nicht lange bleiben, wenn er auch gewollt hätte. Da wurden die Kinder aufgeweckt, oder die Frau war nicht wohl, oder was weiß ich sonst. Er war jünger wie wir, sah älter aus und war auch eigentlich ein alter Mann. Früher, als noch idyllische Zustände auf der Welt waren, als das Leben der Menschen dahinflaß wie ein Vöglein zwischen Wiesensblumen, da war das Heiraten gut und jedem zu empfehlen. Heutzutage, wo die Menschen einander belauern wie die wilden Tiere —“

„Na, na!“ sagte Fritsche.

„Jawohl, wie die wilden Tiere! Haben Sie nicht vorhin erst beim Stet gemogelt? Also heutzutage tut der Mann wohl daran, allein zu bleiben! Das moderne Leben verlangt einen jungen Körper und einen jungen Geist, und jung erhält man sich nur außerhalb der Ehe.“

Der junge Mann mit den fliegenden Blättern begann sehr laut zu lachen, und Nügel sah ihn darüber strafend an. „Was haben Sie denn eigentlich?“ fragte er stürmisch.

„Ach, nichts! Ein netter Witz! Etwas von sauren Trauben!“

Das strenge Auge Willy Nügels schoß einen Blitz nach ihm hinüber. Sie sind ein junger Frechhals und sollten recht reiflich bedenken, daß Sie sich des Verkehrs in unsern illustren Kreise nur durch Bescheidenheit würdig zeigen können. Und im übrigen müssen Sie doch zugeben, daß ich recht habe. Sehen Sie sich die Herren hier an. Alle sind um die hohen Fünzig herum, ein paar Jahre drunter oder drüber, das macht nichts. Und ist ein einziger darunter, dem man dieses Alter ansieht? Alle wohlgenährt, alle vergnügt — wenn nicht gerade wie jetzt eine Todesnachricht kommt, und zu jedem Spaß aufgelegt. Und betrachten Sie die Verheirateten dagegen — die sind zwar nicht hier, aber Sie wissen ja, wie sie aussehen! Nun?“

„Schauerhaft!“ sagte Werner Fritsche aus tiefstem Herzen heraus.

„Während wir bis ins hohe Alter hinein jung bleiben werden!“

Die übrigen Herren fanden das sehr richtig, und da sich inzwischen auch die Schmerzgefühle über den Tod des Lehrers etwas gelegt hatten, so begannen man von neuem zu spielen.

Werner Fritsche sah seinen älteren Freund am Pfortisch einen Augenblick prüfend an. „Glauben Sie wirklich recht zu haben mit dem, was Sie da sagten? Die alten Junggesellen bleiben doch nicht jung, sie bleiben höchstens sorgenloser als ein Familienvater.“

„Was das Gleiche bedeuten will. Die Sorgen machen alt!“

„Mag sein. Und trotzdem! Jean Paul ist ja nicht mehr modern, aber mit seinem: Nichts in der Welt ist schwerer zu tragen, als eine Reihe von schönen Tagen ...“

„Um Himmels willen, hören Sie auf! Das sagt nicht Jean Paul, sondern Goethe, und der sagt es anders.“

„Gleichviel, ich ertrage die schönen Tage sehr gern, mir kommen Kälte und Schnee und Nebel stets zu früh!“

„Ja,“ meinte Fritsche, „bei unserer deutschen Temperatur, da ist ja der Wechsel in Permanenz erklärt. Aber solch ein ganzes lauges Junggesellenleben! Immer nur gut essen mit Späßhaftigkeiten dabei, das muß auf die Dauer langweilig werden!“

Da trat Fritz, der Oberkellner, an den Tisch heran und meldete: „Die Damen in der Küche lassen ihr Kompliment beiseits danken, Herr Nügel!“

„Welchem Bericht hatte denn Fräulein Edith heute ihre besondere Sorgfalt angedeihen lassen?“

Der Oberkellner lächelte: „Natürlich der süßen Speise!“

Es war wirklich so. In der Küche gab es „Damen“. Die eine war natürlich die Frau des Hotelbesizers, Frau Emma Grabe, die sich eines ausgezeichneten Rufes als größte Kochkünstlerin auf viele Meilen in der Runde erfreute. Und die zweite war Fräulein Edith Braune, die einzige Tochter einer der ersten Familien der Stadt, „Studentin“ an dieser Kochhochschule.

Im letzten Winter hatte es einmal einen albernsten Klatsch in der Stadt gegeben. Fräulein Berta Helfrich, die in der Hauptsache ihre Zeit damit totschlug, Romane zu lesen und auf einen Prinzen zu warten, der sie heiraten sollte, hatte zu ihrer Mama auf die Ermahnung, sich nützlich zu beschäftigen und ordentlich kochen zu lernen, erwidert, sie wolle erst abwarten, ob sie nicht einen Mann bekomme, der ihr eine perfekte Köchin halten könne. Wenn das nicht geschähe, könne sie noch jederzeit kochen lernen. Woher es die Leute wußten, konnte man sich freilich nicht erklären, es war eine Unterredung zwischen Mutter und Tochter gewesen, und die beiden hatten sie gewiß nicht weiter erzählt. Aber trotzdem sprach man in allen Kaffeekränzchen darüber, auch zu den Stammtischen drang die Kunde, und dort sagte man: „Ja, ja, so find die jungen Mädchen von heute, mit man kann es keinem Mann verdenken, wenn er nicht heiratet.“ Da fühlte eine Anzahl der jungen Damen das Bedürfnis, etwas Heroisches zu unternehmen, das den guten Ruf ihres Geschlechtes wieder herstellen mußte. Sie lernten kochen, und zwar nicht, wie bisher, bescheiden in der Küche des Elternhauses, sondern ostentativ öffentlich, in der berühmten Küche des Hotel Grabe. Jedermann sah es, wenn sie vormittags um zehn Uhr in einem raffiniert einfachen Küchenteide zur Arbeit gingen, — es war schon beinahe eine Art „Konzettkochen“. Nach halb zwei Uhr verließen sie das Hotel wieder, um die Zeit, wo die Abonnenten, soweit sie nicht spielten, mit einer Zeitung am Fenster saßen. „Wenn das nicht hilft!“ hatte Willy Nügel einmal zu Werner Fritsche gesagt, und der hatte nur bedenklich darauf gelächelt.

Augenblicklich gab es nur eine einzige Studentin, Fräulein Edith Braune. Sie war so schön und anmutig, daß sie weder den Reichtum des Vaters noch die Hochkunst, der sie jetzt oblag, nötig hatte, um den Herren zu gefallen, aber auch sie wollte der Öffentlichkeit zeigen, daß man durch die schroffen Urteile, die man beim Fall Helldrich über die ganze junge Damenwelt gefällt, doch mancher unrecht getan hatte. So lockte sie denn flott darauf los. Ihr Spezialstudium waren die Ceres- und Puddings.

Berner Feitsche hatte die „Fliegenden“ beiseite gelegt und am Fenster Platz genommen. Dögel folgte ihm. Und da verließ auch schon Fräulein Edith das Hotel und schritt über den Platz hinüber dem Elternhause zu. Die Herren sahen bewundernd dem lieblichen Mädchen nach, und in voller Ekstase rief Willy Dögel: „Weisend, so was gibt's ja gar nicht mehr!“

Feitsche nickte. „Achtzehn!“ sagte er langsam. „Das Mädel ist ein Gedicht!“

„Das lechzt stimmt. Aber sie ist erst siebzehn!“

„Morgen ist der achtzehnte Geburtstags. Ich weiß es ganz genau. Jenny Kather hat ihr einen Schreibapparat mit gelochten Briefen. Das Ding ist drinnen beim Buchbinder Kemmler. Die Mappe muß bis heute abend fertig sein.“

Dögel hatte hoch aufgehört, aber er bemühte sich, nichts davon merken zu lassen, und verabschiedete sich bald.

Sinnend ging er über den Platz, die Hauptstraße entlang.

Er brannte in hellen Flammen für das Mädel. „Ein Gedicht,“ wiederholte er. Ein Gedicht, in dem es von Jugend, Schönheit und Poesie leuchtete und glühte. Das war alles in sein Herz hineingeschlagen, in dies siebenundvierzigjährige Herz, in dem schon so manche Liebe und so manche Liebelei rumort hatte. Aber an das, was vergangen war, dachte er nicht mehr. Das war ja alles schön und fad und öde gewesen gegen das, was er jetzt empfand. Schenken mußte er ihr natürlich etwas. Selbstverständlich durften es nur Blumen sein, aber das Arrangement so, daß sie nur an ihn als Geber denken konnte. Denn irgendein Namen wollte er nicht dazu schreiben. Edith würde erraten, von wem die Blumen kamen, und wenn sie es erriet, so war das schon ein gutes Zeichen.

Der Gärtner hatte nur die gewöhnlichen banalen Körbe, vor denen er einen instinktiven Schauer empfand. Während des Weges daher war in seiner Brust eine Wandlung vorgegangen, angeregt durch die naseweise Bemerkung Feitsches von den „sauren Trauben“. Im allgemeinen blieb er noch immer der Meinung, nicht heiraten sei besser, aber da selbst der Apostel das Heiraten für gut erklärt hatte, so konnte man es ja doch versuchen. Und er — der stattliche Mann mit all seiner großen Liebe und Begeisterung — und Fräulein Edith, dießes liebliche Wunder, das war doch auch eine ganz andere Sache, als wenn gewöhnliche Menschen sich heirateten.

Nun kam ihm ein Gedanke für das Geschenk. Es mußte schmerzhaft sein, wichtig, auf das Hochstudium Fräulein Ediths anspielend. Er lief zu einem Tischler und ließ eine Art Dreifuß bauen. Die Füße waren drei Würfel mit mächtig langen Stielen; verbunden wurden sie oben durch einen Kessel, ein Tranchiermesser und eine Bratengabel,

und zwischen diesen Füßen hing ein Suppensieb. Ungefüllt sah das Ding freilich profaisch aus, die bösen Zungen unter den Abonnenten würden es vielleicht sogar als „gefährliches Arrangement“ genannt haben, als es aber am nächsten Morgen voller Rosen prangte, das Sieb so, daß sie daraus weit herabhängen, und kleine Sträuße davon überall da, wo eine Verbindung der Küchengerätschaften zu verbergen war, da sah es doch sehr nett aus. Am Vormittag machte sich Willy Dögel noch mit den Rosen im Sieb und einer kleinen, goldgeränderten Karte zu tun, auf die er mit etwas verstellter Schrift „Je t'aime“ geschrieben hatte, und die er unter den Blumen verbergte, so daß man sie nur bemerken konnte, wenn man darin suchte. Und er hoffte, daß Fräulein Edith das tun werde.

Gegen Mittag brachte ein Dienstmann das Geschenk in die Küche. Willy Dögel hatte ihm gedroht, er werde ihm den Kopf abschneiden, wenn er verriete, von wem es komme, und so blieb die schöne Empfangslerin wirklich völlig im unklaren über den Geber.

Ihre Gedanken hatte sie natürlich, und zuerst auch den richtigen. Das Ding war hübsch und doch auch wieder etwas närrisch — ein Großstädtergedanke. Das konnte kaum ein anderer sein als Herr Dögel. Und er ließ ihr auch fast jeden Tag ein Kompliment in die Küche sagen, das sprach ebenfalls dafür. Aber dann fragte sie sich wieder, welchen Zweck er, der ihr doch ziemlich fremd war, haben könne, ihr solch ein Geschenk zu machen.

Frau Emma Grabe versuchte sich auch im Raten. „Vielleicht haben sich die Abonnenten zusammengetan,“ sagte sie. Bei ihrem praktischen Verstand hatte sie sofort die Gerätschaften untersucht, sie sehr gut gefunden und ungefähr den Wert des Geschenks festgestellt. „Alles in allem mindestens zwanzig Mark!“ Die Küchenmädchen waren ganz begeistert und bedauerten nur, daß sie nicht auch solche Präsente bekamen. Der Oberkellner Fröh, der befragt wurde, meinte, von den Abonnenten sei es keiner gewesen. Die Herren seien über die Zumutung, das Blumenarrangement gekauft zu haben, ganz verblüfft. Sie hätten gar nicht gewußt, daß Fräulein Braunes Geburtstag sei.

„Nun,“ meinte Frau Grabe, „wir wollen uns nicht den Kopf darüber zerbrechen. Fräulein Edith wird schon wissen, von wem es kommt. Und daß sie es uns sagt, ist kaum zu verlangen.“

Die Blumen mit ihrem originellen Behälter waren dann durch den jüngsten Kellner nach Ediths Elternhaus gebracht worden. Als das junge Mädchen selbst anlangte, war der Reugier der Mutter schon aufs höchste gewachsen. Der Papa sprach sich abfällig aus. „Eine verrückte Idee!“ sagte er. Aber die Mama war anderer Ansicht. „Es ist doch besser als solch ein Korb, den man dann ein paar Jahre auf dem Dachboden liegen hat, bis man ihn wegwirft. Wenn die Blumen wohl sind, kann ich Fräulein Edith die Küchensachen für ihren Hausfrauen nehmen!“

Fräulein Edith trug nämlich alles mögliche für ihren „Hausfrauenkasten“ zusammen, auf dessen Grunde der Anfang ihres zukünftigen Hausstandes schlummerte. Das erste, das sie dafür aufhob, war ein in einer Wohltätigkeitslotterie gewonnener Zigarrenabstreicher gewesen, ein Gegenstand, für den sie als Backfisch durchaus keine Verwendung hatte. Aber später — „mein Mann wird doch



Photographie-Verlag von Franz Conzmann in München

Ein Schwerenöter

Nach dem Gemälde von Ernst Schmitz

vielleicht rauchen" — hatte sie gesagt, und die große Kiste aufgestellt, in der sich nun bereits eine ganze Anzahl mehr oder weniger nützlicher und schöner Gegenstände befand, die man „später“ „vielleicht“ verwenden konnte.

„Von wem ist es denn?“ fragte die Mama.

„Ich weiß nicht. Der Diensthmann sagt, von einem fremden Herrn.“

„Du hättest es nicht annehmen sollen. Von fremden Herren nimmt man nichts!“ rügte der Papa.

„Aber das ist doch Unsinn. Es ist doch natürlich nicht von einem fremden Herrn, sondern von jemand, den wir sehr gut kennen. Das stellt sich bald genug heraus. Und ich hab' mich so darüber gefreut!“

Die Mama hatte etwas Weißes durchschimmern sehen, als sie eine Kiste, die den Kopf zu hängen begann, aufrichten wollte, und zog nun das Kärtchen heraus.

„Da ist etwas Geschriebenes!“ Aber sie konnte es nicht lesen, und auch der Papa verstand nicht Französisch.

„Was heißt das?“ fragte er ernst.

Fräulein Edith war purpurrot geworden. Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann stöhnend: „Ich gratuliere!“

Da steckte er die Karte ein. Er wollte sie dem Schuldirektor zeigen, um zu hören, ob das Geld für ihre französischen Stunden nicht weggeworfen worden sei. Edith sah sie keine Hand: „Sei sie ihm nicht, lieber, guter Papa!“

„Nun, was heißt es?“

„Ich liebe dich!“ brachte sie zögernd hervor.

„Wer ist denn dieser ‚Ich‘?“

„Wenn ich das möchte“, sagte sie.

Da wurde der Papa zornig. „Weißt du, Edith, über den kleinen Schwindel vorhin will ich wegsehen. Aber jetzt mal heraus mit der Sprache: wer ist der ‚Ich‘?“

Sie beteuerte, daß sie es nicht wisse. Anfangs habe sie gedacht, es sei von Herrn Hügel.

„Unsinn!“ rief der Papa. „So'n alter Knabe denkt nicht an solche Dummheiten.“

Edith fühlte sich verletzt. Sie zu lieben, das konnte man doch nicht gerade eine Dummheit nennen. Aber es war ja richtig: daß Herr Hügel das Willst geschrieben hatte, glaubte sie jetzt selbst nicht mehr.

„Also, wer ist es?“

Sie beteuerte wieder, sie wisse es nicht.

„Und wer könnte es sein? Besinne dich!“

„Ach“, sagte sie, „höchstens —“

„Nun?“

„Herr Fritzsche!“

„So, Herr Fritzsche! Der Sohn von dem Banquier in Leipzig?“

„Ja!“

„Nun, da wollen wir ihm den Standpunkt klar machen.“

Herr Braune schritt dabei langsam durch das Zimmer, öffnete die Thür zum Vorfaal und rief hinaus: „Vina!“

Das Dienstmädchen erschien.

„Tragen Sie das zu Herrn Fritzsche — beim Buchbinder Deumler wohnt er —, und sagen Sie eine Empfehlung von Herrn Braune und er verbitte sich anonyme Geschenke an seine Tochter.“

Vina nahm mit einem bebauernden Kopfschütteln das Blumenarrangement auf, Herr Braune begann sehr energisch zu rauchen, und Edith flüchtete sich

niedergegeschlagen, nur mit Mühe die Tränen unterdrückend, in ihr Zimmer.

Eine Viertelstunde später kam Vina mit den Blumen und einer Empfehlung von Herrn Fritzsche zurück; die Blumen seien nicht von ihm, und er werde sofort selbst kommen.

Ueber das erste freute sich Herr Braune nicht besonders, mit dem zweiten war er zufrieden. Er sagte auch Edith nichts davon, welcher Besuch zu erwarten sei, sondern empfing Herrn Werner Fritzsche allein. Und er empfing ihn so liebenswürdig, daß der junge Mann sah, nicht das Geschenk, sondern nur die Anonymität des Gebers hatte Anstoß erregt, und daß man gar nicht böse darüber wäre, wenn er der Absender gewesen wäre. Und mit dem frischen Mut der Jugend sprach er das Wort, das zu sprechen er noch vor einer Stunde nicht gewagt hätte. Der „Schwiegervater“ war in so guter Stimmung, es war Ediths Geburtstag, alles so schön, so romantisch, weshalb es noch hinaus-schieben? Und als man sie rief und ihr die Werbung mitteilte, da hatte auch sie nichts einzuwenden. Die Veröffentlichung der Verlobung sollte gleich geschehen, denn geheim halten würde sich die Sache doch nicht lassen, und eine Ueber-raschung sollte es immerhin für den und jenen werden, besonders für den Absender der Blumen.

Es war am zweiten Tage danach, einem Sonntag, ziemlich früh, als Herr Willy Hügel, von einem Spaziergang durch den Park zurückkehrend, von Dänisch angehalten wurde.

„Haben Sie schon Ihre Post durchgesehen?“

„Nein, aber warum?“

„Nun, das Renesse. Unsere Kochsudentin hat sich verlobt!“

Es war Willy Hügel, als ob er einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte. „So —!“ sagte er endlich mühsam. „Mit wem denn?“

„Mit Fritzsche!“

„Ah — mit dem!“ Er sprach ganz langsam, zerrte jedes Wort.

„Na, was ist Ihnen denn, Mister Hill? Sie sind ja ganz perplex!“

Er schluckte und würgte, als ob ihm die Sprache stockte. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem mühsamen Lächeln, indem er sagte: „Da hat man dem jungen Menschen zwei Jahre lang gepredigt, daß das Heiraten eine Dummheit ist, eine furchtbare, und hier das Resultat!“

„Na, na, Mister Hill, ich bin nicht ganz sicher, ob Sie nicht gern mit ihm tanzen möchten!“

Er lachte schloß auf. „Unsinn!... Aber ich muß nach Hause, mich umziehen. Guten Morgen!“

„Aber bitte, Mister Hill, nicht etwa Trauer. Sie haben ja doch für die kleine Edith immer ein Faible gehabt!“

Er rügte nicht einmal den „Mister Hill“, ihm war alles gleichgültig. Nur fort wollte er, allein sich.

Zu seiner Wohnung kam er auf das Sofa, lehnte sich in die Ecke und schloß die Augen. Er fühlte sich so müde. Seltsam, wie der kurze Spaziergang durch den Stadtpark so angreifen konnte. Unten freudig hatte er es noch nicht gefühlt, es war ganz plötzlich gekommen. Aber es war doch da. Und seine Gedanken gingen zu Edith Braune und zu dem Bräutigam, den er immer, wenn dieser im Jugendübermut ein zu stolzes Wort sprach, „junger Frechdachs“ genannt hatte. Der führte nun das reizende Mädchen zum Altar und durch das Leben,

und er hatte das Nachsehen. Und er liebte sie doch ebenso, mehr jedenfalls, und er würde sie auf den Händen getragen haben. Er meinte alles zu haben, was sie hätte glücklich machen können, er war in dem Wahne gewesen, noch jung zu sein, und nun sah er, daß er das nur in seinen eignen Träumen war. „Zu alt! Zu bist ein alternder Mann!“ sagte er sich plötzlich mit einem grimmiigen Schmerz. Die Erkenntnis kam so nrsplöglich, daß sie ihn erschütterte. Lieber die Zahl der Jahre hatte er bisher gelacht. Die Welt war so dünn, sie wußte nicht, wie lange man jung sein konnte. Und nun hatte sie doch recht behalten: er war alt, alt und sah in ein ödes, trostloses, einfames Leben hinein. In ein Leben ohne Liebe. Freilich, wenn er wollte, eine Frau würde er noch immer finden, eine, die sich verjorgen möchte, eine, die seine Aussicht auf einen andern Mann mehr hatte, und die nun blindlings zugriff. Sie würde ihn nehmen und würde vielleicht, da er seine schönen roten Krawatten und großscharierten Anzüge trug, gar noch sagen, er sähe aus wie ein junger Mann. Aber das war doch alles Lüge, ihm grante davor. Eine Heirat ans Verlegenheit — nein.

Wie er so sah, grübelte und sann, kam ein Gedankenfluß die Straße herauf, langsam und schwer, — die Begräbnisglocke. Er dachte dabei an nichts als an sich; ihm schien, daß Grabgeläute gelte seiner eignen Jugend. Dann kam aber doch ein Geräusch von vielen Fußgängern, ein Murmeln durch das offene Fenster herein. Mechanisch erhob er sich, um zu sehen, was es sei.

Drinnen ging der Leichenzug des Lehrers Fleische vorüber. Hinter dem blumenge schmückten Sarge die Witwe, vergrämt und niedergedrückt, und die drei weinenden Kinder. Dann eine Menge Erwachsender, und nach ihnen die ganze Volksschule: die Jugend, die das Alter eht. Herr Fleische war noch kein alter Mann gewesen, aber für die Kinder war er es doch. Das Alter beginnt mit dem Tage, an dem man mehr zu geben hat, als man empfängt.

Willi Hügel starrte dem Zuge nach, bis er in die nächste Straße umgebogen war. Dann ging er im Zimmer auf und ab, und hinaus durch die übrigen Räume. Im Schlafzimmer zog er einen Kasten auf, aus dem es hell und geist herans-

strahlte: die schönen, auffälligen Krawatten. Er machte eine Bewegung, als ob er sie alle zu Boden werfen wolle. Dann sagte er leise: „Nein, nicht zu plötzlich. Ich bin alt, aber die andern brauchen es noch nicht sofort zu merken. Woche um Woche wird eine verschwinden. Und die großscharierten Anzüge, die gehen nun auch. Ein buntes Grau ist eigentlich eine recht schöne Farbe.“

Er ging wieder umher. „Das Alter beginnt mit dem Tage, an dem man mehr zu geben hat, als man empfängt. Ich bin alt, die Jugend geht über mich hinweg, ohne mich nur in Betracht zu ziehen. Denn ich bin alt und habe niemand, dem ich geben könnte. Es ist doch weit besser, zu heiraten in jungen Jahren, wenn man sich nicht bloß selbst, sondern wenn auch die andern einen noch für jung nehmen. Ich hab's verpaßt!“

Trotzdem Herr Willi Hügel an diesem Tage beschlossen hatte, seine Anzüge und Krawatten in den „ansgefallenen Dessins“ aufzutragen, kleidete er sich am Nachmittage dieses Sonntags doch in Schwarz und machte der Witwe des Lehrers Fleische einen Kondolenzbesuch.

Die trauernde, niedergeschlagene Frau wußte nicht recht, weshalb der seine Herr, der ein intimer Freund ihres Mannes doch nicht gewesen war, zu ihr kam. Aber er ließ sie nicht lange warten. Er war selbst so besangen, ganz gegen seine sonstige Art, daß er nicht viel Worte machen konnte. „Sehen Sie, Frau Fleische,“ sagte er, „ich könnte Ihnen zwei Zimmer und die Küche von meiner Wohnung abtreten; ich brauche sie nicht, und wenn Sie mir meine Räume in Ordnung halten wollen, so bringt Ihnen das auch noch etwas ein. Das würde Ihnen mit wirtschaften helfen, denn Ihre Witwenpension wird ja nicht so sehr groß sein. Und wenn die Kinder einen Onkel nötig haben — ich möchte sie erziehen lassen. Ich bin so allein und habe für niemand zu sorgen. Und das gehört doch schließlich zum Leben. Wollen Sie?“

Die Witwe drückte ihn zitternd die Hand, und ihre Tränen fielen darauf nieder.

Kurze Zeit danach zog in die Wohnung, aus der Willi Hügel's Jugend geflohen war, eine neue Jugend ein, die wirkliche Jugend, die zur Lebenshöhe emporstrebt, und er wurde ihr ein treuer Berater.

Die Sonne

Die Sonne kommt mit Prangen
Und schreitet durch den grünen Wald,
Von ihres Mantels Strahlensaum
Bleibt hell an Busch und Baum
Ein golden Stücklein hangen.

Ich klimm' ihr froh entgegen
Bergauf die jungbegrüntem Höhn.
Die Winde haschen frei und frisch
Sich neckend im Gebüsch
Mit munterm Flügelschlagen.

Wo gestern wir gegangen,
Scheint heut von deinem Liebreiz mir,
Von deinem sonnigen Angesicht
An Baum und Sträuchern licht
Ein Abglanz noch zu hangen.

Richard Zozmann

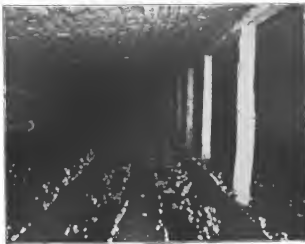
Champignons

Trotz aller Belehrungen gibt es leider noch immer viele Menschen, die vor unsern edeln Speisepilzen eine heillose Angst haben, in jedem Pfifferling und in jedem Steinpilz einen Gistschwamm sehen, und die auf keine Weise zu bewegen sind, sich an einem Pilzgerichte zu beteiligen. Nun ist es ja bedauerlich, daß neben guten Pilzen auch schlechte mit giftigen Eigenschaften wachsen, aber es gibt zahlreiche billige Pilzbüchlein, aus denen eine Orientierung auch durch gute farbige Abbildungen leicht möglich ist. Von großer Wichtigkeit ist auch der Umstand, daß Gistspilze fast durchweg unangenehm riechen und sich beim Zerschneiden an den Schnittflächen verfärben, während sich der Speisepilz stets durch angenehmen Geruch auszeichnet. Von allen Speisepilzen werden die Trüffeln und der Champignon am höchsten geschätzt. Von ersteren bevorzugt man die Perigordtrüffeln; warum, ist mir fraglich, denn die meisten in den Delikates-

sich der Champignon eine rein weiße Farbe, die an ihm besonders geschätzt wird. In Paris zieht man ihn in den ehemaligen Katakomben in ungeheuren Mengen. In Berlin hat man auch mehrfach versucht, ihn in Kellergewölben zu züchten, aber die Unkosten, die namentlich durch das Aufahren des zur Champignonkultur unumgänglich notwendigen Pferdedunges erwachsen, ließen diese Kulturen nicht lohnend erscheinen, so daß sie bald wieder eingingen. Auf dem Berliner Markte werden aber von Jahr zu Jahr größere Champignonmengen umgesetzt, und die Preise, die früher 2 Mark für das halbe Rilo betrugen, sind jetzt fast um die Hälfte zurückgegangen. Die größten Champignonkulturen in der Umgebung Berlins befinden sich in Jossen in Gärten eines Baumschulbesizers. Hier werden die Pilze in einem riesigen, unter der Erde liegenden Raume gezogen, dessen Erwärmung durch Wasserheizung erfolgt. Rechts auf unser Abbildung sind zwei Rohre dieser Heizung sichtbar. Während früher die Kultur auf flachen Düngbeeten erfolgte, wird sie jetzt oft auf langgestreckten Hügeln ansgeführt, die durch schmale Wege voneinander getrennt sind und eine bessere Ausnutzung des Raumes ermöglichen. Unsere Abbildung, eine Wühllichtaufnahme, läßt Hügel und Wege deutlich erkennen. Ein solcher Champignonhügel hat ganz das Ansehen eines frisch gehäufelten Spargelbeetes. Nachdem der Düng entsprechend vorbereitet ist, wird er zu diesen Hügeln angelegt, und nachdem er dann die notwendige konstante Wärme zeigt, beginnt das Spicken der Hügel mit Champignonbrut, die bald zu „spinnen“ beginnt, d. h. sich verteilt, worauf dann nach etwa zwei Monaten die Fruchtkörper aus der die Hügel bedeckenden festgeschlagenen Erdschicht hervorbrechen.

Gut angelegte Beete bleiben mehrere Monate im Ertrage, der unter Umständen sehr groß ist. Die Beete werden täglich abgeerntet, da auch die Champignons wie andre Pilze gleichsam über Nacht hervorschießen. Man erntet den Champignon in geschlossenerem Zustand, d. h. vor Entfaltung des Huttes. Er ist ein so charakteristischer Geselle und duftet so angenehm, daß eine Verwechslung mit Gistspilzen völlig ausgeschlossen ist. Der frisch geerntete Champignon übertrifft an Aroma und Wohlgeschmack die konservierten Pilze, die in Dosen verkauft werden, bedeutend. Die Zubereitung soll möglichst bald nach der Ernte erfolgen. Zu diesem Zwecke wird der Wurzelboden jeden Pilzes abgeschnitten, Kopf und Führe der Pilze werden abgeschabt und so der äußeren Haut beraubt und hierauf in reinem Wasser abgewaschen. Gewöhnlich verwendet man den Champignon zu Braten und Sauten, am allerfeinsten schmeckt er aber als Gemüse in folgender Zubereitung: Man schneidet die Pilze in Scheiben, bestreut sie mit sehr wenig Pfeffer und Salz, gibt auch noch eine Wenigkeit ganz fein gehackter Petersilie hinzu und dampft sie dann 10 bis 15 Minuten in wenig Butter. Ein so zubereitetes Gemüse wird jeder Feinschmecker dem berühmten Rinfengericht Claus vorziehen.

Max Hresdörffer



Cellarsicht aus einer Champignonzuchtstube mit Beeten in Hügelform

geschäften als Perigordtrüffeln verlaufen sind weit davon entfernt, dies zu sein. Sie sind von ehrlicher deutscher Herkunft, denn auch bei uns in Deutschland sind Trüffeln in mehreren Arten heimisch. In das Lob, das so vielfach der Trüffel gesendet wird, kann ich aber nicht einstimmen. Ich persönlich halte den Champignon für den König aller Pilze. Während die Verjuche, Trüffeln, Morcheln und andre Pilze künstlich zu züchten, auch heute noch in den Kinderschuhen stehen und positive Resultate kaum aufzuweisen hatten, wird unser Champignon schon seit langem künstlich mit größtem Erfolge gezüchtet. Sein Uhm ist auch ein echt deutscher Pilz, der Feldchampignon, den man häufig auf alten Ererzierplätzen, wenn auch immer nur vereinzelt, findet. In der Kultur ist aber dieser Champignon zarter und schmackhafter geworden. Er ist keineswegs lichtscheu, wie man wohl annehmen könnte, da er nur im Dunkeln kultiviert wird, denn seine Stammutter wächst auf mageren Wiesen im vollen Sonnenlichte. Aber im Dunkeln gebaut, bewahrt





Gruppe von Strohhütlerinnen

Die italienische Strohhutfabrikation

Die Kunst des Strohflechtens ist in Italien und namentlich in Toskana altüberliefert, und es mögen vielleicht erst hundert Jahre her sein, daß sie über die italienische Grenze hinaus ihren Weg in das Ausland gefunden hat. Ihre Blühetage allerdings sind vorüber, auch in der alten Heimat; der berühmte Florentiner Strohhut hat zwar seine Rolle im Reich der Mode noch nicht ausgespielt, aber er hat sich doch der Lannenhaftigkeit fügen müssen, von der dieses Reich beherrscht wird, und ist lange nicht mehr das, was er einst gewesen. Immerhin beschäftigen die Strohflechterei und die Herstellung von Strohhüten in Italien noch viele Tausende von fleißigen Händen und machen einen Teil der Gewerbetätigkeit aus, der, im kleinen wie im großen betrieben und in beträchtlichem Umfange auch als Hausindustrie gepflegt, bei der Gesamtproduktion des Landes nicht unerheblich ins Gewicht fällt; einzelne Gegenden sind förmlich auf ihn angewiesen und würden es als ein Unglück empfinden, wenn der aus ihm ersließende Verdienst, so kärglich er sein mag, in Wegfall käme. Wie sollte man sich auch das sonnige toskanische Hügelland vorstellen können, wenn sein Landschaftsbild des Reizes seiner altgewohnten Staffage entbehren müßte, der Gestalten der Strohflechterinnen, die, immer frohgemut, immer die zierlichen Finger in geschäftiger Bewegung, immer plaudernd, lachend und singend, bald in größeren, bald in kleineren Gruppen einherziehen, wo in den gesegneten Gebieten nur ein Weg oder Steg durch Feld und Flur führt?

Wer je in Florenz gewesen ist und seinen Aufenthalt in der toskanischen Blumenstadt auch nur zu einem kurzen Ausflug in die allerüchste Umgebung benutzt hat, dem wird der Eindruck unvergänglich bleiben, den er schon in den Vor-

städten, mehr aber noch bei dem Hinaustreten in das freie Land empfangen hat. Noch ehe er sein Auge von dem blumigen Garten und dem frischen grünen Wiesenland zu den rings sich erhebenden



Apparat zum Abschneiden der Hehren



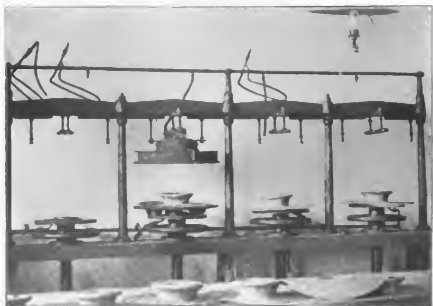
Strohflechterin

Höhenzügen mit ihren aus dunklem Baumgrün freundlich herübergränzenden weißschimmernden Ortschaften und dem dahinter in leichtem Duffschleier aufsteigenden Gebirge hat schweifen lassen, fesselt ihn ein Anblick ganz anderer Art, die große Anzahl weiblicher Erscheinungen, die nicht selten durch wirkliche Schönheit, immer aber durch die Anmut der Bewegungen bei einer wie spielend von der Hand gehenden Beschäftigung auffallen. Es sind die Strohflechterinnen. Sie begegnen uns schon auf der Schwelle der Arbeiterwohnungen in den Vorstädten, bilden indes den typischen Zug des uns sich darstellenden Bildes erst in der freien Landschaft. Hier gewahrt man sie, wo ein Sitz vor einem Baumhänischen gegeben ist, wo ein Baum seine schattigen Äste ausbreitet, wo ein Verbindungsweg von Haus zu Haus, von Ortschaft zu Ortschaft führt. Jung und alt, Kinder, Mädchen und Frauen geben sich im Sitzen, Gehen und Stehen der gleichen Tätigkeit hin. Unabänderlich steckt im Gürtel ein Bündel glänzend weißer Strohhalme, und unab-

änderlich wandert aus diesem Palm nach Palm unter die fieberhaft tätigen Finger, um sich unter ihnen zur kunstvollen Flechte zu gestalten, oder es wird mit derselben Gleichmäßigkeit und Emsigkeit Flechte an Flechte genäht, bis aus den unermüdblich geschäftigen Händen erst die Kopfform und nach und nach die ganze Gestalt des fertigen Strohhutes hervorgeht.

„Wenn die kühlen Abend Schatten Ausruhen von der glühenden Mittagsbize gestatten,“ so plaudert eine geistvolle italienische Schriftstellerin, Anna Franchi, in einem den Florentiner Strohflechterinnen gewidmeten Essay, „wenn unter der Haustür hübsche Mädchen Umschau halten, ob der damo oder Liebste noch nicht komme, wenn sehnsüchtige Blicke die Lust durchschweifen und flammende Augensterne und Wünsche nach Verlangen und Gewahren herüber und hinüber spielen, wenn flüsternde Pärchen unter den weißen Blütenbäumen oder nach dem Ufer des rasch dahingleitenden Arno hin entschwinden, dann findet der letzte Strahl der scheidenden Sonne, der das entzückende Bild beleuchtet, seinen Widerschein in einem noch helleren Gelb, weil tausend und aber tausend Strohfäden in fliegender Hast durch unzählige Hände gleiten. Es ist ein Ausleuchten wie von matten Gold, das allmählich erlischt, aber eine Zeitlang in dem sinkenden Dunkel noch seine Spur zurükläßt, bis es in einen schwachen Schimmer übergeht, der kaum noch die Vorstellung von einer rastlos geschäftigen Tätigkeit im Dunkel der Nacht zuläßt.“

Die Arbeit, um die es sich handelt, ist an sich vielleicht anstrengender und ermüdender, als es den Anschein hat, allein sie ist durch eine auf Jahrhunderte sich erstreckende Gewöhnung den italienischen Strohflechterinnen so vertraut geworden, daß ihre Last kaum noch empfunden und sie in der Tat wie spielend unter Blandern, Lachen und Singen bewältigt wird. Die Strohflechterei soll in Italien bis in das vierzehnte Jahrhundert



Formpresse



Herstellung von gemusterten Hüten

zurückgehen, doch läßt sie sich erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts als dort bereits vorhanden und zu einer Art von Blüte entwickelt nachweisen. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Strohhutfabrikation ihren Hauptsitz in Signa, einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Florenz, wo auch heute noch zahlreiche Strohhutfabriken vorhanden sind. Dort soll jedoch nur ausländisches Stroh verarbeitet worden sein, und es scheint, daß das ansangs in Italien all-

gemein der Fall gewesen ist, denn die Industrie ging merklich zurück, als die Einführung des fremden Materials mit einem nicht unerheblichen Eingangszoll belegt wurde. Erst als unter Großherzog Leopold I. die Strohimportur freigegeben wurde, gestaltete die Strohhutfabrikation sich zu einem einträglichen Gewerbe; zu nationaler Bedeutung vermochte sie sich jedoch erst zu erheben, nachdem man angefangen hatte, besondere Sorgfalt auf die Erzielung eines zur Fabrikation geeigneten einheimischen Strohmaterials zu verwenden, was langsam von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an der Fall gewesen zu sein scheint. Ungünstig wurde die aufblühende Industrie von den politischen Verhältnissen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts beeinflusst, doch trat schon mit dem Jahre 1810 ein Umschwung zu ihren Gunsten ein. In dem ganzen Gebiet von Florenz verlegte man sich nunmehr auf den Anbau geeigneter Dalmforten, und es blühte eine Fabrik nach der andern auf. Im Jahre 1818 waren in der Florentiner Strohhutfabrikation 40 000 Personen beschäftigt, kurz darauf schon 60 000 und im Jahre 1822 nicht weniger als 80 000. Um das Jahr 1840 brach die Blütezeit der Hüte an, die unter dem Namen der



Bleichen des Strohs und der fertigen Hüte



Wirkesstuhl für Strohspleißen

Florentiner Strohhüte den Weltruf der Industrie begründeten. Sie waren aus Flechten hergestellt, die aus sieben bis dreizehn einzelnen Strohfäden, und zwar ganzen, ungebrochenen Palmen, zu-

sammengesetzt waren. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts griff zum erstenmal das Maschinenwesen in den Betrieb ein; die Ware konnte von jetzt ab massenhaft hergestellt werden, und sie fand reichlichen Absatz, weil sie billig geworden war und das Tragen von Strohhüten, was früher gar nicht oder nur in sehr beschränktem Umfang der Fall gewesen war, auch bei der Herrenwelt Eingang gefunden hatte.

Dem italienischen Strohhut war indes trotz dieses günstigen Umstandes eine nicht unerhebliche Konkurrenz erwachsen. England führte den Panamahut ein, und wenn sein Preis anfangs auch unerschwinglich war — für das Stück wurden bis zu 500 Franken bezahlt —, so sank er doch bald so sehr herab, bis zu 4 bis 5 Franken, daß auch die bescheidene Börse ihn bestreiten konnte. Auch China und Japan traten mit Strohhüten auf den Weltmarkt. Bedeutsamer noch war, daß die Strohhutindustrie inzwischen festen Fuß in Belgien, in der Schweiz, sowie auf deutschem Boden in Sachsen, im Schwarzwald und in den schlesischen Weberdistrikten gefaßt hatte und von hier aus zu großem Teil, namentlich auch durch Lieferung von Flechten oder „Treffen“, die einstige italienische Kundschaft bediente. Trotzdem hat die italienische Ware und vor allem der erstklassige Florentiner Strohhut sich zu behaupten gewußt; vorwiegend richtet sich zurzeit allerdings auch in Italien die Nachfrage nach den gemusterten oder Phantasiehüten, für die die stets wechselnde Mode fast von Tag zu Tag neue Bedürfnisse entstehen läßt.

Was der italienischen Strohflechterei ihr Uebergewicht über die fast aller übrigen Länder verleiht, ist die peinliche Sorgfalt, die sie seit etwa hundert- undfünfzig Jahren der Beschaffung eines tadellosen Rohmaterials zuwendet. Besser als in Toskana und speziell in der Umgegend von Florenz kann dieses nicht wohl geliefert werden. Vor allem ist hier die erforderliche Beschaffenheit des Erdreichs



Herstellung von gemusterten Herrenhüten



Zusammennähen von florentiner Strohhüten

vorhanden, ein ton- und kalkhaltiger Boden, der reichlich mit zerfallender organischer Substanz durchsetzt ist. Dann aber wird die Bestellung des Bodens wie nicht minder die Ausfaat mit einer Sorgsamkeit vorgenommen, wie sie vielleicht nur noch bei der peinlich sauberen Haltung der Weinberge in den klassischen Bezirken des Weinbaus vorkommt. Zum Anbau wird lediglich Sommerfrucht, Roggen sowohl wie Weizen, verwendet; die Ausfaat erfolgt zu Ausgang des November oder zu Beginn des Dezember, die Ernte findet in den letzten Tagen des Mai oder den ersten des Juni statt. In der Regel stehen nur wenige Tage hierzu zur Verfügung, die vorsichtig ausgenutzt werden müssen, da ein fallender Regen ebenso verderblich sein würde wie anhaltende Dürre. Die Anzahl der erforderlichen Arbeitskräfte ist daher oft kaum zu beschaffen. Die Halme werden von den Wurzeln losgelöst und so rasch wie möglich in einen bedeckten, aber gut gelüfteten Raum gebracht, wo sie ausgebreitet liegen bleiben, bis sie vollständig trocken geworden sind. Man nennt das die *soleggiatura* oder die *Sommerung*, die bezwecken soll, den Halmen einen möglichst schönen Glanz zu verleihen. Später werden sie zu nicht zu kleinen Bündeln, manate (wörtlich: „was die Hand fassen kann“), zusammengefaßt und Ende Juli einem ersten Bleichverfahren unterworfen, was dadurch geschieht, daß man sie sechs bis acht Tage lang dem Nachttau aussetzt. Ist das Stroh schon weiß geworden, so wird es der Aehren entledigt und zu kleinen Bündeln, *mazzetti*, zusammengefaßt, von denen 50 einen größeren Bund, einen *manello*, bilden. Zum Abstreifen der Aehren, der *slatura*, muß das Stroh nochmals mäßig angefeuchtet werden, wozu man es, wenn es irgend wie angeht, wiederum dem Nachttau aussetzt. Die Halme, die tagsüber von ihren Aehren befreit worden sind, werden abends wieder zu größeren Bündeln vereinigt, von denen jeder 10 manate umfaßt. Alle diese Arbeiten, die die Zeit vom August bis zur Mitte des November ausfüllen,

werden größtenteils von Frauen und Mädchen ausgeführt; ein Mädchen kann an einem Tage 120 bis 140 manate oder etwa 17 Pfund Stroh von den Aehren befreien. In der zweiten Hälfte des November wird das Stroh in einem besonderen Apparat einem Schwefelungsprozeß unterworfen und dann nach den Knoten in 20 bis 24 Centimeter lange Stündchen geteilt, die, nachdem sie auf das sauberste geglättet und nochmals gebleicht worden sind, so sorgsam wie möglich sortiert werden. Seit dem Jahre 1827 wird ein Teil dieser Arbeiten mit Hilfe von Maschinen ausgeführt.

Das heutzutage in der italienischen Strohhutfabrikation zur Verwendung kommende Material ist

meistenteils Weizenstroh. Früher wurde mit Vorliebe Roggenstroh verwendet, namentlich für die florentiner Damenhüte in Kapotteform. Nur für das gespaltene oder gespliffene Stroh (*paglia sfesa*), das aus einem in zwei bis drei Längsstreifen zertheilten Halbstückchen gewonnen wird, benutzt man heutzutage gern noch Roggenstroh, und zwar das einer besonderen, hauptsächlich in der Nähe von Bologna gezogenen Roggenart, die *calbigia* genannt



Aufwickeln der Cressen zu Strähnen



Weilpresse mit Handbetrieb

wird. Das gespliffene Stroh findet Verwendung zu Hiarbeiten, doch werden aus ihm auch Treppen oder Flechten für die Hutfabrikation hergestellt, aber nur, wenn in die Flechte noch ein andres Material, namentlich das sogenannte *truciolo*, das man aus feinen Spänen von Buchen- und Weidenholz gewinnt, hineingearbeitet wird. Derartige Flechten sind besonders für die augenblicklich in Mode befindlichen gemusterten oder Phantasiehüte erforderlich.

Für ein andres Strohpräparat, das sogenannte *Fadenstroh* (*paglia filata*), wird lediglich Weizenstroh verarbeitet. Es wird mit einem Maschinchen hergestellt, das die Halmspitze in faden- oder schnurartige Längsstreifen zerlegt. Aus ihnen werden auf einem besonderen Wirksuhle die Strohborsten und Strohspitzen fabriziert, die namentlich in Fiesole bei einer Reihe von Galanteriewaren, wie Fächer, Täschen, Bilderrahmen u. dgl., Verwendung finden.

Alle Bemühungen, der italienischen Strohhlechterei ein andres Material als Roggen- oder Weizenstroh zuzuführen, sind bisher gescheitert. Eine Zeitlang glaubte man, man könne den schönen Glanz des japanischen Strohgeflechtes durch die Verwendung von Haserstroh erzielen, doch ging man dabei von einer falschen Voraussetzung aus, denn auch

in Japan wird in der Strohhlechterei nur Roggen- oder Weizenstroh verarbeitet. Der Glanz des japanischen Strohs wird nicht durch die Eigenart einer besonderen Getreideart, sondern durch die spezifische Beschaffenheit des japanischen Ackerbodens bedingt, der infolge seines reichen Gehalts an Kieselrde dem Schafte der auf ihm gezogenen Körnerfrucht den ihm eigentümlichen Seidenglanz verleiht. Noch ergebnislos verliefen die Versuche, einen Ersatz für das Stroh der Halmspitze überhaupt zu finden; es häuften sich, zu welcher Pflanzenspezialität man auch griff, Mißerfolg auf Mißerfolg. Des in Italien „*truciolo*“ genannten Ersatzstoffes haben wir schon gedacht; er wird durch seine Abspaltungen von Buchen- oder Weidenholz gewonnen, das man längere Zeit in feuchtem Sande hat lagern lassen.

Wenn in der Strohhutfabrikation schon seit längerer Zeit ein Teil der Arbeit, die früher von Menschenhand geleistet wurde, an die Maschine übergegangen ist, so bleibt die grundlegende Tätigkeit der ganzen Industrie doch nach wie vor auf die menschliche Hand angewiesen. Die Maschinen richten das Rohmaterial zu, sie befreien die Halme von den Ähren, sie glätten, zerschneiden und spalten sie, ebenso wie sie die Flechten pressen und der Hutforn ihre endgültige Gestalt verleihen; nur für die Herstellung der Flechten und für das Zusammennähen dieser zur rohen Hutforn muß heute noch wie vor hundert und mehr Jahren, sofern es sich nicht um die Lieferung einer minderwertigen Ware handelt, die Menschenhand sorgen. Man sollte daher glauben, die Strohhlechterei müsse den in ihr beschäftigten Personen einen ganz hübschen Gewinn abwerfen. Es ist das aber nicht der Fall, die Arbeit wird nur schlecht entlohnt, und die Lage der Strohhlechterin ist auch früher keine besonders glänzende gewesen. Es hat allerdings Zeiten gegeben, in denen für einen großen Florentiner Damenhut 500 und auch 600 Lire bezahlt wurden, aber diese Zeiten sind längst dahin und fast schon zur Legende geworden. Und selbst damals ging der Verdienst der Strohhlechterin nicht über ein gewisses bescheidenes Mittelmaß hinaus; er war gut und auskömmlich, indes kaum etwas mehr; heute ist er geradezu lächerlich gering. Man darf nicht vergessen, daß von dem, was das Geschäft einbringt, ein großer Teil an die Unternehmer und die sogenannten *sattorini* — eine Art von Unterhändlern zwischen den Fabrikhabern und



Beseitigung der Ähren

den Flechterinnen — übergeht und heutzutage der Preis der Ware ein so gedrückt ist, daß bei seiner Verteilung unter diejenigen, die einen Anspruch auf ihn haben, für den einzelnen nicht viel herauskommt. Für jeden Hut wird ein bestimmter Preis bezahlt, doch erhält die Flechterin das zu seiner Herstellung erforderliche Stroh geliefert. Am besten werden immer noch die großen runden Damenhüte bezahlt, d. h. diejenigen, die fast in der ganzen Welt schlechtere Florentiner Hüte, in Italien selbst jedoch Monachine und in England nach ihrem Ausführplatze Livorno Leghorn genannt werden. Für diese gab man 1870 etwa 1 bis 1½ Lire das Stück, von 1870 bis 1875 beinahe 2 Lire, während sie 1894 nur noch mit 70, ja in einzelnen Fällen sogar nur noch mit 25 Centesimi bezahlt wurden! Für diese Hüte kommen Flechten zur Verwendung, die aus 13 einzelnen Halmen oder Drähnen zusammengeflochten sind, und die Arbeiterin muß den Hut fertig genäht abliefern. Heutzutage, wo diese Art von Hüten nicht mehr an der Tagesmode ist, werden die für sie erforderlichen dreizehndrähigen Flechten fast nur noch von älteren Frauen angefertigt, weil das junge Volk für die nur schlecht entlohnte Geduldsarbeit nicht mehr zu haben ist. Für die aus sieben- bis elfdrähigen Flechten zusammengeflochtenen Herrenhüte, die meistens auf der Maschine zusammengeknäht werden, erhält die Arbeiterin 25 bis 35 Centesimi. Den Namen von Spottpreisen verdient geradezu das, was für die gemusterten oder Phantastiehüte bezahlt wird, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß ein derartiger Hut fast spielend und im Nu hergestellt wird. Alles in allem kann man annehmen,



Formpresser in Tätigkeit

daß eine Strohflechterin in Tage bis zu 80 Centesimi zu verdienen im Stande ist, dann muß sie aber sehr geschickt sein und darf die Hände keinen Augenblick ruhen lassen.

Es ist das die häßliche Rehrseite eines Bildes, das uns auf den ersten Anblick so lichtvoll und poesieverklärt vorkommt. Und doch bleibt diesem Bilde ein gutes Teil poetischen Duftes gewahrt trotz all der Schattenpartien, die es durchziehen, und trotz des trüben Gebauens, den sein längeres Beschauen uns nahelegt, daß menschliches Elend und menschliche Daseinsorgen Hand in Hand gehen mit einer anscheinend so sorglos-heitern Beschäftigung und den Grund bilden, auf der das ganze Gebäude der Strohflecht-Industrie sich aufbaut. E. H.



Die Tyranin des Hankeheims

von

Henry F. Urban-New York

Amerika ist die Hölle der Hausfrauen und das Paradies der Dienstmädchen. Die holden Feen des Kochlöffels und des Staubtuches werden im Dollarlande zweifellos besser behandelt, genießen mehr Freiheiten und erhalten höhere Löhne als irgendwo anders. In einem feinen Privathause schlafen die Köchin und das Stubenmädchen nicht selten jede in ihrem eignen Zimmer, das zwar klein ist, aber stets sauber, hell und lustig. Wo das Dienstpersonal größer ist, schlafen gewöhnlich immer zwei in einem Zimmer. Unten, im Erdgeschos befindet sich nach hinten heraus die Küche und nach vorn heraus ein besonderer Raum, der meist zum Bügeln benutzt wird, aber sonst zur Verfügung der Mädchen steht. Hier essen sie und dürfen am Abend ihre Freundinnen empfangen. Jeden zweiten Sonntag und einmal an einem Wochentage von 2 Uhr an bis 10 Uhr und später dürfen sie ausgehen. Eine gute Köchin erhält einen Monatslohn nicht unter 20 Dollar, und eine sogenannte „perfekte“ Köchin bis zu 50 Dollar den Monat. Die „Perfekte“ tut nichts als kochen. Alles übrige: Gemüse pflügen, Geschirr reinigen u. i. w. besorgt ein andres Mädchen. Sie wäscht nicht, sie bügelt nicht; dafür sind wieder besondere Mädchen da. Meist wird die Wäsche jedoch außer dem Hause in einer Waschanstalt gereinigt. In einem bescheidenen Haushalt, wo die Köchin 20–22 Dollar den Monat erhält, wäscht und bügelt eine Waschfrau, und die Köchin ist so glücklich, ihr dabei zu helfen. In kleineren Familien mit herrschaftlicher Wohnung ist die Stellung der Köchin oft eine noch angenehmere. Und trotzdem herrscht in einer Stadt wie New York eine wahre Dienstmädchenfrage, die wieder und wieder in den schwerwiegenden Worten ihren Ausdruck findet: „Haben Sie schon ein neues Mädchen?“

Der Grund für die absonderliche Erscheinung liegt zunächst in der amerikanischen Auffassung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Das eingeborene junge Mädchen selbst allerniedrigster Herkunft hat eine heftige Abneigung dagegen, eines andern Dieners zu sein. Ihr ist schon die Bezeichnung „servant-girl“ verhasst. Je feiner das Haus ist, in dem sie dient, um so deutlicher kommt ihr der gesellschaftliche Unterschied zwischen ihr und der Familie zum Bewußtsein. Besonders die sehr aristokratische Dame des Hauses gibt ihr deutlich zu verstehen, daß das junge Mädchen lediglich zu persönlichen Dienstleistungen da ist. Sie spricht von den Mädchen nie anders als „the girls“. So etwas tränkt das stark ausgeprägte Selbstbewußtsein der jungen Amerikanerin höchst empfindlich, denn sie möchte jederzeit als Dame angerechnet und behandelt sein. Als solche wird sie zu Hause und von ihren Bekannten betrachtet. In der Abneigung gegen das Dienen gefestigt sich eine gleich heftige Scheu vor aller Hausarbeit. Selbst des Straßen-

fegers Tochterlein dünkt sich dafür viel zu gut. Wenn sie diese Arbeit daheim verrichtet, tut sie's nur widerwillig und sehnt den Tag herbei, wo sie als Fabrikarbeiterin, Schuhmacherin, Schneiderin, als Verkäuferin in einem Geschäft, als Stenographin, Schreibmaschinistin oder dergleichen Beschäftigung finden kann. Eine derartige Tätigkeit, und sei sie noch so anstrengend, zieht sie unter allen Umständen vor. Zwar verdient sie oft weniger und arbeitet angestrengter als in einer Dienstbotenstellung, aber das angenehme Bewußtsein tröstet sie, daß sie jeden Abend, jeden Sonntag und Feiertag für sich hat und dann tun und lassen kann, was ihr beliebt. Ueberdies reizt sie die Aussicht auf das Zusammensein mit jungen Leuten. Die jungen Amerikanerinnen sind zu einem großen Teil arge Koletten und neigen infolge schlechter häuslicher Erziehung zur Bügelseligkeit. Da der Verkehr zwischen den Geschlechtern von einer erstaunlichen Ungezogenheit ist, so macht das junge Mädchen Herrenbesanttschaften in Hülle und Fülle. Im Nu hat sie einen Liebsten, der sie ins Theater und zu allen sonstigen Vergnügungen führt und ihr ununterbrochen zarte Aufmerksamkeit erweist, ohne daß des Mädchens Eltern nach beliebter Landessitte sich irgendwie um das Tochterlein kümmern. Das Ergebnis ist denn auch nicht selten wenig erfreulich und vom ungünstigsten Einfluß auf die Moral der Mädchen selbst aus besseren Familien. Aber was tut's? Man amüsiert sich!

Wenn nur die jungen Mädchen New Yorks eine solche Scheu vor der Dienstbotentätigkeit hätten, wäre es nicht verwunderlich, denn in andern Weltstädten ist es kaum anders. Aber das Schlimme ist, daß auch das junge Mädchen vom Lande gleichen Ansichten huldigt. Auch sie mag nicht „servant-girl“ sein. Ueberdies gibt es junge Bauernmädchen nach europäischer Auffassung in Amerika überhaupt nicht. Der amerikanische Farmer ist kein Bauer, sondern ein kleiner Gutbesitzer. Seine Töchter sind gewöhnlich wohlbezogen; sie arbeiten nicht auf dem Felde, sondern spielen Klavier und lesen Romane. Sie beanspruchen den Titel einer jungen Dame so gut wie die Großstadtdöchter. Nur eine Klasse einheimischer Mädchen ist zur Arbeit in fremdem Hause bereit: die Negerinnen. Im Süden, wo dem aristokratischen Weissen der arme Neger in gewaltiger Zahl gegenübersteht, war die Negerin von jeher die naturgemäße Hausarbeiterin. Aber im Osten, besonders in New York, kommt sie weniger zur Verwendung. Zunächst steht sie bei vielen Leuten im wahren Sinne des Wortes in schlechtem Geruch, und zwar infolge der allen Negern gemeinsamen fatalen Ausdünstung, vorzüglich im Sommer. Ueberdies gelten die Negerinnen als faul und unethisch. Daher werden sie höchstens als Wäscherinnen außer dem Hause beschäftigt oder als Kammerjungen der Halbwelt. Da die Negerin selber von Natur unmoralisch ist, kennt

sie keine moralischen Skrupel und fühlt sich in einer Atmosphäre wohl, die weißen Mädchen nicht zuzugut.

So ist also die Hauptquelle zur Versorgung der großen europäischen Städte mit Dienstboten, die Provins für New York nicht vorhanden. Es gibt keine einheimischen Dienstboten oder wenigstens nicht genug für die gewaltige Nachfrage. Mitgenos sind Dienstboten so begehrt wie in New York. Denn da schon das Mädchen der ärmeren Klassen für Hausarbeit keinerlei Neigung besitzt, so kann man sich einen Begriff machen, wie es mit der wirklichen jungen Dame aus wohlhabendem Hause bestellt ist. Sie lernt neuerdings zwar locken, aber es ist mehr Spielerei. Im Grunde ihres Herzens ist sie über Kochlöffel und Staubtuch erhaben. Warum auch nicht? Die Eltern bestärken sie noch in der Ansicht, daß Hausarbeit einer jungen Amerikanerin unwürdig und vor allen Dingen überflüssig ist. Sie wird eines Tages einen vermögenden jungen Mann heiraten und dann sich so viele Dienstboten halten, als sie braucht. Selbst kleinere Familien, wo die Mama und zwei Töchter bequem alle Hausarbeit besorgen könnten, vertrauen diese lieber einem Dienstmädchen an.

Aber wer bedient nun diese anspruchsvolle New Yorkerin, die immer nur die große Dame spielen möchte? Wer locht für sie, wer reinigt ihr Zimmer, wer wäscht für sie? Das ist den Fremden überlassen, die von Europa einwandern, hauptsächlich der Deutschen und der Irländerin. Aber auch skandinavische Mädchen sind sehr gesucht, ebenso Französinen. Die Irländerin hat ihre großen Schattenseiten. Sie ist von Hause aus rebellisch und aufässig. Wenn sie älter wird, ergibt sie sich dem Schnapsgegnuß, dem Vaster aller Irländer. Weitau beliebter sind die Deutsche und die Skandinavierin, besonders solange sie „grün“ sind. Damit bezeichnet man in Amerika einen Eingewanderten, der noch nicht lange im Lande ist. Das „grüne“ deutsche Mädchen ist gewöhnlich freundlich, willig und fleißig und hat bescheidene Ansprüche. Aber auch sie bleibt nicht lange der holde Engel, als der sie der Dame des Hauses anfangs erscheint. Sehr bald streift sie die liebliche grüne Farbe ab und wird reif, unangenehm reif. Dafür sorgen die Freundinnen, die sie sich erwirbt, oder die Verwandten oder die geriebenen Inhabertinnen der Dienstmädchenagenturen, die die Stellungsvermittlung als Vorwand zur Schröpfung von Herrschaften und Dienstboten zugleich betreiben. Sie alle nahen der „Grünen“ mit sogenannten guten Lehren, die immer in dem einen Satze gipfeln: Das brauchen Sie sich nicht gefallen zu lassen, hier sind Sie in einem freien Lande. Die meisten Eingewanderten erlangen nämlich überaus kindliche Begriffe von republikanischer Freiheit, die sie der großen Masse der Einheimischen verständnislos nachplappern oder aus den an nationalen Größenwahn krankenden Zeitungen lernen. Freiheit ist ihnen gewöhnlich gleichbedeutend mit Auffässigkeit und Rücksichtslosigkeit. Dahin gehören sie gehören müssen. In Amerika, meinen sie, gibt es überhaupt keine Unterordnung. Was Madame ist, das ist Auguste nach ihrer Meinung ebenfalls. Eine arge Selbsttäuschung, von der Auguste zwar langsam wieder kuriert wird, die aber doch nicht verhindert, daß aus der ehemals so bescheidenen Auguste oft eine überaus tragbährige und unerschämte Person wird.

Zudem büßt sie mit den Jahren ihre Tüchtigkeit ein und ergibt sich oftmals gleich der Irländerin dem Trunke. Sicherlich leisten die unglücklichen Dienstbotenverhältnisse einer raschen Degenerierung der eingewanderten Mädchen Vorschub. Die „Grüne“ merkt sehr bald, wie gesucht und unmooren sie ist. Sie weiß ganz genau, daß sie unentbehrlich ist, und zwar um so unentbehrlicher, eine je schlechtere Wirtschaftlerin die Dame des Hauses ist. Daher muß die New Yorkerin sich ihren Dienstboten mit Haut und Haaren verschreiben. Sie darf nicht befehlen, sondern höchstens Wünsche äußern. Die schlimmste von allen ist die Köchin. Ein Stubenmädchen kann zur Not eine Zeitlang entbehrt werden; auf etwas mehr Staub kommt es schließlich nicht an. Aber wer hätte Lust zu hungern? Hunger ist der beste Koch nur dann, wenn man eine gute Köchin hat. Es gibt in New York Köchinnen, die der Frau des Hauses nicht gestatten, in die Küche zu kommen, und die jede Unzufriedenheit mit einer Speise als persönliche Beleidigung auffassen. Nicht selten erhebt auch eine Köchin von den verschiedenen Lieferanten einen Tribut dafür, daß sie ihre Kundschaft bleibt. Das ist für sie eine Kleinigkeit, besonders in Häusern, wo ihr die Arbeitsmittel der Hausfrau sogar die Bestellung der Lebensmittel überläßt. Der Lieferant schlägt die Provision wieder heraus, indem er schlechtes Gewicht oder schlechtere Ware gibt. Manche Köchin ist schon so vornehm geworden, daß sie überhaupt nicht einmal in dem Hause schläft, wo sie locht. Sie kommt am Morgen, oft erst nach dem Frühstück, das jemand anders bereiten muß, locht zu Mittag und Abend, überläßt das Geschirrmachen abermals jemand anders und geht stolz wieder nach Hause. Sie gibt gewissermaßen nur eine Vorstellung als Kochvirtuosin. Ihr wagt Madame nur in murmelnder Ehrfurcht zu nahen. Wenn die gnädige Köchin oder die gütigste Staub wischende junge Dame drei Monate in demselben Hause weilt, so bekommt sie schon etwas Ueberrationalisches, Unbegreifliches. Sie wird zur Ueber-Köchin, zum Ueber-Stubenmädchen, zu einem der großen Gesprächsstoffe bei den Kaffeeklatschen. Man spricht von ihr in einem Atem mit John Pierpont Morgan, dem Präsidenten Roosevelt, Sarah Bernhardt, Tolstoj oder dem Ring des Nibelungen. Madame gewinnt durch eine solche Person ein Ansehen, das ihr der raffinierteste Pariser Hut nicht verschafft. Man wittert ein Geheimnis dahinter und dringt in sie, doch zu sagen, „wie sie das macht“, und wenn sie erwirbt, sie mache gar nichts, so bekommt ihr „Glück“ etwas Unheimliches, so ungefähr wie dasjenige des Polykrates.

Charakteristisch für die Stellung der Dienstboten ist, daß die Bönne und besonders die Gouvernante in feinen Häusern nicht halb so gut behandelt werden. Die Dienstboten jedenfalls betrachten sich dem „Fräulein“ oder der „Mademoiselle“ als mindestens ebenbürtig und schikanieren sie, wo sie können. Denn Bönnen und Gouvernanten gibt's die Fülle, aber Dienstboten sind selten. So erklärt es sich, daß besonders in einem Haus halt mit größerer Familie, die nicht zu der Dollararistokratie gehört, die Hausfrau in steter Angst vor dem schredlichen: „Madame, ich gehe morgen!“ dahinlebt. Das kann ganz plötzlich kommen, weil es eine Kündigungssfrist in New York nicht gibt. Die Stellung des dienstbaren Geistes ist eine monatliche. Am Ende des Monats kann das Mädchen nach Auszahlung

ihrer Lohnes erklären: „Ich gehe heute!“ Freilich steht der Hausfrau das gleiche Recht gegenüber dem Mädchen zu, aber sie macht aus Furcht vor dem Mangel an Erfsatz weit weniger Gebrauch davon. Ferner darf das Mädchen mitten im Monat fortgehen; dann kann sie aber ihren Lohn nur bis zum Tage ihres Austritts fordern. Auch die Hausfrau darf das Mädchen mitten im Monat fortschicken, muß ihr dann aber den vollen Monatslohn auszahlen. Irrend eine staatliche Versicherung der Mädchen gegen Krankheit oder Unfall gibt es in Amerika nicht. Nur ausnahmsweise kennen die Mädchen Anhänglichkeit an die Herrschaft. Oft verlassen sie die vorteilhafteste Stellung aus reinem Uebermut oder weil ihnen eine völlig ungerechtfertigte Lohnerhöhung nicht gewährt wird. Für die Hausfrau beginnt dann die entsetzliche Jagd nach einem neuen Mädchen, die ihr die Nachtruhe stört und an ihren Nerven rüttelt. Diese Jagd steht in New York ungefähr auf gleicher Höhe mit den Torturen des Mittelalters. Ich kenne Frauen, die sich lieber jeden Tag einen Zahn plombieren lassen, als auf die Mädchenjagd gehen. Die Vermiste muß ununterbrochen von einer Agentur in die andre wandern. Oder sie klettert Treppen auf und ab in muffigen, dunklen Mietskammern, wo eine der kochenden oder Staub abwischnenden Feen sich von angestrengter Tätigkeit bei einer guten Freundin erholt und Damen auf der Mädchenjagd huldvollst Audienz erteilt. Dabei muß die Dame daran achten, daß sie der Fee in feinsten Kleidung entgegentritt, denn danach beurteilt jene von vornherein das Haus der Dame und alles übrige. Oft erteilt die Umworbene vier oder fünf Damen zugleich Audienz und unterwirft sie einem hochnotpeinlichen Verhör über das, was sie ihr bieten können. Eine Köchin will vor allen Dingen wissen, ob Kinder im Hause sind. Die Damen mit viel Kindern entläßt sie sofort. Was von Damen ohne Kinder übrig bleibt, wird weiter examiniert: wieviel Lohn gezahlt wird, wie oft sie ausgehen darf, wie viele am Tisch sitzen. Die Dame mit dem kleinsten Tisch, dem größten Lohn und den meisten Ausgühtagen wird gewählt. Sie bekommt den Bescheid: „Madame, Sie gefallen mir so weit, ich werde es mal mit Ihnen versuchen.“ Und Madame stammelt ihren heißen, alleruntertänigsten Dank, obwohl sie noch keineswegs sicher ist, daß die Gnädigste überhaupt die Stellung antritt. Denn nicht sie, die Dame, ist die Gnädigste, sondern die Köchin. Es geschieht daher manchmal, daß während der Audienz Madames Kutsche unten vor der Thür hält. Sit ein Mädchen sofort bereit mitzukommen, so packt die Dame den kostbaren Vogel gleich in die Kutsche und faßt schnurstracks im Galopp nach Hause, nur damit nicht inzwischen etwa eine andre kommt und ihr die Beute durch

verlockendere Aussichten wegschnappt. Aber das sind Ausnahmefälle. Gewöhnlich verspricht die Gnädigste hinterlichs noch verschiedenen andern Damen, „es einmal mit ihnen zu versuchen“. Sie geht dann von Haus zu Haus, sieht sich die Küche und ihr Schlafzimmer und die Familie an und trifft danach im stillen ihre Auswahl, nachdem sie jeder Dame zugehört, am andern Morgen zu erscheinen, und von jeder ihr Straßenbahnfahrgeiß empfangen hat. Selbst die endgültig beglückte Hausfrau weiß noch nicht, ob die Gnädigste länger als einen Tag bleibt. Es kann Madame widerfahren, daß sie am nächsten Morgen in die Küche kommt, und das liebe Vögelchen ist davongeflogen. Die Holde hat sich über Nacht anders besonnen. Nichts schützt die Hausfrau gegen derartige Rücksichtslosigkeit. Sie muß da zum Selbstschutz greifen und handelt nach der schönen Devise: Wurfst wider Wurf. Das heißt, auch sie schlägt mit einem halben Tugend Mädchen auf einmal ab, bestellt jede eine halbe Stunde später und nimmt diejenige, die zuerst kommt — falls eine kommt. Auch nach einer Woche noch gibt das Mädchen oft die Stelle wieder auf, bekommt den Lohn für die Woche, und die Hausfrau kann die Mädchenjagd von vorn beginnen.

Ja, selbst frisch vom Dampfer wird die Einwanderin weggeholt. Kaum hat sie festen Boden betreten, so stehen schon die vornehmen New Yorkerinnen da und umwerben sie mit der Hartnäckigkeit des Erbkönigs: „Willst, feines Mädchen, du mit mir gehn? Meine Töchter sollen dich warten schön!“ Ganz kluge Damen benutzen sogar die Zeit, wo sie Vergnügens halber im Sommer in Europa weilen, sich eine Köchin zu sichern und sie unter Verletzung des Kontrakt-Arbeitergesetzes nach New York zu importieren. Not bricht Eisen und Gefüge! Ist es verwunderlich, daß unter solchen Verhältnissen Auguste, Mamie, Zueborg, Lucienne, oder wie sie sonst heißen mögen, zu Tyranninnen des Haushalts werden? Daß sie sorglos zerbrechen, was sich zerbrechen läßt, daß sie das Eisigspind um seine äußersten Delikateffen plündern und mit den Lebensmitteln der Herrschaft eine heillose Verschwendung treiben? Das Beste ist für die ehemalige Bauernmagd gerade gut genug, und die Dame des Hauses muß es in stillem Ingrimm dulden, sonst wird die Gnädigste sadtrob und geht. Mehr und mehr sucht man die Stellen der Tyranninnen mit jungen Männern, meistens Deutschen, zu besetzen. Aber das sind Tropfen auf den heißen Stein. Reiche Familien ohne Kinder suchen dem Elend zu entfliehen, indem sie in die Hotels oder in die vornehmen „Apartment-hotels“ ziehen, wo sie Wohnung mit Bedienung und Essen bekommen. Die andern müssen wohl oder übel den Kampf mit dem Trachen in Küche und Wohnstube weiter kämpfen.





Von der Grossen Berliner Kunstausstellung 1903: **Hermann Budde**, preussischer Minister der öffentlichen Arbeiten
Nach dem Gemälde von Hugo Vogel

Moderne Verkehrskrankheiten

Der ganze Zuschnitt der modernen Verkehrsmittel bringt es mit sich, daß an die körperlichen Kräfte des Menschen wie an die Leistungsfähigkeit der einzelnen Organe viel höhere Anforderungen gestellt werden als in früheren Zeiten, wo man noch auf die behäbig ihres Weges trottende Postkutsche oder die von mageren Säulen gezogene Landkutsche als Beförderungsmittel angewiesen war. Heute geht es mit Dampf und Elektrizität, mit Motor und Fahrrad, und die Geschwindigkeiten, mit denen die Beförderung durch diese Kräfte erfolgt, sind oft derartig enorme, daß es nicht wundern nimmt, wenn schon die Rapidität einer solchen Vorwärtsbewegung zu allerhand schädlichen Einflüssen und Fährlichkeiten für Gesundheit und Leben der im Dienste jener befindlichen Personen Veranlassung gibt. Dazu kommen noch die anhaltenden und heftigen Erschütterungen des Körpers, die starken Geräusche, unter denen die Vorwärtsbewegung vor sich geht, und der außergewöhnliche Luftdruck und Luftzug, der infolge der rasenden Geschwindigkeit, mit der von dem fahrenden Gegenstand die Luftschichten durchschnitten werden, unausbleiblich sich ergeben muß. Alle diese Momente sind geeignet, auf den menschlichen Organismus in der verschiedensten Weise einzuwirken und ihn in der Funktionsausübung der einzelnen Teile mehr oder weniger stark zu beeinträchtigen. Daß natürlich die berufsmäßig angestellten Personen, die fortwährend auf den betreffenden Wechsellinien sich befinden und stunden- und tagelange Touren ohne Unterbrechung zurücklegen müssen, unter den schädigenden Einflüssen viel erheblicher zu leiden haben als solche, die nur vorübergehend die Verkehrsmittel benutzen, liegt ja auf der Hand.

In der Mehrzahl der Fälle erstrecken sich die körperlichen Schädigungen auf das Nervensystem, in zweiter Linie auf Herz und Atmungsorgane, weniger häufig auf Seh- und Gehörapparat. Aus den vorliegenden Ursachen haben sich eine Anzahl ganz bestimmter Krankheitsbilder und Symptomkomplexe entwickelt, die für die Art des betreffenden Verkehrsmittels geradezu charakteristisch sind. Betrachten wir zunächst die Eisenbahnen und die elektrischen Bahnen. Der berufsmäßig und gewohnheitsmäßige Aufenthalt auf diesen Verkehrsmitteln und die damit verbundene tägliche Beschäftigung in ihrem Dienste können auf die Dauer ihre Wirkungen auf die den schädigenden Faktoren am meisten ausgesetzten Körperteile nicht verfehlen. Ein Lokomotivführer durchmisst jährlich 6- bis 10 000 Meilen, und zwar legt er diese enorme Strecke auf der Maschine stehend zurück. Hierbei erfährt er außer andern nachteiligen Einwirkungen andauernd sehr heftige Erschütterungen des Körpers, die sich durch die unteren Extremitäten zunächst auf das Kreuzgelenk fortpflanzen, während die ungemein starken Geräusche, von denen er unausföhrlich umgeben ist, auf das Gehör und von diesem aus infolge des engen Zusammenhanges auf das Gehirn ungünstig einwirken. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei den im elektrischen Fahrdienst beschäftigten Personen,

dem Motorführer und dem Kondukteur. Auch diese haben ihren Dienst fortwährend stehend zu verrichten und legen während der Dauer eines Jahres ebenfalls eine ganz beträchtliche Gesamtstrecke zurück. Die hierbei in Betracht kommende Körpererschütterung ist eine ganz ähnliche und nicht minder heftige als diejenige, der der Lokomotivführer ausgesetzt ist, und auch die durch den elektrischen Betrieb verursachten Geräusche lassen sich im großen und ganzen mit dem Getöse und dem monotonen Lärm eines fahrenden Eisenbahnzuges vergleichen. Die sonst im Eisenbahnfahrdienst beschäftigten Schaffner und Bremser erleiden, entsprechend der besseren Federung der Wagen und auch deshalb, weil sie ihren Dienst teilweise sitzend verrichten, weniger intensive Erschütterungen des Rückenmarks, werden aber dafür desto übler durch das schnurrende Zittern der Bremsen belästigt, das sich direkt auf die Wirbelsäule überträgt. Hierzu gesellen sich häufige Ermüdungen, die mit fortgesetzten Reisen verbundene starke nervöse Erregung und Ueberreizung, sowie ein meist zum Bedürfnis gemordener Genuß geistiger Getränke. Durch den Einfluß all dieser Verurschädlichkeiten entsteht nun bei den im Maschinen- und Fahrdienst des Eisenbahn- und elektrischen Trambahnwesens angestellten Personen eine nach individuellen Verschiedenheiten mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Irritation der Nervenzentren, die sich durch ganz charakteristische Erscheinungen und Symptombilder kundgibt. Die englischen Aerzte, die zuerst auf diese Art der Erkrankungen hinwiesen, haben ihr die Bezeichnung „Railway-spine“ oder „Tramway-spine“ gegeben. Das Leiden beginnt in den meisten Fällen mit einer gewissen Mattigkeit und körperlichen Abgeschlagenheit, die sich besonders beim Gehen und Stehen bemerkbar macht. Der Kranke hat das Gefühl, als müßte er sich immer ausruhen. Der Gang ist meist verlangsam, schleppend und schwerfällig, und oft haben die Patienten das Gefühl, als hätten sie ein Gewicht an ihren Füßen hängen. Auch in der Rückenhaltung fangen die Kräfte an zu erlahmen, aus der bisherigen geraden wird eine nach vorn geneigte. Der Kranke hat unwillkürlich das Bestreben, eine Stütze für die Wirbelsäule zu finden, sie auf irgend eine Weise zu festigen, und legt zu diesem Zwecke häufig die Hand ins Kreuz, was ihm scheinbar vorübergehende Erleichterung verschafft. Mit der Zeit machen sich Vähmungen der verschiedenen Muskelgruppen, besonders an den Extremitäten, den Armen und Beinen, bemerkbar, so daß direkte Störungen in der Beweglichkeit sich einstellen. Aber auch die Gefühls- und Empfindungsnerven erleiden eine erhebliche Beeinträchtigung, die sich besonders durch Taubheitsgefühl und Empfindungslosigkeit in den Fußsohlen oder in den Fingern und Fingerspitzen geltend macht, oder durch subjektive Empfindungen transtaher Art zu äußern pflegt: Kribbeln in der Haut, oder auch das Gefühl, als ob Würmer unter der Haut umherkröchen, oder Mäsen an den verschiedenen Körperteilen unter der Haut platten, oder der Kopf auf dem Kumpf nicht festsäße, oder

ein Gürtel um den Leib gelegt wäre. Die Sinnesorgane sind ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen, was sich besonders durch Flimmern vor den Augen, Blendungsgefühl, Farbensehen, Verschleierung des Gesichtsfeldes, Durcheinanderschweben der Buchstaben beim Lesen, Trüb in den Augen, beim Gehörsorgan durch Säusen, Jischen, Pfeifen, Bräusen in den Ohren, als ob Wasser losche oder als ob ein Strom in der Nähe rausche, beim Schmecken durch einen pappigen oder permanent salzigen Geschmack im Munde kundgibt. Als charakteristisches Symptom hat man auch häufig das Zittern beobachtet, das besonders durch die stets vorhandene psychische Erregung ausgelöst wird und am konstantesten an den Händen zu bemerken ist. Die Erscheinungen sind sehr ähnlich denen, wie man sie beim chronischen Alkoholismus findet. Meist ist auch Schlaflosigkeit vorhanden, und in den späteren Stadien treten Gedächtnisschwäche und Sprachstörungen ein. Die Sprache wird verlangsamt und flüchtig, der Kranke verliert mitten im Satz den Faden, als ob er das, was er sagen will, vergessen habe, oder er spricht wie jemand, der in höchster Angst etwas erzählen will und die Worte nur stoßweise hervorbringt. Trotz dieser bedenklichen Symptome pflegt der allgemeine Ernährungszustand in der Mehrzahl der Fälle nicht Not zu leiden, so daß solche Patienten von Laien wegen ihres gesunden Aussehens nicht für krank gehalten werden. Doch ist auch Abmagerung und Verfall der Körperkräfte nicht gerade etwas Seltenes.

Ein ähnliches Krankheitsbild wie das beschriebene entrollt sich auch häufig nach Unfällen, die durch Entgleisung oder Zusammenstoß von Eisenbahnzügen oder elektrischen Motorgarnituren herbeigeführt werden, infolge von heftigen Erschütterungen des Rückenmarks und Gehirns oder Zerrungen und Quetschungen der sie umgebenden Hüllen. Auffallend hierbei ist, daß trotz der durch die traumatischen Einwirkungen herbeigeführten erheblichen Funktionsstörungen im Rückenmark in den seltensten Fällen sichtbare anatomische Veränderungen darin nachzuweisen sind. Demnach kann es sich zunächst nur um molekulare Störungen der nervösen Elemente des Rückenmarks handeln. Anfänglich zeigen sich daher auch nur ganz unbedeutende Symptome, die erst nach kürzerer oder längerer Zeit sich steigern und schließlich den Charakter eines progressiven schweren Rückenmarksleidens annehmen. Zuweilen tritt direkt nach dem Unfall eine kurz andauernde Bewußtlosigkeit oder Benommenheit ein, in den meisten Fällen jedoch hat der Verunglückte zunächst über nichts zu klagen. Erst nach Tagen, Wochen oder selbst Monaten zeigen sich die ersten Beschwerden. Diese sind zunächst rein subjektiver Natur. Der Kranke empfindet Schmerz, und zwar besonders häufig in der Rückengegend. Dieser Schmerz wird als dumpf, drückend, lähmend geschildert, durch alle Bewegungen gesteigert, und zwingt den Kranken, beim Stehen, Gehen und Sidasnichten die Wirbelsäule zu stützen. Meist klagen auch die Kranken über Kopfschmerz, Eingeklemmtheit des Kopfes und Schwindelgefühl. Schon in den ersten Nächten nach dem Unfall hat sich Schlaflosigkeit eingestellt. Der Kranke gibt an, vor Aufregung und Unruhe nicht einschlafen zu können oder durch wilde, beängstigende Träume, in denen das erlebte Unglück mit seinen Schrecken ihm wieder vor die Seele tritt, aus dem Schlafe geweckt zu werden. Mit der Zeit

steigern sich die Symptome. Außer den schon oben erwähnten Lähmungserscheinungen, Gefühls- und Sinnesstörungen treten in diesen Fällen die psychischen Anomalien ganz besonders in den Vordergrund. Verstimmung, Reizbarkeit, Schreckhaftigkeit, Angstzustände stellen sich in allmählich anwachsender Intensität ein und veranlassen die Patienten, die Einsamkeit zu suchen und sich gegen seine Umgebung abzuschließen. In ihrer Zurückgezogenheit beschäftigen sich die Kranken fortwährend mit ihrem Leiden. Die Erinnerung an den erlittenen Unfall und an die überstandene Todesgefahr, in der sie geschwebt, ist eine so lebhaft, daß diese Vorstellung durch ihr Festhalten, durch ihre Alleinherrschaft in der Seele loszulassen einen pathologischen Charakter gewinnt. Das Vorherrschende dieser Angstzustände, der inneren Unruhe und fortwährenden Furcht vor einem bevorstehenden großen Unglück hat die Gelehrten veranlaßt, die Krankheit als „Siderodromophobie“ (Eisenbahnfurcht) zu bezeichnen.

Auch die Angefallenen im Automobilfahrdienst, sowie Berufs- oder sportmäßige Automobilfahrer sind infolge ihres andauernden Aufenthaltes auf diesen Fahrzeugen vielfach Schädigungen ausgesetzt, aus denen heraus sich gewisse charakteristische Krankheits-symptome entwickeln. Diese Schädigungen beruhen einerseits in einer nicht unerheblichen Erschütterung des Körpers, die durch das Getriebe und das Stampfen des mit aller Kraft arbeitenden Motors veranlaßt wird, andererseits in den starken klappernden Geräuschen, die bei der schnellen Vordrängbewegung eines derartig konstruierten Gefährts notwendig entstehen müssen. Wenn auch die Erschütterung durch die die Räder umgebenden pneumatischen Gummireifen einigermaßen abgeschwächt wird, so genügt sie doch immer, um bei andauernder Wirkung krankhafte Veränderungen im Rückenmark hervorzurufen, die mit der Zeit zu ähnlichen Symptomen führen können wie bei der „Railway-spine“. Man könnte diese Krankheit analog der letzteren als „Automobil-spine“ bezeichnen. Bei weitem mehr jedoch als das Rückenmark werden die Gehörsnerven und das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen. Die ungemein starken Geräusche, denen die Fahrenden fortwährend ausgesetzt sind, können ihre ungünstigen Einwirkungen auf das Gehör und durch dieses auf das Gehirn auf die Dauer nicht verfehlen. Es werden nicht nur Gehörsstörungen, Säusen, Klingen und Kläusen in den Ohren, sondern auch cerebrale Erscheinungen, Kopfschmerzen, Schwindelanfälle, Schlaflosigkeit, unter Umständen auch epileptische Zustände sich einstellen, die mit der Zeit einen immer erlusteren Charakter annehmen und schließlich zum Verstand führen können.

Interessant ist ferner eine Erscheinung, die sich bei Personen, die während der Ausübung ihrer Beschäftigung im elektrischen oder Automobilfahrdienst fortwährend dem starken Luftdruck ausgesetzt sind, nicht selten entwickelt, der sogenannte „Faßthorax“. Er kommt dadurch zu stande, daß infolge des starken Respirationstrudels, dem die Fahrenden bei der Ein- und Ausatmung ausgesetzt sind, sich allmählich eine Erweiterung der Lungenbläschen entwickelt, die mit der Zeit solche Dimensionen annehmen kann, daß auch die Lunge eine beträchtliche Vergrößerung ihres Volumens erleidet. Diese übermäßige Ausdehnung des Lungenolumens kann natürlich auch auf die sie umgebenden Wände nicht ohne Wirkung bleiben. Die Folge davon ist eine

Erweiterung des Brustkastens, die, da doch dessen knöcherne Teile sich nicht ausdehnen können, dadurch zu stande kommt, daß die Rippen sich nach oben verschieben und die Zwischenrippenräume stark erweitert werden. Auf diese Weise wölbt sich der Thorax stark nach vorn und nimmt eine fahrförmige Gestalt an. Die diese Erscheinung begleitenden Symptome sind Atemnot, Husten, Stidanzfälle und auffallende Herzbeschwerden.

Auch die beruf- und gewohnheitsmäßige Ausübung des Radfahrens kann in der Uebertreibung zu gewissen charakteristischen Erkrankungen führen. Ebenso wie man von einer „Potatorenleber“ spricht, die durch übermäßigen Genuß von Alkohol entsteht, so kann man auch von einem „Radfahrerherzen“ reden, dessen Entwicklung man einer übertriebenen Ausübung des Radfahrens zuschreiben muß. Bekanntlich werden beim Radfahren, und ganz besonders beim übermäßigen, beträchtliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Herzmuskels gestellt. Da aber jede vermehrte Tätigkeit des Muskelapparates eine Zunahme an Muskelsubstanz zur Folge hat, so muß auch die erhöhte Anstrengung des Herzmuskels sehr bald eine Vergrößerung des Herzens zur Folge haben. Infolge dieser Substantiellen

Zunahme kann der Herzmuskel nicht mehr das leisten, was er leisten soll. Es treten dadurch Störungen in der Blutzirkulation ein. Da an den Stellen, wo das Blut sich staut, eine erhöhte Spannung eintreten muß, so wird die Wirkung auf die Herzgewandungen nicht ausbleiben und eine Erweiterung der Herzwände an den betreffenden Stellen stattfinden. Weiterhin entwickeln sich infolge der zunehmenden Strömungshindernisse Störungen im Schluß der Herzkappen, und so ergibt sich das charakteristische Bild, das zu dem Namen „Radfahrerherz“ berechtigt.

Aber noch eine andre charakteristische Erscheinung hat man bei Personen, die sich dem Radfahrtsport ergeben, vielfach beobachtet. Infolge des anhaltenden Treuens der Pedale zeigen sich nicht selten krampfartige, schmerzhaftes Erscheinungen und Zuckungen in den Wadenmuskeln und Muskeln der Füße, ähnlich denen, wie man sie beim Schreibkrampf findet. Es handelt sich hierbei um eine Uebermüdung der in Frage kommenden Muskelpartien. Das Leiden, das man analog dem Schreibkrampf als „Radfahrkrampf“ bezeichnen könnte, macht dem Kranken viel zu schaffen und verbietet ihm auf längere Zeit das gewohnte Stahtröß.

Dr. med. p. Schütt



Das kleinste Pferd der Welt

In der Wiener Pferdeausstellung der VI. Section der österreichischen Landwirtschaftsgesellschaft bildete ein Hauptanziehungspunkt ein Pferd, dessen Anblick im ersten Moment wahrhaft verblüffend wirkt. Das Pferd ist nur 50 Centimeter hoch und nicht größer als ein ausgewachsener Ferkel. Schon die Mutter des Tierchens ist ein Pferd en miniature. Die Proportionsverhältnisse erhebt man aus unserm Bilde. Der Mann, der bei den Pferden steht, ist von normaler Größe. Das „kleinste Pferd der Welt“ reicht ihm kaum bis zu den Knien und die Mutter gerade bis zur Brust.



Hauptansicht des Neubaus mit der verbindenden Brücke (vom Paulsplatz aus)

Das neue Rathaus in Frankfurt a. M.

Vor etwa 500 Jahren wurde der „Römer“ (so genannt nach dem ursprünglichen Besitzer oder dessen Herkunftsort) vom Rat der Stadt Frankfurt angekauft und mit dem daranstoßenden „goldnen Schwan“ als Rathaus umgebaut. Nachdem im Laufe der Zeit eine Vergrößerung nötig geworden, erwarb man noch mehrere Bürgerhäuser, verband sie mit dem alten Römer und bezeichnete nun den ganzen Komplex als „Römergruppe“. Außer den historischen Innenbauten, Halle, Festtreppe und Kaisersaal, beherbergte das erweiterte Rathaus einen Teil der städtischen Ämter, während die übrigen in verschiedenen Stadtbezirken untergebracht werden mußten. Mit der Zunahme Frankfurts an Bevölkerungszahl und Bedeutung wuchs das Bedürfnis nach erweiterten und vermehrten Amtsfunktionen und ebenso nach geeigneten Repräsentationsräumen. Von einem Umbau des alten Römers oder der Verlegung des neuen Rathauses in ein andres Stadtviertel wurde aus triftigen Gründen abgesehen; man beschloß vielmehr, das neue Rathaus an die alte historische Stätte anzugliedern und in dieser Vereinigung einen großen Monumentalbau zu schaffen. Das war eine schwierige Aufgabe, da die engen Gassen der Altstadt mit ihren alten Giebelhäusern im Wege lagen, und erst nachdem der Straßendurchbruch von West nach Ost begonnen war und hiermit eine Freilegung des Terrains in Aussicht stand, konnten die Architekten der Römerbaukommission zum Wettbewerb aufgefordert werden. Die gemalt erdachten und aus-

gearbeiteten Pläne der beiden Banmeister Franz von Hoven (geboren 1842 zu Frankfurt a. M.) und Ludwig Meher (geboren 1850 in Stuttgart) erhielten die endgültige Zustimmung. Diese Herren wurden hiernach mit der obersten Leitung des Neubaus betraut und haben unter Mithilfe der Architekten Hellmuth Guno (geboren 1867 in Kanten) und Stephan Plattner (geboren 1851 in Aschaffenburg) das großartige Werk geschaffen, das jetzt im Außern fast fertiggestellt ist und auch im Innern seiner Vollendung entgegengeht. Der Rohbau ward von der Aktiengesellschaft für Hoch- und Tiefbau und der Firma Holzmann & Co. ausgeführt. Die Gesamtkosten, einschließlich Inneneinrichtung der Gebäude, betragen rund 4½ Millionen Mark. Die behaute Fläche umfaßt einen Raum von 5500 Quadratmetern. Der Baustil oder vielmehr die Verbindung mehrerer Stilarten miteinander bot manche Schwierigkeit, weil einerseits der Anschluß an die Römergruppe und andererseits das Bild der benachbarten altstädtischen Bauwerke mit den historischen Plänen „Römerberg“ und „Paulsplatz“ zu berücksichtigen war, doch haben die Herren von Hoven und Meher das Alte mit dem Modernen, das Praktische mit dem ästhetisch Schönen geschickt zu vereinigen gewußt. Alles, was an den Häusern, die Platz machen mußten, von architektonischem, künstlerischem oder historischem Wert war, wurde durch Verwendung an geeigneten Stellen des Neubaus pietätvoll erhalten, und ihm ist der neu-geschaffene künstlerische Schmuck, der aus ver-

Grosser Turm
Westfront

Kleiner Turm

Südfront

gangenen Tagen herüberführt in unsre Zeit, meisterlich angepaßt.

Das Bauwerk besteht aus drei unter sich verbundenen Gruppen, dem direkt an die alte Römergruppe angegliederten Festsaalbau, dem sich hieran schließenden Südbau und dem gegenüber der alten Paulskirche gelegenen Nordbau, der mit dem Südbau durch eine massive, für bedeutende Belastung eingerichtete Brücke verbunden ist. Diese Brücke überspannt in lüdn gehaltenem, durch vier Karyatiden gestützten Bogen die 17^{1/2} Meter breite Bethmannstraße; über ihrem Bogen befindet sich ein nach allen Seiten geschlossen, von Balustraden gekrönter Wandelgang. Richtet der Beschauer vom

Römerberg aus den Blick nach der Hauptfront des alten Rathauses und lenkt dann seine Schritte westwärts durch die Medelgasse zum Paulsplatz, so hat er die Hauptteile des Neubaus und dessen Verbindung mit der ursprünglichen Römergruppe vor sich. Letztere umfaßt außer dem von 1405 bis 1413 aufgeführten Römer, dessen nach dem Paulsplatz gehende Rückseite aber erst von 1731 datiert, die mit ihm verbundenen Häuser: Salzhaus, Frauenstein und Banenbach, einen Holzbau des 16. Jahrhunderts; alle drei sind in den Jahren 1888 bis 1890 von A. Koch restauriert worden. Von den unserm Artikel beigegebenen Bildern zeigt das eine die Fassade des Festsaalbaues nebst dem



Hauptportal (Nordfront) am Rathaus zu Frankfurt a. M.

Gingang; ein andres, au den Turm auf dem ersteren anschließend gedacht, bildet die Hauptaufsicht des geplanten Neubaus (vom Paulsplatz aus) mit der Brücke. Eine weitere Aufsicht zeigt in der Mitte den unteren Teil des großen Turmes und links, anschließend an die Brücke, die nördliche

den reichsten inneren und äußeren Schmuck; er enthält im Erdgeschoß, über dem eigentlichen Weinkeller gelegen, die Ratskellervirtschaft, von der man durch einen Hof an die ins Obergeschoß zur „Ratsbiele“ führende Festtreppe gelangt. Von der Tiele kommt man in den Bürgeraal, das größte und am schönsten



Ansicht vom Festsaalbau

Fassade mit dem Hauptportal, rechts die Westfront mit dem kleinen Turm. Auf einem ferneren Bilde ist der große Turm in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar, ebenso der kleine Turm und, nach rechts übergehend, die Südfront. Endlich geben wir in einer Spezialaufnahme das Hauptportal an der Nordfront wieder.

Der Festsaalbau trägt seiner Bestimmung gemäß

ausgestattete Prunkgemach im neuen Rathaus. Der Saal hat eine Bodenfläche von 27 auf 14 Meter und steht in direkter Verbindung mit dem „Kurfürsten-“ oder Wahlzimmer und dem bekannten Kaisersaal, so daß bei Gelegenheit über eine Flucht von Festräumen verfügt werden kann, wie sie keine andre Stadt aufzuweisen hat. Vor dem Bürgeraal läuft eine Galerie her, die die Ratsbiele mit



Nordfront mit Hauptportal

Grosser Turm

Westfront

den Dienstimmern im Römer verbindet und im dritten Obergeschoß einer etwaigen Zischauerneuge Einbild gewährt in den Festsaal. Der unmittelbar an den Festsaalbau sich anschließende Südbau ist räumlich der größte unter den dreien; in ihm liegen der mittlere Hof, unter dem die Zentralheizung angebracht ist, und zwei Durchfahrtsböfe. Acht massige Treppenanlagen, von denen zwei in den Ecktürmen gelegen, vermitteln die Aufgänge. Bemerkenswert sind die beiden Türme, die die Westfront des Bauwerks zieren; der große hat zu Ehren des Oberbürgermeisters Dr. Franz Wides und in Anbetracht der imponierenden Erscheinung dieses Herrn offiziell den Namen „der lange Franz“ erhalten, während der kleinere vom Volkswitz mit dem Titel „der kleine Cohn“ bedacht wurde. Der „lange Franz“ hat, von der Straßenfläche ab gerechnet, eine Höhe von 70 Metern. Der Nordbau zeigt am meisten die neue Stilart, wie auch das Innere, konform seiner Hauptbestimmung als Bureau, speziell Rassenbureaugebäude, durchweg

modern eingerichtet ist. Der Eingang hierzu liegt am Paulsplatz; die Haupttreppe gewährt von der Eingangshalle aus einen schönen Durchblick.

Der Fassadenschmuck ist bei allen Teilen ein reich und ästhetisch mannigfaltiger; nahe an 500 verschiedene Motive sind hierzu verwendet worden, aus Frankfurt's verflungenen Tagen, aus seiner Kultur- und Kunstgeschichte, seinem Volksleben, dessen Sitten und Gebräuchen, aber auch aus dem Ernst und Humor der Gegenwart. Historische, volkstümliche und allegorische Figuren sind in großer Anzahl an geeigneten Stellen angebracht, ebenso die Wappenbilder, die für Frankfurt und die ihm zugehörigen Gebiete Geltung hatten oder noch haben. Berühmte Männer Alt-Frankfurt's, die Leuchten der Wissenschaft und Kunst, die Förderer humaner und patriotischer Bestrebungen, haben hier Betätigung gefunden. Das Hauptportal an der Nordfront des Südbaus ist hervorragend mit figuralem und ornaumentalem Schmuck geziert.

E. F.

Abendzauber

Ein Wiesental, von Hügeln eingengt,
Belegt mit weichen, blumenreichen Matten;
Der stille, dunkle, ernste Hochwald drängt
Von allen Seiten her mit seinem Schatten.

Und abwärts durch die grüne Senkung schweift
Der Blick in lerner Ebenen blaue Weiten,
Wo Korn und Frucht in üpp'ger Fülle reift
Und bunte Felder ihre Flächen breiten.

Die Sonne ging hinab, — lern, weltenlern,
Und allgemach am blassen Himmelsbogen
Erglüht in mildem Glanze Stern an Stern,
Und leise kommt der Abendwind gezogen.

Und durch des Waldes Riesenbäume geht
Wie flüsterton ein Raunen und ein Rauschen,
Und wie im Banne der Erwartung steht
Das Cal — und hält den Atem an, zu lauschen.

Das Licht verschwimmt, die graue Dämmerung sinkt
Still auf die Welt, die weissen Nebel steigen,
Aus ihren Schleiern ziehen leicht beschwingt
Die Ellen auf zu ihrem näch'tigen Reigen.

Aug 5. Plinke

Ein Frauenhaar

Novelle von M. Kossak

„Dies ist Euer Nachtquartier, Herr,“ spricht der Güttenwärter, die durch einen Holzpflod geschlossene Tür öffnend. „Ich denke, es wird Euch gefallen.“

Der Raum ist wirklich nicht so übel, zwar sehr klein, aber tadellos sauber. Das Bett ist, ähnlich wie man es in den meisten Schiffskojen findet, an der Wand festgemacht, daneben steht ein aus rohem Kiefernholz gezimmertes Tisch und eine niedrige Bank mit einer Waschschißel aus lackiertem Holz und einem Wasserkrug darauf. Ein paar Nägel in der Wand dienen zum Anhängen der Kleider.

„Wenn Ihr wollt, könnt Ihr auch das Kämmerchen nebenan haben,“ fährt der Mann fort. „Dort hängt sogar ein kleiner Spiegel. Ich würde aber nicht dazu raten, weil ein Herr in dem Bett gestorben ist, es sind kaum vier Wochen her. Er hatte die Auszehrung, und die könnte am Ende ansteckend sein. Wenn Ihr aber wünscht —“

„Schon gut,“ unterbricht der Reisende den Erzähler des Wächters, „ich bleibe hier. Nehmt die Decken aus dem Bett und legt meine hinein. Dort in dem Sack sind sie eingeschüttelt.“

„Aber es ist alles sauber, es hat auch kein Kranker drin gelegen.“

„Wenn auch, ich will meine Decken haben.“

Der Wächter schüttelt mißbilligend den kraushaarigen Kopf. Wozu die unnötige Arbeit? Den Sack ausschütteln, die Decken festmachen — wozu? Was diese Fremden für sonderbare Schrecken haben! „Und wann wollt Ihr essen, Herr?“ fragt er.

„Natürlich so schnell wie möglich. Tummelt Euch also.“

„Malso, malso!“ brummt jener und entfernt sich mit langsamen Schritten.

Der Reisende zuckt ärgerlich die Achseln. Er hat dies „Malso“, den Viehliebhabersausdruck des Sibiriens, der so viel bedeutet wie „nur gemacht“, während seiner kurzen Anwesenheit im Laube oft genug gehört, nun das Wort gründlich zuassen. Wenn ihm jemand auf einen Befehl oder Wunsch seinerseits „malso“ antwortet, so weiß er, daß er sich in Geduld zu fassen hat. Die Knochen sind ihm wie zerbrochen nach der zehnständigen Fahrt im Tarantak, und am liebsten möchte er sich, so wie er da ist, mit Mantel und Mütze auf sein Lager werfen und schlafen, aber wenn er einmal schläft, ist er vor morgen früh nicht zu erwecken; daher muß er aufbleiben, bis er gegessen hat. Denn er ist nicht minder hungrig als müde.

So geht er denn die kleine Treppe, die schmal ist wie eine Bühnertreppe, herunter und setzt sich in den dielenartigen Raum, der den ganzen Unterstock der Jurte einnimmt und dem Wächter sowie dem hie und da hier einklehrenden Wanderer als

Wohnzimmer dient. In einer Ecke der Stube steht auf einer primitiven Konsole ein Muttergottesbild, eine grell und grob kolorierte Lithographie; davor brennt eine ewige Lampe. Ein altes abgegriffenes Gebetbuch liegt daneben. Aus Längeweile nimmt er es und versucht darin zu lesen, es ist jedoch in sogenanntem Kirchenbulgarisch geschrieben, das er nicht versteht. Die Buchstaben sind zwar die nämlichen kyrillischen, wie sie die russische Schriftsprache auch hat, aber die Worte doch größtenteils andre.

Mechanisch schlägt er Blatt um Blatt um. Da streicht seine Hand über etwas Kühles, Zartes, kaum Wahrnehmbares. Er beugt sich über das Buch und entdeckt beim Licht der ewigen Lampe ein Haar — lang, glänzend und silberblond. Ein Frauenhaar! Wie kommt das in diese ostbairische Taigahütte? Der Wächter ist unverheiratet, wie fast alle seinesgleichen, denn diese Jurten, die den spärlichen Wanderern zum Obdach dienen, sind nur im Winter, Frühling und Herbst bewohnt, ein Mann mit Frau und Kindern aber scheut den häufigen Wohnungswechsel. Im Sommer stehen die Jurten leer und sind weit geöffnet; wer drin einkehrt, muß sich selbst bedienen oder, sofern ihm das nicht paßt, die Hilfe der Wärter aus den Stappenhäusern, in denen die Verschiedenen unterwegs nächtigen, in Anspruch nehmen.

Vorsichtig zieht er das Haar durch die Finger. Wie weich es ist, gerade so weich wie — Fridas Haare. Und ebenso silberblond. Es ist eine seltene Farbe, jedermann sagt es, und er selbst hat es auch gefunden, damals, als — als er noch in Frida verliebt war. Er erinnert sich ganz genau, daß diese hellen, metallisch glänzenden Haare es waren, die zuerst seine Augen auf sie lenkten. Sie trug sie bei jenem Ball, bei dem er sie zuerst sah, in einem dicken losen Knoten am Hinterhaupt aufgesteckt, und vorn auf der Stirn träufelten sie sich in kurzen seidigen Löckchen. Wenn sie tanzte, schienen sie immer zu nicken. Wie reizend das aussah! Er war ganz entzückt von diesem schönen Haar, das so prächtig zu dem zartrosigen Gesicht des schlaunten Mädchens und ihrem blaßblauen Kleide paßte, und ließ sich ihr sofort vorstellen. Und dann tanzte er alle Tänze mit ihr, die sie noch frei hatte, und in den Zwischenpausen plauderte er mit ihr. „Na, hören Sie mal, Sie geben scharf ins Zeug,“ sagte der lange Lepso zu ihm, der Lepso von den Kürassieren. Er lachte. Warum sollte er dem Fräulein nicht zeigen, daß sie ihm gefiel? Wenn sie weitergehende Schlüsse daraus zog, so konnte es ihm schon recht sein. Ein Mädchen wie sie, jung, aber doch auch nicht zu jung, liebenswürdig, gut erzogen, aus angesehener Familie, von begabender Anmut, ohne gerade schön zu sein,

das war genau das, was er sich wünschte, denn die Schönheiten großen Stils liebte er nicht. Und dann war die Mitgift, die sie zweifellos bekommen würde — ihr Vater galt ja als einer der reichsten Männer der Provinz —, doch auch nicht zu verachten. Er hätte nie um des Geldes willen eine Frau genommen, aber wenn es sich zufällig so traf, daß die Erwählte Vermögen besaß, um so besser. Wenn er fernerhin beim Militär bleiben wollte, konnte er nicht ganz arm heiraten, da sein stark verschuldetes väterliches Gut knapp so viel abwarf, als die notwendige Zulage für ihn selbst ausmachte, aber um einer heißen Liebe nicht entsagen zu müssen, würde er schließlich auch des Königs Rock ausgezogen haben, um fernerhin sein Gut im Schweiße seines Angesichtes zu bewirtschaften. Und die Frida von Remer schien ihm eines solchen Opfers schon wert zu sein.

So überlegte er in seiner blinden Verliebtheit, ohne sich selbst, ohne die Welt zu kennen. Vierzehn Tage später war die blonde Frida seine Braut und, nachdem nochmals sechs Wochen verlossen waren, seine Frau. Er hatte es eilig, denn er bildete sich ein, ohne seinen Engel gar nicht mehr leben zu können. Während der ersten Zeit seiner jungen Ehe hing ihm denn auch der Himmel voller Geigen. Der Schwiegervater gab eine großartige Zulage, seine Häuslichkeit war vornehm und das Entzücken seiner Kameraden und seine Frida das süßeste, kostbaste Geschöpf unter der Sonne. An jedem Tage entdeckte er neue Vorzüge an ihr. Da, kaum vier Wochen nach der Hochzeit, als er eben Urlaub nehmen wollte, um mit seinem jungen Weibe auf Reisen zu gehen — reisen zu können, war von jeher sein heißester, bisher freilich unerfüllter Wunsch gewesen —, brach ungeahnt die Katastrophe herein. Der alte Remer hatte, ohne daß seine nächsten Angehörigen es wußten, an der Börse gespielt und alles verloren, was er besaß, ja noch mehr. Am nämlichen Tage, als es ruchbar wurde, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Statt Reiseurlaub zu nehmen, mußte der Schwiegervater seinen Abschied einreichen und sich mit seiner Frida auf sein verschuldetes Gut zurückziehen. Nun hieß es arbeiten und sparen. Er ließ seine junge Frau die Enttäuschung nicht entgelten — Gott bewahre, dazu war er viel zu sehr Cavalier — nicht ein unartetes, verlegendes Wort sagte er ihr wegen der unseligen Geschichte, aber mit seinem Beglück war es doch zu Ende. Wenn man sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Feldern herumgetrieben und sich über die Leute geärgert hat, ist man nicht mehr in der Laune, ein poetisches Liebesglück zu genießen und den galanten Eheemann zu spielen. Er hatte sich früher solch ein Leben der Arbeit und Beschränkung doch nicht so schwer und trostlos vorgestellt, wie es ihm jetzt erschien. Und Frida war auch nicht die Person dazu, es ihm leichter zu machen. Sie arbeitete ebenso wie er unermüdet, ohne zu klagen, und war von einer geradezu rührenden Liebenswürdigkeit, Unterwürfigkeit und Bescheidenheit ihm gegenüber, aber — Donnerwetter ja — man will doch, wenn man noch jung ist, eine Frau haben, die ein bißchen fesch und lustig und elegant ist! Zimmer mit dem Schlüsselkorb am Arm und, wenn er sie mal hart anfuhr, gleich die Augen voll Tränen! Da ging er ihr lieber aus dem Wege und beschränkte sich darauf, das Notdürftigste mit ihr zu reden.

Nach einem Jahre wurde ein Knabe geboren, der gleich nach der Geburt starb. Drei Mädchen folgten rasch hintereinander. Warum, in des Teufels Namen, nur immer Mädchen? Wenn er wie ein Tagelöhner schnstete, um seine väterliche Bestimmung in die Höhe zu bringen, so wollte er doch wissen, für wen. Er wollte sie einem Sohn hinterlassen, aber doch nicht den dummen Margellen. Ach Gott, es waren ja ganz liebe, niedliche Kinder, und mit zunehmenden Jahren würden sie noch lieber und niedlicher werden, jetzt aber, da schrieen sie noch so viel, und das besonders, wenn sie ihn sahen. Sowie er ins Zimmer trat, gleich sich hinter Mütter's Kleiderfalten versteckt! „Zu! ich euch denn was?“ brüllte er sie an. „Was soll das alberne Geheul?“ Natürlich heulten sie dann immer noch toller. Und dazu Fridas Gesicht zu sehen mit den großen Märtzeraugen!

Es konnte ihm wirklich keiner verdenken, daß er sich in dieser Häuslichkeit nicht wohl fühlte. Aber er wich desseungeachtet nicht um ein Haar breit von dem ab, was er für recht hielt. Er arbeitete nach wie vor, war sparsam und suchte sich nicht auswärts für die Entbehrungen daheim zu entschädigen. Nur daß ihn die Sehnsucht nach Freiheit und Ungeundenheit immer häufiger, immer stürmischer überfiel. Und zuletzt, da hielt er es nicht länger aus, er mußte fort. Nicht für immer, Gott bewahre, nur ein paar Atemzüge frischer Luft wollte er schöpfen und dann wieder in sein Gefängnis zurückkehren. Als er Frida seinen Entschluß verkündete, rebete sie ihm eifrig zu, ihn ja auszuführen, er solle auch nicht zu rasch heimkehren: sie wolle inzwischen schon mit Hilfe des alten Inspektors die Wirtschaft besorgen, und was das Geld für die Reise anbetraf, so brauche er jetzt, nachdem die drängendsten Schulden getilgt waren, auch nicht damit zu fargen.

So war er denn abgereist. Nach Italien, der Schweiz oder sonst einer Gegend, die der Schwarm der Touristen überschwemmt, zog es ihn nicht, er wollte lieber Wade wandeln, die weit ab von der großen Heerstraße liegen. Seit frühesten Jugend schon hatte das weite Zarenreich seine Phantasie gereizt; mit seinen öden Steppen, Wäldern und Strömen, seinen ungeheuren Gegensätzen, seiner Unzivilisiertheit, Verkommenheit und Armut hier und seiner barbarischen Pracht und Ueberkultur dort war es gerade das, was er suchte. Die Donau war er hinuntergefahren bis Galatz und dann durchs Schwarze Meer über Odessa immer weiter, weiter über Izkis, Astrachan, auf der Wolga bis Samara, von dort mit der sibirischen Bahn in einem Zuge bis nach Kertschinsk und dann auf dem Taurantagh gen Norbosten ins Land der Jakuten, mitten hinein in den wildesten Teil Sibiriens. Viel Wunderbares hatte er gesehen und an all dem Neuen seine Seele erfrischt. Noch dachte er nicht an die Heimkehr; zuvor wollte er erst den ganzen Nord- und Südosten des Landes durchstreifen, vielleicht auch einen Abstecher nach China machen oder durchs Japanische Meer nach dem asiatischen Wunderreich mit modernster europäischer Kultur fahren oder — ach, er wußte selbst noch nicht, wo er sich hinnenenden würde, nur das eine wußte er, daß diese Reise so bald noch nicht ein Ziel haben sollte. Einmal fort von Hause, wollte er so rasch nicht wieder ins Joch.

Daheim hatten ihm die Freunde und Bekannten

prophezeit, daß er es nicht lange aushalten würde ohne Frau und Kinder. Wie sie sich irren! Er dachte kaum an sie, außer wenn er dann und wann einen Brief an Frida schrieb. Ihr Bild war ihm während der ganzen Abwesenheit von Hause noch nicht greifbar vor Augen getreten, bis zu dieser Stunde, da er das lange, feidenweiße Frauenhaar fand, das ihn an sie erinnerte.

Wie es glänzt! Wie es zwischen seinen Fingern sich ringelt! So hatten auch Fridas Haare sich geringelt, wenn er sie in den ersten Wochen seiner Ehe scherzend in die Hand genommen, um ihre Schwere zu wiegen. Ja, er war damals doch recht glücklich gewesen!

Unnützlich will er das Haar fortwerfen, aber seine Finger, die es schon loslassen wollen, schließen sich wieder fest darum, und mit einer zarten, fast lieblosenden Bewegung legt er es ins Buch zurück und schiebt den Deckel darüber. Wer weiß, wie leicht sind die Augen derjenigen, der einst das Haar gehörte, längst im Tode geschlossen. Was von Toten herrührt, soll man aber achten...

Wo nur dieser Kerl, der Wächter, bleibt! Er könnte das Essen doch längst fertig haben. Am besten wird es sein, wenn er selbst einmal nach dem Nachten sieht. Der Wächter, Kollja ist sein Name, steht in einem kleinen, lüchelnartigen Raum vor einem offenen Herd und brät ein Schueehuhn. Die Butter brodelt in der Pfanne, und der schön gebräunte Vogel duftet gar appetitlich. In einem Topf daneben kocht rote Hühnersuppe, mit Safran und Pfeffer gewürzt.

„In zehn Minuten sieht die Mahlzeit auf dem Tisch, Herr!“ ruft der Mann eifrig, als er seinen Gast sieht. „Das Schueehuhn wird Euch munden, keiner versteht's so gut zu braten wie ich, an hundert Werst in der Runde, den Wärter im Etappenhaufe nicht ausgenommen.“

„Ihr habt wohl nicht oft für Reisende zu kochen?“ fragt der Fremde.

„Je nun, wie man's nehmen will! Tee muß ich oft kochen für die Fußwandler, auch Kartoffeln, aber Schueehühner lassen die sich nicht braten, ist ihnen zu teuer!“

„Frauen kommen wohl nie zu Euch? Was?“

„Sagt das nicht, Herr. Wenn die Herren aus den Mienen einander mit Frau und Kindern besuchen, rasten sie allemal ein paar Stunden bei mir, um die Pferde zu füttern und Tee zu trinken. Auch geschieht's alle Jahre ein- bis zweimal, daß eine Dame auf der Durchreise hier die Nacht über bleibt. Es gefällt ihnen besser in den Jurten als in den Postkaltereien, wo der Schmutz kniehoch liegt.“

Der Fremde nickt verständnisvoll. Dasselbe hat man ihm auch gesagt. Nur nicht in den sibirischen Postkaltereien logieren, lieber in den elendesten Taigahütten! „Wer war die letzte Dame, die hier gewesen ist?“ erkundigt er sich und ist selbst erstaunt, mit welcher Spannung er die Antwort erwartet.

„Die letzte Dame? Das — ja, das war die Gospodina aus Jsborsk, eine feine, reiche Dame.“

„Jung, mit blonden Haaren?“

„Ach nein, jung ist Jewlampaia Osnobina nicht mehr, wenn auch noch schön und stattlich. Und ihre Haare sind auch nicht blond, sondern schwarz.“

„So, so!“ Eine kleine Pause entsteht, dann fragt der Reisende mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Das ist doch wohl Euer Buch, Freund Kollja, das neben der ewigen Lampe liegt?“

Kollja befinnt sich eine Weile, dann lacht er, daß sein ganzes gesundes Gesicht sichtbar wird. „Das heilige Buch meint Ihr, Herr? Was sollte ich wohl damit anfangen? Es ist ja in einer heiligen Sprache geschrieben, das kann unferns nicht lesen. Ach nein, Herr, das Buch gehörte dem Herrn, der oben in der Kammer gestorben ist, derselbe, von dem ich Euch schon sprach. Wozu sollt' ich's ihm ins Grab mitgeben? Und da es ein heiliges Buch ist, habe ich's neben das Bild unsrer heiligen Mutter von Wluisi gelegt. Wer weiß, wozu es gut ist, dachte ich bei mir.“

„Wer war jener Tote, der bei Euch gestorben ist, denn eigentlich?“ forschet der Fremde.

„Weiß ich's? Ein Verschickter war er, ein Unglücklicher. Kann man die Namen aller Verschickten kennen, die in die Etappenhäuser kommen? Aber ein großer Gospodin war er doch, und ein gelbes Carreau-As *) hat er nicht auf dem Rücken gehabt. Das mußte man sehen, bevor man ihn von hinten sah. Solch ein guter, sanftmütiger Herr! Er war krank, schwer krank, als der Transport ankam. Den letzten Teil des Weges hatten sie ihn tragen müssen, und als der Transport am nächsten Morgen wieder abging, konnte er nicht mit. Zu der Nacht hatte er Blut gespuckt und lag nun da, als ob er schon tot wäre. Was sollten sie nun mit ihm anfangen? Ihn auf den Rücken nehmen und forttragen? Wozu? Und einen Tarantak besorgen, um ihn zu fahren, da er doch nach den ersten paar Werst gestorben wäre? Da ließen sie ihn denn im Etappenhaus, aber weil er nach einigen Tagen immer noch nicht tot war, nahm ich ihn zu mir. Ich meinte, daß er es besser bei mir hätte, und da er noch genug Geld besaß, mir alles zu bezahlen, so hatte ich ja auch keinen Schaden davon. Volle zehn Tage hat er noch hier gelegen, bis es dann eines Abends aus mit ihm war. Und er selbst glaubte immer noch, daß er gesund werden und der nächste Transport ihn mitnehmen würde. Ordentlich gekrenkt hat er sich darauf — man sollte es nicht glauben! Ich habe schon viele Tausende von Verschickten gesehen, aber so einer ist mir nicht vorgekommen, so faust und gut gelangt!“

„Und dem hat das Gebetbuch also gehört?“ fragte der Fremde.

Der Wächter drehte erst sein Schueehuhn auf die andre Seite, ehe er antwortete. Dann sehte er sich auf einen Holzklotz, faltete die Hände über den Knien und blickte mit einem eigentümlich behaglichen Gefühlsausdruck zu seinem Gast auf. Wie alle Menschen, die für gewöhnlich zum Schmeigeln verurteilt sind, fand er offenbar großes Vergnügen daran, einem Fremden ein auch diesem wichtig scheinendes Erlebnis zu erzählen. „Das Buch hat dem Herrn gehört und ein kleiner Beutel mit Geld und ein Bild“, berichtete er. „Alles andre hatte er wohl unterwegs verpackt, weil es ihm schwer war, es zu tragen. Der Beutel mit dem Geld hing ihm an einer Schnur auf der bloßen Brust, und das Buch steckte in seiner Tasche. Zwischen den Blättern aber lag das Bild einer Dame, seiner Frau, mit einem Kind auf dem Schoß und außerdem noch eine Strähne Frauenhaar. Die — aber was ist Euch, Herr?“ fragte der Mann, da sein Gast leise zusammenzuckte.

*) Das Zeichen der Würde.



Bersaglieri in Neapel. Nach einer Zeichnung von J. Montana (Cat. S. 278)

„Nichts — nichts ist mir,“ murmelte dieser. „Fahrt nur fort.“

Die Paare waren so lang, daß man meinte, sie müßten der Frau, der sie gehört hatten, bis zu den Füßen gereicht haben, und weich wie Seide und ganz hell. Wenn die Sonne darauf schien, glänzten sie wie Silber. Und der arme Gospodin tat wie nützlich mit ihnen und streichelte und küßte sie und redete mit ihnen wie mit einem Menschen, denn die Paare waren vom Kopf seiner Frau. Mascha hieß sie — Gott im Himmel, wie oft hab' ich nicht ihn den Namen nennen hören! Wenn er dann so elend war, morgens nach dem Fieber, rief er immer nach seiner Mascha, die allein in Rußland zurückgeblieben war und sich nach ihm sehnte. Denn sie hatte mitkommen wollen, als er fort mußte, aber sie war krank gewesen damals, sie und auch das Kind. Und da war ausgemacht worden, daß sie ihm später nachreisen und das Kind zu Verwandten geben sollte. Wenn es ihm besser ging, erzählte er mir von dem Hänschen, das sie sich bauen lassen und in dem sie dann zusammen wohnen wollten. „Kolja“, sagte er zu mir, „wenn meine Mascha erst bei mir ist, dann will ich ganz zufrieden sein und gar nicht mehr klagen, weil ich nach Sibirien habe müssen, und meine Mascha wird auch zufrieden sein. Und nach Jahren werde ich ja auch wieder frei werden und mit meiner Mascha zu unserm Kinde zurück dürfen nach unserm heiligen Aukland.“ Wenn er sich das so recht vorstellte, der arme Gospodin, dann wurde er ganz lustig, und auf den Backen bekam er rote Flecke, so daß er im Augenblick einem Gesunden ähnlich schien. Aber die roten Flecke bedeuteten nichts Gutes, das wußte ich von Anfangin, und der Husten und das Fieber erst recht nicht. Es wurde denn auch von Tag zu Tag schlimmer mit ihm, trotzdem ich ihm Schneebühnen und Hasen briet und mir von dem Wärter aus dem Etappenhaus Kumpfs besorgte, von dem ich Suppe für ihn kochte. Zuletzt war er so schwach, daß er gar nicht mehr den Rüssel halten konnte, aber seine gute Lanne hatte er doch nicht verloren; freilich, ich hab' auch dazu getan, was ich konnte —

Der Wächter brach plötzlich ab und preßte die Lippen zusammen, gleich als ob er etwas hätte sagen wollen, was er eigentlich nicht sagen durfte.

„Was habt Ihr denn getan?“ forschte der Reisende in sonderbarer Bekommenheit.

Der Mann sah sich schon in dem kleinen Raum um, dann sprach er, seine Stimme zu geheimnisvollem Flüßtern dämpfend: „Ich will's Euch sagen, Herr, denn Ihr erzählt es ja keinem. Zwei Tage bevor der Herr starb, kam ein Brief an den Wächter vom Etappenhaus — der bekommt nämlich allemal, bevor ein Transport anlangt, ein Schreiben, worin ihm das angezeigt wird, und dabei sind dann meist auch Briefe an die Verschiedenen und an ihn selbst, denn sonst verirrt sich keine Post zu uns. Aber mit den Briefen stimmt das oft nicht, insofern, als sie unweilen für die Verschiedenen von dem vorigen Transport sind — na, und jenen Brief, den gab mir der Wächter vom Etappenhaus, weil er für meinen Kranken bestimmt war. Weil der Brief aber schwarze Mänder hatte, gab ich ihn ihm nicht, sondern machte ihn auf und las ihn. Und da stand denn drin, daß seine Frau gestorben war, schon vor Wochen, gerade, wie ich's mir gedacht hatte, als ich die schwarzen Mänder sah. Natürlich

hätte der Brief schon hier sein sollen, bevor der Herr mit seinem Transport ankam, aber ich sagte es Euch ja schon, daß so was häufig geschieht. Und diesmal war es gut so, denn dadurch war dem armen Gospodin die Nachricht erspart worden, und er konnte sich bis zu seinem Ende auf das Wiedersehen mit seiner Mascha freuen. Und ich — ich hab' ihm auch nichts davon erzählt und den Brief gleich verbrannt. Ich weiß, daß Strafe drauf steht, wenn es bekannt wird, aber wer fragt denn hier bei uns in der Zaiga nach einem Brief, und wozu sollt' ich dem Kranken noch den Kummer machen? Aber“ — und wieder sah sich der Wächter scheu um — „ich glaube doch, daß er's zuletzt gewußt in der Stube, als er starb. Es war abends, und die Lampe brannte schon, da schrie er mit einmahl auf: „Mascha“ — so laut, wie er schon mehrere Tage nicht gesprochen, und als ich ganz erstaunt zu ihm gelaufen komme, liegt er da mit der Haarträhne in einer und dem Bild in der andern Hand, ganz weiß und wächsern im Gesicht, die großen offenen Augen nach der Decke der Kammer gerichtet, und lächelt. Und wieder ruft er „Mascha“ und lächelt immerzu — ich sag' Euch, Herr, mir lief's kalt über den Rücken, denn ich weiß sicher, in dem Augenblick hat er sie gesehen. Und wie er zum drittenmal „Mascha“ rief, da war er tot. Und ich meinte, ich hörte es wie Flügelrauschen in der Kammer, aber das werde ich mir wohl eingebildet haben, weil ich doch wußte, daß sie ihn geholt hat.“

Der Wächter schwieg und machte andächtig das Zeichen des Kreuzes vor seiner Brust... „Das Schneebühn ist fertig, Herr,“ sagte er nach einer Weile mit veränderter Stimme. „Geht jetzt nach vorn, ich bring's Euch gleich.“

Wenige Minuten später saß der Reisende in der Wohnstube, das dampfende Essen vor sich. Es machte der Kochkunst seines Wirts alle Ehre, und auch der Tee, den er dazu trank, war stark und gut. Während seiner Reise mit dem Tarantass hatte er so vortrefflich zubereitete Speisen nicht bekommen. Er ließ sich denn auch alles schmecken, aber dabei flogen seine Augen beständig nach der Ecke, wo die Lampe vor dem Muttergottesbild brannte und das Gebetbuch des toten Mannes lag.

„So lang waren die Paare, daß man meinte, sie müßten der Frau, der sie gehörten, bis auf die Füße gereicht haben,“ sprach er einmal unbewußt leise vor sich hin. Hinterher ersah er selbst über den Klang seiner Stimme, die ihm fremd erschien, als wäre es die eines andern. Ein seltsames Gefühl war über ihn gekommen, fast, als wäre er nicht allein im Zimmer, als stände jemand hinter ihm.

Wer? Der tote Mann oder — Frida? Warum sie gerade, an die er, seitdem er sie verlassen, kaum gedacht hatte?

Der arme Verschiedte war in all seinem Elend immer heiter und glücklich gewesen, weil er sich auf das Wiedersehen mit ihr freute, die seiner Seele Seele war, und weil er wußte, daß auch sie mit sehnfüchtigem Herzen diesem Wiedersehen entgegenah! Welch ein beseligendes Bewußtsein das sein muß, wenn man jemand auf Erden hat, der an einem hängt in einer Treue, die nichts brechen kann! Aber ob Frida nicht auch so an ihm hängt? In den letzten zehn Jahren hat er sich nie mehr gefragt, ob sie ihn wohl noch lieben mag; weil

seine Liebe erstorben war, meinte er, die ihre müßte es auch sein.

Aber nein, nein, das hat er nicht gedacht! Im Gegentheil hat er es stets als feststehende Tatsache angenommen, daß ihre Liebe dieselbe geblieben, die sie war, als sie sein Weib wurde. Und eben, weil er das für so selbstverständlich hielt, hat er sich jene Frage nie vorgelegt.

Eigentlich ist diese Sicherheit seinerseits doch unbegreiflich. Was hat sie ihm nur so fest eingeprägt? Ihr unverändert sanftes Wesen, ihre demüthige Umgebung, ihr unermüdliches Walten und Schaffen, das nur ihm und seinen Kindern galt? Denn mag er sie sich auch oftmals anders gewünscht haben, flotter, lustiger, selbstbewußter — den Vorwurf, daß sie nicht genug für sein Verhagen und wirtschaftliches Fortkommen gesorgt, hat er ihr in seinem Herzen nie gemacht. Nur, daß ihm auch das so selbstverständlich, keiner Anerkennung wert erschienen war. Eine Frau muß ja für ihren Mann leben, seine Interessen sind die ihren, sie leben nur ein Leben.

Ein Leben! Er arbeitete und sie arbeitete. Beider Ziel war dasselbe, und das Ziel wurde erreicht, wie seine sich stetig verringenden Schulden bewiesen, aber des Erfolges haben sie sich nicht gemeinsam gefreut. Er gab ihr keinen Theil an seinen Gedanken, er ließ sie nur den Verdruß über sein Unbefriedigtsein, seine innerliche Oede fühlen.

Ob auch sie unbefriedigt war und krank im Herzen? Oft sah sie so blaß aus, und ihre Augen hatten rote Ränder vom Weinen, das ärgerte ihn dann so fürchterlich. Sie sollte doch lachen und lustig sein und sich freuen.

Worüber?

Stetig springt er auf, wirft Messer und Gabel hin und eilt ins Freie. Die Sehnsucht nach Ruhe ist völlig von ihm gewichen, noch kann er nicht schlafen. Das hat die Erzählung des Wächters von dem toten Verschütteten und seiner Mascha verschuldet. Wozu ließ er sich auch solch sentimentales Zeug erzählen?

Dunkel und drohend liegt die Taigä vor ihm. In Abständen, pyramidenförmig aufsteigend, umgeben die Kiefern eine halbkreisförmige Lichtung, auf der die Erde bräunlich schwarz erscheint, wie verbrannt. Links erblidet man in der Ferne ein langes, scheunenartiges Wochhaus — das Etappenhaus —, um das niedriges Gestrüpp wächst, rechts zieht sich, einer Schlange gleich, etwas Schmales, Graues hin, zwischen den Bäumen durch, in der stetig dichter werdenden Taigä sich verlierend. Das sind die Sümpfe, die gefürchteten Taigäsümpfe, in denen schon mancher Wanderer versank. Einzelne Baumflämme liegen darüber, nicht minder schwärzlich als die Erde inmitten der Lichtung. Schon auf der Fahrt hierher sind ihm diese wahrscheinlich vom Sturm gestallten Bäume aufgefallen.

Ein jammervoll trauriges Bild! Und doch ist der Frühling auch in dieses Land nicht vergebens gekommen. Allenthalben zwischen Gäfern, Gestrüpp und Bäume hat der holde Götterjüngling mit dem Maienkrantz in den goldenen Locken und dem Blütenzepter in der Hand Knospen und Blumen aus seinem unerschöpflichen Füllhorn gestreut. Blasse, winzige Anemonen sprießen neben schwarz-blauen Nachviolethen aus dem dünnen Erdbreich, grünlich-weiße Glocken an langen Stielen, porzellanartig dick und steif, nicken auf tolablättrigen freischenden

Wegwart, und über allem, was da blüht, hebt die Königin der sibirischen Flora, die leuchtend gelbe Graslilie, ihr stolzes Haupt empor. Dort aber, wo die meiststämmigen Birken ihre hängenden Zweige tief bis zur Erde senken, blühen die lieblichen Polemonien, eine ungewöhnliche, nur im hohen Norden gedeihende Bergkneinichtart, in dichten Gruppen. Der Reisende beugt sich entzückt und pflückt eine ganze Handvoll davon ab. Die will er sich in seine Kammer stellen, damit er auch dort etwas vom Frühling merkt.

„Wollt Ihr das Grab des toten Gospodin sehen, Herr?“ fragt da eine Stimme neben ihm.

Auffehend erblickt er den Wächter Kolja. Wunderbar malerisch schaut der Mann aus in seinem nationalen, weißen, am Saum bunt ausgeführten Armbal, dessen Schöße unter einem gelben Lebergürt aufgesteckt sind, den breiten brannen Wuchshosen aus Flisch und den fast eleganten hohen Faltensiefeln. Erinnen in der Ferne hat er das nicht so bemerkt, aber hier draußen wirkt er wie eine merkwürdig effektvolle Dekoration der Landschaft.

„Wollt Ihr das Grab des toten Gospodin sehen?“ wiederholt er, indem er seine messingbeschlagene Weste aus dem ledernen gemusterten Tabaksbeutel nimmt, der ihm aus der Brusttasche hängt, und sie anzündet.

Der Reisende bejaht, und schweigend gehen die beiden der Richtung nach dem Etappenhaus zu.

„Hier hab' ich ihn begraben,“ spricht der Wächter, vor einem noch unbewachsenen Hügel stehen bleibend, den sibirische Ebbtannen umgeben. Sie sind schwarz und glatt wie Eopressen und erinnern auch in ihrem Wuchs an solche. Ein roh gezimmertes griechisches Kreuz ist auf dem Hügel errichtet, aber kein Name, kein Datum oder Spruch steht darauf.

Ergriffen steht der Fremde vor dem einsamen Taigägrab, das seine liebe Hand schmückt, noch je schmücken wird, und einer unwillkürlichen Regung folgend, legt er seinen Bergkneinichtstraß darauf nieder. Auch der Wächter hat ausdächtig seine Mütze abgenommen und sich bekreuzt.

„In den nächsten Tagen werde ich Bergkneinicht darauf pflanzen,“ sagt er, auf die blauen Blumen zeigend. „Ich meine auch, daß die am besten hinpaffen. Aber was fragt der Tote nach den Blumen?“ fügt er mit einem wunderlichen melancholischen Lachen hinzu. „Das Bild und die Haare seiner Mascha hab' ich ihm ja ins Grab gelegt . . .“

Langsam wandern die beiden Männer wieder der Ferne zu. Der Abend ist inzwischen herein gebrochen und hat alles ringsumher in Dämmerung gehüllt. Wie webende Schleier kommt's aus der Erde herans, die höher und höher steigen, bald sich zu schwarzen Knäueln verdichten, bald in langen, schattenhaften Gängen emporsteigend, um in der Luft zu zerfließen. Hier und da bleibt auch ein Gespinst an den Bäumen hängen; wenn ein Windhauch es trifft, schwaunt es, einem abgerissenen Kleiderfetzen ähnlich, hin und her.

„Das sind die Seelen jener Armen, die in der Taigä ihren Tod fanden,“ sagt der Wächter.

Der Fremde schaudert. „Wurden sie ermordet oder von wilden Tieren zerissen?“ fragt er.

„Keins von beiden, Herr. Wer sollte sie hier ermorden? Und die Tiere? Ah! das! Der Bär ist feige und froh, wenn man ihm nichts tut. Und der Wolf? Der hat genug an den Toten. Die in der Taigä liegen, sind Verschüttete, die unterwegs

starben. Sie wurden wohl eingefahrt, aber der Wolf holt sie sich doch heraus. Und weil sie keine Ruhe in der Erde fanden, müssen ihre Seelen umherirren bis zum Tage der letzten Vergeltung."

"Die Unglücklichen mögen wohl auch oft beim Transport überanstrengt und schlecht behandelt werden — was?"

"Ach, glaubt das doch nicht, Herr. Wir Russen lieben — und Kosja macht die Gebärde des Trinken's —, aber wir sind gutmüthige Kerle. Was man von unsrer Grausamkeit erzählt, sind Märchen. Ueber Nacht bleiben die Verurtheilten doch in den Stappenhäusern, und wenn sie genug Geld von Hause mithaben, können sie sich kaufen, was sie wollen. Und daß morgens nicht zu früh aufgebrochen wird, dafür sorgen schon die Aufseher. Wenn die sich abends vollgetrunken haben, schlafen sie wie die Säcke bis in den Tag hinein."

Der Fremde hört jedoch kaum auf die Rede des Wächters, denn etwas andres, Selbstames, hat seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. In den ziehenden schwarzen Nebeln tauchen einzelne Richter auf, die zu tanzen, springen und fliegen scheinen, um dann wieder zu verschwinden. Sind's Irriichter, die ihren toll'n Spul treiben?

Jetzt sind die Männer vor der Dichtung angelangt, die sich in weitem Halbkreis vor der Furte ausbreitet. Aber was ist das? Steht die Erde in Brand? Ein märchenhafter Glanz erfüllt die Luft, und über den Boden kriechen buntfarbige Flammen hin — rote, gelbe, grüne, violette und blaue —, zwischen den schwarzbraunen Grashalmen züngeln sie auf, lecken mit gieriger Zunge an den Büschen und ringeln sich um die Kiefernstämmen. Die ganze Dichtung scheint in ein Feuermeer verwandelt zu sein, darüber aber steigen dicke Rauchwolken auf, den schwarzen Nebeln von vorm täuschend ähnlich.

Erschrocken starrt der Europäer auf das bunte, kaleidoskopartige Flammengewirr. Doch der Wächter lacht. "Keine Bange, Herr. Die Feuer tun uns nichts. Betrachtet sie Euch, denn ier weiß, ob Ihr so was je wiederseht. So schön wie heute abend ist's nicht oft."

"Aber was in des Himmels Namen ist's nur?" forschet der Reisende.

"Das will ich Euch erzählen. In alten Zeiten, als das Christentum noch nicht bei uns eingeführt war, hausten hier alleuthalben Heren. Die gerieten einmal in Streit miteinander und kamen überein, ihn in der Taiga auszufechten. Darob ergrimmt der oberste Taigagott so sehr, daß er den ihm ergebenden Geistern befahl, die Heren, die den vieltausendjährigen Waldfrieden nicht achteten, zu bestrafen. Nun brach ein fürchterliches Strafgericht über die Unverträglichen herein, die Geister rasten, mit brennenden Fackeln in den Händen, gleich dem Sturmwind durch die Taiga, entwurzelten die Bäume und schlugen mit ihnen auf die Heren ein, und zum Schluß warfen sie noch die Fackeln auf sie. Dieser Kampf der Waldgeister mit den Heren wiederholt sich seitdem fortwährend von neuem. Habt Ihr nicht die Baumstämme gesehen, Herr, die hier überall halb verbrannt am Boden liegen?"

Der Fremde bejahte. "Aber den Unflum glaubt Ihr doch selbst nicht?" meinte er.

"Warum nicht? Nun, wenn Ihr mich zu klug dafür haltet, dann schönen Dank für Eure gute Meinung, Herr. Aber wenn ich auch nicht daran

glaube, dann tun es doch die Jakuten. Was ich Euch erzählte, ist eine alte jakutische Sage. In Wahrheit soll die Sache anders liegen. Der Erdboden hier, sagt man, entzündet sich im Winter, tief unten befindet er sich beständig in glimmendem Zustande und brennt dann langsam nach oben. Im Frühjahr geschieht's fast immer, daß abends die Flammen herausschlagen. Da die Wurzeln der Bäume aber von dem schwelenden Feuer verengt sind, so befehen diese keine Widerstandskraft und werden vom Sturm leicht gefällt. Achtet morgen einmal auf die Aushöhlungen in der Erde; die kommen von dem Feuer her, das von unten nach oben brennt."

"Wer hat Euch diese Erklärung der wunderbaren Erscheinung denn gegeben?"

"Einem einzelnen kann ich Euch nicht nennen, aber die Herren von den Minen, auch der Tschinownik aus Jssorsk, überhaupt alle, alle sagen es. Und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, daß es sich so verhält, so nehmt doch einmal eine Handvoll Erde auf und betrachtet sie."

Der Fremde tat, wie ihm geheißen, und erkannte, daß die Erde tatsächlich wie verbrannt war, fast aschengleich. "Aber wie kommen wir nun nach Hause?" fragte er besorgt. "Wir können doch nicht das Feuer durchschreiten."

"Doch. Das Feuer kann uns nichts anhaben. Geht nur unbeforgt hindurch."

Es war, wie der Mann sagte. Die Flammen züngelten zwar um die beiden herum, als sie durch die Dichtung gingen, aber sie fakten weder ihre Kleider noch Gesicht und Hände. Nur der Rauch war etwas lästig.

Jetzt fühlte der Reisende doch wieder die Folgen der während des Tages ausgefallenen Strapazen. Das selbstame Schauspiel, das er eben genossen, hatte seinen Gedanken eine andre Richtung gegeben und die Empfindung wohliger Müdigkeit ausgelöst. Er wünschte seinem Gastfreund gute Nacht und zog sich eilig in seine Kammer zurück. Kaum, daß er im Bette lag, war er in tiefen, traumlosen Schlaf gesunken.

Drei bis vier Stunden mochte er geschlummert haben, als ein leiser, singender Ton sein Ohr traf. Jäh fuhr er auf und blickte um sich.

Was hat ihn nur geweckt? Er vernahm sich nicht darauf zu besinnen. Da — ein leiser, weicher Schrei! Jetzt weiß er, daß der es war, der seine Nachtruhe störte. Aber woher kam der Schrei? Hastig springt er von seinem Lager auf und geht an das kleine niedrige Fenster. Tiefe Dunkelheit lagert über der Landschaft, nur ab und zu juckt noch ein blaßes Flämmchen aus dem Erdboden auf, um gleich wieder zu verlöschen. Bei seinem kurzen, matten Licht erblickt man große helle Blüten, die fast in der Luft zu schweben scheinen. Die gelben Graslilien sind's, die hier in verschwenderischer Fülle wachsen.

Und wieder der weiche Vogelschrei! Ein Flämmchen blüht auf, sein bläuliches Licht überglänzt etwas Großes, Schwarzes, das mit schlagenden Fittichen aufwärts fliegt.

Der Reisende muß unwillkürlich über sich lächeln. Da hat irgend ein sibirischer Nachtvogel, der vielleicht sein Weibchen lodte, ihn im Schlaf gestört und selbst im Wachen seine Phantasie noch beunruhigt. Wie nervös er ist! Aber das kommt alles von der Erzählung des Wächters von dem

toten Gospodin, der in der Kammer nebenan lag und litt. Lilt? Nein, nicht doch, Freund Kolja sagte ja, daß er immer lustig gewesen wäre bis zu seinem Ende, bis zu der Stunde, da seine Mascha ihn holte.

Ein Schauer läuft dem einsamen Mann über den Leib. Warum? Weil jener namenlose Verschiedene — namenlos für ihn und Kolja, eine Nummer für die Aufseher des Transports, dem er angehörte, aber der einzige auf der ganzen weiten Erde, der einzige, für den zu leben und zu sterben sich's lohnt für das Weib mit den silberblonden Haaren — weil dieser Mann, nur durch eine Bretterwand von ihm getrennt, starb?

Wieder ist's ihm zu Mute — gerade wie schon einmal am Tage —, als ob er nicht allein wäre. Er zündet das Licht an und schaut sich in der Kammer um. Natürlich ist niemand außer ihm hier. Dort auf den Nägeln an der Wand hängen seine Kleider, auf dem Tisch steht der Leuchter mit dem brennenden Licht, und daneben liegt — ja, wahrhaftig, daneben liegt das Gebetbuch des Toten!

Wer hat es da hingelegt? Er nicht, das weiß er bestimmt, aber sicherlich Kolja. Morgen wird er ihn danach fragen. Aber das Buch zieht magisch seine Augen an. Als ob sie den Vettel durchbringen möchten, um nach etwas zu suchen — nach etwas Glänzendem, Weißen, Kühlen, kaum Wahrnehmbaren.

Eine Weile kämpft er gegen den Wunsch an, das Buch zu öffnen, dann wird das Verlangen so übermächtig, daß er nicht zu widerstehen vermag. Immer noch mit einem schwachen Versuch, sich selbst zu verspotten wegen seiner Sentimentalität, schlägt er Seite um Seite um, bis er das Haar gefunden hat, das silberblonde Haar vom Haupte der Frau des Verschiedenen. Lange starrt er darauf hin, fährt lieblos mit sautten Fingern darüber, dann plötzlich stürzen Tränen aus seinen Augen: „Frida! Frida! Mein Weib, meine Kinder!“

Das Licht ist ausgebrannt, aber immer noch sitzt der Mann aufrecht in seinem Bett und sieht mit offenen, brennenden Augen in die Dunkelheit. Mühte er darum Hunderte von Meilen weit reisen, um sich wiederzufinden, sich und sie, sein Glück? Wie konnte er nur glauben, daß er sein Weib nicht mehr liebte? Wie war es möglich — wie war es möglich? — — —

„So früh schon auf?“ begrüßt der Wächter am Morgen seinen Gast, als dieser, während er das Frühstück bereitet, zu ihm tritt. „Ich dachte, Ihr wäret müde und wolltet bis Mittag schlafen.“

Der Fremde lächelt geheimnisvoll. „Ich hatte einen Geist bei mir, der ließ mich nicht schlafen. Aber es war ein lieber Geist, der gute Gedanken weckte.“

Fragend schaut der Wächter ihn an. Da bemerkt er, daß jener das Gebetbuch des toten Verschiedenen in seiner Hand hält, und nickt zustimmend. „Da habt Ihr recht, Herr, das ist ein lieber Geist, der nur gute Gedanken wecken kann. Ich wollte Euch das Buch schenken und legte es darum in die Kammer. Ihr werdet es in Ehren halten, das weiß ich. Der Mann, dem es gehört hat, verdient es. Ich habe keine Kenntnis von der Tat, um derothweilen man ihn verschickte, und sie kümmern mich auch nicht, denn mag er getan haben, was er will, ein guter Mann war er doch.“

Eine Pause entsteht. Wie am gestrigen Abend sieht der Fremde zu, wie der Wächter das Essen bereitet; nur ist's heute kein Schneehuhn, sondern in Scheiben geschnittener Sped, den er brät. Dann sagt der Fremde: „Wollt Ihr so gut sein, Freund Kolja, gleich nach dem Frühstück nach dem Stappenhäus herüberzugehen, wo mein Kutscher logiert, und ihm bestellen, daß er die Pferde vor den Tarantak spannen möchte. Ich will am heutigen Vormittag noch abreisen.“

Der Wächter läßt vor Erstaunen fast die Gabel fallen. „Am heutigen Vormittag schon? Ich dachte, Ihr wolltet bis morgen bleiben? Wo zu die Eile? Malo, malo! Nach Jakutsk kommt Ihr immer noch zeitig genug.“

„Ich will nicht nach Jakutsk. Ich schied mit dem Kutscher nach seiner Posthalterei zurück und von da, so schnell es geht, weiter, weiter — nach Hause. Euer Geist, den ich heute nacht gesehen habe, weist mich heim.“

Einen kurzen misstrauischen Blick wirft der Wächter seinem Gast zu — einen rätselhaften Blick. Glaubt Kolja, daß jener phantasiert oder ihn zum besten hält, oder glaubt er wirklich, daß an der Geschichte mit dem Geist etwas ist? Der Fremde legt sich die Frage vor, aber der Ausdruck in des Wächters Gesicht gibt ihm keine Antwort. Der Mann ist abergläubisch wie alle Russen und wahrlich nicht geblödt, aber das jahrelange Leben in der weiten, düsternen, einsamen Taiga hat einen sechsten Sinn in ihm entwickelt, vermöge dessen er manches sieht und erkennt, was besser Unterrichteten, die ihre Tage in vollreichen Städten zugebracht haben, verborgen bleibt. Es ist die Witterung des Tieres, verbunden mit der mystischen Naturphilosophie des Eremiten.

Da erklingt in der Ferne ein vielstimmiger, schwermütiger Gesang. Seine und langgezogen dringen die Töne und Worte bis hierher, aber in der Stille, die jetzt am Tage kein Vogelgeschrei unterbricht, dennoch deutlich vernehmbar:

In den Wäldern hoch überm Bergegrat,
Hog in der Luft ein gar junger Har,
Hog und schrie herab bangen Klagen:
Um mich selber nicht tut's mir bitter leid.
Um den grünen Garten tut's mir leid.
In dem Garten stehen der Bäume drei:
Woher der erste Baum ist ein Kupressenbaum.
Und der zweite ein süßer Apfelbaum.
Und der dritte ein grüner Birnenbaum.
Der Kupressenbaum ist mein Schatzlein lieb.
Der süße Apfelbaum mein klein Tochterlein.
Der grüne Birnenbaum meine junge Frau.“

„Wer singt da?“ fragt der Fremde, nachdem die letzten Töne verhallt sind.

Der Wächter blüht sich und bläst in das Feuer, um es zu hellerem Brande anzufachen. Pochaus lobt die Flamme und wirft leuchtende röllige Reflexe auf das Gesicht des Europäers. „Wie Eure Wangen und Augen glänzen, Herr!“ spricht Kolja. „Das macht, weil's nach der Heimat geht. Gewiß habt Ihr dort auch eine Mascha, die nach Euch rnt und Euch lachend und weinend um den Hals fallen wird, wenn Ihr kommt. So find nun einmal die Weiber — lachen und weinen; manchmal gefällt einem das nicht, wenn sie weinen. Ich weiß das von der Zeit her, da meine Frau noch lebte. Aber am besten ist's doch, wenn man bei einander ist. Man vermißt sonst das Lachen und das Weinen.“

Die Flamme im Herd ist wieder gesunken, aber ihr Widerschein glänzt doch noch auf dem Gesicht des Fremden.

„Ach so, Ihr fragtet mich, wer da gesungen hat, Herr,“ sagt der Wächter. „Arbeiter aus den Minen, die schürfen gehen, sind's. Und das Lied, das sie sangen, nennen wir das Heimatlied.“

Des Fremden Augen fliegen mit sehnüchtigem Ausdruck nach dem Fenster, durch das man über den schwarzen Taigaliesen leichte weiße Wollen südwärts ziehen sieht. Bald wird auch er dorthin ziehen, weiter, immer weiter, nach der fernern Heimat, wo die Frau mit dem silberblonden Haar ihn ruft.

Moral im Geschäftsleben

Wohl nicht so in die Augen fallend wie andre Fortschritte im Laufe der kulturellen Entwicklung, sicherlich aber nicht minder bedeutsam ist die Durchbringung unsers Geschäfts- und Verkehrslebens mit den Anschauungen, die den Forderungen der modernen Moral entsprechen. Wir verstehen unter dieser Moral den Inhalt des Sittlichkeitsbegriffs, der für die Völker des europäischen-amerikanischen Kulturkreises als der herrschende bezeichnet werden kann.

Erwerb und gewerbliche Tätigkeit jeder Art sollen nach dieser moralischen Auffassung nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkte des größten Vorteils und des bestmöglichen Gewinns betrieben werden, ohne Rücksicht auf die Interessen andrer zu nehmen. Es gilt dabei nicht als gleichgültig, ob dieser Gewinn durch anfängliche Mittel oder durch Uebervorteilung des minder Erfahrenen, durch Ausnutzung seiner wirtschaftlichen Schwäche erzielt wird. Unbedingt soll hierbei stets im Auge behalten werden, daß es bestimmte sittliche Gebote gibt, deren Verletzung, auch wenn es sich für den Betreffenden um erhebliche Vorteile handelt, nicht gebilligt werden kann.

Einer der hervorragendsten Rechtsgelehrten der auf dem Höhepunkt ihrer weltumspannenden Macht angelangten Siebenhügelstadt, ein Mann, dessen Gedankenscharfe und treffendes Urteil viele Menschenalter hindurch fast vorbehaltlos bewundert wurde, stellte den Satz auf, es sei nicht unerlaubt, wenn Käufer und Verkäufer einander zu übertreiben suchten. Diese Anschauung entsprach dem Geist der antiken Welt, ganz besonders der für diese charakteristischen Entfaltung der Selbstsucht des einzelnen auf Kosten der Interessen der Gesamtheit. Mit dem Augenblick, da die Interessen der Gesamtheit in den Vordergrund gestellt wurden, konnte von der rücksichtslosen Geltendmachung des Egoismus jedes einzelnen in der bisherigen Weise keine Rede mehr sein. Darum ist es kein Zufall, daß die Durchbringung des Geschäfts- und Verkehrslebens mit den Anschauungen moderner Moral besonders hervortritt, seitdem das Einzelinteresse hinter dem der Gesellschaft zurücktreten muß. Die gegenseitige Uebervorteilung, die der Römer für ein Grundrecht beim Abschluß eines Kaufes oder Tausches erachtete, wird in der modernen Zeit anders beurteilt. Verrätherische Uebervorteilungen sind mit der Vertragstreue unvereinbar und können daher von dem Staate und der Gesetzgebung nicht anerkannt werden; vielmehr ist es die Aufgabe des Staates, auf Anrufen des hierdurch Geschädigten ihm den gebotenen Schutz zu teil werden zu lassen.

Die Preisbemessung bei dem Verlaufe von Gegenständen aller Art, sowie bei der Leistung von Diensten ist zwar an und für sich Sache freier Vereinbarung, aber auch sie darf sich nicht mit der Moral in Widerspruch setzen. Diese mißbilligt es, die wirtschaftliche Schwäche, den Verfallsinn, die Unerfahrenheit oder die Notlage einer Person zu benutzen, um sich einen größeren Vorteil für eine Leistung zu verschaffen, als er unter andern Umständen zu erzielen wäre, und diese Mißbilligung hat für das Geschäfts- und Verkehrsleben die Bedeutung einer unübersteiglichen Schranke der Verfügungsbefugnis erlangt. Der Vermieter darf beispielsweise für seine Wohnung keinen unverhältnismäßig hohen Preis beanspruchen, wenn eine leidende Person sie mieten will, der es unmöglich ist, noch länger nach einer Wohnung zu suchen. Der zu einem Schwerverkranken gerufene Arzt darf dessen augenblickliche Notlage nicht benutzen, um sich ein übermäßiges Honorar verschreiben zu lassen, von dessen Gewährung er seine Hilfeleistung abhängig macht, u. s. w.

Die Moral mißbilligt indes nicht allein die rücksichtslose Geltendmachung des Egoismus, sondern sie tadelt es auch, wenn von einem Recht lediglich zur Schädigung eines andern Gebrauch gemacht wird. Auch dies hat der Verkehr und das Geschäftsleben zu beachten, und die ihnen insoweit auferlegte Beschränkung ist eine recht inhaltreiche. Mit der Moral steht es ferner nicht im Einklang, wenn bei der erwerbenden und gewerblichen Tätigkeit die Wahrheit verlegt wird. Auch im Geschäftsleben soll dieser stets die Ehre gegeben werden, und um deswillen verurteilt die gesunde Geschäftsmoral in scharfer Weise alles, was unter den Begriff des unlauteren Wettbewerbs fällt.

Je fester auf der einen Seite an der Grundlage der modernen Volkswirtschaft, der Freiheit des Wettbewerbs, festgehalten wird, um so entscheidender muß andererseits darauf gedrängt werden, daß dieser freie Wettbewerb nicht den durch die Forderungen der Moral gegebenen Rahmen überschreitet. Diese Forderungen gehen aber am letzten Ende dahin, daß unlautere Mittel des gegenseitigen Wettbewerbs solche sind, bei denen die Wahrheit verletzt wird. Nicht nur im Interesse der Freihaltung des Wettbewerbs von Ausschreitungen und Ausartungen jedoch muß dabei die Wahrheit hochgehalten werden, sondern auch im Interesse der Käufer und Verbraucher. Der Abnehmer einer Ware oder einer Leistung hat ein Recht, sich darauf verlassen zu dürfen, daß die Angaben des Verkäufers über Beschaffenheit, Eigenschaften, Herkunft u. s. w. dem



Erinnerung. Nach dem Gemälde von W. Krelling

mahren Sachverhalt entsprechen. Verleht der Verkäufer die Pflicht, ausschließlich wahre Angaben zu machen, so handelt er moralwidrig, und diese Moralwidrigkeit hat auch in den Anschauungen des Verkehrs die gebührende Ahndung zu finden.

Muß nun die Moral schon nach dem vorstehend Ausgeführten als eine bedeutende Macht im Geschäfts- und Verkehrsleben anerkannt werden, deren wohlthätiger Einfluß in die Augen springt, so erweist sie sich auch nach einer andern Richtung als ein wichtiger Faktor. Sie verlangt, daß die Angestellten eines Unternehmens entsprechend bezahlt und entsprechend behandelt werden, und sie verurteilt es scharf, wenn nach der einen oder andern Richtung hin gesündigt wird. Der Uebereinstimmung des Verhaltens der Unternehmer mit der Moral beginnt man neuerdings seitens der Gesellschaft mit Recht sorgfältigere Aufmerksamkeit zu schenken wie bisher. Es sei nur an die Frauenvereinigungen in manchen Städten erinnert, die Geschäfte meiden, in denen den angestellten Verkäuferinnen ein besonders niedriger Lohn gezahlt wird oder in denen die sonstige Behandlung zu wünschen übrig läßt. Die Gesellschaft, hier der weibliche Teil, sucht durch die ihr zu Gebote stehende Macht und den ihr möglichen wirtschaftlichen Einfluß einen Druck auf den betreffenden Unternehmer auszuüben, damit er sein Geschäftsverhalten mit den Grundsätzen der modernen Moral in Einklang bringe. Daß die

Anwendung dieses Drucks in vielen Fällen nicht erfolglos bleibt, dafür könnten manche Tatsachen geführt werden.

Die Durchdringung des Geschäftslebens mit den von der Moral aufgestellten Forderungen ist nun, wie zugegeben werden muß, noch bei weitem nicht in befriedigendem Maße erfolgt. Es sind jedoch alle Anzeichen dafür vorhanden, daß diese Entwicklung weitergehen werde. Die Vertiefung des sozialen Empfindens, die ein wesentliches Kennzeichen der heutigen Zeit bildet, wird in erster Linie dazu beitragen. Sie hat die Ueberzeugung nachgerufen, daß auch in Handel und Verkehr die egoistische Erstrebung eines Vorteils nicht auf Kosten der maßgebenden Moralgrundsätze erfolgen dürfe, und diese Ueberzeugung gehört bereits zu den unverlierbaren Errungenschaften der geistig-gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Menschenalter. An ihnen ist um so mehr festzuhalten, als die Hochhaltung der Geschäftsmoral die Grundlage für jede ersprißliche Entfaltung geschäftlicher Tätigkeit bildet, die eine dauernde sein soll. Vorübergehende Erfolge sind allerdings auch möglich, wenn die Forderungen der Moral im Geschäftsleben nicht beachtet oder mißachtet werden. Am letzten Ende gehört jedoch die wirtschaftliche Zukunft nur dem Volke, das zwischen den Anforderungen der Geschäftsmoral und dem geschäftlichen Tun keinen Unterschied kennt; hierüber läßt die Geschichte keinen Zweifel.

Dr. Ludwig Fuld

Rheinfahrt

Leustige Gesellen

Gabren wir bei Nacht;
Auf den dunkeln Wellen
Ueber Stromesschnellen
Schaukeln wir uns leicht.
Singen muntere Lieder
In die Welt hinein;
Hilfem schwebt hernieder
Wie auf Schwangefeder
Milder Mondenschein —
O du schöner Rhein!



Lauter junge Herzen
Schlagen niemals schwer;
Unter heitern Herzen,
Unberührt von Schmerzen,
Schwimmen wir dabei.
Hoch in blauer Ferne
Flammt der Sterne Schein,
Unsers Schiffs Laterne
Wirft nicht minder Sterne
In den Strom hinein —
O du schöner Rhein!

Große Lieder singen
Mädchen hold und Frau;
Ihre Stimmen dringen
Auf des Echo Schwingen
Zu des Ufers Run.
Späte Pärchen stecken
Horchend still zu zweien,
Sehn die Wimpel wehen
Und das Schiffchen gehen
In die Nacht hinein —
O du schöner Rhein!



Richard Zoosmann



Zusammenstellen von Rute, Rolle, Schnur, Vorlad und Spinner

Spinnangelei

Von

Fritz Skowronnek.

Der Döcht ist in Norddeutschland der wertvollste Sportfisch. Er geht kühn an die Angel und wehrt sich trotzig. In Süddeutschland wird er von dem Fuchsen etwas in den Schatten gestellt. Dieser prächtige Salmonide, der bis zu 60 Pfund und darüber schwer wird, kommt aber nur in der Donau und ihren südlichen Nebenflüssen vor. Als „König der Gewässer“ gilt allgemein der Lachs. Leider ist er in Deutschland sehr selten geworden. Nach zuverlässigen Berichten wurden vor 50 Jahren noch in jedem Stromgebiete Deutschlands geradezu Unmassen dieser kostbaren Tiere gefangen. Jetzt ist es anders geworden, jetzt kann man die wenigen Exemplare ohne Mühe zählen. Die Fischereivereine führen ja Buch darüber. Die Ursachen dieses betrübenden Rückganges, der volkswirtschaftlich sich nur durch eine siebenstellige Zahl ausdrücken läßt, sind verschiedener Art. In erster Linie muß die unvernünftige Behandlung der laichenden Fische genannt werden. Der Engländer John Horrocks, der im Jahre 1874 ein Lehrbuch der Fliegenfischerei in deutscher Sprache veröffentlichte, um die Deutschen, unter denen er 30 Jahre gelebt hatte, für diesen Sport zu interessieren, schildert mit edler Freimütigkeit seine Beobachtungen, die er in dieser Richtung gemacht hat, und faßt sie in folgenden Worten zusammen:

„Die Gründe des jetzigen traurigen Zustandes der Lachsfischerei in Deutschland sind folgende: erstens die gänzliche Unwissenheit des Publikums über diesen Gegenstand; zweitens die Gleichgültigkeit, die infolge dieser Unwissenheit herrscht; drittens

die absolute Unzulänglichkeit der Gesetze zum Schutze der Fische; viertens die Tatsache, daß die Kunst der Fliegenfischerei als Sport von den Besitzern der Gewässer noch nicht anerkannt ist. Die große Unwissenheit der Deutschen über Natur und Gewohnheiten der Salmoniden ist kaum zu glauben. Es ist für mich als Engländer sehr peinlich, so etwas auszusprechen, da ich aber zum Besten der Deutschen schreibe, fühle ich mich zur Wahrheit verpflichtet. Leider muß ich die Fischereibesitzer und Fischer unter unsere größten Feinde zählen. Ihnen ist nichts heilig. Sie fangen ihre Fische durch Netze und Nachthaken zu allen Jahreszeiten und verkaufen oder essen einen Lachs während der Laichzeit. Sie passen den Moment ab, wo das Weibchen dieser edeln Fische seinen Kogen absetzt, und pieksen es an die Darpune zu einer Zeit, in der sie die Existenz des Fisches ängstlich behüten sollten.“

Von Böhmen berichtet ein Gewährsmann, daß dort Millionen junger Lachse als Lockspeise für Aale und andre wertlosere Fische verwendet wurden. Bei dieser Art des Betriebes, die der Jäger mit einem sehr bösen Wort, aber ganz richtig als „Lachsjägeri“ bezeichnen würde, ging der Bestand der freien Fischbahn in wenigen Jahrzehnten rapide zurück. Gleichzeitig entstand dem Lachs ein zweiter, noch furchtbarer Feind, die Industrie. Sie leitete ihre Abwässer in die Flußläufe, sperrte sie durch Wehre, um die Kraft des Wassers auszunutzen, und vernichtete auf diese Weise den ganzen Fischreichtum zahlreicher Gewässer. Aus

dem Königreich Sachsen, dessen Fischwasser auf Veranlassung des dortigen Fischereivereins genau erforscht und beschrieben sind, berichtet Dr. Bruno Siegling von vielen Bächen, in denen ehemals der Lachs alljährlich zu laichen pflegte. Jetzt sind manche dieser Wasserläufe durch zehn und mehr Wehre gesperrt, die von so bedeutender Höhe sind, daß sie dem Lachs und auch dem Aal den Aufstieg unmöglich machen.

Selbst größere Gewässer werden durch die Abwasser der Fabriken ihres ganzen Fischbestandes beraubt. Zu Tausenden sterben die wertvollen Fische ab und verpesten verwesend die Luft. So wurden im Jahre 1895 in der Elbe auf einer Strecke von 3 Kilometern 70 Zentner wertvoller Forellen

zurückstehen. Aber mit der Zeit werden wir wohl auch dahin kommen, dem Teil unseres Nationaleigentums, der durch die Schuppenträger repräsentiert wird, etwas mehr Beachtung zu schenken. Es geht nur etwas langsam voran. Wie schwer fällt es z. B. der Sportangelei, in Deutschland sich Geltung zu verschaffen. Als unsere Gewässer noch reicher an Forellen und Lachsen waren, da erschienen unsere Vettern aus England, mit vorzüglichen Geräten ausgerüstet, und fischten nach Herzenslust. Die guten Deutschen wußten mit dieser Erscheinung nichts andres anzufangen, als sich in ihren Zeitblättern über die dem Angelsport huldigenden Engländer lustig zu machen. Ein klein wenig ist es in dieser Beziehung ja besser geworden. Eine



Prüfung des montierten Geräts

vernichtet, und erst in diesem Jahre ist der ganze Fischbestand des 10000 Morgen großen Groplo-See in der Provinz Posen durch die Abwasser einer Zuckerrübenfabrik vergiftet worden. Einfältige Volkswirte, die den Wert der Fischnahrung für die Lebenshaltung des deutschen Volkes richtig einschätzen, haben deshalb schon lange den Ruf nach einer Besserung dieser traurigen Verhältnisse erhoben. Es wird keinem einfallen, die Industrie zu zerstören, um die Fische zu erhalten, denn das Schwächere muß dem Stärkeren weichen. Aber die Forderung muß mit Nachdruck erhoben werden, daß die Industrie sich Beschränkungen auferlegen läßt, die den Fischbestand unserer deutschen Gewässer sicherstellen. Dazu gehört vor allem die Klärung der Abwässer durch entsprechende Anlagen, die Ueberwindung der Wehre durch Fischpässe und Treppen, auf denen der Stromaufwärts ziehende, zu seinen Laichplätzen eilende Fisch die Hindernisse überwinden kann.

Es ist unglücklich, wie weit wir in dieser Beziehung in Deutschland hinter andern Ländern noch

kräftige Initiative hat die vorhandenen Sportangler zu einem großen Bund zusammengefaßt, dessen Leitung sich in Berlin befindet, aber noch viele stehen abseits.

Es muß leider auch in dieser Beziehung wieder auf England als Beispiel verwiesen werden. Dort hat die Sportangelei sich bereits volkswirtschaftliche Bedeutung erungen. Die Kreise der Reichen und Vornehmen huldigen diesem edeln Sport mit Leidenschaft, kleinere und größere Gesellschaften tun sich zusammen, um geeignete Gewässer zu pachten und mit Edelfischen aus dem Geschlechte der Salmoniden zu besetzen. Wenn die Zahlen, die man bei dieser Gelegenheit erfährt, nicht so gut beglaubigt wären, dann könnte man fast versucht sein, das Anglerlatein noch über das Jägerlatein zu stellen. Aber es ist wirklich wahr: drei kleine Flüsse in Schottland bringen in jedem Jahr 40000 Pfund Sterling Pacht, die von einer Vereinigung von Sportanglern gezahlt wird. Sie kann es aber auch tun, denn ihre Mitglieder fangen in jedem Jahr über 200000 Lachse mit der Angel. Das sind doch

Zahlen, vor denen man Respekt haben muß. Aber wie weit sind wir noch davon entfernt! In England hat der Angelsport eine blühende Industrie ins Leben gerufen, die nach allen Ländern der Welt ihre Erzeugnisse absetzt und dadurch viel Geld ins Land schafft. In Deutschland ist die Fabrikation von Angelgeräten noch tief in den Anfängen. Sie hat das altengewurzelte Vorurteil, daß nur englische Fabrikate für tip-top hält, zu überwinden und außerdem mit der Tatsache zu rechnen, daß der Deutsche im allgemeinen nicht im Stande oder geneigt ist, mehrere hundert Mark für eine allen Anforderungen genügende Ausrüstung anzulegen. In Süddeutschland vielleicht noch eher; in Norddeutschland aber, wo der Angelsport sich erst mühsam von der primitiven Form der Grundangelei zu der höheren Kunst erhebt, muß die Industrie darauf bedacht sein, für einen sehr billigen Preis gute Geräte zu liefern, um die große Masse der Angler allmählich auf ein höheres Niveau zu heben. Leider ist sie meistens ohne rechte Fühlung mit dem Praktiker und ahmt die englischen Vorbilder mit nicht gerade großem Geschick nach.

Zu dem Gang der starken Maubfische Dacht, Buchen und Lachs wird ein Gezeug verwendet, das noch keinen rechten Namen hat. Der Hauptbestandteil — das Hakensystem —, an dem sich der Fisch fängt, wird „Spinner“ genannt, und infolgedessen pflegt man auch das ganze Gerät mit „Spinnangel“ zu bezeichnen. Es muß fest und



Huswerlen der Angel

dauerhaft und doch nicht schwerfällig konstruiert sein, denn die Kunst des Sportangels soll ja nicht darin bestehen, mit unzerbrechbarer Schnur und unzerbrechbarem Stod zu „fischen“, sondern mit möglichst feinem Gerät des Fisches Meister zu werden. Die Angelrute in der Länge von 3' bis 4 Metern besteht gewöhnlich aus 3 oder 4 Teilen. Die idealste Waffe ist allerdings ein Bambusrohr aus einem Stück, so wie es die Natur hervorgebracht hat. Da sich aber solche langen Ruten sehr schlecht transportieren lassen, so hat man dazu schreiten müssen, sie in mehrere Teile zu zerlegen und diese dann künstlich wieder zusammenzufügen. Natürlich unterbrechen die starren Verbindungsstellen die Elastizität der Rute in störender Weise, obgleich die Industrie es verstanden hat, durch Verwendung ganz ausgezeichneten Holzarten diesen Uebelstand ziemlich zu beseitigen. Wollte man nun die Schnur fest an die Spitze eines solchen Stodes binden, dann würde die Rute von dem ersten scharfen Anprall eines angehauchten Dichtes oder Buchens unfehlbar zerbrochen werden.

Das vermeidet man durch ein kunstvolles Gerät, die Haspel oder Rolle. Sie wird am unteren Ende der Rute befestigt und trägt bis zu 100 Meter einer dünnen, aber sehr dauerhaften Schnur, die aus Hanf oder Seide gekloppt, nicht gedreht wird. Am Stod entlang bis zur Spitze läuft diese Schnur in äußerst glatten Ringen.

Nun fehlt nur noch die Hauptsache: der Spinner. Gering geschätzt, gibt es mindestens einige hundert Variationen dieses Geräts. Es wird genügen, den Zweck und die Grundform zu schildern. Es soll den mit Haken bewehrten Köder darstellen, also den Fisch anlocken und fangen. Man nimmt also



Einholen der Angelschnur



Der Fisch hat geblasen

— das ist die
eine Form —
einen toten
kleinen Weiß-
fisch, klemmt
ihn in einen
schmalen

Rahmen, der ihn festhält, und führt am Fisch entlang zu beiden Seiten dünne Trähle, auf denen je zwei oder drei Haken sitzen. Um dem Fisch eine drehende Bewegung im Wasser zu verleihen, sind an der Spitze des Geräts zwei ganz kleine, schräggestellte Flügel angebracht, die den Köder, wenn er durchs Wasser gezogen wird, in eine rotierende Bewegung versetzen. Eine andre Art verzichtet auf die Flügel und gibt dem Fisch durch einen hineingesteckten Draht eine Krümmung, die ebenfalls das Drehen des Fisches im Wasser bewirkt. Wer nicht mit Köderfischen angeln will, dem bietet die Industrie eine überreiche Auswahl von Nachbildungen aus weiß oder gelblich glänzendem Metall, die in den meisten Fällen ihren Zweck erfüllen, denn der Raubfisch wird augenscheinlich durch die schnelle Bewegung und das Wippen des Köders zum Zugreifen verleitet.

Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, für den Bedarf der norddeutschen Angler eine vollständige Ausrüstung um den billigen Preis von 20 Mark ansummenzustellen. Ein Händler, dem die praktische Verwertung dieses Gedankens einleuchtete, stellte mir seine reichen Vorräte für diesen Zweck gerne zur Verfügung. Nach vielem Wählen war das Problem fürs erste gelöst: Rute, Schnur mit Vorfach, Blei, Rolle und zwei Spinner, einer aus Metall und einer für tote Köderfische, waren ausgewählt und präsentierten sich in ihrer Zusammenstellung ganz sauber und stattlich. Tagelang stand das Angelzeug in meinem Arbeitszimmer, von mir mit sehnsüchtigen Augen betrachtet. Wohl zehnmal am Tage nahm ich die Rute in die Hand und probierte ihre Elastizität, so gut es die engen Raumverhältnisse eines Berliner Zimmers gestatten. Draußen wehte ein stammer Nordost, ab und zu ging ein kleiner Hagelschauer oder Schneefall hernieder, — ein Wetter, das auch den leidenschaftlichen Angler nicht ins Freie lockt. Endlich fiel Anfangs März das prächtige warme Wetter ein, das wir im April auf so entsetzliche Weise haben entgelten müssen. Schon nach einigen Tagen schrieb mir mein Freund, der Fischermeister G., daß die ersten Hechte laichten. Nun hielt mich nichts mehr zu Hause. Noch am denselben Tage saß ich abends auf der Bahn, die mich dem märkischen Höhenzuge zuführte, der sich nördlich des Spreenabes hinzieht. Dort liegt eine große Zahl herrlicher Seen, nicht gerade tief, aber kristallklar, wie nur ein auf

Sandboden stehendes Gewässer sein kann. Den Wagen, der mich sonst von der Bahn abholte, hatte ich nicht bestellt. Ich wollte das Glück, dem Häusermeer Berlins entronnen zu sein, durch einen tüchtigen Fußmarsch ganz auskosten.

Es war still geworden zur Nacht. Am wolkenlosen Himmel stand die gelbliche Sichel des zunehmenden Mondes, der sich bereits dem Untergange zu neigte. Ernst und schweigsam stand der Wald. Eigentlich verdient die arme, verhungerte, märkische Heide diesen Namen nicht. Wie verkommene Betsulinder stehen die dünnen Kiefernstämme in weiten Abständen auf dem mageren Boden, von dem die dürftigen Bewohner des Landes jede Nadel wegtragen, um sie als Streu nach Hause zu fahren. Immer trauriger, verkrüppelter wird der Wuchs der Bäume, denen die Nahrungsquelle entzogen wird. Wie ein schwermütiger Hauch liegt es auf der Heide. Kein Singvogel baut in den lichten Kronen sein Nest. Und doch war die Hippdrossel schon da. Sie saß in den Wipfeln der Birken, die außerhalb der Heide an der Landstraße stehen.

Am andern Morgen weckte mich die Sonne mit fröhlichem Glanz. Spiegelglatt lag der See da. Einige vorwiegige Weißfische sprangen schon zur Oberfläche empor und schlugen kleine Ringe auf, die langsam verzitterten, aber noch war keine Mücke da, die sie erschaffen konnten. Vielleicht war's nur die reine Lust am Leben, die sie emporheben ließ. Vergebens spähte ich auf die Fläche hinaus, ob nicht irgendwo das Aufsteigen kleiner Fische das Jagen des Hechtes verriet, — nichts rührte sich, die kleinen Gesellen hatten vor dem Räuber Ruhe, der nur mit Hochzeitsgedanken am Ufer dahinfuhr.

Gemächlich setzte ich mein Angelzeug in stand. Mein Freund, der Fischer, stand dabei und schüttelte den Kopf, als ich ihm erklärte, daß ich damit Hechte von 10 Pfund und darüber zu fangen gedächte. Ich ließ mich dadurch nicht beirren, steckte die Rute zusammen, befestigte die Rolle und zog die Schnüre durch die Ringe. Dann drehte ich das Bleigewicht an und tat ohne Spinner auf dem Lande einen Wurf zur Probe. Aber o weh! — schon beim ersten Wurf wadelte die Rute in allen drei Verbindungsstellen. Ich sah nach und fand, daß die Messinghüllen an den Verbindungsstellen ganz lose auf dem Bambus saßen.

Unsaubere Fabrikarbeit! Die Rute wird einfach an drei Stellen durchschnitten, mit ein wenig Leim bestrichen, und dann die Metallhülle aufgestreift. So war der Stod nicht zu gebrauchen. Ich setzte mich also hin, bewidelte jedes Ende in mühseliger Arbeit mit dünnem Garn, bestrich es mit Leim und trieb dann die Metallhülle fest hinauf. Aber noch war das Ziel nicht erreicht. Da fand der alte Praktiker, obwohl er sich mit solchen Dingen noch nie befaßt hatte, das rechte Mittel. Mit einem Dorn wurden kleine Löcher in die Metallhüllen geschlagen, — jetzt saßen die Hüllen felsenfest.

Mittlerweile war es Mittag geworden. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, als ich bald nach dem Essen auf den See hinaus fuhr. Mein Freund

Ließ es sich nicht nehmen, selbst zu rudern. Er war zu neugierig auf die Spinnangelei. Ich hatte mir von meinem Gehilfen vormittags einige Köderfische, meistens Udeleie und Gründlinge, fangen lassen, die mit einem Schläge betäubt und dann in eine Formalinlösung geworfen wurden, worin sich ihre Flossen im Augenblick des Verendens sträuben, so daß der Fisch ein Ansehen erhält, als ob er lebe. Einen solchen Fisch hatte ich in den Spinner gespannt. Mit froher Erwartung tat ich den ersten Wurf. Von dem kräftigen Schwung fuhr der mit Blei beschwerte Köder tausend durch die Luft. In dem Augenblick, in dem er auf das Wasser fiel, hemmte ich den Lauf der Rolle, damit die Schnur sich nicht verwickelte. Nun begann ich mit der Paspel die Schnur wieder aufzuwickeln. Während kam der Köderfisch durch das klare Wasser angezogen, aber kein Räuber schoß hinter ihm her, um ihn zu verschlingen. Beim sechsten oder siebenten Male machte ich die man-
genehme Entdeckung, daß die Ringe, von denen die Paspel am Stock gehalten wird, das Bestreben zeigten, sich auseinander zu schieben und die Rolle freizugeben. Mit jedem weiteren Wurf erhöhte sich ihre Beweglichkeit, dazu fing die Rolle an, so merkwürdig zu klappern und zu rattern, ja es löste sich sogar eine Schraube und kroch aus ihrem Gewinde heraus.

Vergeblich versuchte ich, diese Uebelstände vor meinem Begleiter zu verbergen, sein scharfes Auge hatte sie schon längst wahrgenommen. Er konnte sich nicht enthalten, einige sehr energische Bemerkungen zu machen, die dem Fabrikanten dieser Geräte gerade kein besonderes Lob erteilten, und dann lachte er laut auf: beim nächsten Wurf war die Schnur gerissen, der Spinner flog weit hinaus in das Wasser. In demselben Augenblick hörte ich vor meinen Füßen etwas plumpsen, verduht sehe ich nach der Paspel, sie ist nicht mehr da, die Ringe haben sie freigegeben. Mit einem eleganten Schwünge ist sie über den Rahnbord in See gesprungen. Die Vohgerber, denen die Felle wegschwimmen, können kein verbüsteres Gesicht machen als ich in jenem traurigen Augenblick. Aber was half's! Der „Sport“ war für heute zu Ende. Gilends fuhrten wir nach Hause zurück, denn ich wollte sofort einen reitenden Boten nach dem nächsten Städtchen schicken, um von dort telegraphisch von meinem Lieferanten neue, bessere Geräte zu bestellen. Mein Freund tröstete mich. Er hätte einen kleinen See mitten im Walde, an dem ich tun und lassen könne, was ich wollte. Und wenn ich wollte, könnte ich Fische beim Laichen schießen. Das war in der Tat ein Trost, der sich hören lassen konnte.

Früh am andern Morgen brachen wir zu dem kleinen Waldsee auf, der ungefähr 2 Kilometer entfernt liegt. Einer der breiten flachen Röhre, die so leicht über das Wasser fliegen, wurde auf den Wagen geladen und mitgenommen. Der Lehrling Franz, ein stämmiger Bursche von 16 Jahren,

sollte mich begleiten und herbei eilen, wenn ich einen Fische erlegt hätte. Die Nacht war ziemlich kühl gewesen, über dem See lag ein dünner Nebelschleier, aber am Himmel strahlte die Sonne. Wie verträumt lag der stille Spiegel da, nur ab und zu lief ein leiser Windhauch wie mit Kaugummi über seine Oberfläche. Schweigend stand der dunkle Wald. Zu meiner Linken alte Tannen, weiter dahinter auf sanft ansteigendem Ufer eine dichte Schonung, und rechts von mir stämmige Kiefern, vermischt mit halbwichsigen Eichen, an denen noch das kahle Laub des vergangenen Sommers haftete.

Langsam wanderte ich mit gespanntem Gewehr das Ufer entlang. Es war noch etwas zu früh für mein Jagen. Noch lag der Schatten der hohen Waldbäume auf dem Ufer. Hier und da stand ein einzelner Fische in dem flachen Wasser, aber kaum hatte ich ihn erblickt, dann schoß er schon in die Tiefe. Zweimal hatte ich bereits den See um-



Der letzte Schlag des Fisches vor dem Landen

wandelt, ohnedes Finger krumm gemacht zu haben. Geduldig war mir Franz in angemessener Entfernung mit dem Rahn gefolgt. Jetzt winkte ich ihn heran. Der Marsch in frischer Luft hatte mir Appetit gemacht. Auf vorspringender Landzunge saßen wir nieder und frühstückten, langsam, bedächtig und ausgiebig. Und wie die Pfeife dann schmiedete!

Mitterweile war die Sonne hoch gestiegen. Deutlich fühlte man die Wärme der Strahlen, die sie entsandte. Nun wurde es rings um uns lebendig. Man sah, wie hier und dort die Fische im seichten Wasser dahinzogen, um eine Dohrzeitlerin oder einen Hochzeiter zu suchen. Da — dicht vor mir brodelte eine Laiche auf. Ganz dicht unter der Oberfläche mußten die Fische stehen. Das sind mindestens sechs bis sieben Fische, die sich zusammengefunden haben, und sicherlich ist ein starker Vohger dabei. Als wenn es locht, so wallt auf der Stelle das Wasser empor und wirft Ringe, die langsam weiter wandern, bis sie allmählich verzittern.

Franz ist zum Rahn gegangen, den er seitab hat stehen lassen. Ich schiebe mich, das gespannte

Gewehr in der Hand, mit ununterbrochener Bewegung der Füße zum Ufer vor. Jetzt kann ich schon die laichenden Fische unterscheiden. Ein Vogner ist dabei . . . ein Pecht von doppelter Armslänge . . . jetzt sind sie dicht vor mir . . . wieder brodelst das Wasser . . . langsam bringe ich das Gewehr zur Wade . . . gut einen Fuß muß ich vor halten, denn die Strahlenbrechung läßt die Fische scheinbar höher im Wasser stehen als in Wirklichkeit. Tröhnend kratzt der Schuß, wie ein Hagelwetter schlagen die Schrote aus Wasser. Sieben, acht Pechte zähle ich, die, von dem Schlage betäubt, zum Teil auch von den Schroten getroffen, die weiße Bauchseite nach oben gehöhrt haben. Mit hastigen Andruckstößen treibt Frau zu dem Kahn heran und holt die Fische mit dem Käscher aus dem Wasser.

In meiner Abwesenheit waren die neuen Angelgeräte eingetroffen. Eine wunderbare Seidenschnur, an der sich ein Lebensüberdrüssiger ruhig hätte aufhängen können, ein neuer Spinner und eine Rolle, die so leicht lief, als hätte sie überhaupt keine Reibung zu überwinden. Neue Hoffnung zog in mein Herz. Nun galt es noch, sie so gut zu befestigen, daß kein Sprung ins Wasser zu befürchten war. Ich dachte an ein Festwickeln mit dünner Schnur, mein Freund aber hatte eine viel bessere Idee. Er holte einen alten Regenschirm herbei, entnahm ihm den kleinen gebogenen Draht, der beim Überstreifen des Ringes in den Stock einweicht, dann aber hervorpringt und das Zurückgehen des Ringes hemmt. Eine Erfindung, aus dem Augenblick geboren, aber so praktisch, daß die Industrie an ihr nicht vorbeigehen kann. In einer halben Stunde war die kleine Feder an richtiger Stelle dem Angelfisch einverleibt. Am liebsten wäre ich gleich mit hereinbrechendem Dunkel der Nacht noch auf den See gefahren, aber das litt die tüchtige Hausfrau nicht. Sie hatte aus dem Halter ein schönes Gericht Parfische geholt und mit köstlicher Spreewaldsauce gekocht. Ein herzhaftes Gericht, von dem man unglaubliche Mengen vertilgen kann. Seine Hauptwürze ist der Till, der in der deutschen Küche weitaus mehr verwendet werden könnte, als es tatsächlich geschieht.

Mit großen Erwartungen fuhr ich am nächsten Morgen auf den See hinaus. Mein Freund war noch sehr skeptisch gestimmt. Er wartete mit geheimer Schadenfreude darauf, daß die Schnur wieder reißen und der Spinner mit dem Köder davonfliegen würde. Aber nichts davon geschah.

Mit elegantem Schwung flog der Spinner 40 Meter weit durch die Luft. Mit gleichmäßigem Gang rollte die Haspel die Schnur auf; blühend kam der Köderfisch durch das Wasser gezogen.

Zwei Stunden hatte ich bereits im Schweiß meines Angesichts gearbeitet, aber noch keinen Biß gehabt. Da fühlte mein Freund ein menschlich Mitleiden und fuhr mich zu seiner „Speckkammer“, wie er die stille, von mächtigen Rohrkämmen bedeckte Bucht des Sees zu nennen pflegte. Mitten darin sind weite freie Stellen, auf denen nur im Hochsommer die Wasseraloe wuchert. Durch eine schmale Schneise schob er den Kahn in das Röhricht. Vor mir lag ein kleiner Wasserspiegel, gerade weit genug, um einen Wurf zu tun. Beim zweitenmal, als ich den Spinner beinahe schon bis zum Kahn eingeholt hatte, wallte das Wasser mächtig auf. Ich fühlte einen starken Ruck und haute gewohnheitsmäßig an . . . im nächsten Augenblick schoß der Pecht, der gebissen hatte, wie ein Pfeil dem jenseitigen Rande des Röhrichts zu. Jetzt mußte es sich zeigen, ob das Gerät etwas aushielt. Noch 10 Meter ließ ich ihn davonstreichen, dann hemmte ich die rasende Umdrehung der Rolle, und bald darauf griff ich zur Kurbel, um die Schnur einzuholen.

Wie ein Stein stand der Fisch im Wasser. Die Ante bog sich beinahe bis zum Halbkreis, die Leine stand straff, daß sie klang. Doch nun gibt der Fisch nach. Langsam folgt er dem Zuge der Schnur. Im nächsten Moment macht er eine schnelle Wendung und schießt seitwärts davon. Erst kurz vor dem Rohr gelingt es mir, ihn zum Steben zu bringen. Wieder steht er fest am Grunde, als wäre er dort festgewachsen.

Noch drei, viermal wiederholt sich das Spiel. Dann gibt er nach. Ich habe gesiegt. Willenlos folgt er dem Zuge, und 10 Meter vom Kahn wälzt er sich schwerfällig auf den Rücken, — das Zeichen der völligen Ermattung. Mit geschicktem Griff hat mein Freund ihn den breiten Käscher untergefest und ihn in den Kahn gehoben.

Das Gerät war gut, wie ich noch mehrmals an diesem Tage zu erproben Gelegenheit hatte. Nur eines störte meine Freude: der Gedanke an den Preis der Rolle und der Schnur. Glücklicherweise waren meine Befürchtungen übertrieben. Ich werde also mein Stück durchsehen können, eine allen Anforderungen genügende Spinnangel für einen Preis zusammenzustellen, den auch der minder begüterte Sportfreund seinem Vergnügen opfern kann.



Anglerfrühstück

„Pour Dames Seules“

(Pariser Damenrestaurants)

Angeregt durch all die Schneidermädchen, die zwischen zwölf und ein Uhr die Rue de la Paix in Paris zu einer großen Kinderstube machen, beschloß ich, eine Rundreise um die Welt der Restaurants pour dames seules zu unternehmen. Sie liegen im Quartier de l'Opéra, in der Rue Richelieu und der Rue du Bac, den drei Zentren der Pariser Schneiderkunst, den drei Stadtteilen, die ein besonders großes Kontingent von Nadelarbeiterinnen in Schneiderateliers haben und die zugleich zu den belebten und teuren Stadtvierteln gehören.

Marché Saint Honoré. Es giebt mit Namen. „Le Restaurant pour dames seules?“ frage ich den ersten besten Schuhmann, der mit philosophischer Ruhe unter seiner Kapuze auf die Ueberbrettnen blickt. — „Mitten auf dem Platz,“ lautet die Antwort. Ich plätschere über das unregelmäßige Pflaster und betrete den nur mäßig großen, fahlen Raum. Tische und Stühle, ein Kreuzirg und ein Heiligenbild, ein Schiebentisch zum Durchreichen der Speisen, ein Glashaüschen für die Kontrolle, das ist die ganze Einrichtung. Ich drückte mich in eine Ecke, um ungestört beobachten zu können, und bestelle. Das Menu ist auf Schiefertafeln an die Wand geschrieben: Fleisch 40 Centimes, Gemüse und Dessert 15 und 10 Centimes. Kaffee sehe ich gar nicht angezeigt. Während ich „lavin sauté“ erwarte, füllt sich der Speiseraum, die Tische werden besetzt, die Stühle gerückt, die Regenschirme in den Ecken tropfen ab und lassen Seen, Flüsse, Bächlein entstehen. Es wird so eng, daß die Neuankommen den fünf, ja zehn Minuten auf einen Platz warten müssen. Sie nehmen das als etwas Unvermeidliches hin und lächeln in den Wirtswart hinein. Da sind manche schlante Gestalten in fleischamen Hüten mit großen, weißen Margueriten oder rosa Rosen, mit Füllnoten am Hals, mit zierlichem Bänderwerk, dessen Anordnung die modekundige Hand verrät. An fast allen Kleidern aber hängen die bunten Festsäden, und die Finger tragen das Zeichen des Gewerbes, Nadelstiche. Von Unterhaltung ist nicht viel die Rede. „Un lapin, un haruf, une pomme de terre, un carafon, deux confitures, un Camembert“ — das ist die Dominante dieser Mittagstunde. In 60 Minuten den Weg zum Restaurant machen, dort essen und den Weg ein zweites Mal zurücklegen — da bleibt nur wenig Zeit für Worte, besonders wenn die Bedienung so verweigert langsam vor sich geht wie hier. „Un lapin, un lapin, mon lapin, mais mon lapin, mais enfin mon lapin“ — so ruft meine Nachbarin, alle Stadien der Geduld und Ungeduld, der Freundlichkeit und des Kerkers durchmachen, um nach fünf Minuten dieser minimalistischen Uebung die Antwort: „N'y a plus de lapin“ zu erhalten.

Dieselbe Arie wird auf dem Kartoffel-, Konfitüren- und Käsemotiv aufgebaut. Ich selbst habe mindestens zwanzigmal „une crème au chocolat“ verlangt. Denn ich bin ein Schlemmer und fühle die Blicke meiner Tischgenossinnen vorwurfsvoll auf mir ruhen. In meinem aus Knochen und brauner Sauce bestehenden lapin habe ich herumgeschnipfelt, ohne die schöne, dicke Taube mit Brot kunstgerecht

anzuzehren, eine Prozedur, in der meine Nachbarinnen durchaus bewandert sind, — bilden dieser magere lapin und sein Weigß doch den Hauptteil ihrer Mahlzeit. Dann habe ich Kartoffelbrei verlangt und jetzt nach einer Konfitüre noch eine Schokoladencreme. Unerhört. Kaffee zu bestellen wage ich gar nicht mehr. Und doch, ich bin noch hungrig, denn die Kartoffeln schmeckten nach altem Fett, und der Konfitüre war wenig. Meine Zechen beträgt ganze 95 Centimes. Unglaubliche Verschwendung. Ich habe die Menüs neben mir wohl beobachtet. Un lapin, ein Stück Brot, ein fromage à la crème. — Kartoffeln und Brot und Konfitüre. Salat, Kartoffeln, Brot und Crème. Davon lebt diese schwer arbeitende Jugend. Die wenigsten trinken Wein, und die Bierflaschen auf dem Tisch loden umsonst. Mit 40, 50, 60 Centimes bestreitet die Mehrzahl hier ihr Mittagssnack. Etwa 100 junge Mädchen mögen hier speisen kommen.

Es regnet wieder, als ich am nächsten Tage über den Boulevard des Capucines wandle, den Cercle du travail féminin suchend. Ein hübsches Schneidermädchen gibt sich die Mühe, ihn mir zu zeigen (der Cercle ist nämlich zu vornehm, sein Schild auf den Boulevard zu hängen, es befindet sich innen im Hofe). Ich klettere mit der Prozedur tropfender Regenschirme in den zweiten Stock. Vor dem Eingang ins Restaurant eine Stodung und darauf folgende Klumpenbildung. Jeder zieht sein Beutchen, ich erkundige mich nach dem Grund dieses seltsamen Gebarens und erfahre, daß jeder Mittagsgast vorher eine kleine Kopfrechnung anstellt (die Preise sind ja fest), dann beim Eintritt für 40, 50, 60, 70 Centimes oder mehr Marken verlangt und somit seine Zechen begleicht, ehe er sie noch verzehrt, ja, bestellt hat. Dies erklärte die Stauung und Geldbeutelziehung. Wer seine Obolen erlegt hat, drängt durch die enge Pforte an die Tische des hellen und ziemlich geräumigen Saales. Die Klugen eilen auch sogleich an das Büfett und sichern sich dort ein Dessert. Und das hohe Lied der Speisefarte beginnt von neuem. Un bistec, une côtelette, une pomme, un pigeon, un pain, un café. Die Dienerinnen eilen, kann kann man sie im Vorübergehen fassen und ihnen die abgeessenen Teller in die Hand drücken, die unsre Vorgängerinnen hier stehen ließen.

Die Fleischpreise sind im Cercle um ganze 20 Centimes teurer, ein Beefsteak mit Kartoffeln kostet 60 Centimes (für 70 Centimes habe ich es im Restaurant Dubal!). Die andern Preise sind die gleichen wie auf dem Marché Saint Honoré. Reichlich sind auch hier die Portionen nicht; würde nicht Brot nach dem Meter gegeben, die jungen Magen blieben hungrig. Und 60 Centimes für eine Platte sind doch ein schwerer Tribut, wenn man nur 3 Franken täglich verdient. Aber freilich, der Cercle liegt am Boulevard des Capucines, und die Miete muß herausgeschlagen werden. Auch hier wird kaum Konversation gemacht. Man verliert viel Zeit mit dem Marktschreien an der Tür, und wenn man mit spitzen Fingerchen das Tauben-

gerippe zerpfückt hat, fühlt man den Ateliederdruck schon wieder im Nacken. Neben frischen, hübschen Gesichtern zeigen sich nicht wenige bleichsüchtige und matte. Auch hier sind die Dessfäden und zerstoßenen Fingerringe das Zeichen des Handwerks. Der Ton ist sehr gut, die Manieren freundlich und die Toiletten zum Teil elegant. In diesem Cercle kann man auch zu Abend essen und außerdem einem mit dem Restaurant verbundenen Klub angehören, dessen Jahresbeitrag auf 6 Mart festgesetzt ist. Der Cercle serviert täglich 150 bis 200 Mittagessen. In diesem Saal sieht man weder Kreuzfig noch Heiligenbild, denn der Cercle ist eine protestantische Gründung.

Protestantisch ist auch Le Foyer de l'ouvrière in der Rue Réaumur. Man findet die gleichen Tische, Teller und Serviettenringe, auch die gleichen nicht allzu reichlichen Portionen und die gleiche Kost, mit der bestellt, gegessen und fortgerannt wird. Trinkgeld wird höchstens am Sonnabend einmal gegeben, 10, 15 Centimes.

Am behaglichsten habe ich es in der Rue Michelieu gefunden. Dort sah freilich wieder eine Madonna auf mein bescheidenes Mittagmahl, doch hat mich's nicht gestört, im Gegenteil. Hier war's gemüthlich. Hier schienen die Mädchen zu Hause zu sein. Der Raum war ungewöhnlich groß, die Bedienung ungewöhnlich rasch, die Portionen ausreichend. Man bestellte in dem altbekannten Chorus: un porc, un veau, une pomme, une salade, aber man schwakte auch, und die Zahlung ging rasch und glatt von staten, da ein Mann, der einzige Vertreter seines Geschlechts, die Kunde an den Tischen machte, den Verzeir auf kleine Zettel schrieb, das Geld erhielt und darauf herausgab. Hier frühstücken an 500 junge Mädchen von 12 bis 2 Uhr.

All diese Restaurants nun sind Wohlthätigkeitsanstalten, die katholischen von der Société de Philanthropie, die protestantischen von reichen Privatleuten gegründet. Alle sind ein Segen insofern, als sie zahlreichen arbeitenden Frauen gestatten, ein warmes Mittagessen einzunehmen, statt Wurst oder Schinken aus freier Faust im Tuileriegarten zu verzehren. In fast allen jedoch sind die Portionen unzureichend, und die Bedienung ist meist recht langsam. Ob eine derbere Kost mit größeren Portionen aber Anlang fände, ist die Frage. Die meisten dieser jungen Mädchen sind — junge Damen.

In sämtlichen Restaurants herrscht ein guter Ton, es sind sehr wohlzogene junge Mädchen, die da ein und aus gehen. Fast überall haben

die Besucherinnen jedoch untereinander keinerlei Zusammenhang, sie kennen sich nicht, sie suchen auch keinen beruflichen Anschluß. Der Gedanke an eine Berufsgenossenschaft dürfte noch keiner gekommen sein, und sehr wahrscheinlich würden sowohl die Société de Philanthropie wie die protestantischen Komitees derartige selbständige Regungen höchst mißbilligen. In fast all diesen Restaurants betrachtet die Kundschaft das Mittagessen, das sie doch bezahlt, als ein halbes Almosen, und wenn man diesen jungen Mädchen, was die Münchener einen „Schlangensfraß“ nennen, vorsetzte, so würden sie erst dann aufmuntern, wenn er gänzlich ungenießbar geworden. Es fehlt dieser Kundschaft an Selbstgefühl, und in all diesen Institutionen, vielleicht die Rue Michelieu ausgenommen, wo die Arbeiterinnen sehr zahlreich sind, liegt etwas von Mädchenpensionat. Die jungen Arbeiterinnen sind nicht selbstbewußt genug. Sie haben etwas Unfreies, Gedrücktes. Die Energischen meiden daher diese Restaurants. Eine von diesen, die ich im Tuileriegarten munter die Späzchen füttern sah, lachte verächtlich, als ich sie nach den Restaurants pour dames fragte. O nein, sie äße dort nicht, dort lachte man schlecht, und die Frauen wagten nicht aufzumuntern. Wo sie äße? In den Restaurants mit gemischtem Publikum, dort würde man satt, und sowie das Essen schlecht sei, machten die Männer Lärm.

Die höheren Preise der gemischten Restaurants und die Gefahren, die jungen Mädchen aus dem Besuch dieser Herren- und Damenwirtschaften entstehen, haben die Gründung der Cercles, Foyers und Restaurants pour dames seines verurtheilt. Es ist ja auch sehr schön, die große Ungerechtigkeit, die in den niedrigen Löhnen der Frauen bei mehr als hoher Inspannung ihrer Arbeitskraft liegt, durch besondere soziale Einrichtungen auszugleichen. Und es ist ebenso wünschenswert, der Tugend junger Schneiderinnen einen Port zu öffnen. Bedauerlich ist jedoch, daß diese Seelenrettung bisher meist auf Kosten des Magens und durch Beschränkung der Persönlichkeit bewirkt wird, oder wenigstens diese beiden Begleitererscheinungen bisher immer nach sich gezogen hat. Und so sind die Restaurants pour dames seines wohl eine notwendige, aber dennoch keine erfreuliche Erscheinung. Sie beweisen wieder einmal, daß die Frau für volle Arbeit halben Lohn erhält, daß sie, auf Unterstützung durch Wohlthätigkeit angewiesen, ihren Unterhalt nur durch eine Verminderung ihrer Freiheit erkaufen muß.

Kaiser Schirmacher

Bersaglieri in Neapel

(Zu dem Bilde Seite 263)

In der italienischen Armee ist keine Truppe so populär wie die Bersaglieri, die sich bekanntlich auch der besonderen Gunst des Deutschen Kaisers erfreuen. In ihrer malerischen Uniform mit den großen grünen Federbüscheln auf den breitkrämpigen Hüten sehen sie ungemein flott und schmun aus, und ganz besonders charakteristisch ist der eigenartige Geschwindschritt, in dem sie alle ihre Bewegungen ausführen. Wie sie auserwählten Ersatz

haben, sind ihnen auch die besten Garnisonen zugewiesen worden, und namentlich findet man sie fast überall an den Orten, die vorzugsweise von Fremden besucht werden. Die Bersaglieri wurden im Jahre 1836 von General della Marmora nach dem Muster der französischen Fußjäger in Stärke von zwei Kompagnien im sardinischen Meer organisiert. Jetzt hat jedes der zwölf italienischen Armeekorps ein Bersaglieriregiment zu drei Bataillonen mit je vier Kompagnien.



Alberta Scholz a. G.

Von

Adele Hindermann

Es war eine regelrechte kleine Sensation im Städtchen. Ob sie kommen würde oder ob sie nicht kommen würde, darüber gingen die Meinungen auseinander, bis es eines Tages im „Anzeiger“ stand:

„Unser Mitbürger wird es sehr erfreuen, zu hören, daß es unserm rührigen Herrn Direktor Rotanker gelungen ist, Fräulein Alberta Scholz, unsere allbeliebte und so schnell zu Fuß gelangte Landsmännin, für ein Gastspiel, und zwar als Violetta in „La Traviata“, zu gewinnen“ u. s. w.

Ein paar Stunden, nachdem das druckfrische Blättchen in die Häuser gelangt, war der Theatersaal so gut wie ausverkauft. Die guten oder, richtiger gesagt, die „feinen“ Plätze, deren Anzahl den Bedarf auch nicht annähernd deckte, waren im Umsehen vergriffen, und so ereignete sich an diesem Tage das Unerhörte, daß eine ganze Woge der gesellschaftlichen Elite der Stadt sich auch über diejenigen Plätze ergießen mußte, wo sonst das Militär, vom Feldwebel abwärts, seine künstlerische Nahrung in Empfang zu nehmen pflegte. Man fand sich mit Grazie in diese Verschiebung der sozialen Grenzen; ja, man sah der Möglichkeit, daß ein Sergeantenärmel die eigne seidene Bluse streifen könne, mit amüsiertem Lächeln entgegen. Alle wollten dabei sein, wenn Alberta Scholz auf der Bühne stand, die sie hatten aufwachsen sehen, die sie gekannt hatten, als sie noch nicht über den Tisch guden konnte, und später, als sie mit der Schulmappe und kurzem braunen Pops umherlief. Sie glaubten wenigstens, sich genau daran zu erinnern. In Wirklichkeit war Vertchen Scholz ein kleines blaßes Ding gewesen, das man kaum bemerkte, von dem eigentlich für Fernerstehende herzlich wenig zu sagen war. Und nun? Frische Stombuffe, der seit zwanzig Jahren die Theaterzettel austrug — an Winternachmittagen schnallte er den Deuten die Schlittschuhe an, an Sommernachmittagen spudte er in die Wiese — Frische Stombuffe sagte an diesem Vormittag einige Tugendmal: „Reiner schlo (schlage) sine Kinneres dot, man wet (weiß) nie, woter no ut weren kann!“

Sie kam, das war die Hauptsache. Als was sie auftreten würde, war ziemlich egal. „La Traviata“ — das hatte eigentlich noch niemand gesehen. Aber durch ein paar schöngeistige Damen sickerte das Gerücht ins Publikum, diese Oper habe den gleichen Inhalt wie die „Kamelienbame“. Also entschieden etwas unpassend. Bei so was pflegte man die Backfische zu Hause zu lassen. Ja, man sollte, man mußte — aber die ganze unverheiratete Weib-

lichkeit zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig lehnte sich gegen diese Zumutung in einer Einmütigkeit auf, vor der die mütterlichen Bedenken die Waffen strecken mußten.

So kam zu dem Sprung über die sozialen Grenzpfähle auch noch ein solcher über die moralischen. Ja, es gab wirklich an diesem Tage allerhand absonderliche Dinge in Grünstein. Gegenüber den vorgenannten Außergewöhnlichkeiten ist es nur nebenbei zu vermerken — wenngleich die Tatsache auch einzig dasteht —, daß Mama Scholz, die viel-angefprochene Mutter der jungen Künstlerin, sich bei ihrem Marktgänge die kleinsten Eier in den Korb zählen ließ; von Mincgen gar nicht zu reden, die, im Gefühl ihrer beispiellosen Wichtigkeit als dienstbarer Geist des Hauses Scholz, nach allen Seiten Antwort gebend, sich von besagten winzigen Eierchen auch noch vier Stück aus dem Korbe mausen ließ, nebst drei Bund Radieschen, und mehr als einmal ihre voranseilende Herrin im Gedränge aus den Augen verlor. Das kam übrigens auch an Tagen vor, wo ihr nicht die beschwichtigende Erklärung zur Seite stand: „Alle Menschen fragen mich doch, ob Fräulein Vertchen schon da ist; und sie freuen sich doch so schrecklich auf heute abend; und die ganze Stadt geht hin!“

Solche Erklärungen sind beschwichtigend für eine Mutter. Sie sind vier Eier und drei Bund Radieschen wert. Frau Scholz lächelte — eigentlich lächelte sie heute immer in sich hinein. Das normale Straßen-gesicht fiel ihr heute herzlich sauer. Sie war „Fürstin-Mutter“ an diesem Tage; und in Mincgens rotblühendem Gesicht kämpfte eine Art Hofsakaien-hochmut mit dem brennenden Wunsche, sich nach allen Seiten hin das volle Herz zu erleichtern, es allen Dienstmädchen und Offiziersburschen der Stadt — besonders dem Buischmann — zuzurufen: „Ich gehe heute auch ins Theater, wenn unser Fräulein singt! Mein Billet habe ich schon. Galerie, denkt ihr? O nein, da, wo die Sergeanten sitzen!“ Und dabei ahnte das gute Kind noch nicht einmal, welch illustre Nachbarschaft ihr das Schicksal im Parkett II vorbehalten hatte.

Nur noch zwei Stunden, bis der Zug ankam. In der Scholzischen Wohnung geschah hent kein Handschlag, der nicht wahrhaft durchtränkt gewesen wäre von Vorfreude. Mama und Mincgen rannten sich fast um vor Eifer. Das viele Weiß in Albertas kleinem Schlafzimmer — Gardinen, Bettwäsche, Garderobenvorhang u. s. w. — war schon gestern gelegt, gehängt und überzogen worden, und die rote Novembersonne, die am graublauen Himmel ein

kurzes Gastspiel gab, malte lustige kupferne Tupsen auf die schneeigen Flächen.

„Ein Diva-Debut ist's zwar nicht —“

„Aber ganz wundernützlich trotzdem!“ vollendete Vater Scholz überzeugungsvooll. Und dann schob er seine Frau vor den Spiegel: „Muttdchen, mir scheint, deine Frisur ist aus dem Lot gekommen.“

In der Tat hatte sich Mamas Flechtentröndchen, das um eine Kleinigkeit weniger grau als das Vorderhaar erschien, in der Hitze des Gefechts bedenklich nach links geneigt. „Ach, du, du willst mich nur ärgern!“ Ein kurzer Handgriff, der das Gleichgewicht wieder herstellte, und dann lehnten sich die beiden grauen Köpfe für einen Moment dicht aneinander.

„Ach, Väterchen!“ — „Ja, mein Muttdchen.“ Und sie lächelten beide.

Aber Vaters Blick fand schon wieder etwas, das nicht lotrecht war: die Kerze im Leuchter. „Merkwürdig, so was macht kein Frauenzimmer ordentlich. Euch fehlt eben der Sinn für das Glatte...“

„Dafür haben wir unsre überaus erakten Männer! Komm, brumm nicht, mach mir das lieber nach allen Regeln der Technik; launst auch was für dein Kind tun!“

„Hab' ich schon getan, eine ganze Menge.“

„Du?“

„Jawohl, ich. Erstens hab' ich meine Morgenpeise aus Küchlich für die Sängerrinnenkehle nicht im Zimmer, sondern im Garten getaucht. Dann habe ich die Ofen kontrolliert und reguliert, die Fenster im Salon geöffnet, bis ich genau fünfzehn Grad überall erzielt habe. Na, was sagst du nun?“

Seine blauen Augen, die so jung geblieben waren unter dem grauen Gelock, waren feucht wie immer, wenn dieser Mann eine große Freude still mit sich herumtrug. Zum Beispiel: wenn er seine Mädels von der Bahn holte, dann lagen schon Schindeln vorher Out, Stok und Handschuhe so recht greifbereit auf seinem Tisch. Und gar, wenn es das „Kleine“ war, das erwartet wurde, das Nesthäkchen, bei dessen Geburt die junge Mutter sich quasi entschuldigt hatte: „Ach, Papa, es ist wieder ein Mädchen!“

Denn wahrhaftig — es sollte nun endlich der Junge kommen, der, wie alle Scholzens bisher, Häuser und Brücken baute, der, wie seine Väter, mit großen Stulpenstiefeln auf Gerüsten herumkletterte oder bei Brückenfundamenten bis an die Brust im Wasser stand, ohne sich auch nur einen Schnupfen zu holen — so ein rechter Prachtbeugel mit eisernen Muskeln und einer Bombengefundheit.

Ja, das war wieder eine Enttäuschung gewesen! Statt des Prachtbeugels, der in die Wasserstiefeln seiner Vorfahren hineinwachsen sollte, ein winziges kleines Mädchen, das schon niese, wenn nur eine Schutzlade offen stand. Merkwürdig nur, daß man diese kleine menschgewordene Enttäuschung gleich so nützlich lieb hatte, allen Wasserstiefelträumen zum Trost. Und nun schied sich diese „kleine Enttäuschung“ gar noch an, etwas für die Unsterblichkeit zu tun, was man bisher noch keinem Scholz hatte nachsagen können, besonders was Kunst anbetraf, und nun gar Musik.

Von dieser hatten die Scholzens älterer Generatione eine eigentümliche Vorstellung gehabt. Vater Scholz erinnerte sich, daß die Violinstunden, die ihm seine Eltern vor fünfzig Jahren erteilen

ließen, vom Großvater, dem gewichtigen Familienoberhaupt, auf das tiefste gemüßwillt worden waren. „Wat schall dat dumme Lüg?“ hatte der alte Herr gesagt, „dat brukt de Junge nich. De hät nich nödig, dat he de Buern de Wöste ut 'n Wiem (Rauchfang) speelt!“ Und dabei hatte er den Stok mit dem silbernen Knauf, ohne den ihn niemand kannte, noch gewichtiger als sonst auf den Boden geklemmt. Ahnungsvoller Großvater! Wenn er geruht hätte, daß sein Urenkelkind wirklich unter die „fahrenden Leute“ gehen würde — wenigleich es heute nicht mehr üblich ist, daß man die Musikanten und Komödianten in Naturalien bezahlt. —

Inzwischen hatten Mama und Minchen sich während des Kuchenbackens noch allerlei Wichtiges zu sagen. Den mild aber dringlich gehaltenen Vortrag ihrer Herrin, der ihr anempfohl, heute möglichst geräuschlos zu servieren, die Türdrücker nicht mit nassen Händen anzufassen u. s. w., nahm Minchen entgegen mit der zunehmenden Bescheidenheit, die bei einer nach Höherem strebenden Natur zu erwarten war. Dann aber mußte — mußte sie ihrerseits einige Fragen stellen.

Ob das Stüd von heute abend dasselbe sei, das Fräulein in den Ferien hier immer geübt habe — „das mit ‚O du mein Alfreb‘, und dann so ‚rauf und runter mit die hohen Töne. Ja, wirklich dasselbe? Immer habe ich zugehört, wenn ich nebenan das Ghimmer boherte. Wie Fräulein bloß so hoch ‚raussingen kann — ich könnte das nicht.“

„Aber, Minchen, Sie haben ja das Tellertuch zu den Gläsern! Gräulich!“

„O Gott, o Gott, ja. Muß sich denn Fräulein Vertchen auch — schminken?“

„Natürlich. So, der Kuchen ist fertig, stellen Sie ihn ein.“

„Ich brauchte mich nicht zu schminken“, meinte Minchen, mit verschämtem Stolz auf ihre päonienroten Wangen, und schob die Form in den Backofen.

„Und nun denken Sie mal nicht immer an die Oper heute abend, sondern an das Herbstfeuer. Diesen Kuchen binde ich Ihnen auf die Seele, daß er mir nicht schwarz wird“, hören Sie, Minchen! Ich ziehe mich jetzt an.“

In ihrem Schlafzimmer angekommen, hörte Mama es durch das offene Küchensfenster klingen: „O du mein Alfreb“ — ein wenig anders zwar, als es der Komponist gemollt hatte, aber doch sehr, sehr gefühlvoll. Der Hausfrau wurde es ein wenig bange um den Kuchen, den sie auf diese weltentrückte Mädchenseele gebunden hatte.

Nicht lange danach klapperten draußen die breiten Räder des Stadtomnibns, dann lag das große Kind in den Mutterarmen, und Vater stand dabei mit den feuchten Augen, die er immer hatte, wenn er eines seiner Mädels von der Bahn holte, besonders wenn es „das kleine“ war. —

Wie die Stunden des Tages flogen, von denen noch zwei durch eine Verständigungsprobe im Theater in Anspruch genommen wurden. „Raum hat man sein Kind, da nehmen's einem andre Leute wieder weg.“ sagte Mama Scholz klagend. Und sie hatte das Kind so viel zu fragen, Wichtiges zu fragen. J. B. ob das dunkelgrüne Kleid auch noch nicht durchgefressen sei, dann wegen der Strümpfe, und überhaupt — es schien ihr, als ziehe Vertchen sich nicht warm genug an. Das Kleid floß so schlant



Photographie-Vergag von Franz Danthony in München

Von der Grossen Berliner Kunstausstellung 1903: Die heilige Elisabeth in der Kirche zu Eisenach

Nach dem Gemälde von J. Wabf



herunter, der Sache mußte Mama entschieden mal näher treten. Einstweilen kramte sie in teils mütterlicher, teils weiblicher Neugier im Bühnenforb herum, konstatierte, daß eines der Kleider ein wenig geplättet werden mußte, und nähte flink ein paar winzige Fältchen fest, die sich zu lösen drohten. Ob Vertchen auch nichts einzuwaschen vergessen hatte? Die Kleider, das war ja das wenigste, aber die vielerlei Kleinigkeiten: Schminke, Blumen, Fächer, Schuhe und Strümpfe, und dieser gräßliche Schminkekasten mit dem Kleintam, die Tüben, Näpfschen, Stifte, Hasenpfoten, Puderquasten u. s. w. Ueber die Schminke stolperte Mamas Bürgerfynn immer noch etwas — sie hätte es zwar nie zugestanden —, aber besagter Bürgerfynn erhob sich wieder beim Anblick der festen Spigenstreifen, die jedem Kleiderausschnitt eingesticht waren. Die „moralische Spitze“ nannte Vertchen diese ihr selbst unentbehrliche Vorrichtung.

Und wie der köstliche flimmernde Staat sich vor der Mutter ausbreitete, tasteten sich ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück. Sie sah das kleine Mädchen mit dem straffen braunen Kopf, das immer in die Kleider und Mäntel der älteren Schwestern hineinzuwachsen mußte, wie es sich für eine Jüngste gehört. Und dann war eines Tages der große Moment gekommen, auf den Vertchen siebzehn Jahre lang geduldig gewartet hatte: sie bekam ein Jäckel, direkt aus dem Laden, dessen funkelnagelneue Schönheit zu genießen und abzutragen der Kleinen „eigenhändig“ vorbehalten war. Marineblau war's, und ein Hütschen gab's dazu von gleicher Farbe, mit blaßgelben Brimeln garniert. Dazu hängte sich die Kleine, deren Wangen vor Freude glühten, ein braunes Kuriertäschchen um und fuhr nach Berlin, um zu studieren, um Sängerin zu werden, aller Familiencontradition, aller uraltpäterlichen Mißbilligung zum Troß.

Jahre harter Arbeit kamen und dann die ersten kleinen Erfolge: Mama kaufte sich ein Schreibheft und Gummiarabikum, um die ersten Rezensionen aufzuleben. Sie kannte sie aber heute noch auswendig, diese ersten, trotzdem das Heft längst voll war von Besprechungen aus erster Stelle, aus sachkundiger Feder. Jarowhl, Autoritäten hatten gesagt, daß Vertchen etwas könne, sehr viel sogar könne. Das besaß Mama Scholz schwarz auf weiß.

Wenn Vertchen nur heute gut, sehr gut bei Stimme war! Was galten ihr, der Mutter, alle Kritiken von den klügsten Leuten draußen im Reiche, und wenn sie noch so glänzend waren, gegen das, was die Grünsteiner heute sagen würden. Ein eventueller Mißerfolg im Kgl. Opernhaus war ja gar nichts gegen die Möglichkeit eines solchen in Grünstein. So viel stand fest: wenn — was der Himmel verhüten möge! — Vertchen heute nicht erstklassig bei Stimme war, würde Mama Scholz am nächsten Donnerstag nicht selbst zum Wochenmarkt gehen, sondern Winchen allein schicken, obgleich diese entschieden jedes Bund Suppentraut um fünf Pfennige teurer bezahlen würde. Wenn aber alles tadellos ging — ach Gott, natürlich, es würde schon! Und Mama wird sich nicht vertreiben vor den Leuten, im Gegenteil, sehr stolz wird sie sein, und wenn Väterchen auch wieder sagt: „Du machst ein Fräulein-Mutter-Gesicht!“

Sie redt sich hoch auf und klingelt: „Winchen, sehen Sie das Plättchen auf.“

„Jarowhl. Und ich möchte Frau Scholz gern

noch was fragen. Auf dem Zettel steht „Fräulein Alberta Scholz a. G.“ Was heißt das nun? Buchmann sagt: „Als Gutmütigkeit,“ ich sage, „Sie dummer Mensch, das heißt aus Grünstein,“ nicht wahr?“

„Nein, Winchen, das heißt: „als Gast.“

Es war nicht ganz leicht für den Gast, den Schanplatz der heutigen Tätigkeit zu erreichen. Gut, daß sie sich von einer Schulanführung her erinnerte, wie man sich durch den winterlichen Garten der „Eintracht“ neben aufgestapelten Fischen und Stühlen durch ein niedriges Förtchen den geheimnisvollen Weg zur Bühne erkämpfen mußte. Unter wunderschönem Herzflopfen war sie ihn damals mit den Schulgefährtinnen gegangen oder richtiger gesagt, getrocknet, gestolpert und geklettert, und hatte an jenem Tag zum erstenmal Kulissen von der Rückseite gesehen. Ohne zu ahnen, daß sie fünfzehn Jahre später den gleichen Weg gehen würde; nur daß man ihr, dem Gast, das Gerümpel möglichst aus dem Wege geräumt und zwei Laternen zur Erhellung des schwierigen Pfades aufgehängt hatte.

Auf der kleinen Bühne — es war eine Stunde vor Beginn — brängte es sich schon. Theaterarbeiter rückten und schoben alle möglichen Gegenstände, Garderobenfrauen ließen hin und her, der Regisseur dirigierte seine Leute, ordnete hier und dort, und dazwischen als weit überwiegende Mehrzahl Feuerwehruniformen: sechs, acht, zehn, und immer tauchten noch neue auf. Lauter bekannte Gesichter aus der Bürgererschaft, diese Herren der freiwilligen Feuerwehr. Da war Herr Hoffmann, nur ein bißchen kümmerlicher geworden als damals, wie Vertchen Scholz ihre Schreibhefte und Kladden von ihm kaufte; wenn seine Frau nicht dabei war, hatte er ihr immer ein bißbles Albumbild zugegeben. Da war weiter Herr Ahlemeyer, der Konditor, auf dessen Tenor sein Gesangsverein mit Recht stolz war; und der mit dem Bürstenschmurrbart — das war ja Herr Striechel, in dessen Tischlerwerkstatt man sich immer Klöße zum „Spiseln“ erbetelt hatte, und Locken von Fobelspänen zum Theaterspielen.

Alberta drückte ein Duzend Hände. „Gegen Feuersgefahr sind wir ja wohl genügend geschützt, heute abend,“ sagte sie lächelnd.

Herr Ahlemeyer machte ein pfliffiges Gesicht. „Ja, wir haben keine Billets mehr freigen können, da sind wir eben dienstlich angetreten. Hören mußte ich Sie, und wenn ich hätte in den Souffleurkasten kriechen sollen. Ich habe Sie doch gekannt, als Sie so klein waren, und manches Stüd Kuchen haben Sie bei mir geholt. Wissen Sie noch — die Kieler Törtchen?“

„Ob ich das weiß! So schön backt sie niemand. Aber nun muß ich mich schnell anziehen!“

Man hatte dem Gast eine Extra-Garderobe gehaut, drei Seiten aus Persakstücken, die vierte Wand bestand aus der Rückseite einer aufrechtgestellten Chaiselongue, die ihre vier kurzen Beinchen stehend in den Raum hineinreckte, als wollte sie sagen: „Wirf mich um Gottes willen nicht um, sonst!“ An den Wänden bansteten sich die bereits ansgedachten Kleider, und den Toilettenisch deckte eine leuchtend rote, weit herabfallende Raubtierdecke, die Alberta aus den Vorstellen der Zauberkünstler noch zu kennen glaubte. Es war aber

immerhin eine Solo-Garderobe, vorausgesetzt, daß nicht eine unvorsichtige Bewegung auf den zwei Metern Quadratfläche dem intimen Charakter des Verschlages ein bedenkliches Ende machte.

Und doch bot der primitive Raum der Eintretenden eine wundervolle Lieberatschung: unter der Gasflamme prangte in glühenden Farben ein Riesenstrauch von farbigem Herbstlaub, mit Brombeersäulen, roten Beeren und Aderfarn, und ein Rädchen dabei mit dem Namen einer lieben alten Freundin, die ihn selbst gepflückt. Alberta griff hastig danach und atmete den Duft: das war Wald, Erde, Heimat, das war der Gruß, den die liebe, rote Erde selbst ihr darbrachte, nach deren stiller Schönheit sie sich manchmal sehnte, plötzlich und heiß, aus Lampen- und Kaminenlicht, aus Schminke und Erfolgen heraus.

Mit den raschen Griffen der Gewohnheit machte sie Toilette. Und eine Freudigkeit war in ihr während der Umwandlung ihres äußeren Menschen, die sich neben aller Hast der zielberühnten Handgriffe wohligh ansbreitet über ihr ganzes Wesen. Heimat und Menschen, denen man sich zugehörig fühlt!

Trauen im Saal hörte man es summen und raunen, der Raum süßte sich, von der Galerie kam zuweilen ein Stößen und Poltern — das Drängen um die Vorberplätze —, und aus nächster Nähe der strammten Schritt der Feuerwehrränner, aus deren guten Augen ihr so viel Freude entgegengeblüht hatte.

Fertig ist sie, sogar reichlich früh fertig geworden. Ein letzter Blick in den Spiegel, eine strenge persönliche Kritik der eignen äußeren Erscheinung, die mit Eitelkeit nichts zu tun hat — dann steht sie auf der Bühne, spät durch das Vorhangloch und umfaßt das Bild des dicht gefüllten Saales. Kopf an Kopf, Gesicht an Gesicht, wie sie ihr Publikum so oft gesehen.

Aber heute kommt ein ganz neues Moment hinzu: der persönliche Jaden, der sie mit all denen verbindet, die da unten sitzen. In ihrer Mitte ist sie aufgewachsen, sie kennt ihre Schicksale, ihre Interessen, ihre Leiden und Freuden. Fast jedes Gesicht ist ihr bekannt, wenigstens vom Sehen. Dort der Zahnarzt, der ihr den ersten Zahn gezogen. Da saßen Schulkameradinnen, teils verheiratet, als rindlich gewordene junge Frauen, teils unverheiratet geblieben, mit dem naiv weltfremden Gesichtsausdruck, der beim Mädchen so lieblich, bei Siebenundzwanzigjährigen ein wenig verspätet aussieht. Und nun gar die Nachbarschaft des Elternhauses — alles aus Vorder- und Hinterhäusern ist da. Der Bäcker, der Krämer, der Schlachter, auch die Frauen, diese fleißigen Stützen ihrer Männer, die kaum je hinter dem Wadentisch wegkamen, die man nur mit großer Wirtschaftsschärfe kannte. Wahrhaftig, sogar Frau Bachhaus ist dabei, die nie ausgeht — kein Mensch hat sie je mit Out gesehen —, sie sitzt da hochrot, in ihrem „guten Schwarzen“ und sieht nicht nach rechts und links. Keine Frage, wegen dieses Theaterabends wird sie sich noch ein Jahr lang bei den Nachbarn entschuldigen.

Und die Galerie — da drängt es sich in vier-, fünffacher Reihe. Gerade über einer Gasflamme ein apfelrunder grauer Kopf und ein blaßes, verwirrtes Frauchen daneben: Schuster Fröhlich mit Frau. Ach, wie manches Komplott hatte Berthchen

mit dem Alten geschmiebet gegen die Mama! „Meister, machen Sie man Ladspitzen dran und hohe Absätze, es ist doch für die Tanzstunde!“ Und dann hatte sich der alte Schuster die Haarlocken gekraut — Fräulein Berthchen, wir kommen in Denbels Küche, die Frau Mama kann hohe Absätze nicht leiden!“ — aber schließlich tat er doch, was Berthchen wollte, und beide machten „einen trummen Budel“, wenn die mütterliche Strafpredigt sich über die Schuldigen ergoß. Und nun sitzt er da oben mit seiner stillen alten Frau, die schon lange gelähmt ist — er muß sie die Treppen heraufgetragen haben. Nicht weit davon das vertrocknete Fräulein Karoline Heuschel, das Berthchen noch niemals außerhalb ihres kleinen Strickgarnladens gesehen hatte. Wie fürchterlich die Glode an der niedrigen Ladertür immer gebimmelt hatte! Und dann erschien Fräulein „Karoline“, wie alle Welt sagte, und guckte so streng über die Hornbrille hinweg; sie war immer bodenlos konservativ gewesen und hatte sich damals, als die Mode der schwarzen Strümpfe aufkam, mit jäher Energie geweigert, schwarzes Strumpfgarn einzuführen. „Sag deiner Mutter, ich täte kein schwarzes anschaffen, weiße Strümpfe wären reinlicher!“ hatte sie einmal Berthchen zugebrummt.

Also auch dieses irralte Mädchen aus fast ver-gessener Zeit hat von seinen paar Wessigen ein Theaterbillet gekauft! Schade, daß der Urlaub nach Stunden bemessen war — Berthchen hätte gern einmal wieder an der bleichernen Laderklingel gezogen. Ob sie jetzt wohl schwarzes Strumpfgarn führte, die alte Karoline?

Wie sie da steht, die junge Künstlerin, die Schleppe gefaßt, und durch die talergroße Öffnung die vielhundertköpfige Menge da unten umfaßt, strömt ein Etwas auf sie ein, daß sie die Arme ausbreiten möchte um das Bild da vor ihr. Unter diesen Menschen hatte sie gelebt, gelacht und auch wohl gelitten. Aber das letztere weiß sie nicht mehr; es hat sich verwischt. Sie fühlt nur die starke Zusammengehörigkeit mit all diesen, die dem gleichen Boden entstammen wie sie, die noch heute ihre Uhren stellen nach dem riesigen weißen Zifferblatt am Marienurm, bei dessen Anblick sie so oft hastig zur Schule geeilt war; denen die alte Zehnruhr glode seit Generationen das Signal ist zum Schlafengehen, bei deren einschlafendem Klang auch sie ihr Lichtchen löschte viele Jahre lang ihres jungen Lebens.

Das Gemeinsame — Heimat!

Was aus dem weiten Raum durch das enge Vorhangloch auf sie einbringt, ist eine ganze Woge von Erinnerung, mehr als das, ihre ganze Kindheit und Jugend überhaupt...

„Gnädiges Fräulein, können wir anfangen?“ Ach — so — ja. Fast etwas bestrebt sieht sie an sich herunter. Ihre Gedanken müssen einen weiten Weg zurücklegen. Sie ist ja Fräulein Alberta Scholz a. G. Das kommt ihr ganz sonderbar vor.

Sie hat sich heute gar nicht sammeln können, nicht innerlich vertiefen in das, was sie darstellen soll. Aber es wird schon kommen, nur ein paar Takte Musik, und sie ist ganz bei der Sache. Aber so seltsam weich ist ihr's ums Herz. Und dies Herz unter der schimmernden Seide klopft — wahrhaftig, es klopft wie damals vor fünf Jahren, als sie zum erstenmal vor die Rampe trat.



Befreundet. Nach dem Gemälde von H. Weijerich

Lampenfieber? Nein, Freude, eine ganz große, gerührte Freude. Und dazu das stolze Gefühl: „Weinetwegen seid ihr gekommen, alle, von der Exzeme der Gesellschaft bis zu den kleinen und kleinsten Leuten. Und ich will euch nicht enttäuschen.“

Sie weiß, daß drei Viertel von denen da unten keine Ahnung haben von den Wegen und Zielen der Kunst. Sie weiß, man wird ihr zujubeln und wohl- und kritisch, nur weil sie es ist. Aber das will

sie nicht. Nicht müheelos einheimfen, verdienen will sie, was man ihr zugedacht. Sie alle sollen vergessen, daß sie hergekommen um des Phänomens wegen, ein Kind der Stadt jenseits der Rampen zu sehen; sie sollen die Künstlerin in ihr fühlen, die ihr Allerbestes gibt für die Heimat.

So soll es sein.

Und leise beginnen die ersten Geigen zu schwirren.



Rudersport und Gesundheit

Der Rudersport wird in seinem Wert noch vielfach falsch beurteilt. Man weiß zwar die gesundheitliche Bedeutung des Turnens, Radfahrens und der Bewegungsspiele zu würdigen, aber dem Rudersport steht man achselzuckend gegenüber oder räumt ihm im besten Fall eine Stärkung der Armmuskulatur ein. Nichts ist aber verkehrter als eine derartige Auffassung. Der Rudersport ist keineswegs eine einseitige Leibesübung, und er steht durchaus nicht den übrigen Sportzweigen nach, sondern übertrifft sie im Gegenteil in seinem gesundheitlichen Nutzen nach den verschiedensten Richtungen hin. Zunächst ist beim Rudersport das Arbeitsfeld so günstig gestellt, wie, außer beim Schwimmen, bei keiner andern Sportart. Das Wasser hat den unschätzbaren Vorzug, staubfrei zu sein. Wer mit dem Rad nur eine einzige längere Tour unternommen hat, wird wissen, wie lästig die Staubeentwicklung auf der Chaussee ist, und wie es die Atemungsorgane anstrengt, bei windigem Wetter, in eine Staubschleife gehüllt, dahinzuradeln. Beim Turnen ist es übrigens nicht viel besser, wenigstens im Winter nicht, wo die Leebungen in einer Turnhalle abgehalten werden. Beim Rudern dagegen ist die Luft arm an Staubteilchen und Mikroorganismen, da die vom Lande her wehenden Winde diese unerwünschten Beimengungen zum guten Teil niedersinken lassen, so daß sie vom Wasser aufgefangen und festgehalten werden. Dazu tritt noch ein zweiter Vorzug. Die Gefahr der Ueberhitzung ist beim Rudern nur gering, denn die Luft über größeren Wasseroberflächen ist immer kühler als auf dem Lande, und somit schrumpft das äußere Moment, das zu einer Steigerung der Körpertemperatur führt und eine Ueberhitzung begünstigt, zusammen. Dieser Umstand ist nicht nebensächlich, da ja die meisten Sportarten in der warmen und der heißesten Jahreszeit betrieben werden. Außerdem wird einer Ueberhitzung beim Rudersport noch dadurch vorgebeugt, daß gerade hier eine vernünftige leichte Kleidung nicht als anstößig gilt. Endlich ist auch die Bewegung in reiner kühler Luft bei leichter Kleidung ein vortreffliches Hilfsmittel zur Abhärtung der Haut. Ruderner leiden erfahrungsgemäß sehr wenig an Erkältungen.

Welche Anforderungen beim Rudern an den Körper gestellt werden und wie dieser Sport allseitig auf den Organismus einwirkt, zeigt am klarsten das Ruderreglement. Haltung, Führung von Armen und Beinen, das geordnete Zusammenspiel der ganzen Körpermuskulatur sind hier genau dem Sportsman vorgeschrieben. Nach den gebräuchlichen Weisungen soll beim Sitzen das Gewicht des Körpers auf beide Seiten gleichmäßig verteilt sein. Der Oberkörper, der in genau senkrechter Richtung zur Ruderbank gehalten wird, wird möglichst gerade gestreckt, die Brust hervorgewölbt und das Kreuz recht wohl gemacht. Die Schultern sollen zurückgedrückt und nach unten gezogen werden, während der Kopf vollkommen aufrecht und mit nach hinten durchgedrücktem Nacken zu tragen ist. Die Beine werden senkrecht zur Ruderbank in der Längsachse des Bootes, wobei die Kniee leicht gebeugt und die Füße gegen das Stembrett gestellt werden, ausgestreckt. Ein Vorwölben des Kopfes, Hervordrücken der Schultern, Herausdrängen des Rückens und Einziehen der Brust sind unstatthaft. Vielmehr wird auf die vorschriftsmäßige straffe Körperhaltung bei allen Teilen der Rudertechnik stets geachtet. In engem Zusammenhang mit der Haltung steht das Anlegen der Hände an den Rudergriff. Die Hände dürfen das Ruder nicht mit voller Kraft umklammern, sondern sie sollen dieses nur haftenförmig angreifen. Mittelhand und Unterarm bilden dabei eine gerade Linie. Nur diese Stellung der Hand ermöglicht es dem Ruderer, einen korrekten Zug zu vollführen, wogegen das trampelhafte Umpfannen des Ruders mit voller Faust die ganze Haltung störend beeinträchtigt.

Die Ruderbewegung, die von der in Schienen beweglichen Sitzbank aus bevort wird, zerfällt im wesentlichen in das Schwingen des Oberkörpers und das Ausfahren vermittelt der Beine. Das Schwingen gliedert sich abermals in zwei Abschnitte, das Vorwärtschwingen ober, wie es in der Sportsprache genannt wird, das Ausgreifen, und in das Rückwärtschwingen oder den Zug. Beide Bewegungen sollen durchaus gleichmäßig und in gleicher Geschwindigkeit, ohne Pause und Aud vor sich gehen. Bei dem Ausgreifen muß sich der Oberkörper vorwärts neigen, während die Beine unter

Auseinander spreizen der Kniee das ganze Körpergewicht zu den in den Fußriemen festliegenden Füßen hinziehen, wodurch sich der Leib zwischen die gestreckten Kniee legt. Zu gleicher Zeit werden die Arme geradeaus nach vorn gestreckt, damit der Innenhebel des Ruders möglichst weit nach der gleichen Richtung gebracht wird. Ist durch die gemeinsame Tätigkeit des Rumpfes, der Beine und der Arme dieser erste Abschnitt der Bewegung vollführt, so beginnt der zweite Abschnitt mit dem Rückwärtschwingen und dem Eintauchen des Ruderblattes in das Wasser. Der Druck, den die ausgreifenden Hände bisher auf den Griff als Innenhebel des Ruders ausübten, um dessen langen Außenhebel über Wasser zu halten, fällt plötzlich weg, das Ruderblatt taucht ein, und so gleich muß der Ruderer nun den Zug mit voller Kraft beginnen. Der Zug erfordert ebenfalls die gleichzeitige Tätigkeit des Oberkörpers und der Beine. Denn während sich die gebeugten Knie allmählich strecken und dadurch den beweglichen Rudersteg nach rückwärts schieben, schwingt sich auch der Oberkörper zurück. Wurden bis zu diesem Augenblick die Arme nur als bloße Zugstangen benutzt, so haben sie jetzt mit den Oberarmen den Rudergriff kräftig bis an die Brust heranzuziehen. Die Bewahrung der aufrechten Haltung des Kopfes und des Kumpfes ist bei diesem Punkte der Bewegung eine gewissenhaft zu erfüllende Vorschrift. Sobald der Rudergriff die Brust berührt, wird er auch schon herabgedrückt, und damit taucht das Ruderblatt wieder aus dem Wasser.

Diese lehrte sich über die Rudertechnik weist bereits im allgemeinen darauf hin, wie vielfältige Ansprüche an den Körper gestellt werden. Ihre Einzelbetrachtung läßt den Nutzen dieses Sports noch mehr offenbar werden. Zu erster Linie werden beim Rudern die Arme und die vom Rumpf zu diesen hinziehenden Muskeln in Tätigkeit versetzt. Diese Muskelpartien sind es aber gerade, die die Atembewegungen des Brustkorbes unterstützen und fördern. Durch die Übung und Kräftigung dieser Hilfsmuskeln der Atmung wird daher auch die Atmung selbst angeregt und vermehrt. Der Wert des Ruderns als Atemgymnastik wird zugleich dadurch erhöht, daß durch das bei einem jeden Ruder Schlag stattfindende Vor- und Rückwärtschwingen des Rumpfes die Einatmung und Ausatmung erleichtert wird. Denn es wird darauf gehalten, daß auf jeden Ruder Schlag ein Atemzug kommt, auf die Minute also bei dem üblichen Tempo 26 bis 30 Atemzüge. Bei ausdauerndem Rudern steigt die Menge der ausgeatmeten Kohlenäure auf das Zehn- bis Fünfeinfache des Ruhewertes. Und dabei wird dem kräftig arbeitenden Atmungsapparat noch erfrischende Luft zugeführt, die, wie erwähnt, arm an Staub und Bazillen ist. Eine ansiegebige und wohlthätige Durchlüftung der Lunge ist die wichtige Folge davon. Diese Umstände heben das Rudern vor allen Körperbewegungen, soweit sie der Pflege der Atmung und der Kräftigung der Lunge dienen, auf die erste Stelle. Namentlich kann es bei Veranlagung zur Lungentuberkulose oder in deren Anfangsstadien durch die Verbindung der Wirkung der Atemgymnastik mit allgemeiner Körperkräftigung und Abhärtung der Haut zum allergrößten Vorteil gereichen.

Das abwechselnde Vordrückschwingen und Rück-

wärtschwingen des Oberkörpers im Verein mit der strengen Haltung bedingt fernerhin eine Stärkung der sonst bei Körperübungen nur wenig beteiligten Rückenmuskulatur und Bauchmuskulatur. Durch diese Bewegungen wird aber auch noch die Bauchpresse angeregt. Hierdurch wird eine förderliche Rückwirkung auf die Verdauungsorgane ausgeübt, durch die einerseits Verdauungsbeschwerden beseitigt, andererseits die Verdauungsorgane in der regelrechten Erledigung der ihnen obliegenden Arbeit unterstützt und auf ihre frühere Leistungsfähigkeit zurückgebracht werden. Für Personen mit sitzender Lebensweise, die oftmals in dieser Hinsicht zu klagen haben, ist schon aus diesem Grunde das Rudern die empfehlenswerteste Leibesübung. Dabei geht aber die untere Körperhälfte durchaus nicht leer aus. Wenigstens wird in den Rennbooten mit ihren Gleitfüßen und der Festlegung der Füße in den Riemen des Stembrettes ein wesentlicher Teil der Arbeitsleistung auf die Beine übertragen. Alles in allem erstreckt sich die Einwirkung des Rudersports in fast gleichmäßiger Weise auf den gesamten Körper vom Scheitel bis zum Fuß. Wenn man es bei den deutschen Ruderern zum Vorwurf gemacht hat, daß sie zwar mäßige Arme, aber schwächliche Schenkel ausbilde, wenn umgekehrt der Radfahrersport die Schenkelmuskulatur verhärtet, dagegen den Oberkörper zusammendrückt, so fallen dem Rudersport diese Einseitigkeiten weg, und das Ergebnis ist eine Durcharbeitung und Durchknetung aller Muskelgruppen und die Herbeiführung einer harmonischen Entwicklung der Körperformen.

Damit ist aber das Kapitel über die Bedeutung des Rudersports noch nicht abgeschlossen. Wer das Rudern sportlich betreibt, wer als Junior oder Champion sich an den Rennen beteiligt, der kann sich nicht schlankweg auf der Ruderbank niederlegen, sondern er muß sich dem systematischen Training unterwerfen. Sind auch heute viele der früheren Vorschriften, weil überflüssig und zwecklos, aufgegeben worden, so bedeutet doch auch noch gegenwärtig der Training eine herbe Selbstverleugung. Es ist keine Leichtigkeit, wochenlang eine genau geregelte Verteilung von Arbeit und Ruhe unweigerlich zu befolgen, die verschiedensten Liebhabezeiten und eingeübten Gewohnheiten beiseite zu lassen, dem Stammtisch und dem geselligen Verkehr zu entsagen, Speise und Trank nach peinlich strenger Verordnung auszuwählen, ihre Aufnahme teils nach der einen Richtung hin zu erhöhen, teils nach der andern Richtung entlassen zu vermindern und dabei doch freudig und wohlgemut der Sportübung obzuliegen. Läuft auch der Training praktisch nur auf eine Entseftung und Entwässerung des Körpers und auf eine größtmögliche Ausspeicherung seines Kraftvorrats hinaus, so fördert er doch zugleich ideell die Unterwerfung des Körpers mit seinen Trieben unter das Steuer des Geistes und begünstigt eine Selbstbeherrschung, die, wenn nötig, auch in weiteren Lebensgebieten die schönsten Früchte zu tragen vermag.

Das Rudern ist endlich, wenigstens überwiegend, kein Einzelsport, sondern ein Gesellschaftssport. Der einzelne Bootsinjasse ist für sich allein nichts, er wird erst ein Faktor durch das Zusammenarbeiten mit der ganzen Bootsmannschaft. Ein jeder muß mit der Gesamtheit in Uebereinstimmung bleiben, er muß ein wertvolles, auf das gemeinsame Ziel hinstrebendes Glied des Ganzen zu sein

trachten, er muß seine aufwallende Sonderneigung aufgeben, die aufsteigende Schwäche mannhaft überwinden, er muß des höheren Zweckes wegen Disziplin und die freigeübte Unterordnung unter einen einigen Willen lernen. Das ist das eine erzieherische Moment des Ruderports. Das andre liegt in der Schulung des Geistes zur schnellen Erfassung und zweckmäßigen Ausnutzung der jeweilig gegebenen Verhältnisse. Der einzelne Ruderer, der Strolchan, der die Tempos anordnet, der Steueremann, sie alle müssen die einzelnen Faktoren, mit denen sie zu rechnen haben, besonnen abzuschätzen und einer oft unvermutet und urplötzlich eintretenden Veränderung der Sachlage sich anzupassen wissen, um diese zu ihrem Vorteil auszunutzen, sie müssen ihre Leistungsfähigkeit im Augenblick wohlüberlegt regeln und meistern und sich in allen Wechselfällen eine unerschütterliche Ruhe und Gelassenheit bewahren. Geistesgegenwart, kühle und kluge Besonnenheit, einfichtsvolle Selbstbeurteilung der eignen Fähigkeiten, Willensstärke und Festigung des Charakters sind die geistigen Erzeugnisse, mit denen der Ruderport seine Jünger zu beschenken und zu belohnen vermag. Nicht nur körperliche, sondern auch geistige Gesundheit hat der Ruderport in seinem Gefolge.

Die Beteiligung an Rennen großen Stils sollte allerdings nur Erwachsenen vorbehalten bleiben. So sehr der Ruderport geeignet ist, die Jugend zu stärken und zu beleben, so verlangen doch die Wettkämpfe in großem Maßstabe eine Höhe der Kraftanstrengung, deren der jugendliche, in der Entwicklung begriffene Organismus nicht immer ohne Schädigung fähig ist. Namentlich wird das Herz durch übermäßige Anstrengungen leicht angegriffen. Wesentliches Schülerwettudern sollte daher vermieden werden. Wenn zur Anregung der Freude an der Körperübung zwischen den Bootsmannschaften verschiedener Klassen kleine, nur für die Angehörigen der Schüler berechnete Wettkämpfe veranstaltet werden, so ist dagegen nichts einzuwenden. Hier wird nie der Ehrgeiz so aufgesteckt werden, daß bis zur äußersten Erschöpfung gerungen wird, während dies nur zu leicht der Fall ist bei Rennen, die vor den Augen des großen Publikums ausgetragen und in den Zeitungen besprochen werden.

Unwillkürlich wirft sich die Frage auf: sollen auch Mädchen und junge Damen rudern? Diese Frage kann nur bejaht werden. Eine angemessene Durcharbeitung des Körpers und eine gesunde Entwicklung soll, wie man munkelt, auch dem weiblichen Geschlecht nicht gerade nutzträglich sein. Ihm tut Bewegung noch mehr not als den Knaben und jungen Männern, da es auch heute noch einer viel seßhafteren Lebensweise huldigt. Für die weibliche Jugend hat die Ausübung des Ruderns sogar noch einen besonderen Grund. Wenn junge Damen sich entschließen, die Einschränkung des Oberkörpers anzugeben, dann klagen sie fast regelmäßig darüber, daß sie nach der Verbannung des Korsetts das Gefühl haben, jeden festen Halt verloren zu haben. Oft ist es nur diese unangenehme Empfindung, die diese Reformfreundinnen trotz ihrer Einsicht in die Schädlichkeit der Einschränkung doch wieder zu der Rauerei zurücktreibt. Die Ursache des Gefühls der Haltlosigkeit ist darin zu suchen, daß durch die andauernde feste Umgürtung die Rückenmuskulatur, da sie in der Tragung der Körperlast und in der Mitwirkung zur Aufrechterhaltung des

Körpers beengt und beschränkt wird, in ihrer Ausbildung zurückbleibt oder nachträglich geschwächt wird. Nun ist aber, wie erwähnt, das Rudern durch die damit verbundenen Schwingungen des Oberkörpers ein vortreffliches Mittel zur Stärkung der Rückenmuskulatur, und demgemäß ist es außerordentlich geeignet, dem Korsettzwang entgegenzuarbeiten und die Reformanhängerinnen in ihren Bestrebungen im eigentlichen Sinne des Wortes zu unterstützen und zu kräftigen. Daß im übrigen der Ruderbrill bei dem weiblichen Geschlecht nicht bis zu der Höhe und Kraftanstrengung geschraubt zu werden braucht wie bei Knaben und jungen Männern, bedarf wohl kaum der besonderen Betonung. Wenn bisher der Ruderport bei der weiblichen Jugend nur eine spärliche Aufnahme gefunden hat, so liegt dies daran, daß man ihn für Mädchen und Damen nicht recht passend hält. Nun, das kann und wird sich mit der Zeit ändern. Das Schlittschuhlaufen galt anfänglich für das weibliche Geschlecht auch als anstößig, und man wird sich erinnern, daß die ersten Radfahrerinnen ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregten. Das Neue muß eben erst alt werden, um in seinem Wert richtig gewürdigt zu werden.

Zahlreiche Eltern würden gern ihre Kinder an dem Ruderport teilnehmen lassen, wenn sie nicht zu ängstlich wären und die Gefährlichkeit des Wassers fürchteten. In Wirklichkeit ist aber der Ruderport gefahrloser als manche andre Sportart. Man kann sich bei ihm nicht wie beim Turnen, Radfahren und Fußballspiel Arm und Bein brechen. Allerdings hat das Wasser seine Fallen, aber die jungen Menschen, die sich dem Ruderport ergeben, erwerben sich für diese unabänderliche Tatsache bald das nötige Verständnis und geben dann um so besonnener und überlegender zu Werke. Die meisten Unglücksfälle ereignen sich bei Leuten, die keine Ahnung vom Wassersport haben und durch Aufstehen während der Fahrt oder Schaukeln des Boots aus der Gleichgewichtslage bringen. Beim wirklichen Ruderport dagegen kommen Unglücksfälle nur äußerst selten vor. Außerdem gibt es eine sehr wirksame Vorbeugung gegen die Gefahr des Ertrinkens: Schwimmenlernen. Schwimmen ist zugleich ein vorzügliches Unterstützungsmittel für die vom Ruderport ausgehende gesundheitliche Kräftigung.

Das Rudern empfiehlt sich nicht nur für die Jugend, sondern auch für das mittlere Mannesalter. Hat man mehr Gig noch Jolle, so tut's auch eine schlankere Gondel. Den Vorteil, den das Rudern dem Oberkörper und den Lungen bringt, wird man zum guten Teil auch mit ihr haben. Freilich muß man unter Rudern nicht ein gemühtliches Herumpaddeln im Wasser verstehen. Vielmehr muß man sich bestreben, in der Körperhaltung und der Führung des Ruders sich jenen Grundsätzen möglichst anzunähern, wie sie als sportgemäß mitgeteilt wurden. Auch die Kleidung ist dem Zweck anzupassen. Der enge Paßstragen ist zu entfernen und der Rock abzulegen. Beginnt sich der Körper zu erwärmen, so kann man auch, noch die Weste etwas öffnen. Man hat dann zwar kein Sportkostüm, aber doch eine leichte und bequeme Kleidung. Wer zur Fettlosigkeit neigt und dem Fettsatz entgegenwirken will, der sollte auch zum Rudern greifen. Ein Stündchen straff und wacker gerudert — und man hat wieder eine bibbige Portion des überschüssigen Fetts abgegeben. Kostet's

auch manchen Schweißtropfen, so ist doch die Gesundheit selbst des Schweißes der Edelsten wert. Zu vermeiden ist indessen der Ruderport für Personen mit Neigung zum Blutspeien, bei großer Schwäche des Herzmuskels oder organischen Erkrankungen des Herzens und der Blutgefäße.

Wo eine größere Wasseroberfläche zur Verfügung steht, sollte man sie auch mit Booten besetzen und den Ruderport liebevoll pflegen. Es braucht ja

nicht gleich ein kostbarer Licht-Mieter zu sein; auch ein einfacheres Fahrzeug genügt für den Anfang. Der Urahne vom Bootpark so manchen jetzt hochangesehenen Ruderklubs war eine bescheidene Gondel. Gut! Ding will Weile haben, und ein gut Ding ist das Rudern tatsächlich. Man lamm den Förderern der Jugend und den Ruderfreunden nur beistimmen, wenn sie das Rudern für eine der besten Sportarten erklären.

Ther Seelmann



Der Leuchtturm bei Nacht

Das neue elektrische Schnellblinkfeuer auf Helgoland

Nicht nur für die Schifffahrt ist das neue Helgoländer Leuchtfeuer von größter Bedeutung, sondern in erster Linie für die deutsche Industrie. Der Erfolg ist um so höher anzuschlagen, als es sich um das Betreten eines neuen, ja sogar als ungangbar bezeichneten Weges handelte. Das deutsche Helgoländer Drehfeuer ist nicht nur das mächtigste aller bestehenden, sondern es hat auch bezüglich seiner Konstruktion kein Vorbild. Das Verdienst an diesem Erfolge gebührt vor allem den in der deutschen Leuchtfeuer-technik maßgebenden Männern, die den Mut hatten, in einer so hochwichtigen Frage einen Weg zu beschreiten, vor dem von fremden Fachleuten ausdrücklich gewarnt wurde. Sie bauten dabei auf die Ueberlegenheit der deutschen Scheinwerfer mit dem genau parabolisch geschliffenen Glaspiegel, und der Erfolg des Helgoländer Schnellblinkfeuers hat dieses Vertrauen in die deutsche Industrie auf das vollkommenste gerechtfertigt. So schließt der Ingenieur D. Krell einen außerordentlich instruktiven Aufsatz über das neue

elektrische Schnellblinkfeuer auf Helgoland. Das Lob, das er spendet, ist reichlich verdient, denn das Haus Schudert, der Regierungsrat Körte, der Bau- rat Beck, deren Zusammenarbeiten das glänzende Resultat des Helgoländer Blinkfeuers zu danken ist, haben sich in der Tat ein großes Verdienst um Schifffahrt und Industrie erworben. Bisher marschierten auf dem Gebiete die Franzosen an der Spitze. Der Schudertsche Scheinwerfer mit Glasparabolspiegel hat sie aus dem Sattel gehoben. Es hat übrigens lange Jahre gedauert, bis man den Glasparabolspiegel zu Leuchtfeuerzwecken verwendete. Die „feux éclairs“ mit kombinierter Fresnellinse und totalreflektierendem Prismenring- system, die die Franzosen in vorzüglicher Ausführung herstellten, ließen den Glasparabolspiegel nicht aufkommen. Mitte der neunziger Jahre wurden die Herren Körte und Beck von der deutschen Regierung zum Studium der „feux éclairs“ nach Frankreich geschickt. Die Herren kamen mit der Ueberzeugung zurück, die Herr Körte schon früher

vertreten hatte, daß sich durch zwei oder mehrere auf einer drehbaren Platte aufgestellte Scheinwerfer mit Hundertstheilen Glasparabolspiegeln



Der Aufbau der Optik

wenigstens der gleiche Effekt erzielen lasse wie mit dem in Frankreich angewendeten System.

Daraufhin wurde ein größerer Versuch in Nürnberg angestellt, und es ergab sich in der Tat, daß die Erscheinung der rotierenden Scheinwerfer sich vollständig deckt mit dem Eindruck, den die fran-

zösische Drehfeuer hervorrufen. Nunmehr ging man an die Konstruktion eines Leuchtfuers, das den stärksten bestehenden Leuchtfuern gleichkommen sollte. Es mußte danach das Strahlenbündel mindestens 30 000 000 Kerzen Lichtstärke haben und der Lichtblitz nicht weniger als $\frac{1}{10}$ Sekunde dauern. Die Blitze sollten in je 5 Sekunden aufeinander folgen. Ein Gesamtbild des Aufbaues der Optik gibt unsre Abbildung. Sie zeigt eine Hauptdreh-scheibe mit drei Scheinwerfern und darüber eine obere Drehscheibe mit einem Ausblissföhrer. Das Schaltbrett für die Scheinwerfer und die dazu gehörigen Motoren ist in dem Vorraum zur Laterne des Leuchtfuers untergebracht. Die Stromzuleitung zur Optik geschieht durch ein mit Eisenband armiertes Bleitafel von 100 Millimetern Kupferquerschnitt von der etwa 200 Meter entfernten Maschinenstation. Wie die optische, so ist auch die mechanische Einrichtung des Blitzföhrers durchaus neu und originell.

Für die Leistung des Föhrers sind die Messungen von Bedeutung, die bei den Proben in Nürnberg vorgenommen wurden. Sie erfolgten auf eine Entfernung von 1290 Metern und ergaben — der Scheinwerfer hat einen Glasparabolspiegel von 750 Millimetern Durchmesser und 250 Millimetern Brennweite — bei einer Stromstärke von 26 Ampère und 45 Volt Spannung im Mittel aus 11 Versuchen 37,1 Millionen Normalkerzen, im Maximum 39,6 Millionen, bei 39 Ampère und 45 Volt im Mittel aus 7 Messungen 39,53 Millionen, im Maximum 42,7 Millionen Normalkerzen. In den vom Reichsmarineamt veröffentlichten „Nachrichten für Seefahrer“ über das neue Helgoländer Leuchtföhrer heißt es: „Das Föhrer beleuchtet den ganzen Horizont. Seine Sichtweite beträgt bei mittlerem Hochwasser, 4 Metern Augenhöhe und normalen Wetterverhältnissen rund 23 Seemeilen.“ Bei geeignetem Wetter bringen die Strahlen, deren Intensität unter Nachtbild vorzüglich darstellt, weit über die direkte Sichtbarkeitsgrenze des Föhrers hinaus. So wurden in der ersten Betriebsnacht des Helgoländerföhrers auf der Mole von Büsum in einer Entfernung von etwa 64 Kilometern ganz deutlich die charakteristischen hufenden Strahlen beobachtet. Und vom Leuchtturm auf Amrum, etwa die gleiche Entfernung, konnte man das mächtige Föhrer der drei Strahlen, und zwar bei weniger sichtbarem Wetter, mit voller Deutlichkeit beobachten, nur daß das sonst bläulich-weiße Licht des elektrischen Bogens dabei vollkommen rot erschien.

Heinrich Brieger

Bücher

Bücher sind seltsam. Still und stumm
Liegen und stehn sie um uns herum.
Doch lang'n wir an in ihnen zu lesen,
So werden sie zu lebendigen Wesen.
Und grade so wie die Menschenhinder
Gefallen sie uns bald mehr, bald minder.
Die einen haben uns wenig zu sagen
Und werden schnell wieder zugeschlagen,
Bei andern haben in Mussestunden

Wir angenehme Gesellschaft gefunden.
Viele wissen uns zu belehren,
Und wir halten sie hoch in Ehren,
Oder sie werden uns gute Bekannte,
Gesinnungsgenossen, Geistesverwandte.
Ganz wenige doch, — und das sind die wahren! —
Die werden uns lieber nur mit den Jahren,
Die wachsen uns fest ins Herz hinein,
Um lebenslang unsre Freunde zu sein.

Adelheid Stier



Hamidiestrasse in Jsmid

Frühlingslage in der Stadt Diokletians

Von

J. Gottwald

Der im letzten Decennium des verflossenen Jahrhunderts ausgeführte Bau der Eisenbahn, die, auf dem Konstantinopel gegenüber liegenden Gestade beginnend, tief ins Innere Kleasiens vordringt, hat nicht nur ein ehemals blühendes, jetzt aber zum Teil verödetes Land dem Verkehr eröffnet, sondern auch eine Anzahl Ortschaften und Gegenden, die früher Sitz einer hohen Kultur und Zivilisation bildeten, dem allgemeinen Interesse näher gerückt. Wir brauchen nur an Nicäa, Dornlänm, Ankyra, Nioium zu erinnern, Städte, mit denen die Individualität hervorragender geschichtlicher Persönlichkeiten eng verbunden ist, trotz ihrer vielfachen, durch den endgültigen türkischen Eroberungsturm besiegelten Schicksale. Ein anderer halbvergessener, gelegentlich des Eisenbahnbaues aber gewissermaßen wiederentdeckter Ort ist Jsmid, das alte Nikomedia, dessen Dampftrahm und Auf sich an den Namen seines großen Gönners knüpft, des Kaisers Diokletians.

Nach etwa vierstündiger Fahrt von Konstantinopel aus erreicht man Jsmid, das, wie alle Städte Bithyniens, einen fremden, malerischen Anblick mit seinen amphitheatralisch emporsteigenden, ohne Plan zusammengewürfelten, rotbraunen Holzhäusern und deren blindenden Fensterreihen bietet; dazwischen einige dunkelgrüne Cypressen, abwechselnd mit vereinzelt ragenden Minarets der Moscheen, blühenden Obstbäumen, Gärten oder wüsten Terrastrichen. In der Nähe des Meeres, das hier im nordöstlichen Winkel des Golfes von Jsmid ziemlich feicht und verfauldet ist, liegt der Bahnhof,

nördlich davon streckt sich die Stadt hinan bis zur baumumgebenen Moschee Orhanieh auf dem Gipfel des Berges. Im übrigen, wohin man blickt, Holz und wieder Holz: aus Holz ist der Regierungssalon in der Nähe des Bahnhofes gebaut, mit seinem verwitterten Aussehen, den hohen Fenstern und vergilbten Vorhängen, hinter denen ab und zu ein gelangweiltes Gesicht zum Vorschein kommt, aus Holz der Gebäudelomplex des einst berühmten türkischen Arsenal, desgleichen die ganze Umgebung, die ganze Stadt. Was gäbe das für ein Prachtfeuer! Hinter dem Bahnhof öffnet sich die Hauptstraße von Jsmid, der sogenannte Boulevard Damidié, eine breite, von hübschen Baumreihen beschattete Straße, in deren Mitte die Eisenbahn fährt. Sie durchschneidet die Tscharschi, den Bazar, ein elendes Gewirr von Holzbuden und Verkaufslökalen, deren Ladenvorhänge des öfteren über die schmalen Straßen gespannt sind. Einige wenig einladende Kaffeehäuser, euphemistisch „Kafino“ genannt, die gewöhnlich mit darüber befindlichen Hotels primitiver Art verbunden sind, bilden die Zerstreungsorte der Einwohner, die sich aus etwa 20000 Seelen zusammensetzen: Türken, Griechen, Armenier sowie einige Europäer. Von Verkehrsaugen und ähnlichen Zivilisationsfortschritten keine Spur: eine Zeitung existiert ebenfalls nicht.

Ein Bild echt türkischen Siedelebens ist der Sultansiosk, der sich jenseits des Bahnhofes auf einem Hügel erhebt. Im Jahre 1850 erbaut, wurde er nur einmal von Sultan Abdul-Aziz während einer Nacht bewohnt, seither aber mit

Ausnahme eines Tages, wo Fürst Ferdinand von Bulgarien gelegentlich eines Ausfluges darin weilte, nie benutzt; öde und verlassen liegt er da, die Fenster sind durch Vorhänge verschlossen, im Garten wächst Unkraut, und am Eingang gähnt in nachlässiger Haltung eine Schildwache. In der Nähe steht auch ein moderner türkischer Uhrenturm. Freundlich sieht es in den unteren, von Armeniern und Griechen

Welch prächtige Aussicht entrollt sich dem Auge hoch oben auf dem die Stadt überragenden Plateau, bei der alten Moschee Orkhan's! Zu unsern Füßen erstreckt sich Ismid, weiter drüben das herrlich blaue Meer mit dem flachen Ende des Golfes, im Hintergrund die hohe Bergwand des gegenüberliegenden, von Wäldern, grünen Triften und Törfern belebten Gestades und in weiter Ferne das



Çarşamba Uhrenturm in Ismid

bewohnten Stadtteilen aus; auf den Straßen zirkulieren Lente, Fenster und Türen stehen offen, und neugierige Weiberköpfe werden sichtbar; still und düster ist's dagegen in den Türkenvierteln mit ihren hermetisch abgescherrten Häusern, den engen, oft kaum 2 Meter breiten Gassen, wo einen die seltenen Passanten misstrauisch betrachten, ab und zu das Schimpfwort *gıur* (Ungläubiger) laut wird und gelegentliches Fenster- und Türflappen verrät, daß irgend ein Dazwischen durch die Ankunft des huttragenden Fremden alarmiert ist.

von unregelmäßigen Ruppen umzäunte Flachland, das die Anatolische Eisenbahn durchzieht. Ja, es geht einem das Herz auf beim Umhererschlendern auf den grünen Wiesen und Abhängen in und bei Ismid, wenn der schon im Altertum berühmte bithynische Frühling in voller Herrlichkeit lacht unter den rotblühenden Indastirichen, dem weißen Blüten Schnee der Mandel- und Birnbäume, den noch hellgrünen Sträuchern, in denen es jubiliert und zwitschert. In der milden, wohligen Luft wiegen sich Schmetterlinge und flattern auf den



Kirche St. Panteleimon bei Jsmid

blütenbefäeten Matten, wo der Mohn gleich Blut-
flecken leuchtet; ein eigentümliches Flimmern zittert
über den Palmen, den mattgrünen Olivenhainen,
bis hinunter ans Meer und darüber hinweg bis
zur andern Küste weit drüben. Ist es nicht ein
Trost, daß wenigstens die ewig gleich sich bleibende

Natur einen Ersatz bietet für das, was einst an
Luxus, Reichtum, Lebensgenuß hier Menschenhände
schufen, was aber feindliche Gewalten und sonstige
Schicksalschläge fast spurlos hinweggesetzt haben?
Denn es hat einmal anders ausgesehen in jenen
gesegneten Gefilden. Wo sich heute elende Hütten



Strasse in Jsmid, rechts Bazar

erheben, standen einst Kaiserpaläste und vornehme Villen; stolze Triemen durchfurchten das Meer, auf dem heute der armselige Fischer seine Netze auswirft.

Dem bithynischen König Nikomedes I., dem eigentlichen Gründer der Stadt, ward für seine neue Metropole, die ursprünglich aus der von den Megacern im 4. Jahrhundert v. Chr. angelegten Kolonie Nibia oder Nikatas am gleichnamigen Meerbusen hervorgegangen ist, eine glänzende Zukunft geweissagt, und in der Tat, Nikomedia, wie er sie benannte, blühte rasch empor und entwickelte sich zu einer der wohlhabendsten und prächtigsten Residenzen des alten Kleasiens, daut hauptsächlich ihrem ausgezeichneten, damals noch sehr tiefen Hafen. Ihre Glanzzeit erreichte sie aber unter der römischen Herrschaft. Ohne Blutvergießen in den Besitz der Römer durch Vermächtnis des dritten Nikomedes im Jahre 74 v. Chr. übergegangen, wurde die alte bithynische Königsresidenz mit herrlichen Bauten geschmückt und bedeutend vergrößert. Wir finden ihren Namen des öfteren bei Plinius dem Jüngern, der hier von 111 bis 113 zeitweilig als Statthalter Bithyniens residierte. Zu seinen epistolas au den ihn befreundeten Kaiser Trajan berichtet er u. a. über einen großen Brand, der einen Teil der Stadt, mehrere öffentliche Bauwerke, so den Senat (gerusia), den Tempel der Isis und eine Anzahl Privathäuser vernichtet hatte. Bei diesem Anlaß schlägt er dem Kaiser vor, ein ständiges Feuerwehrcorps aus 150 Arbeitern zu bilden. Trajan, dem wohl die Zusammenkünfte der Christen bereits verdächtig vorliefen, antwortete hierauf, daß es erwiesenermaßen gefährlich sei, solche Vereinigungen zu gründen, da sich leicht ein zu großes Einverständnis zwischen den Mit-

gliedern entwickeln und üble Folgen tragen könnte. In einem andern Briefe un-
terbreitet

Plinius dem Kaiser ein großartiges, von einem früheren bithynischen Könige bereits in Angriff genommenes Projekt, nämlich den Bau eines Verbindungskanals vom Golf von Nikomedia bis zum See von Sophou (jetzt Sabandscha-See) und von hier bis zum Fluß Sangarios, der sich ins Schwarze Meer ergießt; des weiteren erwähnt er mehrere Bäder, einen Tempel der Anbele und spricht von der Fertigstellung eines großen Aquäduktes, aus Ziegeln und Steinen bestehend, der bereits mehr als 3 Millionen Sesterzen gekostet hatte.

Die entzückende Lage der Stadt, ihr Reichtum, die Opulenz der Bewohner übten auf mehrere römische Kaiser große Anziehungskraft aus. So weilte Hadrian mit seinem Lieblinge Antinous längere Zeit in ihren Mauern, Antoninus Pius ließ große Thermen bauen, dem Kaiser Commodus errichtete die Stadt einen Tempel, und Seliogabal residierte 218 einen ganzen Winter hindurch dort. Von den Goten 259 zerstört, wurde Nikomedia mit größerem Glanze wieder aufgebaut, die höchste Blüte erreichte es aber, als Diokletian sein Hoflager für längere Zeit dort aufschlug. Der kaiserliche Gönner erweiterte seine Lieblingsstadt bedeutend, ließ die Thermen des Antonin wieder herstellen, einen prachtvollen Hippodrom und eine Menge anderer Bauten unter ungeheurem Aufwand errichten, den Kaiserpalast verschönern und neue Paläste für seine Gemahlin und seine Tochter banen. Zumitten des raffiniertesten Luxus, den damals Kleasien bot, herrschte dort Diokletian als unumschränkter Gebieter, umgeben von einem prunkvollen, geruchfüchtigen Hofstaat, der in der lauen, entzückenden Atmosphäre Bithyniens immer mehr verweilichte. Das Leben im damaligen Nikomedia muß den Vergleich mit Rom ausgehalten haben!

Armer Diokletian! Selbst dein Name ist verschollen in den Gesilden, wo du einst mit Vorliebe geweiht, eine pompshafte Aufschrift nennt dich, höchstens einige Münzen, die man hie und da auf den Feldern findet, und von deinem festtrauschenden, glanzvollen Palast ist kein Stein mehr auf dem andern geblieben. Als böser Tyrann lebst du aber noch weiter in der Chronik der Christenverfolgungen,



Straße in Iosmid mit Eingang zur griechischen Kirche Agios Basilios



Alte Ruinen von Zsmid

und es ist eines der düstersten Blätter dieser blutgetränkten Geschichte, an die man hier an der Stätte deiner Taten, just nach 1600 Jahren, erinnert wird.

Schon früh hatte die neue Lehre in Nikomedia Eingang und zahlreiche Anhänger gefunden, doch wurden letztere, wie aus dem Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan hervorgeht, anfänglich mild behandelt. Grausamer und blutig brach jedoch die Verfolgung unter Diokletian aus, auf Anstiften des Mitregenten Gaius Galerius. Nachdem im Kaiserpalast verschiedene Beratungen stattgefunden hatten, wurde die Verfolgung, zu der Diokletian zuerst wenig geneigt schien, beschlossen. Am 23. Februar 303, dem Tage des Festes der Terminalien, begab sich in aller Frühe der praefectus praetorio, gefolgt von Beamten, Tribunen, Offizieren und Legionaren in voller Kriegsausrüstung zur großen Kirche von Nikomedia, die inmitten des reichsten Stadtteiles auf einer Anhöhe lag und den Kaiserpalast an Höhe überragte. In Schlachtordnung vorgehend, stürmten die Soldaten das den Heiden verhasste Gotteshaus, dessen Inneres geplündert und das dann den Flammen überliefert wurde. Am nächsten Tage erschien das erste der drei berühmten Edikte, die alle früher ergangenen Erlasse an Strenge und Grausamkeit übertrafen. Eine Reihe wilder Gewalttaten folgte diesen ersten Maßnahmen, da unglücklicherweise im Palast ein Brand ausbrach, den Galerius den Christen anführte; in Wahrheit soll der Blitz gezündet haben. Kaum zwei Wochen später kam abermals Feuer im Palast aus, doch blieben die Urheber, trotz Martern und Folterqualen

der Verdächtigen, unbekannt. Diokletian schaute vor Wut; er zwang seine Gemahlin Prisca und seine Tochter Valeria (Gemahlin des Galerius), die im Verdacht standen, zum Christentum zu neigen, den Götzen zu opfern. Der Boden Nikomedias ward vom Blut der standhaften Befenner gerödet. So erlitt der Bischof der Stadt, der heilige Anthimos, den Feuertod; eine Menge anderer Personen hohen und niederen Standes schmachtete in den Gefängnissen oder wukte unter Qualen das Leben ansauhauen.

Man schätzt die Zahl der Opfer, die in den ersten Monaten der Verfolgung in Nikomedia gewaltsam starben, auf mehrere tausend. —

Der Blütezeit Nikomedias wurde ein Ende gemacht durch die Abdankung Diokletians, die am 1. Mai 305 stattfand. Verbittert, regierungsmüde und tränklich legte er die Kaiserwürde nieder in einer glänzenden Zeremonie, bei der er nochmals angesichts einer gewaltigen Menschenmenge auf der Ebene östlich von Nikomedia alle Kaiserpracht entfaltete. Nachdem er auf diese Weise öffentlich dem Throne entsagt, stieg er sofort in eine Känfte, um sich zu entfernen. In seinem Heimatlande Dalmatien, zu Salona, fand er die ersehnte Ruhe; procul negotiis pflegte er dort Blumen und Gemüse, seine Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden. „Jetzt erst lebe ich, jetzt sehe ich die Schönheit der Sonne,“ sagte er, und als man ihn drängte, den Thron wieder einzunehmen, schrieb der kaiserliche Gärtner seinen Freunden: „Wenn ihr die schönen Kohlköpfe sehen könntet, die ich zu Salona gepflanzt, würdet ihr euch die unnötige Mühe ersparen.“ Niemand sah er Nikomedia wieder.

Nach dem Scheiden Diokletians ging es schnell abwärts mit Nikomedia. Konstantin der Große residierte allerdings zeitweise hier — er starb in der Nähe, auf der Burg Ankyron —, dann aber begann der Niedergang, den feindliche Naturgewalten einleiteten. Ein furchtbares Erdbeben vernichtete am 24. August 358 fast die ganze Stadt, und in ihren Ruinen wüthete als dann eine Feuersbrunst, die fünfzig Tage gewährt haben soll. In den düstersten Farben schildern zeitgenössische Schriftsteller das Unglück, das nur eine kleine Anzahl Einwohner überlebte. Ein nochmaliges Erdbeben am 2. Dezember des gleichen Jahres brachte der Stadt die völlige Zerstörung.

Erst unter Kaiser Justinian, der als großer Bauliebhaber die Stadt mit Kirchen, Bädern, Wasserleitungen schmückte und eine Münzstätte dort errichtete, lebte Nikomedia wieder einigermaßen auf, um bald wieder mit der zunehmenden Schwäche des byzantinischen Reiches herabzusinken; das ungesunde, durch die Versumpfung des Solfendes erzeugte Klima mag wohl seinen Teil dazu beigetragen haben. 1326 fiel Nikomedia zum erstenmal den Türken unter Orchan in die Hände, und ihr mutiger Verteidiger Ralojoannes Paläologos starb auf den Mauern den Heldentod. Nachdem die Stadt wieder in den Besitz der Griechen übergegangen war, wurde sie nach langer Belagerung 1331 endgültig durch den Feldherrn Mödscha dem osmanischen Reiche einverleibt. Unter türkischer Herrschaft hat Ismid (der Name ist entstanden aus einer sonderbaren Zusammenziehung von *is-Nicomedia*) keine Rolle mehr gespielt. Erst in jüngerer Zeit beginnt die Stadt sich durch den Eisenbahnbau wieder zu heben.

Wie wohl fühlt sich doch jene Straßenhundemutter, die dort in einem Winkel der halbzerstörten byzantinischen Cisterne von Zmbaher ihr junges Glück behütet! Faul blinzelt sie in die warme Frühlingssonne, während die allerliebsten, püffeligen Mangen vor ihren wachsamten Augen die ersten Gehversuche drollig wackelnd vollführen. Nicht minder zufrieden scheint ein mit Holzfädeln bespannter Esel zu sein, der an den zahlreich vorhandenen Brennesseln herumfresset, dann aber auf einem Sandhaufen sich herumzuwälzen beginnt. Als Unterbauten des diokletianischen Palastes will man diese Pfeiler und Mauern ansehen, doch sind sie in der Tat nur die Ueberreste eines gemauerten Wasserbehälters aus späterer Zeit. Und so geht es mit den übrigen baulichen Ueberbleibseln, die man ab und zu im heutigen Ismid auftrifft: ihre ursprüngliche Bestimmung ist nicht mehr oder nur schwer festzustellen. Vom großen Diokletianpalast weiß man nicht einmal mehr die Lage. Im Viertel Vălbă-Dere zieht sich ein mächtiges Mauerwerk dahin, zwischen dessen Pfeilern mit Schutt verstopfte Durchlässe sichtbar sind, am Meer unten gibt es eine Art Molo, auf Arkaden gebaut, doch oben auf dem Hügel und die Stadt krönend eine Reihe noch gut erhaltener Stadtmanern, die zur Akropolis

gehörten und in ihren unteren Teilen aus der byzantinischen Zeit stammen, in den Gärten alte, terrassenförmige Unterbauten und allenthalben sonstige unbedeutende Architekturfragmente. Das ist so ziemlich alles, was von der einstigen, blühenden, von Feuer, Erdbeben und Eroberungen so schwer heimgegriffenen Kaiserresidenz Nikomedia übrig geblieben ist.

„Tschelebi, on para wer!“ (Herr, gib mir zehn Para!) Es ist eine junge Zigeunerin, die uns nachläuft. Auch sie feiert Frühling, denn in ihrem schwarzen Paar steckt eine gelbe Blume. Wie kann sie doch so schön und flehentlich bitten mit ihren glänzenden Augen, welch großartige Segenswünsche herjagen! Kann springt unser Metallik, so taucht unvermutet eine zweite auf, ebenfalls mit perlweißen Zähnen, Mitleid heischenden Augen, in bunten Pumphosen, den Bettelack am Arm. „Kusum Tschelebi, mein Rämmden, o Herr, schöner Herr, möge Allah deine Madama schützen,“ so klingt es unentwegt. Der Straßenhund, die bettelnde Zigeunerin, Sorglosigkeit, Zerlumptheit — das ist so recht die Signatur des herabgekommenen Orients.

Doch hinaus aus der Stadt. Vorbei an einigen imposanten Ueberbleibseln der Stadtmanern, die mitten im freien Felde stehen, gelangt man zu einer weiten Wiese, dem sogenannten Kellâ-Dere, dem Tal der Schädel, in dem der Ueberlieferung nach zur Zeit der Christenverfolgung eine große Anzahl Märtyrer den Tod erlitten haben soll. Weiter drüben erhebt sich die griechische Kirche des heiligen Panteleimon, die an Stelle einer gleichnamigen byzantinischen errichtet und zuletzt 1862 neugebaut wurde. In einer unterirdischen Kapelle befindet sich das Grab des Heiligen, der in Nikomedia unter Kaiser Maximianus den Märtyrertod starb. Dem Wasser der in der Nähe des Grabes befindlichen Quelle wird von den Griechen Heilkraft zugeschrieben. Schattige Bäume umgeben das Kirchlein, das außer einigen kleinen, alten Architekturresten im Vorhof kein weiteres Interesse bietet. In der Nähe sollen auch die Thermen des Antonin und die alte Nekropole gelegen haben.

Auf dem armenisch-protestantischen Friedhof außerhalb der Stadt fanden wir noch ein bemerkenswertes Objekt: das Grabmal des Emmerich Tököli, des bekannten ungarischen Freiheitskämpfers, der seinerzeit mit den Türken vor Wien gegen die Oesterreicher gekämpft, seit dem Frieden von Karlowitz (1699) in der Türkei gelebt hatte und auf dem ihm vom Sultan bei Ismid zugewiesenen Landgute, das Blumenfeld genannt, seine bewegte Laufbahn beschloß (1705). Ein Gitter umgibt den einfachen, stark verwitterten Grabstein, der eine ebenfalls in Auflösung begriffene lateinische Inschrift trägt.

Welch ein Weg vom weltbeherrschenden Rom Diokletians bis nach Nikomedia, von den Ufern der Donau bis nach dem weltvergeffenen Ismid — es mutet eigentümlich an, in solchen stillen, kleinasiatischen Winkeln auf Spuren großer Zeiten zu stoßen!



Die Bienenhose

Eine tragikomische Geschichte

Von

G. Will

Wir saßen gemütlich beim Wein, und wie es so zu gehen pflegt, hatten wir uns nach und nach ein wenig ins Philosophische verstiegen. Dabei kam es zu allerlei Variationen über das Thema: „Kleine Ursachen — große Wirkungen“, und wie die sogenannten Zufälligkeiten im Leben eine wichtige Rolle spielen. Der eine gab dies, der andre das aus dem Schatze seiner Erinnerung zum besten. Schließlich ließ sich Freund A., glücklicher Bräutigam, also vernehmen:

Zufälligkeiten! Fatale Zufälligkeiten! Ja, davon weiß ich auch ein Lied zu singen. Beinahe hätten sie mich meinen Verlobungsring gekostet. Wie das kam?

Ich war bei Verwandten auf Gut Neudorf gewesen und dachte nun einen Abstecker zu meiner Braut zu machen. Mein Onkel, ein eifriger Bienen-vater, hatte auch mich für die kleinen enstigen Tieren zu begeistern gewußt, und als ich mir am Morgen meiner Abreise, in süßen Erwartungen schwelgend, mein letztes Honigbrot strich, meinte mein Onkel, ob ich mir nicht eine „Königin“ mit etlichen Trabanten mitnehmen und meiner kleinen Braut zum Präsent machen wolle. Es sei gerade günstige Jahreszeit, und an Heide fehle es ja auf dem Gute meines Schwiegervaters nicht. Es gehe doch nichts über ein selbstgeerntetes Honigbrot.

Das leuchtete mir ein, und nach einer halben Stunde hatte ich eine Schachtel mit den lebendigen Samenörnern zukünftiger süßer Freuden in der Tasche.

Ein kurzer, herrlicher Abschied. Dann brachte mich der Wagen zur Bahn, und fort ging's auf Flügeln des Dampfrosses dem Ziele meiner Sehnsucht entgegen. Wir hatten eben die letzte Station passiert. Da zuckte ein jäher Schmerz in mein Träumen hinein. Au!

Ein banges Ahnen geht mir auf. Ich fasse trampschaft in die Tasche — und da haben wir's! Ihre königliche Majestät hatten sich in dem zugewiesenen Schloßchen zu beengt gefühlt und nebst Leibwache sich eine Exkursion in verbotene Gefilde erlaubt.

Au!! Au!! Au!! Das ist wirklich nicht zum Aushalten! Und dabei bedenken die Reinger nicht einmal, daß sie dies Vergnügen mit ihrem Leben bezahlen müssen.

Na, unter allen Umständen werde ich dem frechen Gefindel das Gastrecht künbigen.

Aber wie? Höchst einfach! Ich bin allein im Abteil. Also! Die „Unflüsterbare“ ist leicht abgestreift, und ich leiste mir einige leichtbeschwingte Paß. Dann reiße ich das Fenster auf und nötige die Zubringlichen unter lebhaftem Händeschütteln zum Verlassen meiner Grenzen. Da aber geschieht das Gräßliche, Unerhörte.

Eben hat eine vergnügliche Kinderfchar am Wege meinen energischen Flaggengruß zum Fenster hinaus mit einem lauten, schnell verhallenden Hurra- geschrei erwidert, und ich winke nochmals lachend zurück, da stäubt und raffelt ein Etwas dicht am Auge vorbei, und ehe ich recht zur Besinnung komme, ist das schnaufende, gewaltige Ding in Gestalt eines Schnellzuges dahingebraust — und ich stehe da mit leeren Händen!

Die Alten wissen viel von dem erstarrtenmachen den Anblick des Medusenhauptes zu erzählen. Ich empfand eine ähnliche Wirkung bei dem geistigen Anschauen meiner nicht mehr vorhandenen „Unaus-sprechlichen“. Tausend Gedanken kreuzten in wirrem Durcheinander mein armes Hirn. Zu wenigen Minuten sollte ich nach dem unerbittlichen Gehe der Fahrgeschwindigkeit vor meinem Bräutchen stehen. Ja, ging denn das überhaupt? Hatte der Dichter — so philosophierte ich zugleich in sehndem Verlangen nach der Entschwindenden — noch ein Recht, zu singen: „Dort, wo du nicht bist, ist das Glück?“ — und der andre, womit ich mich so oft getröstet:

„Nicht, was du nicht hast, laß dich kränken:

Was geht's dich an?

Nein, was du hast, mußt du bedenken,

Und freu dich dran.“

Was hatte ich denn noch? All mein Besiz dünte mich in diesem Augenblicke gegen die jäh entrissene Hülle meines unteren Menschen ein elendes Nichts. Ich war der entthronte Herrscher eines Königreichs, ein ausgestoßenes Glied der menschlichen Gesellschaft.

Was sollte werden, wenn höhere Mächte einen Angriff wagten, einen unabwendbaren, nicht abzuwehrenden? Und dieser Angriff mußte kommen. Er stand unmittelbar bevor, denn wir näherten uns mit Windeseile meinem Reiseziel. Da polterte auch schon der Zug über die Weichen und mit für mich fast tödlichen Erschütterungen in den Bahnhof hinein.

„Station Zimmerstedt! Bitte, aussteigen, mein Herr!“ ertönt eine Stimme vor dem Coupé. Zimmerstedt, — jawohl, das ist der rechte Name.

„Hören Sie, Schaffner!“ rufe ich und halte mit den Kräften der Verzweiflung meine Burgpforte gegen die hastigen Öffnungsversuche des Bahn-beamten zu und winke zugleich mit der Biene eines zum Schafott geführten Verbrechers abneurend nach dem Bahnsteig hin, wo der ganze feierliche Empfang steht, wie ich ihn mir gedacht, wie ich ihn mir längst mit Bönne, zuletzt mit Grauen ausgemalt habe: mein rosiges Kennchen, zwei jüngere Schwestern mit ihren unschuldigen Geschwestern, daneben die ehrenfeste, würdige Gestalt meines Schwiegervaters und ihm zur Seite die gütig-ernste Tante Laura.

„Hören Sie, Schaffner!“ — „Bitte, bleibt weg! Schaut weg!“ fügte ich halblinks gewendet hinzu. Denn die Meinen sind inzwischen auch an den Wagen getreten.

„Grüß Gott, Franz! Warum steigst du nicht aus?“

„Ich kann nicht.“

„Derr, was sollen diese Dummheiten? Der Zug geht gleich weiter.“

„Ich kann nicht.“

„Ja, warum halten Sie die Tür zu?“

„Bitte, bitte, eine Tede!“

Inzwischen ist auch der Stationsvorsteher herbeigekommen.

„Was ist mit dem Herrn?“ fragt er streng.

„Bitte, bitte, eine Tede!“

„Geht doch fort, meine Lieben!“

„Herr, sind Sie verr . . . ?!“

Ich lese in den Mienen meiner Angehörigen, daß sie sich mit ähnlichen Ahnungen plagen. Sie treten bestürzt zurück. Mein Lieb ist bleich wie der Tod. Endlich schwingt sich der Schaffner auf das Trittbrett und schaut hinein.

„Na, aber so was! Was soll denn das?“

„Bitte, lassen Sie mich! Ich kläre alles auf. Nur eine Tede!“

„Na, natürlich!“

Man schafft einen Dienstmantel herbei. Ich ergreife ihn, hülle mich ein und stürze heraus wie ein Rasender. Wohin? Ja, was weiß ich! Nur fort aus dem Bereich der spähenden, neugierigen, lieben und unlieben Menschenaugen.

Als ich wieder, halbdienslich angezogen, zum Vorschein komme, ist von dem feierlichen Empfange nichts mehr zu sehen. Statt dessen wird mir ein Billet überreicht. Das hat folgenden Wortlaut — ich habe ihn nur zu gut behalten —: „Mein Herr! Nach der Aufführung, mit der Sie uns soeben

überrascht haben, werde ich Ihnen nicht erst zu sagen brauchen, daß Sie sich die Mühe eines Besuches bei uns sparen können. Wir sind geschiedene Leute.

Mit aller Achtung, die Sie verdienen,
Petruß Reichlich,
Gutsbesitzer.“

Was sollte ich tun? Ich war so lässig, nachdem die mitleidigen Bahnbeamten mir aus einem Kleidergeschäft einen Ertrag geschafft hatten, doch noch einen Versuch zu wagen. Aber die Herrschaften waren abwesend und würden auch nicht so bald zurückerkwartet.

Sollte ich denn wirklich hierher gereist sein, um gründlich entlobt zu werden? Ich ging in ein Hotel und schrieb einen der- und wehmütigen Brief an meine Schwiegermutter und beichtete ihr alles.

Nach einigen Stunden bangen Harrens erschien meine Braut hold errotend mit ihrem Vater und sank mir schluchzend an die Brust:

„Mein armer, böser Franz!“

Mein Schwiegervater hatte eine unbeschreibliche Miene aufgesetzt und reichte mir, die Lippe drohend erhebend, die Hand: „Freumdchen, dergleichen wird aber nicht wieder aufgeführt!“

„Ach, Schatz! Papa! darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

Meine Bienenhose aber sah ich nimmer wieder und habe sie auch nicht zurückgewünscht.

Der Erzähler hatte geendet und tat einen tiefen Zug. Wir tranken ihm mit Tränen in den Augen zu, ließen seine wieder eroberte Goldbe leben, und einer meinte, sich wieder zum Philosophischen erhebend: „Vielleicht hat auch das sich nur so fügen müssen, damit du dein Glück desto sicherer besähest. Jedemfalls betrachten wir uns alle als zu deiner Hochzeit geladen mit deiner — ‚Bienenkönigin‘ in Jammersteht.“

Der Neue Markt in Wien

besteht in den Grundzügen noch heute die Gestalt, die ihm König Ottokar von Böhmen, als er 1275 die Grenzen der Stadt erweiterte, gegeben hatte, aber eine Reihe von hohen Zinshäusern und zwei große Hotelbauten haben dem Plage ein ganz modernes Gepräge verliehen. An der Stelle der alten „Mehlgrube“, einem einst sehr beliebten Vergnügungsort, erhob sich bis in die letzten Jahre ein schöner Barockbau im Stile Jilchers von Erlach, doch mußte auch dieses Haus einem modernen Hotelpalast weichen. Hinter einem interessanten Bau mit hohen Giebelböckern und vielen Erkeren grüßt die Spitze des alten Stephanssturmes herüber. Seit Beginn dieses Jahres mischt sich in den großstädtischen Verkehr auf dem Neuen Markt auch noch die elektrische Straßenbahn, die dadurch dem Mittelpunkt der alten Stadt, dem Stephansplatz, sich bis auf wenige Schritte genähert hat. In der Mitte des Platzes zeigt unser Bild den herrlichen Brunnen

mit den berühmten Figuren von Raphael Donner, die 1793 auf Kosten der Gemeinde Wien aufgestellt wurden. Vor etwa dreißig Jahren wurden die Donnerischen Bleisiguren, die die Hauptflüsse Niederösterreichs darstellen, durch wetterbeständige Bronze-güsse ersetzt. Die südliche, auf unserm Bilde nicht sichtbare Seite des Platzes nimmt das an Stelle des alten Palais des Fürsten Schwarzenberg erbaute Zinshaus, eines der größten Wiens, ein, während den nördlichen, wirkungsvollen Abschluß das jüngst fertig gewordene schmucke „Herrnhuterhaus“ bildet. Die geringsten Aenderungen hat im Laufe der Jahre die westliche Langseite des Neuen Marktes (auf unserm Bilde links) erfahren, denn hier stehen noch mehrere altersgraue Gebäude. Den Anfang macht die schmucklose Kapuzinerkirche mit dem gleichnamigen Kloster, worunter sich die Kaisergruft wölbt, die letzte Ansehätte des Hauses Habsburg-Lothringen.



Der neue Markt in Wien. Nach einer Zeichnung von Erwin Pendl (Cust S. 296)

Literatur

Die 1386 eröffnete Heidelberger Hochschule, die älteste im Deutschen Reich, verlor durch die Revolutionskriege sämtliche Einkünfte und hätte sich auflösen müssen, wäre sie nicht durch Kurfürst Karl Friedrich von Baden 1802 als „Hoch Landes-Hochschule“ neu gegründet worden. In dem Augenblick, da sich die „Nepos-Carola“ zur festlichen Begehung des 100. Jahrestages jener Neugründung rüstet, kommt ein Werk doppelt gelegen, das in Form eines Komms ein ungemein lebensvolles und fesselndes Bild von dem studentischen Leben und Treiben in Heidelberg vor einem halben Jahrhundert entwirft. Wir meinen Gregor Samarows Roman „Die Zaborowitsch“, von dem die Teufels Verlagsgesellschaft eine neue, illustrierte Ausgabe (Wein seit geb. M. 5.50) herausgegeben hat. Innerhalb eines Vierteljahrhundert wurden 4 Auflagen vergriffen, die 5. ist schon erschienen — wohl der beste Beweis für das Interesse, das diese und auch heute noch ganz modernen anmutenden Schilderungen deutschen Studententums überall erregt haben, dieses höchsten Maßes von Freiheit, Unabhängigkeit und romantischer Vorliebe, das dem Menschen auf der irdischen Laufbahn immer nur zu teil werden kann und das zwischen dem Schulgang und den harten Kämpfen und Weichen des Berufs wie ein duftiger Rosenkranz inmitten der bornenvollen Ärenge des Lebens erscheint“. Der Roman verortet den Leser mitten hinein in den Sauber Alt-Heidelberg; sein Hauptgeschehnis erzählt er durch die Szenen lebensfrohen studentischen Humors, doch fehlt es der bewegten und in hohem Grade spannenden Dablung auch nicht an tief erregenden Episoden. Ten Hintergrund bildet der babilische Aufstand von 1849, in dem die Mitglieder des berühmten Heidelberger Corps der Zaborowitsch vorübergehend eine Art politischer Wölfe zu spielen veranlaßt werden. Die Hauptfiguren des Romans hat der bekannte Maler E. Gaezel in vorzüglichem Bildern wiedergegeben; auf dem geschmackvollen Einbande prangt das Wappen der Zaborowitsch mit ihrem Wahlspruch: „Virtus sola honorum corona!“ (Die Mannhaftigkeit ist die Wälder höchsten). Nicht nur die Mänschliche unserer Hochschulen und ihre „Alten Herren“, sondern auch alle, die sich für unsere Studenten und das Universitätswesen interessieren, werden an dem prächtigen Bunde ihre Freude haben.

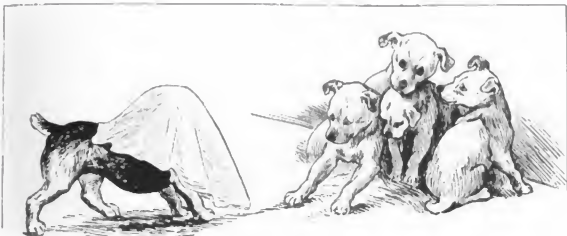
— Der greise bonitäre Gelehrte Professor Dr. Job. Nep. Sepp, der wohl einer der letzten unter unsern Zeitgenossen ist, die die ruhmvolle Epoche König Ludwigs I. als urteilsfähige Zeugen der Ereignisse mit durchlebt haben, hat die Verpflichtung gefühlt, dem Herrscher, dem er persönlich nahe gestanden und der ihn selbst tiefste Aufgabe würdig erachtet hat, ein biographisches Zentral zu legen. Aus innerer Überzeugung und auch in rühmlicher Schätzung der großen, aber leider zum Teil in Vergessenheit geratenen oder von der jüngsten Generation mißachteten Verdienste des Königs um Förderung von Kunst, Wissenschaft und Kultur hat er dem fast 1000 Seiten starken Band den Titel „Ludwig Augustus König von Bayern und das Zeitalter der Wiebergeburt der Künste“ (Meyersburg, Verlagsgesellschaft v. H. J. Manz) gegeben. Obwohl er danach den Schwerpunkt auf Ludwigs Verhältnis zu den bildenden Künsten gelegt, hat er doch die übrige Herrschertätigkeit des Königs nicht außer acht gelassen. An den Schätten, die auf Ludwigs Regierung ruhen, ist er nicht vorübergegangen, mehr er auch den Verdienst, sie milder zu beurteilen, als es im allgemeinen geschieht. Er hat aber auch nicht den Ehrgeiz gehabt, etwas durchaus Abschließendes zu bieten. Er war nur bestrebt, das Material aufzusammeln und dadurch Wit- und Nachwelt von der Notwendigkeit einer ödligen Revision des jetzt ziemlich allgemein gültigen Urteils über den König zu überzeugen. Das ist ihm, wie wir glauben, vornehmlich durch die Zusammenstellung und Veröffentlichung des nur hier erschlossenen urkundlichen Materials gelang, mit dem er durch verheißene Ziffern belegt, welche ungeheuren Summen Ludwig I. für Kunst- und Kulturzwecke geopfert hat. In welchem Verhältnis dazu der Staat steht, der ihm zu teil geworden, braucht man bei der ungemeinartigen Darstellungsgewisse Dr. Sepps nicht erst zwischen den Zeilen zu lesen. Ten Disposition, dem es beabsichtigt sein wird, einmal ein vollkommen objektives Charakterbild Ludwigs I. zu gestalten, hat Sepp die vielleicht wertvollste Vorarbeit geleistet.

— Selten hat Richard Voss, dessen Neigung zu tragischen Stoffen von frühkindlicher Gewalt unsern Lesern bekannt ist, einen so kulturellen Vorwurf didactisch gestaltet wie in dem Tolomitien-Roman „Die Leute von Valbarr“ (Stuttgart, A. Wenz & Co., mit Illustrationen von G. Liebich). Tem am höchsten gelegenen Tolomitienbörse, wo nur die Hälfte des Jahres die Sonne scheint, wo während der andern Hälfte die Toten nicht begraben werden, weil die nächste Partei

und der nächste Friedhof zwei Stunden tiefer im Tal liegen, will ein Sohn des Todes das Döll bringen, indem er sich dem gestillten Berufe widmet und nach empfangenen Weiden das schwere Amt des Seelsozgers übernimmt. Aber seine heiße Liebe stößt auf harte Gemüter. Während sein Sinn auf die Schätze gerichtet ist, die nicht Wästen und Stoff freuen, spürt ein Augenfreund dem Goldbergwerk nach, das die Körner vor vielen Jahrhunderten hier betrieblen hatten. Als er es endlich entdeckt, zieht er seinen pfeiflerischen Freund ins Geheimnis, und auf einem Förschungszuge in Ischauerlände, von Eis umflartete Schluchten vollständig sich eine Kaskadotroppe, die der Wäster herabfällt, um, sich und den Gemäsen verderbens, seine Gemeinde vor dem Flut des Goldes zu schützen. Wer mit empfindlichen Nerven ausgestattet ist, wird vor dieser Tragik zurückzucken, aber der großen Gestaltungskraft des Dichters, der eine Reihe von Menschenfätsalen sich in biefer unbarmherzigen Natur erfüllen läßt, wird kein Leser seine volle Anerkennung verlagern.

— Wie sehr die europäische Indultrie von vornherein gegenüber der ins Hiesigende anwachsenden nordamerikanischen im Nachteil sich befindet, erkennt man ohne weiteres beim Vergleichen der hier wie dort alljährlich zum Verabschieden verpfändeten jungen Männer, deren Kälte dadurch dem Gewerbetriebe entzogen werden. Um so mehr dürfen wir hohe Verfriedigung empfinden über das, was trotz aller Schwierigkeiten bei uns auf diesem Gebiete der realen Kultur geleistet wird. Einen Zweig der deutschen Indultrie, dessen Bedeutung für die ideale Kultur nicht hoch genug geschätzt werden kann, bildet das Buchgewerbe, das nach einer jüngst veröffentlichten Statistik nicht weniger als 25000 Wäder jährlich auf den Markt bringt. Wir sind von Keim auf so an die Benennung von Wäder gewöhnt, daß wir gar nicht daran denken, wie viele Faktoren bei ihrer Verteilung zusammenwirken mußten. Dazu gehören, vom Verleger und Autor oder Herausgeber abgesehen, Papier- und Farbenfabriken, Wäschmaschinenfabriken, Sechereien und Trudereien, Wäschbinderien und die Werkstätten der verschiedenen graphischen Künste. Eine berartige Erwägung, „wie alles sich zum Ganzen webt“, wird unwillkürlich hervorgerufen, wenn man die fastliche Weise der vielverbreiteten einbändigen illustrierten Ausgaben der Teufels Verlagsgesellschaft in Stuttgart betrachtet, die man mit Recht als „Lilina des deutschen Buchgewerbes“ bezeichnet. Diese umfangreichen und dabei doch so handlichen Wäde werden zu Preisen geboten, die ihre Anschaffung auch allen Freunden der Litteratur, die nur über bescheidene Mittel verfügen, möglich machen; sie eignen sich daher ganz vortrefflich dazu, die weitesten Kreise mit den Schöpfungen der großen Dichter bekannt und vertraut zu machen. Von diesen mit Recht so sehr beliebt gewordenen einbändigen illustrierten Ausgaben liegen bis jetzt vor: Goethes Werke, in einer Auswähl herausgegeben von Heinrich Dämer; Schillers Werke, herausgegeben von Wälm Cechelshäuser; Hauffs Werke, herausgegeben von Dr. Cäsar Heilmann; Ludwigs I. Wäde sämtliche Werke, mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ludwigs Polthof; Schillers Werke, herausgegeben von J. G. Fischer; Heinrich Heines sämtliche Werke, eingeleitet von Ludwigs Polthof; Zellings Werke, eingeleitet von Ludwigs Polthof; Leopold Körners sämtliche Werke, mit einer biographischen Einleitung von Cito Franz Genschen; Nikolaus Lenaus sämtliche Werke, mit einer biographischen Einleitung von Cito Franz Genschen, und endlich Franz Grillparzers sämtliche Werke, mit einer Skizze seines Lebens und seiner Persönlichkeit von J. Minor. Vereint bilden diese Wäde eine schöne Haus- und Familienbibliothek von bleibendem Werte; aber auch einzeln eignen sie sich insolge ihrer gediegenen und würdigen Ausstattung vortrefflich zu Geschenken, die überall willkommen sein werden.

— Anton Schott, der sich mit seinen unwädhigen Erzählungen aus dem Wämerwalde einen guten Namen erworben hat, bietet ein Werk der gleichen Art in dem Bunde „Das Wädschlö“ dar (Freiburg i. B., Herderische Verlagsgesellschaft). Es handelt sich um einen ähnlichen Vorwurf wie beim berühmten „Bild von Ebenhall“, dessen mutwillige Zerrückung dem Folgen Quate den Untergang bringt, nur ist die Sage ins schärfste Baurische übertragen. Zunächst scheint es auch hier, als ob die Vernichtung des Wädschlöses verhängnisvoll werden sollte, aber durch die bezwingende Kraft der Liebe werden die schlimmsten Folgen abgewendet. Die Erzählung ist sehr stark mit Dialekt durchsetzt, aber er bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Viele Abbildungen von Art Berger veranschaulichen die Haupttypen der ansiehenden Gegend.



Der Buljemann



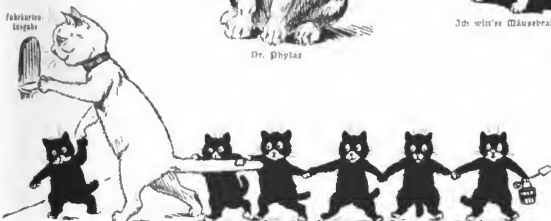
Peter und die Cante



Dr. Phylax



Ich will're Mäusebraten!



Halbt euch an meinem Schwanz fest, damit ihr nicht verloren geht!

Aus dem „Ferien-Bilderbuch“ von Ueber Land und Meer

Der Verlag von „Ueber Land und Meer“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) bietet den Lesern in diesem Jahre als ganz besondere Sommergabe ein „Ferien-Bilderbuch“, sprühend von Humor und schier unerschöpflich an lustigem Unterhaltungsstoff. Die ganz Kleinen werden an den vielen brolligen Bildern ihr Entzücken haben, die großen Kinder eifrig die niedlichen Gebilde und urkomischen Geschichten lesen, und auch die Erwachsenen werden sich an der originellen, gemütvollen, liebenswürdigen, heiteren Art

erfreuen, mit der hier die kleinen Schwächen der Menschenkinder in den verschiedenartigsten Tierfabeln widergespiegelt sind. Wir zweifeln nicht, daß das „Ferien-Bilderbuch“, das wir unsern Lesern für den geringen Preis von 1,50 Mark überlassen, allgemein mit Freuden begrüßt werden wird, entspricht es doch einem Bedürfnis, daß sicher schon mancher in der Sommerfrische empfunden haben wird, wenn bei schlechtem Wetter die Kinder in den engen Stuben sitzen müssen und sich nach Beschäftigung und Unterhaltung sehnen.

— Ein Meister populärer Tierdarstellung, William Marshall, hat in einem köstlichen, mit lehrreichen Illustrationen versehenen Band unter dem Titel „Charakterbilder aus der heimischen Tierwelt“ achtzehn Aufsätze vereinigt, die sich fast ausschließlich mit Tieren beschäftigen, die sich der Beobachtung des täglichen Lebens am meisten darbieten (Leipzig, H. Zwirner). Auf einer umfassenden Belebung und der gründlichen eignen Beobachtung fußend, entwickelt er ungemein feinsinnige Bilder von dem Leben des Fohlen, der Gans, des Zaches und des Samters, von Hühn, Karpfen und Wels, von Schmalze und Amsel, von den stierischen Singschmäuschen und den Marienkäfern. Manche tief eingewurzelte Meinung wird dabei als unzulässig nachgewiesen, manches Vorurteil widerlegt, manche von Generation zu Generation überlieferte Sage mit Stumpf und Stiel ausgerottet, so z. B. die auch von ernsthaften Naturforschern gläubig nachgebetete Mär vom Katzenkönig, die Marshall durch die ganze Literatur verfolgt und in ihrer völligen Nichtigkeit aufdeckt. Reiche Belehrung wird hier in ungemein ansprechender, oft mit feinem Humor durchsetzter Darstellung geboten. Nicht wenige Leser werden empfinden, daß sie über vieles, ihnen zunächst Liegende bisher nur mangelhaft unterrichtet gewesen sind.

— Die Annäherung großer Vermögen ist eine wichtige Frage der Volkswirtschaft und sogar schon von der Billigkeit als ein notwendiger Prozeß der Güterkonzentration angesehen worden, aber ihre sozialpolitische Bedeutung wird recht verlässig bewertet. Dr. Richard Ehrenberg, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Moskau, hat nun in seinem Buch „Große Vermögen“ zunächst an drei Beispielen die Frage der Entstehung großer Vermögen einer Behandlung unterzogen (Jena, Gutskow Fischer). Die Beispiele sind interessant genug; die Fugger, das Haus Rothschild und Krupp. In dem Abschnitt über die Fugger konnte sich Ehrenberg auf seine eignen früheren Untersuchungen in dem bekannten Buche „Das Zeitalter der Fugger“ stützen; die Darstellung des Vermögenserwerbs der Häuser Rothschild und Krupp ist dagegen ganz neu und speziell besonders. Die Darlegungen sind auch deshalb wertvoll, weil die Fakten und Tatsachen selbstherausfindend, mit feinsten volkswirtschaftlichen Kritik und Würdigung vorgeführt werden.

— Nicht nur für die Kriegsmarine besteht eine „Kangerfrage“, auch das „jarte, leicht verletzliche Geschicht“ hat eine solche aufzuweisen: den Kampf um die Schmirnkräute, das längst als gesundheitschädlich erkannte Korsett. Es erben sich eben nicht bloß Gesetz und Recht wie eine ewige Krantheit fort, sondern derartige Wobetterbeiten entwickeln, wenn sie sich einmal eingebürgert haben, ein noch viel stärkeres Beharrungsvermögen. Das Korsett ist aber schon uralte, und wenn es auf den zu uns gelangten Erzeugnissen bildender Kunst aus der klassischen Periode Griechenlands nicht nachbrauchen ist, so hat das Einschmüren der weiblichen Taille dafür auf den viel älteren Völkern der mykenischen Zeit um so deutlicher nachgewiesen werden können. Die gegenwärtige Bewegung zur Einführung der weiblichen Vorkorsetts hat vor allem die Befestigung des schädlichen Schmirnkräutes im Auge; ganz besonders zeitgemäß ist daher die schon bereits in 2. Auflage bei der Teubner'schen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Schrift „Korsett und Weichschürze“ von Prof. Dr. C. Nosenbach, in der unwiderleglich nachgewiesen wird, daß fast alle Formen der Weichschürze auf den Einfluß zu enger Korsetts zurückzuführen sind. Der als ästhetische Autorität anerkannte Verfasser ist jedoch ein viel zu erfahrener Praktiker, um die sofortige und gänzliche Abschaffung zu fordern; er begnügt sich vielmehr zunächst mit einem Kompromiß, indem er eine vernünftige Art und Anwendung des Schürzeleides als allmählichen Uebergang zu dem ansehnlichen fortgeschrittenen Zeitalter empfiehlt und genau beschreibt. Das Buch durch die Klarheit und Folgerichtigkeit seiner Ausführungen ungemein überzeugend wirkende Schriftchen sei unseren gemeinen Leserinnen bestens empfohlen; alle Eltern und Erzieher werden es mit großem Nutzen lesen.

— Zu den weitverbreitetsten Feiertagen der händigen Theaterbesucher gehört es, wenn einmal die majestätischen Klänge Sophokleischer Werke von der Bühne herabhallen. Tak und diese „Genuß“ ab und zu ermöglichen wird, ist ein Verdienst Adolf Wildbrant's dessen Bühnenbearbeitungen der Tragödien des großen griechischen Tragikers wohl den meisten Aufführungen zu Grunde gelegt werden. Jetzt sind diese Bearbeitungen unter dem Titel „Sophokles“ ausgewählte Tragödien (König Oedipus, Oedipus in Kolonos, Antigone und Elektra) zu einem schmalen Bändchen vereinigt bei der G. F. Weidmann'schen Verlagsbuchhandlung in München erschienen. Es ist ein großes Verdienst Wildbrant's, daß er bei seinen Bearbeitungen, die bei aller Freiheit in der rhetorischen Form doch den Geist der Dichtung zu vollem Leben erheben lassen, ebensoviel wie die Auffassungsart des modernen Publikums berücksichtigt hat. Darum werden diese Theater-

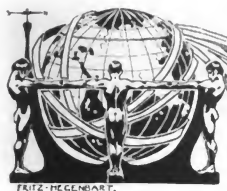
werke der Weltliteratur in dieser Verdeutschung nicht bloß von der Bühne herab, sondern auch bei der Lektüre im stillen Leseheim erheben und erbauen.

— Hans Zuberbach's „Bilder zu Fritz Reuters Werken“ haben mit der 22. Lieferung ihren Abdruck erreicht (Berlin, H. Weidmann'sche Buchhandlung). Der Künstler hat es trefflich verstanden, sich in den Geist des großen niederdeutschen Dichters zu versetzen, und mit sicherem Griffel zeichnet er die Gestalten und ihre Umgebung, wie sie dem Dichter wohl vor-geschwebt haben mögen. Zuberbach rückt in seinen Bildern alle merkwürdigen Figuren Reuters wirkungsvoll vor Augen, und wie die Prosawörter, so sind auch die Veranschaulichungen und die lustigen „Käufchen an Niemand“ reich bedacht. Den verbindenden Faden, der den Zusammenhang mit den einzelnen Bildern vermittelt, hat Paul Warden der Gedicht zusammen-gestellt, und zwar bedient er sich dabei, soweit es sich nicht um Gitate handelt, der hochdeutschen Sprache. So ist das Werk durchaus geeignet, auch denjenigen, die mit dem Niederdeutschen nicht ganz vertraut sind, das Verständnis des Dichters voll zu erschließen. Warden's altbewährter Führer durch die Tüfte, Rumänien, Serbien, Bulgarien ist in sechster Auflage erschienen (mit 10 Karten, 30 Plänen und Grundrissen, 1 Panorama und 2 Abbildungen, Leipzig, Bibliographisches Institut). Auch in seiner neuen Bearbeitung beruht er wieder durchaus auf eigener Anschauung der Verfasser. Das Buch enthält mit den Ausgangspunkten Wien, Budapest und Belgrad zunächst eine vortreffliche Darstellung der hochinteressanten und trotzdem noch viel zu wenig besuchten unteren Donauländer Serbien, Bulgarien und Rumänien, soweit sie für den allgemeinen Reiseleser von Bedeutung sind. Hier aufgenommen ist hierbei die bulgarische Zentralbahn Sofia—Jeseraburg—Bruch—Varna—Schumla—Berno, das das Innere Bulgariens erst dem Touristenverkehr erschließt. Auf das Gebiet der europäischen Türkei mit dem nördlichen Kleinasien übertretend, folgt eine Schilderung von Land und Leuten, die alles zum Verständnis der Bevölkerung Notwendige enthält, und daran reihen sich die überschlägig gehaltenen Abschnitte über Konstantinopel, seine Umgebung, den Bosporus, die Anatolischen Eisenbahnen, sowie über die Fahrt von Konstantinopel durch die Tarsellenen über Trabergasch und Canala nach Salonik.

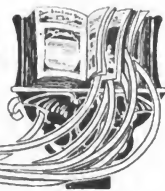
— Wer sich zum Amateurphotographen ausbilden und sich das photographische A-B-C nebst den nötigen Handgriffen in kurzer Zeit aneignen will, der greife zu Dr. G. Wegel's Taschenbuch der Photographie, das kürzlich in zehnter Auflage im Verlag von Gustav Schmidt in Berlin neu bearbeitet und vervollständigt erschienen ist. Hier findet er alles, was er braucht — gute Regeln, praktische Anweisungen, auch bildliche Anschauungen, Rezepte, Tabellen und vieles andre. Schon 25 000 Exemplare von diesem trefflichen Buche verbreitet, ein Zeichen, wie sehr es dem Bedürfnisse der Amateure entgegenkommt. Der billige Preis macht es für jeden erschwinglich. — Vorgezeichnete Amateurphotographen machen wir bei dieser Gelegenheit auf die Photographische Bibliothek deselben Verlages, eine Sammlung kurzer photographischer Spezialwerke, aufmerksam, die jüngst um zwei neue Bändchen vermehrt worden ist. Band 14 enthält die Architekturophotographie von Hans Schmidt-München, eine zuverlässige Anleitung zur Aufnahme von Werken der Architektur und der Plastik, die bekanntlich dem Laien große Schwierigkeiten bereiten, und in Band 15 gibt Fritz Loescher eine gründliche, aus langjähriger Praxis geschöpfte Anweisung zum Vergrößern und Kopieren auf Bromsilberpapier, dessen Verwendung neuerdings sehr in Aufnahme gekommen ist. Zugleich ist ein neues Bändchen der Sammlung das photographische Vignettverfahren (Holzdruck) von H. W. Scholtz, in vierter Auflage erschienen, die H. Panneke bearbeitet und mit einem Anhang über das Belouren, Gummidruck und Cypotypieverfahren versehen hat.

— Aus langjähriger Praxis heraus hat der bekannte Funderbücher und Jagdschriftsteller Oberleutnant a. Z. Emil Jäger unter dem Titel „Gebrauch- und Luftpunkte der einen Funderbüchsen für Funderbüchsen herausgegeben, der in knapper, fasslicher Form alles Wissenswerte über die Wesen des Funderbüchsen (eine Aufsicht, Pflege u. f. m. mittels Waggburg, Greulich'sche Verlagsbuchhandlung). Das Buch, aus dem auch der erfahrene Jäger noch manche Belehrung schöpfen wird, ist mit einer Farbatel und 500 Zeichnungen versehen, in denen wohl alle bei uns vorkommenden Funderbüchsen in vortrefflichen Naturaufnahmen vorgeführt werden.

— Helene Schlaus prächtige „Altmaldegeschichten“, die das alte Weimar zur Zeit Goethe's und Schillers dem Leser so lebendig und klar vor Augen führen, daß er das Weichen des Geistes jener Zeit zu veripiren meint, hat jetzt in J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W. in sechster Auflage erschienen. Es ist so recht ein Buch für das deutsche Haus, an dem alt und jung seine Freude hat.



AUS ALLER WELT



Das Joachim Raff-Denkmal in Frankfurt a. M.

Auf dem Friedhofe zu Frankfurt a. M. wurde kürzlich das Denkmal für Joachim Raff, den großen, am 24. Juni 1862 verstorbenen Tonkünstler und Lehrer, feierlich enthüllt. Auf maßigem Unterbau erhebt sich die vom Bildhauer Ludwig Sand in vorzüglicher Porträtlähnlichkeit ausgeführte überlebensgroße Marmorbüste Raffa. Vor dem 4½ Meter hohen Denkmal ruht eine in Bronze gegossene Junglingsgestalt mit der Lira, Raffa Werke studierend und damit das Fortleben seiner Kunst symbolisierend. Ein kleines Birkenwäldchen bildet den stimmungsvollen Hintergrund.

Die Rübezahnhalle bei Schreiberhau

Nach dem Muster der vor zwei Jahren auf dem Herantapfah im Dars erbauten Walpurgishalle ist bei Schreiberhau im Riesengebirge eine Rübezahnhalle errichtet worden, die am 31. Mai eröffnet wurde. Im Eingang des originellen Baues, eines Werkes des Berliner Architekten Paul Engler, erhebt sich die vom Bildhauer Hugo Schuchardt geformte Statue des berühmten Erdgeistes. Das Innere ist, gleich der Walpurgishalle im Dars, mit Gemälden von Hermann Dendrich geschmückt, der in seinen Schöpfungen so trefflich Geist und Stimmung der deutschen Volkslage wiederzugeben weiß.



Das Joachim Raff-Denkmal in Frankfurt a. M. Von Ludwig Sand

Die Diamanthochzeit am Hofe zu Neustreitz

Am 28. Juni begingen der Großherzog Friedrich Wilhelm und die Großherzogin Augusta Karoline von Mecklenburg-Streliß das Jubiläum des Tages, da sie vor 60 Jahren einander die Hand zum Bande fürs Leben reichten. Als Sohn des Großherzogs Georg und seiner Gemahlin Marie, Tochter des Landgrafen Friedrich zu Hessen-Kassel, am 17. Oktober 1819 geboren, warb Prinz Friedrich Wilhelm im Alter von 24 Jahren um die Hand der um drei Jahre jüngeren Prinzessin von Cambridge, Tochter des Herzogs Adolf von Cambridge, und in der Schloßkapelle des Buckinghampalastes zu London wurde am 28. Juni 1844 die Trauung durch den Erzbischof von Canterbury vollzogen. Der Ehe entsprossen zwei Söhne, doch starb der Erstgeborene in zartem Alter. Dem Ehebunde des Großherzogs Adolf Friedrich, der heute 65 Jahre zählt, mit der Prinzessin Elisabeth von Anhalt sind zwei Töchter und zwei Söhne entsprossen. Der ältere Sohn, nach menschlichem Ermessen der künftige Thronerbe, führt gleich seinem Vater die Vornamen Adolf Friedrich und steht im 21. Lebensjahre. Mit Rücksicht auf das hohe Alter des Großherzogs Friedrich Wilhelm und seine schwankende Gesundheit wurde von einer öffentlichen Feier der Diamanthochzeit abgesehen, aber im Lande Mecklenburg-Streliß sind in aller Stille Sammlungen veranstaltet, das große Jubelpaar durch eine würdige Guldengabe zu erfreuen.

Die Sengbachtalsperre bei Solingen

Die große Sengbachtalsperre bei Solingen, die jüngst ihre feierliche Weihe erhielt, ist die siebente Talsperre im Vergißchen Lande.



Die Kubejahnhalle bei Schreiberhau im Riesengebirge

Sie bildet einen Hauptbestandteil des von der Stadt Solingen errichteten neuen Wasserwerkes, das sich als eine Anlage für Trinkwasser und Kraftgewinnung darstellt. Das Wasser wird durch Aufstauung des Sengbaches in der Hauptkavauanlage im Sammelbecken mittels Talsperre gewonnen; Kraftwasser ergibt außerdem die große Wehranlage bei Neuenfolten. Die



Obst Hans Pöcker, Hamburg

Inneres der Kubejahnhalle bei Schreiberhau im Riesengebirge



Herz. G. Weist, Kruhenitz
Augusta Karoline,
Grossherzogin von Mecklenburg-Strelitz

irieren und es gelüftet dem mit einer 2000 Quadratmeter großen Sandfiltrationsanlage versehenen Vorboden zuführen. Tiefes als Trinkwasser bestimmte Wasser wird mit 60 Meter Ueberdruck der 2700 Meter abgelegenen Pumpstation bei Strohn an der Bupper zugeführt. An das Vorboden schließt sich der große, fächerartig gefaltete Hauptstauweiher mit einem Inhalt von 3000000 Kubikmetern Wasser, einer Höhe der Sperrmauer von 37 Metern über der auf 111 Meter über dem Meerespiegel gelegenen Talsole an. Tie aus festem Kienpfeifer und Grauwade und Traß erbaute Sperrmauer

ganze Anlage gliedert sich diesem doppelten Zweck entsprechend in zwei Gruppen. Während zur Kraftgewinnung die Stauung der Bupper dient, ist zur Gewinnung des Trinkwassers, oberhalb der Hauptstauanlage, die ein Niederschlagsgebiet von 11,8 Quadratkilometern hat, ein 3,4 Hektar großes Vorboden von 100000 Kubikmetern Inhalt angeordnet. Aus diesem wird in der Regel das Trinkwasser entnommen; es sind deshalb in den in Betracht kommenden drei Talern sogenannte Niefelwiesen von 6500 Quadratmetern Fläche angelegt, die das frische Niefelschlag- und Nachwasser schon filtrieren und es gelüftet dem mit einer 2000 Quadratmeter großen Sandfiltrationsanlage versehenen Vorboden zuführen. Tiefes als Trinkwasser bestimmte Wasser wird mit 60 Meter Ueberdruck der 2700 Meter abgelegenen Pumpstation bei Strohn an der Bupper zugeführt. An das Vorboden schließt sich der große, fächerartig gefaltete Hauptstauweiher mit einem Inhalt von 3000000 Kubikmetern Wasser, einer Höhe der Sperrmauer von 37 Metern über der auf 111 Meter über dem Meerespiegel gelegenen Talsole an. Tie aus festem Kienpfeifer und Grauwade und Traß erbaute Sperrmauer

bat an ihrer Basis die größte Stärke mit 84,5 Metern, während die auf - 148 Meter gelegene Mauerkrone fünf Meter breit ist. Aus der Sperrmauer wird das zur Wasserversorgung nicht erforderliche Wasser durch eine eiserne Rohrleitung von 700 Millimetern Breite der Pumpstation an der Bupper zugeführt und treibt dort bei Mittelwasser mit 50 Metern Gefälle zwei Hochdruckturbinen von je 3000 Pferdekraften. Die Gesamtanlagen ohne Grubenerwerb und Elektrizitätswert erforderten einen Aufwand von 2 400 000 Mark.



Herz. G. Weist, Kruhenitz
Friedrich Wilhelm,
Grossherzog von Mecklenburg-Strelitz

Das hamburgische Taufgeschenk für S. M. S. „Kaiser Karl der Grosse“

Im Auftrage des hamburgischen Senats überreichte am 6. Mai Senatssekretär Dr. Hagedorn in Kiel an Bord S. M. S. „Kaiser Karl der Grosse“ in Gegenwart des Prinzen Heinrich von Preußen, Chefes des I. Geschwaders, dem Kommandanten des Schiffes, Kapitän z. S. Hofmann, eine prachtvolle silberne Bowle. Der Senat hat für das auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg gebaute und durch den Ersten



Blick auf die Mauer der Sengbachtalsperre bei Solingen



Die neue Bronzeüre an Santa Maria del Fiore in Florenz. Von Hugusto Passaglia

zum Fürsten von Serbien erwählt wurde, doch 1858 abdanken mußte. In Belgrad 1843 geboren, folgte Prinz Peter seinem Vater nach Genf und besuchte dort das Gymnasium. Später kam er auf die Kriegsschule zu Saint-Ger und trat dann in das französische Heer ein, dem er eine Zeitlang angehörte. Als im Jahre 1878 einige serbische Offiziere zu Gunsten der Familie Karageorgiewitsch einen Putsch organisierten, der

misklang, wurde auch Prinz Peter in contumaciam zum Tode verurteilt. Im Jahre 1883 verheiratete er sich mit der Prinzessin Jorka von Montenegro, Tochter des Fürsten Nikolaus, und lebte seitdem meist in Gattinje. Der Ehe entsprossen eine Tochter und zwei Söhne. Bald nach dem Tode seiner Gemahlin (1890) siedelte er nach Genf über, weilte aber auch häufiger auf seinem ererbten Besitz bei Zemedoor. Dem neuen

König von Serbien wird nachgefragt, daß er sich viel mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt habe. John Stuart Mills Werk „Ueber die Freiheit“ überlegte er ins Serbische.

Vom Rhonetal ins Chamonix

Im vorigen Herbst ist mit den Arbeiten für die elektrische Eisenbahn, die das Unterwallis mit dem Montblancgebiet verbinden soll, begonnen worden, und damit wird der schon lang gehegte Wunsch der Touristen nach einer besseren Verbindung dieser beiden Fremdenverkehrszentren seiner Verwirklichung näher gebracht. Noch heute erfordert eine Fahrt von einem der beiden Punkte zum andern trotz der räumlich unbedeutenden Entfernung ein beträchtliches Opfer an Zeit und Geld, abgesehen davon, daß der Bahnweg nur im Sommer und bei günstigem Wetter geöffnet ist, während man zu andrer Zeit auf den gewaltigen Umweg über Genf angewiesen ist. Die im Bau begriffene Bahn wird somit einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen, abgesehen davon, daß sie ein neues, an alpinen Schönheiten reiches Gebiet dem Fremdenverkehr erschließt. Sie beginnt in dem schweizerischen Städtchen Martigny, wo die Straße vom Großen St. Bernhard her ins Rhonetal einmündet, führt erst talabwärts bis zu dem Dorfe Vernayaz, bekannt durch den prächtigen Wasserfall der oom Tent du Midi herabstommenden Vissoche, sowie die grobkörnige Felsenschicht des Trient. Genau dort, wo dieser wilde Bergfluß den klawenben Felspalt verläßt, befindet sich die Station der neuen Bahn. Auf einer hoch über dem Flußbett liegenden Brücke überschreitet die Bahn den Trient und tritt jenseits in einen kleinen Tunnel, um dann im Jizack die 500 Meter hohe, teilweise fast senkrecht abfallende Felswand zu erklimmen. Unterwegs bieten sich prächtige Ausblicke ins Rhonetal. Oben angelangt betritt sie das Hochtal des Finhaut, das sich in mäßiger Steigung gegen die französische Grenze hinzieht. Der Höhepunkt,

der Bahn liegt schon auf französischem Gebiet, auf dem Col des Montets, 1415 Meter überm Meer oder nahezu 1000 Meter über dem Ausgangspunkte bei Martigny. Die Bahn betritt nun, langsam absteigend, das Gebiet der gewaltigen Bergriesen Europas mit den großen fast ins Tal hinabreichenden Gletscherzungen. Ueber Argentiere erreicht sie das Dorf Chamonix, wo sie in die das Vroetel heraufführende elektrische Eisenbahn einmündet. Dieses Endziel wird zwar erst nach

einer Anzahl von Jahren erreicht werden, denn es sind gewaltige Hindernisse zu überwinden, aber gerade auf der schwierigen Seite ist die schwierigste Strecke bereits im Bau und so weit vorgeschritten, daß man hofft, die erste Hälfte der Bahn, Martigny-Vernayaz-Solvan, für den Sommer 1904 und das ganze Stück bis zur Landesgrenze bis zum Jahre 1906 betriebsfertig zu machen.

Von den Schlachtfeldern bei Metz

Die Denkmäler auf den Schlachtfeldern um Metz sind durch ein neues vermehrt worden, das, den Gefallenen des 4. bairischen Infanterieregiments Nr. 72 geweiht, sich bei dem Städtchen Gorze erhebt, um das am 18. und 18. August 1870 sich heisse Kämpfe entspannen. Das von dem Bildhauer Hans Tamman in Charlottenburg entworfene und ausgeführte Denkmal ist ein 7 1/2 Meter hoher Granitobelisk auf einem Sockel mit der überlebensgroßen Figur eines Fahnenträgers und einer poetischen Widmung. Unmittelbar an die Denkmalschwelle am 7. Juni schloß sich die Enthüllung einer Gedenktafel in

Gorze selbst, die an einen ergreifenden Vorgang erinnert. In dem betreffenden Hause lag schwer erkrankt der Oberleutnant Ewald von Jedwitz, der, als König Wilhelm nach der Schlacht von Gravelotte vorüberfuhr, dem kriegenden Felde eine wohl erblühte rote Rose überreichte. Der König nahm die Gabe an und bewahrte sie wie den Spender im Gedächtnis. Am Weihnachtabend 1870 erhielt der in der Gemarkung begriffene Offizier vom König Wilhelm ein



König Peter von Serbien



Übersicht der Hauptsteigungsstrecke der elektrischen Eisenbahn von Martigny nach Chamonix, zwischen Vernayaz und Solvan



Gedenktafel am Hause Antoine zu Gorje

Gemälde zum Geschenk, das einen herrlichen Kofenstuck darstellend, die Unterschrift trug: „Die Wölfe von Gorje.“ Nach seiner Verabreichung als Major entwickelte Gwahl von Zedtwitz eine rege literarische Tätigkeit, und auch die Geschichte dieser auf blutgetränktem Boden erblühten Kofe hat er paffend geschildert. Ebenso verherrlichte Moritz Wondardis, der Maler und Poet, den Vorgang in seinem schönen Gedichte „Die rote Rose“:

Der König nimmt sie dankend,
Es macht ihn reich beschenkt,
Dah selbst im Schmerz der Wunden
Die Liebe sein gedankt.

Die neue Börse in Amsterdam

Die unsäglich von der Königin Wilhelmina feierlich eingeweihte und dem Verkehr übergebene neue Börse in Amsterdam erhebt sich inmitten der Stadt auf dem Tamrak, gegenüber dem Zentralbahnhof und hinter der zum Abruch bestimmten alten Börse. Der im Jahre 1899 begonnene Bau ist nach den Plänen des Architekten H. V. Verlage in Badstücken ausgeführt. Bei der Bodenbeschaffenheit von Amsterdam müssen alle Häuser auf Pfählen gebaut werden; für die Börse waren deren etwa 6000 nötig. Die Ausdehnung des Gebäudes beträgt 140 Meter in der Länge, in der Breite 64 Meter auf der einen und 50 Meter auf der andern Seite. In die lange Flucht der westlichen Stirnseite, die von drei übereinanderliegenden Reihen schmaler Fenster unterbrochen wird, bringen vieredrige, nach abgedachte Türme einige Abwechslung. Auf der südlichen, dem Tom ausgekehrten Hauptfassade führt ein breiter, reich angelegter Treppenaufgang zu drei nebeneinander liegenden Portalen. Zwei Türme flankieren diese Südfassade: links ein höher, den ganzen Bau um mehr als die Dächer überragender,

oben abgeplatteter Turm, in dem die große Glocke, der „Heusdengel“ hängt, deren Schläge den Beginn der Börsensunden ankündigen. Die Spitze des viel niedrigeren rechten Gebäudes liegt noch unter der Dachlinie des Nebels, doch übri ein weiter aufragender höherer Dachgiebel eine ausgleichende Wirkung aus. Die äußere Verzierung des Gebäudes durch Bildhauerarbeit, die dem jungen Künstler von Zijl übertragen war, ist wohl aus Sparfameisdrückficht nicht besonders reich ausgefallen; sehr schön aber sind die Innenräume, über deren Zweckmäßigkeit nur eine Stimme herrscht. Vom Hauptportal kommt man in den Reichthallen, der als Vorhalle für die eine Fläche von 1945 Quadratmetern einschließende Börsenbörse dient. Ein riesiger Tordgang führt in die Getreidebörse mit einer Fläche von 698 Quadratmetern und einer freien Terrasse auf der Hinterseite; gleich der Schifferbörse ist sie auch noch durch den Eingang auf der Westseite zu erreichen. Daneben liegt die Effektenbörse mit einer Fläche von 834 Quadratmetern, und im ersten Stock über dem Hauptportal der ungemein reich ausgestattete Prunk- und Festsaal der Börse. Er ist 14 Meter hoch und zunächst für die Sitzungen der Amsterdamer Danbolsammer bestimmt, soll aber auch als eine Art städtischer Aula dienen, in der die Gemeinde ihre Gäste empfangen kann.

Die grosse Strandmole bei Cuxhaven

Die nähere und weitere Umgebung von Cuxhaven bietet die mannigfaltigsten Ziele für recht lobenswerte Terrassen. Die mächtige Seeburg bildet die Danplader des Cuxhavener Badelbens. Er erstreckt sich vom Hotel Bellevue bis zur Augellbaale, bildet hier einen Winkel und läuft dann weiter die



Biol. G. Jacob, 1898

Das Denkmal des 4. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 72 bei Gorje. Von Hans Damman



Die neue Börse in Amsterdam

nach Tuhnen. Auf der Wasserseite lagern täglich, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig ist, viele Hunderte von Menschen. Um diesen Seebich und das davorliegende, im Laufe der Jahrhunderte angeschwemmte Land gegen die Fluten noch besser zu schützen, hat man sich entschlossen, eine feste Steinmole zu erbauen, die nach vierjähriger Bauezeit, jetzt bis zum Fort Grimmerthörn sich erstreckend, fertiggestellt ist. Um

hart am Wasser spazieren gehen zu können, ist am inneren Rand der Mole ein Trottoir angelegt worden, während denn noch weiter landeinwärts der Boden durch Flechtweir geschützt ist. Der obere Molenrand ist ungefähr 75 Centimeter höher als das Trottoir und fällt schräg nach der Wasserseite ab, während die Mole selbst durch davorliegende festgemauerte Steinblöcke gegen den Anprall der Wellen geschützt wird.



Die grosse Strandmole bei Cuxhaven

— für müßige Stunden —

Silbenbilderrätsel „Der Spaten“



Silbenrätsel

1. 2.

Wenn die Welle glühend sendet
Helios zur Sommerzeit,
Labend es Erfrischung spendet,
Stärkt zu neuer Tätigkeit.

3. 4.

Vorwurfsvoll kann fast es klingen,
Zah man selbst es nicht erkand,
Und doch zählt es zu den Tingen,
Die mit Blut und Tod verwandt.

3. 2.

Wie sie, ohne zu ermüden,
Immer in Bewegung sind,
Während Kachels hienieden
Ihnen Lebensfaden spinnt.

4. 2.

Unbefürchtlich mannigfaltig,
Blühend, trocken, tief und flach,
Reiz, gehaltvoll, vielgestaltig,
Jubel hier, dort Weh und Ach.

2. 4.

Etwas abgefärbt erscheine
Nun ein Römer-Kaiser auch,
Tessen Laufbahn, wie ich meine,
Der Napoleons fast gleich.

1. 2. 3. 4. Tas Ganze.

Wie das Meer, das wildbewegte,
Sich durch Del beruh'gen soll,
So das Herz, das aufgeregte,
Bringt man ihm des Ganzen Joß. M. Sch.

Wörterrätsel

Wort 1:

Ein mächtiger Streiter vor vielen Jahren,
Bin ich im Wetter den Himmel gefahren.

Wort 2:

Ein mächtiger Herzenverkümpfer zu werden
Kam ich vom Himmel herunter auf Erden.

Wort 1 und 2. Buchstaben gemischt:

Mich lernen die Kinder, mich üben die Alten,
Ich diene gar mächtigen, strengen Gewalten.

Scherzrätsel

Seh du den Anfang an
Und sehe den zuhlet:
Ein Verzug nennt sich so:
Paß du die Lösung jezt?

G. Z.

Umstellrätsel

Obgleich ein großer Philosoph er war,
Der Liebe mußte sich auch sein Herz fügen,
Doch bot sie nicht des Glückes Becher dar,
Leid und Enttäuschung nur in vollen Jügen.

Im Tode aber ist für alle Zeit
Er ihr vereint, die sein nicht ward im Leben,
Und treue Liebe wird verehrt noch heut
In Kränzen, die sich um das Grabmal weben.

Die Wieder umgestellt, das Haupt vertaucht,
Zoll jeder Hauch von Vorliebe entschwinden!
Und wer dem Worte nun gezwungen lauscht
Wird schwer die Schlummerneigung überwinden.

M. Sch.

Buchstabenrätsel

Soll der Werkstoff gedeihn,
Muß sich 1-4 ihm leihn,
Wals und Hopfen sein Welingen
Nicht allein zu stande bringen.

Opfergaben galt's vor Zeiten
Für 6, 6-8 bereiten,
Deut ein trauerndes Gedenken
Liebesoll wir ihnen schenken.

Seine Tugenden zum Kranke
Hier zu winden für das Ganze,
Könnt' es nicht Mißdeutung finden,
Eigenlob sich darin künden?

M. Sch.

Anagramm

Der Rot gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Zählt großenteils vom Rätselwort sich fagen,
Und vielen wohl in der Erinnerung blieb
Ties Tadeln als ein Zustand voller Wägen;

Doch welcher Anfang war' der Mühe bar,
An schwerer Müßi es seinem Leben schiel,
Und manchem wird in spätem Tagen klar,
Wie jene Lehrzeit seine Kraft gestählt.

Die Spitze fort, die Laute umgestellt,
Soll sich das Wort nun in ein Wolf verwandeln,
Tas gleichsam lebt in einer andern Welt,
Wenn wir auch gern es als „gut Freund“ behandeln.

M. Sch.

Rösselsprung

auch	ich	fanf	he	won	de	wo	o
te	früh	aus	bör	der	see	ungs	bol
tro	ben	sü	ne	träu	ren	du	te
singe	blau	ten	gar	ben	früh	me	wa
dra	he	fai	er	bal	neft	dau	mit
um	lie	ten	seid	ne	him	es	ab
lin	ne	steh	die	schal	me	grüß	mel
der	ber	der	son	ge	gold	ten	ach

G. W.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft II.

Der Kombinationsaufgabe: Vergessen werden ist noch
bitterer als Herben. (Hr. W. Weber, Zeitschriften XIX, 4.)

Des Silbenrätsels: Ebbut.

Des vierfüßigen Rätsels: Ropenhagen (Anspie).

Des Mittelbuchstabenrätsels:

Schmerz — Schmerz

Goß — Goß

Adler — Adler

Moor — Moor

Yella — Yella

Vendix — Vendix

Mittelt.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der sämtlichen Siffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XLIX

Von Isidor Gross in Karstadt (Neu)
Schwarz



Weiß

Weiß steht an u. f. mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XLX

Von H. Eggeling in Buenos Aires
 („Zeitsche Schachzeitung“)
Schwarz



Weiß

Weiß steht an u. f. mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XLIX

1. d1-d3
2. 1. d3-d3
3. 2. Se6-e6
4. 2. Ke6-h6
5. 3. Sf6-d7 matt.
A.
6. 1. Ke5xb6
7. 2. d3-d3
8. 3. Kd6-e6
9. 3. Dg8-e6 matt.
B.
10. 1. Ke5xd6
11. 2. d3-d3
12. 3. Kd6-e6
13. 3. Tb6-c6 matt.
C.

6. 1. betrieblig anders
7. 2. Tb6-b6
8. 3. a6-b6
9. 3. Dd3xd6 matt.

Auflösung der Aufgabe XLX

1. T6-h6
2. 1. f7-f5
3. 2. T6-h3
4. 3. g4xb3, e4-c3
5. 3. Dg8-e6
6. 3. Dg8-e6
7. 3. Dg8-e6
8. 3. Dg8-e6
9. 3. Dg8-e6
10. 3. Dg8-e6
11. 3. Dg8-e6
12. 3. Dg8-e6
13. 3. Dg8-e6
14. 3. Dg8-e6
15. 3. Dg8-e6
16. 3. Dg8-e6
17. 3. Dg8-e6
18. 3. Dg8-e6
19. 3. Dg8-e6
20. 3. Dg8-e6
21. 3. Dg8-e6
22. 3. Dg8-e6
23. 3. Dg8-e6
24. 3. Dg8-e6
25. 3. Dg8-e6
26. 3. Dg8-e6
27. 3. Dg8-e6
28. 3. Dg8-e6
29. 3. Dg8-e6
30. 3. Dg8-e6
31. 3. Dg8-e6
32. 3. Dg8-e6
33. 3. Dg8-e6
34. 3. Dg8-e6
35. 3. Dg8-e6
36. 3. Dg8-e6
37. 3. Dg8-e6
38. 3. Dg8-e6
39. 3. Dg8-e6
40. 3. Dg8-e6
41. 3. Dg8-e6
42. 3. Dg8-e6
43. 3. Dg8-e6
44. 3. Dg8-e6
45. 3. Dg8-e6
46. 3. Dg8-e6
47. 3. Dg8-e6
48. 3. Dg8-e6
49. 3. Dg8-e6
50. 3. Dg8-e6
51. 3. Dg8-e6
52. 3. Dg8-e6
53. 3. Dg8-e6
54. 3. Dg8-e6
55. 3. Dg8-e6
56. 3. Dg8-e6
57. 3. Dg8-e6
58. 3. Dg8-e6
59. 3. Dg8-e6
60. 3. Dg8-e6
61. 3. Dg8-e6
62. 3. Dg8-e6
63. 3. Dg8-e6
64. 3. Dg8-e6
65. 3. Dg8-e6
66. 3. Dg8-e6
67. 3. Dg8-e6
68. 3. Dg8-e6
69. 3. Dg8-e6
70. 3. Dg8-e6
71. 3. Dg8-e6
72. 3. Dg8-e6
73. 3. Dg8-e6
74. 3. Dg8-e6
75. 3. Dg8-e6
76. 3. Dg8-e6
77. 3. Dg8-e6
78. 3. Dg8-e6
79. 3. Dg8-e6
80. 3. Dg8-e6
81. 3. Dg8-e6
82. 3. Dg8-e6
83. 3. Dg8-e6
84. 3. Dg8-e6
85. 3. Dg8-e6
86. 3. Dg8-e6
87. 3. Dg8-e6
88. 3. Dg8-e6
89. 3. Dg8-e6
90. 3. Dg8-e6
91. 3. Dg8-e6
92. 3. Dg8-e6
93. 3. Dg8-e6
94. 3. Dg8-e6
95. 3. Dg8-e6
96. 3. Dg8-e6
97. 3. Dg8-e6
98. 3. Dg8-e6
99. 3. Dg8-e6
100. 3. Dg8-e6

Partie Nr. XI

Turnierpartie, gespielt zu Wien am 21. Dezember 1902

Dreispringerspiel

Weiß: G. Raplanet. — Schwarz: H. Neumann.

- | | | | |
|------------|------------|-------------|------------|
| 1. e2-e4 | 2. e7-e5 | 3. Se4-g5 | 4. Tf7-f6 |
| 5. Sg1-f3 | 6. Sg7-g6 | 7. Lf3-g4!! | 8. Tf5-g5 |
| 9. d2-d4 | 10. e5xd4 | 11. Lg4xc8 | 12. Tg6-h5 |
| 13. Sg5xd4 | 14. Lf8-g7 | 15. Lc9xb7 | 16. Dd4-h1 |
| 17. Sg8-e7 | 18. Sg6-e7 | 19. Dd5-f4 | 20. Dd4-h1 |
| 21. Lf1-e4 | 22. 0-0 | 23. Kg1-f2 | 24. Tf5-f6 |
| 25. 0-0 | 26. Sc6-e5 | 27. Tf1xh1 | 28. Tf5-f6 |
| 29. Le4-g5 | 30. e4xg5 | 31. Tf7-f6 | 32. Tf5-f6 |
| 33. Sd4-f5 | 34. Tf6-f5 | 35. Tf1-f2 | 36. Tf5-f6 |
| 37. f2-f4 | 38. Sc6-e5 | 39. Kg3-h3 | 40. Tf5-f6 |
| 41. Lf6-g4 | 42. Tf5-f6 | 43. Lc8xd5 | 44. Tf5-f6 |
| 45. Sc6-e7 | 46. Sc6-e7 | 47. Tf5-f6 | 48. Tf5-f6 |
| 49. Lf3-g4 | 50. Tf7-f6 | 51. Tf5-f6 | 52. Tf5-f6 |
| 53. Ld4-g7 | 54. Kg3-h3 | 55. Tf5-f6 | 56. Tf5-f6 |
| 57. Sc3-d4 | 58. Sc7-e6 | 59. Tf5-f6 | 60. Tf5-f6 |
| 61. Dd1-e2 | 62. Tf4-f7 | 63. Tf5-f6 | 64. Tf5-f6 |

1) Ein verlorenes Tempo, da der Springer sich auf e5 nicht halten kann und doch wieder auf e4 zurück muß. Schwarz sollte einfach d7-d6 spielen und auf e. f2-f4 etwa mit Kg8-h8 10. f4-f5 Se7-g6 fortfahren.

2) Weiß lockt den Königsfögel in bedenklicher Weise.

3) Auf 10. f2-f4, worauf Schwarz antwortend geredet hat, kann Sc6-g4 geschieden, da der Bauerngewinn mit 11. Le3-g4 f2xf4 12. d1xd4 wegen e7-e6 nicht d7-d5-d4 eine Figur kostet.

4) Bei 13. Le2-d3 erhält Schwarz mit Tf6-h5 einen Gegenangriff.

5) Weiß leitet mit einem Bauernopfer, dessen Annahme seinen Türmen eine vorzügliche Linie öffnet, einen starken Angriff ein.

6) Ober Le7xd4 16. d1xd4 Se7-f6 17. Dd3-c2 e7-c6

18. Ta1-e1 mit vorzüglichem Angriff.

7) Um 8. Dd1-d4 zu verhindern.

8) Schwarz will nun endlich seinen Damenfögel entwickeln; e5 ist aber zu spät. Weiß hat ein äußerst geistreiches Schlußmanöver vorbereitet, das ihn in Vorteil bringt.

9) Auf Tf6xf7 22. Ta1xf7 Le3xd4 folgt 23. Tf1-f7 Kg7-g8

24. Dd3-c2 d6-d4 25. Dc3-b3 etc.

10) Auch bei Tg5-g7 23. Kg1xg2 Ta8xc8 24. Tf1-f4 g6-g5

25. Tf4-g4, beim 24. ... Dd6-d7 25. Ta1-f1 hat Schwarz keine

Auflösung auf Weisse mehr.

11) Diesen einfachen Vertrieblungsangriff hatte Schwarz — wie die „Wiener Schachzeitung“ mittelt — übersehen.

12) Nicht etwa 30. Df4xf6 wegen Dd1-h4, wobei Schwarz

nach in Vorteil käme.

Handschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten kostenfrei). Gesuche sind unter Verpflegung der Abonnements-Beurteilung in Stuttgart zu richten.)

D. V. 2. in D. Ein entliehenes Streben nach Klarheit befehl Sie, ohne daß Sie es vermeiden können, die und das doch eine Konfusion zu machen (stare, leserliche, weite Schrift mit ge-

*Coloribata, offenkundig
Barlotauna, fäimlich
Letta, fäimlich: Kraft
An. W. Kraft. Sub*

tenantlichen Verworfungen der Schließen. Die gleichmäßige Höhe ihrer Buchstaben bedingt innere Ruhe, die gleichmäßige, schräge Lage: Gleichmäßigkeit der Gefühle. Sie aus Schattierung: Verhältnißigkeit, der Wechsel mäßiger Winkel mit mäßigen Kurven: eine angenehme Mischung von Weichheit und Festigkeit; letztere zeigt sich auch in den feinenartigen Verworfungen der Langbuchstaben f, l, t. Kurz, Sie sind ein forreter und harmonischer Gelehrter.

Wanna R. aus St. W. Im Verkehr angenehm und umgäng- lich, weder aufdringlich noch zu zurückhalten und schroff abweisend. Sie machen keine Prätensionen und geben sich einfach und natu-

lich, so wie Sie sind. Sie haben mehr Sinn für Häuslichkeit als für großartiges geistiges Leben. Selbstst. Gefühle fehlen nicht, aber so gern Sie dominieren möchten, so wenig gelangt es Ihnen in der Regel. Sie sind nicht energisch und beharrlich genug. Sie ertragen überhaupt leicht vorzeitig und sind wenig dazu angehan, Großes zu erreichen. Ihrer eine fein als eine groß angelegte Frauenmatur.

G. S. Maloja, Schweiz. Tätig, arbeitfam und ausdauernd in dem, was Sie unternehmen haben. Heiß, wahr und lässlich, aber nicht lässlich, Sie haben vielerlei Pläne, sich auszusprechen und sind gewohnt, Ihre eignen Wege zu gehen ohne starke Rücksichtnahme auf die Wünsche anderer. Können sich eigenmächtig auf etwas kapitulieren und einem ihr gefassten Ziel mit Ausdauer und Energie entgegenarbeiten. Neugierig und hehrhaft. Widerstandsfähig und schwer zu beeinflussen. Sehr gleichmäßig in Wesen und Stimmung, sehr treu, pflichtgetreu und gewissenhaft.

H. D. Siebel. Prämien und Gesellschaften liegen in den Schnörkeln und plötzlichen Trübsälen der Schrift, die aber

H. D. Siebel

im ganzen Zufuß den Zug von Distinktion vermissen läßt. Mehr zu sagen, ist bei dem dürftigen Material nicht möglich.

E. Meyer, Nagaz (Schweiz)

Briefmappe

G. C. in Karlsruhe. Zum Nachweis von 16 Hünen gehört die Feststellung, daß erstens die beiden Eltern des Verstorbenen, zweitens dessen vier Großeltern, drittens dessen acht Urgroßeltern und endlich viertens die sechzehn Eltern der acht Urgroßeltern, die auch schlechthin Hünen genannt werden, sämtlich, in männlicher und weiblicher Reihe ausnahmslos, von adliger Geburt waren.

Fr. Allee 3. in Triest. „Das Alter ist nicht trübe, weil darin unsre Freuden, sondern weil unsre Hoffnungen aufhören“: diese Sentenz ist aus Jean Pauls „Titan“

Treue Abonnentin in Budapest.
Auch wir können leider die Lösung nicht
geben.

H. R. in J. Aus Ihrem unerföhrlichen Brief haben wir nur entziffern können, daß Sie unsre Entscheldung in einer Wette anrufen. Die Beteiligung an solchen Werten lednen wir ab.

Gamilla in U. sendet ihrem Verehrer in Zfingtau, der leider vergessen hatte, seine genaue Adresse anzugeben, durch unsere Vermittlung folgenden herzlichen Gruß:

Ein Brieflein kam geflogen
Aus dem Chinesenland,
In feil'sche Sturmeswogen
Bin ich dadurch gedann!

Ein Brieflein kam geflogen
Aus dem Chinesenland,
In feur'iche Sturmeswogen
Bin ich dadurch gedannt.

In meinen süßen Träumen
Hätt' ich das nie geglaubt,
Dass je ein Halbchinese
Mich meiner Ruh' beraubt.

Es hatte mich verdrossen
Der Menschen Tun und Wort,
Durch deine Zellen flossen
Die Sorgen Gedanken fort.

In dir, ich fühl' es deutlich,
 Wie eine Perle fand,
 Wilt der in Zeit getreulich
 Das Schicksal mit verband.
 Zwar fehlt mir Zeit auch heute
 Zur Inspiration,
 Doch ihr delikate Leute
 Zaht ihr's auch Apfelschöner. *)
 Es finden schöne Geelen
 In eurer "Kunst" die "Reiz",
 Doch wenn ich sie verstehe,
 Will' ich zu bedauern seht.
 Ich's Karten bu zu mir senden,
 Wöhrd mich das sehr erfreuen,
 Sie soll'n an meinen Händen
 Die schönsten Zierde sein.
 Adreße kann dir sagen
 Der werthe Adressate,
 Hoff' du noch weitere Fragen,
 Ich hab' dich nicht verlassen.
 Doch laß mit laufend drühen
 Die Zeit zu euer Glück sein.
 Will' ich mein Schreiben schicken
 Jed wohl, gedente mein!

Alfred J. G., L. in England. Zur
Verwendung dürfte sich am besten eignen
ein Orthographisches Wörter-
buch der deutschen Sprache nach den
deutschen, österreichischen und schweizer-
ischen amtlichen Regeln (Leipzig, Biblio-
thekisches Institut, gebunden M. 1.66).
ähnliches Werk für Buchdrucker (H.
Gleditsch Verlag in Aussicht gestellt).

Alfred J. G. v. in England. Für
Ihren Gebrauch dürfte sich am besten eignen
Tudens Orthographisches Wörter-
buch der deutschen Sprache nach den
für Deutschland, Österreich und die Schweiz
gültigen amtlichen Regeln (Leipzig, Biblio-
graphisches Institut, gebunden M. 1.66).
Ein ähnliches Werk für Buchdrucker ist
vom gleichen Verlag in Aussicht gestellt.

Am 2. in Zoodholm. Die Aufführungen des Sommerwald-Paßionsspiels in Görlitz finden in der Saison I. Juni bis 4. September an jedem Sonn- und Feiertag statt; ausgenommen ist nur der Fronleichnamstag. Für die Vorlage des Paßionsspiels sind vollständige Vorführungen vorzugeben. Kartenvertrieb in der Buchhandlung L. G. Hansen in Audwitz und beim Bürgermeisterrat in Görlitz. An den Spieltagen verkehren von Audwitz aus drei be-

*) Eröffnender Apfelwein. Die Med.

schleunigste Personenzüge nach Görlitz.
Wohnungsbestellungen an das Bürger-
meisteramt in Görlitz zu richten.

[illegible]

A. J. in Königsberg. Eine hübsche Variante, die wir der Freundlichkeit des Herrn Malers C. G. Rapetti in Turin verdanken, lautet:

«Casa mia, casa mia,
Per piccina che tu sia —
Tu mi sembri una badia.*

(Mein Haus, mein Haus, so klein du auch
sein magst, du schenkest mir eine Abtei.)
C. B. in Hamburg. Deutsch-Süd-

westafrika hat die von allen südafrikanischen Regierungen neuerdings eingeführte Einheitszeit — die des 30. Meridians östlich, also übereinstimmend mit der europäischen Zeit — nicht angenommen. Es hat das seine volle Berechtigung, weil für dieses Gebiet nur die mitteleuropäische Zeit die richtige sein würde.

O. B. in Hannover. Auch in Deutschland gibt es bereits Hunde im Polizeidienst. Die Stadt Schwelm a. W. verwendet unter guten Erfahrungen Polizeihunde im Nachdienst: eine deutsche Dogge, einen deutschen Schäferhund, einen Airedale-Terrier. Bestenfalls auch im Dienste der Kriminalpolizei gegebenenfalls Menschenpuren aufsuchen und verfolgen.

Von den Königen und der Krone
neuester Roman von Ricarda Fuch

beginnt in Nr. 42 der beliebten „Deutsche Romanbibliothek“ (vierteljährlich – 13 Nummern – Nr. 2., Jahrgang 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 25

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Deutsche Verlag-Anstalt in Stuttgart.

Werke von
August Sperr.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte.

5. Auflage. Geb. M. 7.—, geb. 8.—

So war's! Ernst und Scherz
aus aller Zeit.

5. Auflage. Geb. M. 4,50,
geb. M. 5,50.

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Mit Illustrationen von D. Wenzel-Meener.

4. Auflage. Geb. M. 3.—

Frage die Buchhandlungen zu beziehen.

„Wie sollen wir schlafen?“

versend. grat. u. franko. **R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik**
BERLIN, Markgrafenstr. 20. MÜNCHEN, Blumenstr. 49

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELEE • KALODERMA-SEIFE
KALODERMA-PUDER

F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

— Zu haben in allen besseren Pächmerie-, Droger- und Friseur-Geschäften.



Blumenfest in Japan
Nach einem Aquarell von Max Rabes



Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Zschüli)

X

Ruth hatte, was noch nie vorgekommen war, auf Hans gewartet. Als er, nach der langen, gedankenschweren Wanderung quer durch den Norden Berlins und durch den Tiergarten, vor der Villa stand, sah er zu seinem Staunen, daß die Fensterreihe im ersten Stock noch erleuchtet war. „Woldeggs werden da sein — oder doch Ellinor“, dachte er. Aber als der Diener ihm öffnete und er fragte, hieß es, die Frau Baronin sei allein.

Er sah nach der Uhr. Allerdings — er kam ungewöhnlich früh heim. Ihm war es höchst fatal, daß Ruth noch wach war; er hätte — erregt wie er war — gern heute jede Begegnung mit ihr vermieden. Was sollte er ihr auch sagen? Ein Verständnis war bei ihr ausgeflossen.

In fröhlicher Stunde mit ihm lachen — das mochte ihr allenfalls gegeben sein. Jemand einen Schmerz mit ihm zu tragen, eine Enttäuschung, ein Leid zu teilen — unmöglich!

Er legte den Kely ab, bemerkte jetzt erst, daß ihm sehr warm geworden war. Als er im oberen Korridor einen Blick in den Spiegel warf, sah er, wie ihm die Haare auf der Stirn klebten, ganz unordentlich. Und er war so müde, nicht körperlich, sondern geistig. Wie geschlagen.

Der alte Stöck war noch auf, kam und fragte, ob der Herr Baron noch Befehle habe. „Nein! Das heißt — ja! Lassen Sie mir Cognac und eine Karaffe Eiswasser auf mein Zimmer bringen.“ Dabei stand er vor dem Spiegel, bürstete sich mechanisch das Haar und dachte wie durcheinander: „Also morgen reichst du deinen Abschied ein, und — der lange Spatz, der glückliche Mensch —“ Eigentlich hatten diese beiden Gedanken ihn auf dem ganzen Wege von der Kaserne bis zur Villa beschäftigt, mit einer gerabezu schmerzhaften Ausschließlichkeit.

Nun trat er in sein Zimmer.

Ruth war nicht darin, aber sie mußte sein Kommen gehört haben. Sie kam sofort aus ihrem Boudoir, und er sah sogleich, daß sie für ihn gemißermaßen Toilette gemacht hatte. Er sah auch, daß sie bildschön war in ihrem duftigen, cremefarbenen Empiregewand, mit der ganz lose aufgesteckten Haarflut. Aber er sah es wie durch einen Schleier. Höchstens hätte er über die törichte Absichtlichkeit, mit der sie ihre weiße Schönheit präsentierte, lächeln können. Er hörte

formlich, daß sie Marie gesagt hatte: „Was soll ich nehmen? Ich will recht schön aussehen!“

Sie kam ihm entgegen mit einem Puppenlächeln, versöhnungsbegierig und ein wenig schuld- bewußt. Auch das sah er ganz deutlich. Sie fragte sogar in einer seltenen hausfraulichen Anwandlung: „Du nimmst! gewiß noch eine Tasse Tee mit mir, dearest!“

Es klang fast so, wie: „Sieh doch nur, ich gute kleine Frau — ich bin doch wirklich eigentlich ein Engel!“ Wie ein Kind war sie, das irgend eine Dummheit begangen hat, seine Fehler zwar nicht recht einsieht, aber sich wieder einschmeicheln will, um Pralinés oder Zuckerkuchen zu bekommen. Nein — sie war nicht ernst zu nehmen! Nicht einmal ernstlich ins Gericht gehen konnte man mit ihr, ihr nicht einmal ernstlich zürnen.

Aber sie war doch nun einmal seine Frau. Er mußte ihr doch schließlich Mitteilung machen von dem Entschluß, den er gefaßt hatte. Heute schon? Besser heute als morgen. Dann lag es hinter ihm.

Leicht wurde es ihm nicht. Der Diener hatte den Cognac gebracht. Er mischte sich das Eisgetränk, trant in langen, durstigen Zügen, wie ein fast Verschmachteter.

Als er sich umwandte, sah er, daß Ruth sich in den Schaukelstuhl gesetzt hatte. Sie wippte hin und her, und auf ihren schmalen, zierlichen Füßen wippte die winzigen goldgestickten Pantoffeln aus einer wahren Flut buntschillernder Seidenjupons; ein Schuh glitt ab, und sie haschte mit dem Fuß danach, der rosig durch den durchbrochenen bordeauxroten Seidenstrumpf hindurchschimmerte. Vielleicht war es Zufall. Aber in seiner Stimmung empfand er es als eine kindische und berechnete häßliche Komödie.

„Komm einmal her, Ruth, und setz dich ordentlich hin. Ich habe dir etwas Ernstes zu sagen.“

Sie blickte unter den seidenen Wimpern auf, ein wenig erschrocken, ein wenig scheu, ein wenig hinterlistig. Aber sie stand wirklich auf und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

„Ruth —“ begann er und stockte gleich wieder. Es wurde ihm zu schwer.

„Ruth, ich habe mich entschlossen, meinen Abschied zu nehmen.“

Da sprang sie auf, lief jubelnd und händeklatschend um den Tisch herum, schlang beide

Arme um seinen Hals und küßte ihn, ehe er sich ihrer erwehren konnte, wieder und wieder. „O dearest! O du einziger Hans! Du lieber, süßer Hans!“

Gewaltsam mußte er an sich halten, daß er sie nicht zurückstieß. In diesen Augenblicken erkelte ihn vor ihren Zärtlichkeiten, vor den schlanten Armen, die ihn umflammerten, vor den schwellenden Lippen, vor dem Duft ihres Haares.

Endlich gelang es ihm, sich frei zu machen. Es war nicht leicht, denn diese zarten, weißen Arme besaßen eine fast männliche Kraft. Sie hielten fest, was sie umschlungen hatten. Fast wie Fesseln! Ja — Fesseln!

Er drückte Ruth auf den nächsten Stuhl nieder.

„Aber, Hans!“ stammelte sie nur und sah ihn wieder mit scheuem Blick an. „Warum —?“ Seine Brust ging schwer. Er mußte sich erst fassen, sammeln. Er wollte ruhig bleiben.

„Ruth!“ sagte er endlich. „Ruth — hast du denn nicht eine Spur Verständnis dafür, was es für einen Mann bedeutet, einen ehrenvollen, lieben Beruf aufzugeben?“

Ihre Augen glänzten zu ihm auf. „Aber, Hans, du bist doch nun endlich den häßlichen alten Dienst los. Du kannst immer bei mir sein. Da muß ich mich doch freuen! Und du doch auch — endlich ein freier Mann!“

Nein, nein, es hatte gar keinen Zweck, mit ihr weiter zu sprechen. Es hatte weder einen Zweck, ihr Vorwürfe zu machen, noch hatte es einen Sinn, ihr auch nur anzudeuten, was ihn zu dem schweren Schritt veranlaßt! Sie war ein Kind! Aber ein Kind, das sich nicht mehr erziehen ließ. Sie konnte nie, nie innerlich reif werden, nie ein teilnehmender Mensch, wie eine Lebensgefährtin. Und die Jahre würden gehen und kommen, und immer würde an seiner Seite dies große törichte Kind sein, mit allen Ansprüchen der schönen Frau, vielleicht mit der Zeit nur mit geschärfteren Eigensinnsinstinkten, mit Grillen und Launen.

Ihm graute. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, trank noch ein Glas Eiswasser, blieb eine Minute am Fenster stehen. Immer, wußte er, folgten ihm die großen sehnächtigen Augen. „Warum bist du denn eigentlich so böse, Hans?“ hörte er dann. Es slang ganz erstaunt und vorwurfsvoll. „Ich habe dir doch nichts getan. Ich habe dich doch sehr lieb —“

„Nein, du hast mir nichts getan! Gar nichts!“

Nun hatte er sich endlich wieder in der Gewalt. Er wandte sich um, setzte sich ihr gegenüber an den Tisch. Aber er vermied es, sie anzusehen. Das konnte er nicht.

„Ruth, da wir gerade einmal beisammen sind — könnten wir auch davon sprechen, wie wir uns unser Leben gestalten wollen, wenn ich . . . ein freier Mann bin. Ich möchte — vielleicht verstehst du wenigstens das — in den ersten Monaten nicht hier bleiben.“

Da jubelte sie schon wieder auf. „O — wir reisen, Hans! Nach Paris, Hans, und dann an die Riviera!“

„Jawohl — das dachte ich auch!“ Er seufzte unwillkürlich. „Im Frühjahr aber gehe ich unbedingt nach Bielberg. Ich habe da allerlei vor.“ „Gewiß, Hans. Dann ist Ellnor in Glaring. Und wir laden recht viel Menschen ein. Darauf freue ich mich auch. Im Sommer gehen wir dann nach Biarritz oder wenigstens nach Ostende.“

„Wir wollen nicht auf so weit hinaus Beschlüsse fassen“, sagte er ausweichend. „Die Hauptsache ist, daß wir über die nächste Zeit fortkommen. Richte dich, bitte, also so ein, daß wir in acht Tagen reisen können.“

Plötzlich schoß durch den Rindskopf eine andre Idee. Sie ließ die Unterlippe hängen und fragte unsicher: „Ja, aber Hans, die Pösgesellschaften, die will ich doch vorher unbedingt mitmachen.“

Er war bisher ruhig geblieben. Nun aber quoll die Bitterkeit in ihm doch zu stark empor. Er sprang auf, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Willst du? Die gerade nicht! Die gerade nicht!“ Er lachte dabei.

Sie war ein wenig zusammengeuckert. Aber sie sagte: „Hans, denk doch! Meine schönen Toiletten! Eine Robe in Perlgrau mit Spitzen darüber, und . . .“

Er lachte noch immer, höhnisch: „Ja, mein Schätzchen — so nannte dich ja Pa mit Vorliebe —, das wirst du dir wohl verneisen müssen.“

„Ich will aber . . . und überhaupt, Hans, ich finde, du bist sehr merkwürdig zu mir.“

„Findest du? Ja, Ruth, ich finde auch mancherlei sehr merkwürdig. Zum Beispiel, daß man bei Hofe . . .“

Nun unterbrach er sich doch. Was nützte es, was frommte es, wenn er seinen Satz vollendete, ihr sagte, daß sie der Stein des Anstoßes sei. Es erschwerte ihm nur die Zukunft. Einsicht, Selbsterkenntnis konnte er ihr doch nicht geben. Also Schweigen — Schweigen!

„Du wirst in Paris Gelegenheit genug finden, deine schönen Toiletten zu zeigen, Ruth!“ sagte er kurz.

Aber sie beharrte: „Ich möchte doch lieber . . .“ Da begegneten sich ihre Augen, und sie mußte wohl in den seinen etwas von den Empfindungen, Gedanken lesen, die ihn erfüllten. Sie schwieg ganz betroffen.

Und er sagte hastig: „Es ist spät, Ruth. Geh zu Bett, Kind — ich komme auch bald nach.“

Sie sah ihn noch immer fragend an, als ob sich in ihrem schwer fassenden Verstande eine Erkenntnis durchringe. Aber sie stand auf, ging zur Tür, wandte sich noch einmal um — „Wenn ich die Fürstin Woldegg wäre, würden wir schon zu Hofe gehen! Du mußt mich nur nicht für dumm halten!“ — und schlüpfte schnell hinaus.

Er wollte ihr nachstürzen, wollte die Tür aufreißen und hinter ihr her rufen: „Ja — gewiß — wenn du eine Ellinor wärst!“ Doch er blieb unbeweglich stehen. Wozu? Das Klügste blieb für ihn in alle Zukunft: Schweigen — Schweigen! Und dann reckte er sich und ergänzte, halbblau vor sich hin sprechend: „Schweigen — und Handeln!“

Dreierlei hatte Hans Hagelitz am nächsten Tage zu erledigen, drei Besuche, drei Erörterungen, deren jede ihm fast gleich schwer wurde. Er fuhr zuerst zu seinem Kommandeur, mit dem Abschiedsgesuch in der Tasche. Herr von Hager war erstaunt, fast erschrocken. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß Hagelitz aus der gestrigen Unterredung derart ernste Folgen ableiten würde, er bedauerte das auf das lebhafteste und suchte den Entschluß rückgängig zu machen. Aber Hans blieb fest. Er sprach es jedoch offen aus, daß die Mitteilung des Obersten schließlich nur den letzten Anstoß gegeben hätte zu einer Entscheidung, die früher oder später doch gefallen wäre; er wolle sein Gut übernehmen und sich dort einen neuen Wirkungskreis schaffen.

Als er ging, war er schmerzlich bewegt und Herr von Hager nicht minder. „Sie werden uns ja auch in Zukunft hoffentlich als Reserveoffizier angehören, lieber Hagelitz! Bewahren Sie Ihrem alten Regiment ein treues Gedächtnis — wir werden Sie auch nicht vergessen. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Ihr Entschluß Ihnen zum Segen gereichen möge!“

Nun fuhr er zu Wolbeggs. Er traf sie beim Lunch. Auf einen bittenden Blick schickte der Fürst den Diener hinaus; sie sahen ihm wohl an, daß er ihnen eine ernste Mitteilung zu machen habe.

Fast wider Erwarten nahmen sie diese sehr ruhig auf. Gründe brauchte er vor ihnen nicht zu erörtern; sie hatten ja die Entwicklung der Dinge mit erlebt. Der Fürst fragte nur: „Du hast es dir reiflich überlegt, Hagelitz?“ Ellinor sah ihn mit ihren großen klugen Augen mitleidig an, und in ihrem Händedruck spürte er etwas, wie eine stumme Bitte: „Betrachte mich nicht als die alleinige Urheberin deines Unglücks“. Als er aufstand, um zu gehen, brachte ihn Peter bis auf den Korridor hinaus, umarmte ihn: „Armer Junge! Das hast du nun von deinem goldenen Käfig! Aber du hast wenigstens einen Entschluß gefaßt — während ich? Ah, es ist ein Elend!“

Langsam stieg Hagelitz die breite, teppichbelegte Treppe hinunter, langsam schritt er an dem Schweizer vorüber durch die untere Halle. Ihn war wehmütig zu Mute; der Anblick der beiden Menschen, die er, jeden in seiner Art, immer mehr schätzen gelernt hatte, drängte vorübergehend sogar die eignen Sorgen zurück. Wer sie sah, wie friedfertig sie beisammen saßen — eben dort oben! — wie scheinbar glatt und eben ihr Leben sich abspielte, äußerlich in vollster Harmonie, der konnte nicht glauben, daß zwischen ihnen eine

Kluft lag, die unüberbrückbar schien. Wie hatte der Schwager eben gesagt: „goldener Käfig?“ Ja . . . auch Wolbeggs lebten in solch einem goldenen Käfig! Und vielleicht litt Peter noch schwerer, noch tiefer als er! Ellinor? In Ellinors Seele konnte niemand lesen — in ihr Herz niemand schauen. Hatte sie überhaupt ein Herz? Immer wieder drängte sich ihm die gleiche Frage auf. Wie konnte ein so lebhafter, temperamentvoller, hochbegabter Mensch so kalt sein, sich begnügen mit all dem äußeren Tand, mit inhaltslosen Spielereien! War Ellinor immer so gewesen? Gehörte auch das zu den Grundzügen ihres Wesens? Oder war sie erst so geworden? Durch das Leben? Durch ein Ereignis?

Der Wagen rollte durch die Behrenstraße, die Wilhelmstraße hinauf. Hans wollte Gollweg aufsuchen. Aber an der Ecke der Linden wurde er angerufen: „Hagelitz! He! Menschentind — Kutscher! Halt!“

Es war eine Stentorstimme, die selbst den Straßenlärm überdönte. Der Kutscher hielt, und Hans erkannte Herrn von Plessbagen, der, in etwas antediluvianischem Cylinder und mit einer ziemlich ungläublichen Kravatte, das Gesicht von der Anstrengung des Laufens gerötet, auf den Wagen saß.

„Donnerwetter, Hagelitz! Freue mich, Sie gleich zu sehen! Gnädigste gut zu Wege?“ Dabei hatte er schon die Wagentür aufgemacht und setzte sich lachend neben Hans. „Kutscher — zu Gwest, Behrenstraße. Nee . . . nee . . . keine Ausrede, Hagelitz. Wir trinken 'ne Pulle.“

So wenig es Hans paßte, er mußte sich fügen. Als sie dann zusammensaßen und Plessbagen von der gestrigen Eröffnung des Landtags erzählte, von dem neuen Zolltarif, dem „blödsinnigen Entrümpelungsrummel der Liberalen“, vom Bund der Landwirte, den Viehpreisen — alles mit etwas überlauter Stimme —, fiel dazwischen ein Wort, das Hagelitz aufmerken ließ.

„Daß Graf Ducker sein Grantow verkaufen will, haben Sie wohl schon gehört?“

„Ich? Das erste, was ich höre. Gehört Grantow denn nicht zum Majorat?“

„Bewahre, Hagelitz! Ist Allod. Na, ich hab's ja kommen sehen. Ist ja 'ne schöne Sache mit dem Gestüt, in das sich die Gräfin nu mal vernarrt hatte, aber dazu gehört Ries, Ries und nochmal Ries, wie der selige Montecuculi oder wer's sonst war, gesagt hat. Mehr Betriebskapital, als Ducker hatte. Schade, ewig schade, wenn das schöne Gut in faule Hände fäme.“

Hagelitz spielte mit seinem Glase. Er zögerte noch. „Wie hoch tarieren Sie den Morgen?“

„Je nun! Grantow ist ziemlich hoch in Kultur; an dreihundert Mark wird er wohl verlangen. Aber freilich, er braucht's notwendig. Wenn jemand bar auszahlen könnte! Donnerwetter, Hagelitz — Donnerwetterchen!“ Plessbagen schlug sich auf den Oberschenkel, daß die Herren am Nebentisch ganz erstaunt aufsaßen.

„Nee — das wäre ja wunderbar! Die dreitausend Morgen würden Ihr Vielberg erst zu was machen! Soll ich die Sache dechselfeln — als unparteiischer Makler —“

„Wenigstens suchst Sie mal zu erfahren, was der Graf fordert, Hlenshagen. Ganz von der Hand will ich die Sache nicht weisen.“

Es war drei Uhr geworden, als sich Hans endlich freimachen konnte. Zu spät, um Galloweg in der Akademie zu treffen; wer konnte außerdem wissen, ob er diese überhaupt noch besuchte. Also nach seiner Wohnung in der Luifenstraße.

Er traf ihn nicht zu Hause. Aber der Burtsche meinte, der Herr Leutnant müßten sofort kommen. So trat Hagelitz in das Zimmer des Freundes. Sie hatten früher einmal eine kurze Zeit miteinander gehaust. In einer Periode äußersten Monetenmangels, als Hagelitz froh sein mußte, auf diese Weise das halbe Monatservice zu sparen. Bis dann wieder eine kleine Welle gekommen war, eine glückliche Zeitsunde oder ein wohlgelungener Pump bei Herrn Kemelmann, dem großen Menschenfreund, der ihn frei gemacht hatte.

Daran mußte er denken und wie vergnügt jene Tage doch gewesen waren, als er die paar alten eignen Möbel sah, mit denen der Spatz die Chambregarnie-Einrichtung aufgefrischt hatte: den breiten tannenen Schreibtisch vor allem. Wie früher war der vollgepackt, in höchster Ordnung übrigens, mit Büchern und Skripturen.

Duer vor stand auf der Platte ein Bild — Tinas Bild. Es war nicht viel mehr als eine flüchtige Pastellstudie. Eine Arbeit aber von Meisterhand, großzügig, flott, von treffender Charakteristik. Hans Hagelitz konnte nicht anders: er nahm das Porträt und trat damit ans Fenster. Im vollen Licht wollte er es sehen. Einen Stuhl rückte er sich heran, setzte sich, hielt das Bild im originell ornamentierten Rahmen, die Arme weit ausstreckend, vor sich hin.

Es kam ihm auch vor wie ein Abschiednehmen.

Jeden Zug des schönen Gesichtes zergliederte er, um dann doch immer wieder das Ganze zusammenzufassen, sich in dessen lebendigen Ausdruck zu versenken. Das war nicht mehr die von Trauer gebeugte Tochter, die er an des Vaters Grabe zum letzten Male vor drei Monaten gesehen hatte. Dies Mädchenamtlich mahnte ihn vielmehr an die heitere Jugendfreundin — das Glück hatte sie ja unterdessen geküßt.

Lange saß er so. Es kamen Momente über ihn, in denen ein Neid auf dies Glück in ihm emporsiege, etwas wie der ungerechteste aller Vorwürfe in ihm lebendig zu werden drohte: wie schnell hat sie dich doch vergessen! Aber er rang auch das hinunter. Er hatte ja jetzt gelernt, seine Selbstsucht zu zügeln. Und je länger er Tinas Bild betrachtete, desto reiner wurde sein Empfinden, desto neidloser. Desto mehr kam ihm Erkenntnis und Wunsch: du hast dir

dein Haus gebaut, und es wurde dir zu einem goldenen Käfig — freue dich, wenn nun wenigstens sie glücklich wird!

Da trat Galloweg ein. Hans stand auf. Er stellte Tinas Bild wieder an seinen Platz und sagte: „Verzeih, guter alter Spatz.“

Auf eine kurze Sekunde legte Galloweg, hastig, impulsiv, seine Hand an den Rahmen, fast als wollte er das Bild schützen. Dann lächelte er wie jemand, der seines Besitzes sicher ist und sich dessen freut: „Es ist sehr ähnlich — nicht wahr, Hans? Professor Ehr hat es meiner Braut vor acht Tagen geschenkt. Den Rahmen entwarf sie selbst.“

Dann standen sie beide eine Minute schweigend nebeneinander.

„Hast du schon deine Absicht ausgeführt, deinen Abschied eingereicht, Spatz?“ fragte Hagelitz endlich.

„Jawohl.“

Nun sprach Hans weiter, sehr schnell, wie jemand, der eine Sache schon mehrfach erzählt hat und sie nicht ohne Widerstreben nochmals wiederholt: „Spatz, fall nicht auf den Rücken! Auch ich war heute beim Kommandeur mit meinem Abschiedsgeluch. Tu mir die Liebe, frage nicht nach Gründen! Ich will nach Vielberg, mich ganz der Landwirtschaft widmen, mir eine ernstere Tätigkeit, Arbeit schaffen! Aber das Haus ist im Umbau. So müssen wir zunächst auf Reisen gehen, in ein paar Tagen schon. Und das wollte ich nicht, ohne dir vorher noch einmal die Hand gedrückt zu haben.“

Er schöpfte tief Atem.

„Späglein!“ fuhr er dann fort, bemüht, eine schwere Sache in möglichst leichte Worte zu fleiden. „Späglein, alter Kronensohn, ich mußte aber auch noch ein ernstes Wort mit dir sprechen. Nämlich, sieh mal, es ist wirklich jammerschade, daß Seine Majestät einen so hoffnungsvollen Offizier verliert. Das wird der Oberst dir wohl auch gesagt haben. Nu, sieh mal, mein Alter, ist's denn überhaupt nötig? Halt — stille bist, Spatz. Erst ausreden lassen! Denk mal an, es käme ein guter alter Freund zu dir, der gerade das große Los gewonnen hat, und bäte dich: Spatz, ich weiß nicht wohin mit dem schönen Mammon. Willst du mir nicht den Gefallen tun und mir den Sack Gold, es sind — nehmen wir an — hunderttausend Mark, aufheben bis . . . nun, bis du General bist. Sieh mal, Späglein, Alterchen . . . bitte . . . bitte.“

Nun war es heraus. Er sah erwartungsvoll, fast ängstlich zu Galloweg auf. In dessen Gesicht hatte der Ausdruck schnell gewechselt. Es stand zuerst etwas darin, wie: was denkst du der Prosz?! — eine schroffe Ablehnung. Doch die Art, wie Hagelitz sprach, die fast flehende Bitte, die aus seinen Wortenklang, mußte Gallowegs Empfindungen wandeln. Seine Züge wurden weich und weicher. Und jetzt sagte er die Hand des Freundes und sagte warm: „Schönen Dank, Hans! Du meinst es gut — das fühle ich. Aber annehmen



Rotkäppchen

Nach dem Gemälde von E. B. v. Zumbusch

kann ich dein Anerbieten nicht. Wie du's auch drehen und wenden magst, es bliebe ein Geschenk. Das würde ewig auf mir lasten. Es würde unser Glück vergiften. Nein, Hans, es geht nicht. Auch um Tinas willen nicht. Wir werden gerade stolz darauf sein, uns unser Haus selbst zu bauen. Und nun nochmals, Hagelitz, hab Dank und sei mir nicht böse."

Hans Hagelitz stand wie mit Blut übergossen. Das war wie damals, als die Großmutter seine Absicht, Tina das Leben etwas erleichtern zu helfen, so scharf zurückwies. Nein — das hier war noch härter und noch schmerzlicher.

"Komm, Hans, setz dich eine Minute," hörte er Galmwegs Stimme neben sich. "Hier — bitte. Mach nicht solch böses Gesicht. Wenn wir erst ein paar Monate weiter sind, wirst du mir selbst recht geben. Mein Gott, ja — ich behielte gerne des Königs Rock an, es wird mir sogar sehr schwer, ihn auszuziehen. Aber ich werde auch meinen neuen Beruf lieb haben lernen und Befriedigung in ihm finden. Wie sollst ich nicht, da ich weiß, wofür ich arbeite!"

Diesmal empfand es der so feinfühlig Galmweg nicht, wie sein letztes Wort Hagelitz traf. Wußte nicht, daß Hans sich sagte: jawohl — und mir bleibt bestenfalls nur die Arbeit um der Arbeit willen —

"Und dann, Hans, wir haben ja beide gute Ausichten, Tina und ich. Tina ist jetzt mit der heiligen Cäcilie — du weißt: meiner Cousine — in das Atelier von Professor Ackmann übergesiedelt und auf dem besten Wege, eine kleine Leuchte der dekorativen Kunst zu werden. Ein halbes Jahr noch, ein Jahr — und sie beginnt Geld zu verdienen, vielleicht viel Geld. Ja, schau nur auf. Ich spreche das ganz ruhig aus. Wir werden beide arbeiten, sehr fleißig arbeiten. Wir machen schon die stolzesten Pläne: ich hab' da ein paar Novellen liegen und stehe in Unterhandlung mit meinem Verleger. Das gibt mein erstes Buch, und der Buchschmuck stammt von Tinas Hand. Gemeinsame Arbeit, mein alter Junge — der Gebante macht mir schon das Herz frei und froh."

Noch immer saß Hans Hagelitz ganz still und wortlos. Und der Spatz erzählte weiter mit dem sonnigen Lächeln, das seine herben Züge so seltsam verschönte; daß sie bald heiraten wollten . . . „unser guter Vater Hefstein im Himmel wird uns das nicht übelnehmen, und was die kleinen Menschen sagen, kann uns gleichgültig sein . . ." Eine Wohnung hatten sie schon angesehen, ganz da draußen, wo es noch grüne Gärten gibt, ein Puppenheim, aber doch ein Logierstübchen dabei, falls die Großmutter einmal kommt; und Tina sei bis dahin zur Gräfin Hilgendorf übergesiedelt; die sei überhaupt ihre treueste Freundin, und für den Sommer gingen sie nach Helixton zu ihr. Einen Tischler hätten sie auch schon gefunden, einen sehr billigen und sehr geschickten Mann, der arbeite ihnen die Möbel nach Tinas Zeichnungen

„. . . aber meinen alten lieben Schreibtisch da, den nehme ich mit. Hans, weißt du noch, wie du an dem über deiner Winterleide gebrütet hast: Die Fußbekleidung des Infanteristen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.“

Er lachte. So in Eifer sprach er, daß er gar nicht bemerkte, wie Hagelitz die Hände vor das Gesicht genommen hatte. Nun erschraf er: „Aber . . . Hans . . . Hans . . .“

Hans Hagelitz weinte, weinte wie ein Kind. Der leichtsinnige, egoistische Hans, der immer versucht hatte, sich durchs Leben zu lachen.

XI

Sie waren bei der „großen Sarah“ gewesen und hatten Kostanbs Geschichtsklitterei L'Aiglon bewundert oder doch die Komödiantin aller Komödiantinnen selbst. Sogar hier hatte Ruths Schönheit Aufsehen erregt. Hundert Öperngläser hatten sich auf sie gerichtet, und sie lächelte ihr schönstes Lächeln dazu. Dafür hatte sie Augen und Verstandnis.

Ueberhaupt Paris! Schon der erste Tag zauberte ihre gute Laune wieder herauf, verwischte die unangenehmen letzten Berliner Eindrücke, weckte einen wahren Zärtlichkeitsstaumel gegen Hans in ihr.

Und dann war Pa so gut. Er hatte die besten Zimmer im Continental für sie belegt, ihr sofort eine voiture de remise für die ganze Dauer ihres Aufenthalts zur Verfügung gestellt, sie empfangen mit einer Brosche von Boucheron, einem Kistchen Ledereien von Julien Frères, und als sie das Etui, das obenau lag, öffnete, fand sie es mit Goldstücken angefüllt. Und dann war Marion so glücklich, wieder Pariser Luft zu atmen. Wenn Marion aber glücklich war, war sie erfinderisch für Madame la Baronne, und so färbte die gute Laune der Kammerfrau auf die der Herrin ab.

Nur eins war schlimm. Pa legte zu stark Beschlag auf Hans. Tagsüber mochte das ja angehen. Wenn die Herren allein frühstücken wollten, nun, so flanierte sie und machte die Geschäfte in der Rue de la Paix und der Avenue de l'Opéra unsicher von Wehl, dem Fächerkönig, von Perrin, dem Handschuhkaiser, bis zur Maison de blanc, dem Wundermagazin für Wäsche, und bis zur Reboux, der großen Hutkünstlerin. Sie kannte ja Paris besser als Berlin, und im Notfall saß sie sogar ganz gern allein bei Favart, als ein Paktetchen und guckte sich bei den andern Besucherinnen hier ein besonders graziöses Bolero-jäckchen, dort die neueste Art ab, den Rock zu raffen.

Ja, tagsüber mochte Pa immerhin Hans auf seinem neuen Automobil — vierzig Pferdekraft, von Dion gebaut — mit hinausnehmen nach Vincennes; Hans mochte meinetwegen auch einmal zu unsrer schönsten Frau von Milo hinübergehen nach dem Louvre — da langweilte er sich schließlich doch wohl! Nachher fuhrn sie ja zusammen ins

Bois, dinierten zusammen bei Vaillard oder Durand, gingen zusammen ins Theater. Und sie freute sich bei all dem über den hübschsten frischen jungen Mann, der neben ihr saß, und dessen starken blonden Schnurrbart alle Leute anguckten — und freute sich, daß das ihr Mann war.

Va war so gut. Und Hans war so hübsch.

Aber daß Va an jedem Abend Hans noch einmal entführte, das war nicht schön von ihm. Nicht daß sie eifersüchtig war. Wahre — sie war ja doch schöner als all die andern, die mit den geschminkten Lippen, den künstlich glitzernden Augen und den falschen Haaraufbauten. Und außerdem — eifersüchtig! Das mußte sehr un-bequem sein. Sie hatte gerade genug von den Szenen und Aufregungen der letzten Wochen; sie wollte ihre Ruhe haben, in Ruhe genießen. Hans ging auch wirklich nicht einmal gern mit Va „bummeln“, wie sie das in Berlin nannten. Das wußte sie ganz genau. Aber Va langweilte sich, er schlief nachts schlecht, er wollte Gesellschaft haben. Es half nun schon nichts: Va war ja sonst so gut. Man mußte auf Va Rücksicht nehmen.

Nebrigens war Va höchst eintönig in seinen Vergnügungen. Er hatte von zwölf bis ein Uhr seinen Stammsitz im Café de Paris und pendelte von dort die Boulevards hinunter bis zur Madeleine, um dann bis zwei Uhr bei Maxims zu sitzen; hier wie dort dicht neben der ungarischen Kapelle, mit deren Primas er in einem festen, auf Hundertfranknoten wohl begründeten Freundschaftsverhältnis stand. Was sonst um ihn her vorging, kümmerte ihn gar nicht. Drüben wie hüben stellte der Kellner, ohne eine Bestellung abzuwarten, sofort eine Flasche Moët & Chandon brut imperial vor ihn hin, und die trant er gemächlich, eine ungeheuer dicke, ungeheuer schwarze Rosa-aromatica dazu rauchend, aus.

Auch die Anwesenheit seines Schwiegersohns störte ihn nicht in seinen Gewohnheiten.

Als sie ankamen, hatte er gesagt: „Na, Schächsen, das ist doch verständiger, daß ihr zu mir kommt!“ Daraus erst ersah Hans, daß Ruth wirklich an Va telegraphiert hatte. Aber er schwieg dazu.

Als er selbst Va eröffnete, daß er den Abschied eingereicht habe, meinte der Alte nur: „Well! Ist mir ganz egal!“

Als er ihm sagte, daß er nach Vielberg ziehen wolle, entgegnete Va wieder: „Well! Ist mir ganz egal.“ Dann setzte er, nach einer Weile freilich, hinzu, grinsend die gelben Zähne zeigend: „Die alte Dame da — famos! Grüßen Sie von mir, Hagelich.“

Geiprochen wurde sonst anfangs nicht übermäßig viel zwischen ihnen. Wenn sie Ruth ins Hotel zurückgebracht hatten, schob Va seine Hand in Hagelichs Arm, setzte mit seinen langen großen Schritten bis zum Café de Paris, nickte dem Primas zu, dieser nickte gnädig wieder; Va setzte sich in seine Ecke, streckte die Beine weit aus, so

daß alle Menschen einen Umweg machen mußten, was ihm besonderes Vergnügen zu bereiten schien, lehnte sich weit zurück und zündete sich seine Zigarre an, Hans ein zweites Ungeheuer hinschiebend. Aber nach dem ersten Versuch gab es der lachend auf, das schwarze Kraut zu rauchen, so edel es war. Er hatte die Empfindung, sonst unrettbar seetrank zu werden. Va mußte einen wunderbaren Magen und Wundernerven besitzen.

An den ersten Abenden hatte Hans sich über das tolle, bunte Leben amüsiert; über die gepuhten, geschminkten Mädchen, die die Allüren einer Fürstin nachzuahmen suchten; über die geschmiegelten Herren im Frack oder Smoking mit der Gardemia im Knopfloch. Bald ödete es ihn an.

Aber allmählich — dann und wann erst, dann häufiger — kam er doch mit seinem Schwiegervater ins Gespräch. So von halb ein Uhr an wurde Va etwas zugänglicher. Er warf dann manchmal eine böshafte Bemerkung hin über irgend eine auffallende Erscheinung, oft so laut, daß Hans in peinliche Verlegenheit geriet. Aber es schien, Va wurde hier besonders ästiniert. Höchstens drehten sich ein paar Köpfe nach ihm um, die er angrinste. Man zuckte dann die Achseln und lächelte über den wohlbekannten Sonderling.

Heute war Va anscheinend besonders guter Laune. Er bestellte sich, was sonst nie vorkam, ein Paar Sandwiches, steckte immer eine der Scheiben auf einmal in den Mund, sagte — und es kam ganz wie zusammengehörtig heraus: „Sind sehr gut . . . wollen Sie nicht auch, Hagelich? . . . Ruth hat heute sehr gut aus.“

Es klang sehr komisch. Aber es war doch Vaterstolz. „Sehr gut!“ beistimmte Hans aus voller Heberzeugung.

Va laute wieder ein Weilchen. „Na, Hagelich, wie kommen Sie eigentlich mit dem Schächsen zurecht?“ meinte er dann freundlich grinsend. „Ich vermute, leicht ist das nicht.“

Das Blut schoß Hans ins Gesicht. Er fragte hastig: „Hat sich Ruth beklagt?“

„Wahre, Hagelich. Wollt' ich ihr auch nicht raten. Ich mische mich nicht in die Ehen meiner Töchter. Fehlte mir gerade noch! Ich fragte nur, weil ich's eben nicht für leicht halte . . . mit dem Schächsen.“

Hans spielte nervös mit seinem Glase. Er schwieg. Und Va schien das auch für eine Antwort zu nehmen. „Na ja,“ sagte er gelassen. „Schade eigentlich, solch hübsches Mädel und immer so bißel dumm gewesen. Von klein auf. Der Geier weiß, woher sie's hat. Von mir nicht. Und von meiner seligen Frau auch nicht. Die war gescheit. Wie die Elsinor.“

Der Zigeunerprimas ging mit seinem Teller herum und holte sich von Va sein Goldstück. Das schnippte der immer funktgerecht genau auf die Mitte der weißen Serviette, die auf dem Teller lag, und nickte dem Mann in der bunten Hosenjacke dabei gnädig zu. Worauf der Primas wie immer

seine Geige holte und in unmittelbarer Nähe Pa ein Dantescrecendo ins Ohr siebelte.

„Gottlob, das unerquidliche Thema scheint ja erledigt,“ dachte Hans. Aber Pa hatte heute seinen redseligen Tag. Er schlürfte mit seinem gewöhnlichen lauten Glucksen das halbe Glas aus und sing wieder an: „Ja, die Ellinor. Die ist klug. Bloß die eine Dummheit hat sie nun mal gemacht, daß sie den Fürsten geheiratet hat. Ich kann den Kerl nicht leiden, den hochmütigen Patron. Aber sie wollte ja durchaus. Eigentlich aus Trost. Hatte da draußen eine ganz wahnsinnige Liebe zu einem spottarmen Jungen, der bei mir im Geschäft war. Wär' mir auch ganz recht gewesen. Na, denken Sie, Hagelitz, daß der Junge sich aus der Elli auch nur so viel gemacht hat! Ich hab' schließlich ganz offen mit ihm gesprochen. Besondere Ehre,“ sagt er, „Schätze Miß Ellinor sehr. Bin aber schon verlobt.“ Und richtig! Ein Vierteljahr später heiratet er. Solch eine kleine, blonde Farmerstochter. Und nicht einen Cent Vermögen. Hat mir imponiert, das Kerlchen. So . . . und nun, denk' ich, gehen wir.“

Das also war es! Hier lag der Schlüssel zu Ellinors Eigenart. Sie hatte ein Herz. Aber es war an der einen großen Enttäuschung erstarrt, versteinert, und ihr ganzes Leben zielte nur darauf, sich zu betäuben. Der arme Peter!

Immer wieder schoß die Erinnerung an das, was Pa erzählt hatte, Hans durch den Sinn. Der arme Peter! Und die ärmere Ellinor! Was mußte diese stolze Seele gelitten haben, wie litt sie wohl noch? Und wie trug sie, hochgehobenen Hauptes, die Kette der Vergangenheit! —

Es war in Nizza, vier Wochen später, daß ihm Ruth einen Brief der Schwester gab. Sie hatte ihn schon am Morgen erhalten, aber den halben Tag uneröffnet mit sich herumgetragen. Nun warf sie endlich einen flüchtigen Blick hinein, meinte: „Romisch!“ und reichte ihn Hans.

Wenige Zeilen nur. Aber so ganz anders, als Hagelitz sie je von Ellinor erwartet hätte. Sie waren augenscheinlich schnell hingeschrieben, in sichtlichster Erregung; eine ganz gleichgültige Einleitung zuerst, eine Nachricht über einen Schmuck, den Ruth nachgeschickt haben wollte, und dann: „Wollte dir noch mitteilen — sag's auch Hans, — daß mein Mann mit Graf Garben eine große Forschungsreise quer durch Afrika unternimmt. Er reist schon in acht Tagen ab, ganz plötzlicher Entschluß — kann wohl ein Jahr fortbleiben. Ich werde wahrscheinlich ganz nach Glaring übersiedeln.“

„Romisch findest du das, Ruth?“ fragte Hans.

„Nun ja, daß Ellinor den Schmuck nicht finden kann, ist doch romisch.“

„Aber hast du denn nicht gelesen: Wolbegg geht nach Afrika!“

„Das, ja! Aber da ist doch nichts dabei.“

„Aber, Ruth!“

„Warum soll er denn nicht reisen? Die lieben sich ja doch nicht. Er, wenn du mich auf

ein ganzes Jahr verlassen würdest — das, nein, daran kann ich gar nicht denken! Ach, bitte, Hans, sieh doch nur einmal das kleine reizende Automobil dort draußen. Und die niedliche Chauffeuse. Zu niedlich!“

Sie lieben sich ja doch nicht! . . .

Da zog Wolbegg nun hinaus ins Unbekannte, in die gewaltige Einsamkeit, weil er nicht länger leben konnte als der verschmähte Mann des geliebten Weibes! Und sie, Ellinor, schrieb darüber, wenn man sich nur an den Wortlaut hielt, wie sie vielleicht über ein neues Kleid geschrieben hätte.

Aber hatte ihre Hand nicht doch gebebt? Trugen diese steilen Schriftzüge nicht doch die Spuren einer großen innerlichen Erregung? Sah sie ihren Mann doch am Ende zagenden Herzens scheiden? Oder — auch das war ja nicht unmöglich — galt ihr seine Reise auch als eine Befreiung?

Hans erwartete jeden Tag eine Nachricht, einen Brief des Fürsten. Vergebens! Erst in Rom kam eine kurze Karte, die ihnen allerdings über Paris und Nizza nachgeschickt worden war. Sie war aus London datiert und enthielt nur zwei Zeilen: „Vor meiner Abreise ins Ungewisse einen Gruß, lieber Hans! Viel Glück!“ Darunter das Hieroglyphenzeichen Peter Wolbegg's.

Sast gleichzeitig erhielt Hagelitz eine Aufschrift des Henshagensers, derzufolge die Verhandlungen um den Ankauf von Grantow dem Abschluß nahe seien, so daß er dringend bitte, Hans möchte heimkehren.

Es kostete einen kleinen Kampf, ehe er Ruth zur Abreise bestimmen konnte. Ihr behagte dies bequeme Dahinleben in der milden, einschlafernen Luft des Südens über alle Maßen, die ewige Siesta, in der sie sich gefiel. Sie schmeichelte um ihn herum wie ein kleines Kästchen, bat und schmollte. Aber Hans hatte sich jetzt eine ruhige Entschiedenheit erobert. Er sagte schließlich: „Dann reise ich allein!“ und da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn: „Nein! Nein! Ich fahre mit dir! Aber drei Tage wenigstens laß uns noch hier bleiben.“ —

Ende März war es, als sie über die Alpen heimwärts fuhren.

Ruth saß, in Decken gehüllt, fröstelnd in der einen Ecke des Abteils, schmökerte ein wenig in einem reichen Roman, gähnte, plauderte ein paar gleichgültige Worte über Paris und Pa, dehnte und redte ihre schönen Glieder, lächelte, gähnte wieder, naschte ein Bräulein und sagte dann und wann: „Ach, dearest, ist das kalt! Warum konnten wir nicht noch unten bleiben! Ich fürchte mich so vor Bielberg.“

Und er sah hinaus auf die Felser und Wiesen, auf denen der erste Frühlingshauch lag, ein leises, schüchternes Grün. Es erschien ihm, trotz allem, wie ein Hoffnungsgrün. Und er grüßte in Gedanken jeden Adersmann, den er am Wege seine Furchen ziehen sah.

In Luzern, in München mußte er Ruths halber Station machen. Auch das jedesmal ein Kompromiß. Denn mit jedem Kilometer nordwärts wuchs in seiner Seele das Heimweh.

Als sie dann endlich von der Station aus durch die märkische Landschaft nach Vielberg fuhren. Es war noch empfindlich kühl, und die Natur hatte hier kaum begonnen, ihr Winterkleid abzustoßen. Ruth mochte schon recht haben: mit ihren Augen gesehen, war das alles öde. Aber in seinen Augen gewannen diese sanftgeschwungenen Flächen, der ragende Kiefernforst, die jungen Schonungen, das Graugrün der Wiesen hundertfache Reize. Er sog den Erdgeruch ein aus der Scholle, die der Pflug soeben erst umgeworfen hatte . . . aus der eignen Scholle.

Ihr wollte er nun dienen. Sie sollte seinem Leben neuen Inhalt geben.

Und nun winkten die alten Kastanienbäume über dem Dorfanger. Auf der Veranda standen Mutter und Malwine. Und die Großmutter.

„Mein lieber, guter Junge!“ — „Ruth, wie schön du aussiehst, liebes Töchterchen!“ — „Grüß Gott euch alle beide!“

Er führte seine Frau durch die vorderen Gemächer nach den Zimmern, die früher die Mutter bewohnt hatte und die nun für sie eingerichtet waren. Ihm war so eigen ernst zu Mute. Fast fälschlich.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, faßte er beide Hände Ruths und sah ihr tief in die Augen. Es drängte ihn, ihr ein gutes, liebes Wort zu sagen. „Ruth!“ sprach er. „Liebe Ruth, wir stehen vor einem neuen Lebensabschnitt. Laß uns guten Muts sein. Wir wollen recht von ganzem Herzen versuchen, glücklich zu werden.“

Sie sah ihn mit ihren großen schönen Augen an. Ganz verwundert, ein wenig verschüchtert. „Aber, Hans . . . wir sind doch sehr glücklich!“

Und dann lief sie plötzlich zu dem Toiletten-tisch, sah sich in dem Spiegel an und bat: „Ach, dearest, ich bin ja ganz häßlich von der Reise. Bitte, schide mir doch gleich die Marion.“

XII.

Der Völschhagener saß in der Vorhalle des Savoy-Hotels in Genua, zankte mit dem Direktor über sein „ganz miserables“ Zimmer und dessen hohen Preis und ärgerte sich fast noch mehr darüber, daß er seine paar italienischen Notabeln nicht an den Mann bringen konnte. Ueberall deutsche Kellner! Kaum daß er mal einen Kutscher traf, der nicht wenigstens etwas deutsch zu radebrechen versuchte. Ueberhaupt diese ganze italienische Riviera — das reine Berlin mit einigen Anhängseln von Hamburg und Dresden. Dazu reiste man nun hierher!

Es war in der Vorhalle ein ewiges Kommen und Gehen. Der Reichspostdampfer war angekommen. Die ersten Passagiere fuhren schon vor, und kleine Berge von Koffern häuften sich vor der Hoteltür. Einige Offiziere von der

ostasiatischen Besatzungsbrigade belagerten den Lift, eine blonde dicke Miesfrou, in schneeliges Weiß gekleidet, mit einem lässigen Bon hinter sich, hatte sich dicht neben dem Völschhagener in den Korbseffel geworfen und schnappte vernehmlich nach Luft; zwei Missionare mit großen Jesuitenhüten standen, je eine Handtasche vor sich, an der Office; ein kleiner beweglicher Japaner hatte sich auf seinen Kieffenkoffer gesetzt und baumelte mit den Beinen. Und noch immer rasselten die Wagen vor, ging die Tür.

Plötzlich fuhr der Völschhagener auf. Er hatte einen bekannten Namen gehört und eine Stimme, die ihm auch merkwürdig bekannt vorkam.

„Welches Zimmer habe ich? Ich telegraphierte von Neapel aus: Fürst Woldegg.“

Beim Zeus! Das war Peter Woldegg! Aber — alle Wetter! — er sah aus, als sei er geradezu aus dem Lazarett gekommen. Haut und Knochen: ganz tiefliegende Augen; gar kein Blut im Gesicht! Und als er jetzt die paar Schritte zum Fahrstuhl ging, zog er den rechten Fuß nach trotz des Stodes, auf den er sich schwer stützte.

„Durchlaucht! Lieber Fürst! Nein, daß ich der erste bin, der Sie auf Europens gesegnetem Boden begrüßen und beglückwünschen kann!“

Woldegg hatte sich umgedreht. Ueber sein krankes Gesicht flog ein Leuchten. Ein kleines Lächeln dann: „Herr von Völschhagen! Wie ein Gruß aus der Heimat!“

Sie schüttelten sich die Hände. Ganz matt lag des Fürsten Hand in der derben Faust des andern.

„Wetterchen, Fürst, Sie sehen schlecht aus.“

„Afrika, lieber Freund —“

„Na ja! Aber nur Mut! Unsere märkische Luft macht das alles wieder gut. Nee, wie ich mich freue! Donner und Doria — das ist ja wohl echt genuessisch — müssen Sie erzählen können. Na — auf nachher! Erst mal ein paar Stunden Ruhe —“

Die paar Stunden schliefen dem guten Völschhagener wie die Schnecken. Er rannte vergebens am Fenster umher — mein Gott, Hamburg war doch viel großartiger! — er kletterte auf die Via di Circonvallazione hinaus im Schweisse seines Angesichts — schaueröse Hitze für den Februar! — er langweilte sich zwanzig Minuten in der Galleria Brignole — als ob man solche alten Schinken nicht auch in Berlin sehen könnte! Er trank dreimal einen Café nero — die Zeit froh geradezu.

Gerade ein Jahr mußte es her sein, daß der Peter plötzlich den verrückten Entschluß faßte. Spleen — zu viel Geld! Die schöne Frau allein zu lassen! Und ausgerechnet gerade Afrika, wo doch wahrhaftig nichts zu holen ist als höchstens die Malaria und ein Löwenfell oder ein stöckiger Elefantenzahn! Und dann war die Nachricht von seinem Tode gekommen . . . da unten . . . im Hinterland von Kamerun . . . war das nicht im September gewesen? . . . Expedition aufgegeben

... Und dann plötzlich war er doch am andern Ende dieses vermaledeiten Erdbteils, für den wir alle Jahre im Reichstage solch blödsinniges Geld bewilligen müssen, gesund und heil aufgetaucht, in Chartum, und hatte telegraphiert, und die schöne Ellinor hatte die Trauerkleider wieder abgelegt. Wertwürdige Frau! ... Na, gesund und heil? Profit die Mahlszeit! Der arme Kerl hat seinen Knacks weg ...

Nun saßen sie sich endlich gegenüber, und der Wlenshagener hatte „ne gute Pille Schaum“ bestellt. „Aber nich das labbrige Zeug, Fürst, den Asti spumante! Ne Moet — was? Schön — m. w. — machen wir!“

Jetzt sah der Peter übrigens doch ein wenig besser aus. Wertwürdig, was solch kurze Ruhe tun kann. Glend ja immer noch, morbösartig, aber die Augen ganz anders. Zum Erzählen schien er wenig aufgelegt. Er fragte immer nur.

„Wann haben Sie meine Frau zuletzt gesehen? Ich habe zwar hier einen Brief mit guten Nachrichten von ihr vorgefunden, aber so von Mund zu Ohr klingt mir jede Volkschaft doch lieber.“

„Ja, Durchlaucht, warten Sie mal! Ich treib' mich hier schon so vierzehn Tage herum. In Monte Carlo war ich aller Eitel natürlich auch ... Schwamm drüber! — und ... ja ... acht Tage vorher sah ich die gnädigste Frau Fürstin. Pompös ... Bardon ... wie immer! In Ziebingen auf dem Gericht war's ... richtig ...“

„Also wohl sah sie aus ... Ellinor ...“

„Famos, lieber Fürst! Wissen Sie, damals, als die dämlichen Zeitungsterle das von Ihrem Tode aussprengten, da war sie ja elend. Ich fuhr natürlich rüber, als guter Nachbar, um meine Aufwartung zu machen. Aber jetzt ... famos! Uebrigens trinken wir mal: wer tot-gefasst wird, dem ist ein langes Leben beschieden! Profit!“

Der Fürst tat sehr vorsichtig Bescheid. „Ich muß mich erst wieder an euren Spiritus gewöhnen — nach dem Palmbir, wenn's überhaupt solches gab. Das verdammte Fieber — es kommt immer wieder! Und dann will sich auch die Wunde am Schienbein immer noch nicht schließen. Es muß doch wohl irgend ein Gift an dem Pfeil gewesen sein — na, da mag Geheimrat Vergmann sein Heil versuchen. Sagen Sie, Wlenshagen, war meine Frau viel in Glaring?“

Der andre sah erlaut auf: „Aber Fürst — wissen Sie denn das nicht? Na freilich — so mit der Postverbindung nach dem Tschabsee und Umgegend, das ist wohl was andres als zwischen Treuenbriezen und Posenuchel! Nicht fortgekommen in Ihre Durchlaucht von Glaring — Winter nicht und Sommer nicht!“

„So — so! Das muß recht langweilig für sie gewesen sein.“

„Ich weiß nicht. Da sind doch die Viesberger —“

„Danz Hagelitz! Nun vor allem: wie geht's meinem Schwager?“

„Ein Prachtkerl. Wird mal ein Landwirt comme il faut! Er geht ja'n bißel stark ins Zeug. Daß er Grantow gekauft hat, wissen Sie wohl. Nun im Herbst noch Kallenhagen dazu. Er hat jetzt seine neuntausend Morgen unterm Pfluge. Lehrgeld muß er natürlich auch zahlen, aber er ist riesenfleißig — einfach so niederträchtig fleißig, daß man immer denken möchte, es sitzt jemand mit der Peitsche hinter ihm.“

Der Fürst nickte. „Und Ruth, die Schwester meiner Frau?“

„Wohl und gesund, Durchlaucht. Das ist das einzige, was ich sagen kann. Seit im Dezember der Erbprinz einpaffierte — soll übrigens ein strammer Junge sein und Ihrem Herrn Schwiegerpapa 'nen ganz besonderen Spaß machen —, fängt die gnädige Frau an, mit Erlaubnis zu sagen, ein bißchen komplett zu werden. Aber es steht ihr sehr gut, so nach meinem Geschmack.“ Er rieb sich lachend die Hände und fuhr dann fort: „Aber jetzt sind Sie an der Reihe, lieber Fürst. Mich pumpen Sie aus, als ob ich ein Brunnenschwengel wäre, und Sie selbst fagen von sich gar nichts.“

„Ich sehne mich nach Hause, lieber Wlenshagen. Das ist wirklich das Beste, was ich Ihnen sagen kann.“

Und dabei glitt seine hagere Hand heimlich in die Brusttasche seines Gehrocks und über den Brief seiner Frau hin, und er las in Gedanken immer wieder die eine Zeile von den vielen: „Ich erwarte Dich in herzlichster Sehnsucht!“

Im Zorn und Unglück war er fortgegangen. Wenn er jetzt, ein kranker Mann, heimkehrte, war's zum Glück! Das harte Herz und der stolze Sinn waren durch die Trennung besiegt worden. Ellinor hatte erkannt, seit sein Name unter denen der erfolgreichsten Erbsucher des schwarzen Erdbteils stand, seit sie mußte, daß er nach dem Tode des Grafen Gargen die Führung der Expedition übernommen und sie glücklich zum Ziel geleitet hatte, daß er mehr war als ein leichter Weltmann, daß ein Kern in ihm steckte! Vielleicht — wer konnte es wissen — hätte seine verbende Liebe auch ohnedem über sie gesiegt. Aber besser war es so: er kam als ein andrer wieder, als er hinausgezogen war! Glend und krank — und doch ein Mann! Und in der Heimat würde er genesen — noch einmal ganz gesund werden — und glücklich sein.

Am nächsten Tage reiste der Fürst ab. Aber schon in Luzern hatte er einen heftigen Fieberanfall, der sich auf der Fahrt wiederholte und ihn zwang, in Heidelberg Aufenthalt zu nehmen. Gegen seinen Willen depeßierte der Arzt an die Fürstin. Sie kam sofort mit Hans Hagelitz, um ihn abzuholen, denn er begehrte mit aller letzten Kraft nach dem eignen Heim.

Dem Tode geweiht — die Fürstin wußte es in dem Augenblick, in dem sie das Zimmer der Klinik betrat. Er lag gerade in den schwersten Delirien, erkannte niemand, sprach wirt und



Feldherrn-Parade in München

Nach einer Zeichnung von M. Baraschitzky

Ein heiteres Bild aus dem bunten Münchener Leben vergegenwärtigt M. Baraschitzky mit seiner „Feldherrnparade“. Wenn das Schlagwerk der alten Theatinerkirche die Mittagsstunde verkündet, bildet sich auf dem Platz vor der Feldherrnhalle eine kleine Volksversammlung, um der Ablösung der Feldherrnwache zuzusehen und sich dann der musikalischen Genüsse zu erfreuen, die nach altem Brauch mit dem militärischen Vorgang verbunden sind, damit auch der Zivilmensche etwas davon habe. Das Publikum der Feldherrnparade ist im allgemeinen gewählter als das bei der Parade auf dem

Marienplatz, wo die Hauptwache im Rathaus gleichfalls zwischen 12 und 1 Uhr abgelöst wird. Ihren Hauptglanz entfaltet die Feldherrnparade an Sonntagen, wenn das Wetter den Damen gestattet, die neuesten Erzeugnisse der Mode der geneigten Kritik der Zeitgenossinnen zur Schau zu stellen. Die Aufmerksamkeit des weiblichen Publikums ist dann zum mindesten geteilt zwischen den musikalischen Leistungen der Kapelle oben in der Feldherrnhalle und den Symphonien in Farbe und Schnitt, die auf und ab schweben.

wird durcheinander von seiner Frau, von den Reisegefährten, von den Zwergen Zentralafrikas; er sah sich bald vor der Berliner Geographischen Gesellschaft die Ergebnisse seiner Expedition darlegen, bald saß er daheim in Glaring, hatte das graue Männchen vor sich und scherzte mit ihm über Glück und Unglück; er weinte und er lachte; er flehte und er fluchte. Und der Blick der feberglühenden Augen ging rastlos, wie in einem ewigen Suchen, im Gemach umher.

Der Arzt hatte Ellinor vorbereitet. Aber es hätte dessen kaum bedurft. Sie war oder sie schien doch ganz gefaßt. Sie setzte sich an das Bett und legte ihre kühle Hand auf die glühende Stirn. So saß sie die ganze Nacht.

Gegen Morgen brach sich die Gewalt des Anfalls. Peter Woldegg erlangte das Bewußtsein wieder. Er erkannte seine Frau. Ein mattes Leuchten des Glücks flog über sein Antlitz, und als sie seine Rechte umfaßte, fühlte sie einen müden Druck.

Erst eine Stunde später, nachdem der Arzt gekommen war und ihm eine Morphiumeinspritzung gegeben hatte, konnte er sprechen. Wenige Worte nur. Ein leises „Dank!“ und dann die flehende Bitte: „Nach Hause!“ Immer wieder das gleiche sehnsuchtsvolle: „Nach Hause!“ Es war, als glaube er immer noch, daheim genesen zu können.

Der Arzt zuckte die Achseln. Aber er meinte, dem Sterbenden den letzten Wunsch zu versagen, sei unnötige Grausamkeit. Und die Fahrt ging besser, als sie alle vorausgesehen hatten. Es war wie ein Auflauern des wunden Körpers, des tobmatten Geistes. Der Fürst lag ganz ruhig in seinem Salonwagen, ohne den Blick von Ellinor zu wenden; dann und wann lächelte er leise, wie ein Beglückter, dann und wann flüsterte er: „Gib mir deine Hand!“ — „Dank, Ellinor!“ — „Es wird nun alles gut.“ Endlich, als die Nacht herabfank, ward ihm ein sanfter Schlummer.

Hans war aus seinem Abteil in den großen Salonwagen getreten, mit der Diakonissin; er wollte nicht dulden, daß Ellinor ihre Kraft vorzeitig aufreibe. Sie ließ sich auch wirklich überreden, ihren Platz auf kurze Zeit der Pflegschwester abzutreten, kam zu Hans in das Nebenabteil, nahm ein Glas Wein, ein Stück kaltes Fleisch, wie aus Pflichtgefühl. Und dann saß sie stumm in ihrer Ecke und starrte vor sich hin. Lange Zeit. Bis sie plötzlich Hans mit beiden Händen umklammerte, tonlos schluchzend: „Er stirbt, und ich bin schuld an seinem Tode.“

„Wenn er wirklich sterben sollte, Ellinor, so schlummert er hinüber mit dem Glücksbewußtsein, daß du ihn liebst.“

Sie schüttelte schmerzlich den Kopf. Und dann brach ihre verborgene Leidenschaftlichkeit durch. Es war wie ein mühsam unterdrückter Schrei: „Hans, sag, daß er leben wird. Nur Monate noch, wenn Gott es nicht anders will! Nur so lange, bis ich ihm beweisen kann, daß ich ihn liebe! Ich will süßnen — ich will gut machen!

Hans, sag, daß er leben wird! Sieh doch: ich hab' ihn ja in den Tod hineingestoßen. Und in mir kämpfte doch damals schon, als er ging, die Liebe zu ihm mit der tödlichen Vergangenheit. Ein Wort von mir hätte damals genügt, ihn zu halten. Aber es kam nicht über diese Lippen. Gott, Gott, laß ihn mir! Er muß es wissen, daß ich ihn lieb habe!“

„Er weiß es, Ellinor.“

„Zagend saß sie ihn an. In ihren Wimpern glüherten die großen Tränen: „Hans, ich war so grausam gegen ihn. Ich sah ja, wie er litt. Immer war er gleich gütig, rücksichtsvoll, nachsichtig gegen mich. Zu gütig, zu rücksichtsvoll! Wäre er nur einmal vor mich hingetreten als ein Mann, der Willen gegen Willen setzt. Aber immer lag auf ihm ein Druck, wie vielleicht der eines armen Vogels, der freiwillig in einen goldenen Käfig geflattert ist. So war nie Wahrheit zwischen uns, nie Offenheit. Alles nur begründet auf Selbstbeherrschung. Auch die kann zum Selbstbetrug werden. Das weiß ich jetzt. Und nun ist es zu spät —“

Wieder saß sie eine Weile wortlos, die Hände fest geschlossen, den Kopf gebeugt.

„Ich will zu ihm!“ sagte sie dann leiser, ruhiger. Und sie ging hinüber und setzte sich zu seinen Füßen auf ein Köscherchen. Bis er aufwachte und sein erster Blick sie traf.

Der Schlaf schien ihn gekräftigt zu haben. Aber sein erstes Wort war: „Du hast ja geweint, Ellinor! Das sollst du nicht! Nicht weinen!“

Da kniete sie neben ihm nieder und lächelte ihm unter Tränen zu: „Nein, nicht weinen! Ich bin so glücklich, daß ich bei dir sein kann.“

Es war gegen zehn Uhr, als der Zug in Berlin einlief. Im Palais wartete bereits Professor von Bergmann mit noch zwei Kollegen.

Die Untersuchung dauerte sehr lange. Als die Ärzte endlich herausstraten in das Vorzimmer, wo Hans Hagelitz und Ellinor harrten, in der stummen Fein derer, die zwischen zagem Hoffen und der Furcht vor dem Schlimmsten schwanken, sahen sie sehr ernst aus.

Die Fürstin sagte die Hand des großen Chirurgen: „Die Wahrheit, Herr Geheimrat!“ flehte sie.

Er blickte fragend zu Hagelitz hinüber. Aber dann sagte er: „Durchlaucht, des Fiebers werden wir Herr werden. Aber die Wunde am Schienbein ist böse. Ich fürchte mit dem Fürsten, sie rührt von einer vergifteten Waffe her. Sie ist auch stark vernachlässigt, und bei der Schwäche des Patienten wage ich jetzt keinen tieferen operativen Eingriff.“

Er sah wohl, wie das schöne Antlitz der Fürstin mehr und mehr erstarrte. Und so sprach er mitleidig weiter: „Durchlaucht, wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Für den Augenblick, für die nächste Zeit ist jedenfalls keine unmittelbare Lebensgefahr zu befürchten. Durchlaucht

wollen Ihren Herrn Gemahl selbst pflegen, wie ich höre?"

"Ja!" sagte sie fest.

Er nickte. "Dann bitte, Durchlaucht, lassen Sie uns zusammen in Ruhe besprechen, was zunächst zu tun ist."

Eine Stunde später trat Hans Hagelig auf die Straße hinaus. Auf seiner Seele lasteten noch schwer die Eindrücke der letzten Stunden. Aber er atmete doch freier denn vorher. Er wußte ja nun: so kurz die Frist bemessen sein mochte, die dem Schwager blieb, sie war ihm durch Liebe verschönt. Und Ellinor würde, wenn sie ihm die Augen zudrückte zur ewigen Ruhe, wissen, daß ihr verziehen sei.

Berlin lag im tiefen Schnee.

Er winkte einem der kleinen Droschenschlitten. Der Weg, den er vor sich hatte, war sehr weit, bis an die äußerste Grenze von Wilmersdorf. Er wollte zu Gallweg's. Oder, wie er selbst meinte, zur Großmutter. Die war kurz vor seiner eiligen Abreise nach Heidelberg zu Gallweg's gefahren, um ihren Pflichten als Vate bei dem ersten Töchterchen zu genügen. Von dem bloßen Einschreiben ins Kirchenbuch hatte Tina nichts wissen wollen, und das Logierstübchen wartete schon so lange.

Hans wußte, daß die Großmutter sehnüchlig auf Nachricht über den Fürsten und mehr noch über Ellinor harrete. Denn zwischen ihr und der Fürstin hatte sich in dem letzten Jahr ein engeres Band gesponnen, und nicht zuletzt die Greisin hatte in schweren Tagen die junge Frau aus Selbstbeherrschung und Selbstbetrug zur Selbsterkenntnis geführt — mit oft recht scharfen Worten und mit weichem Herzen.

Eine weite Fahrt durch die verworrenen Straßen. Doch er merkte kaum, wie weit sie war.

Zum ersten Male fuhr er zu Gallweg's hinaus. Der Spatz hatte ihn wiederholt gebeten, sie zu besuchen — er schrieb oft, der Mann der Feder, und immer lustig und lebensfroh. Aber Hans war im ganzen letzten Jahr nur einmal auf einen Tag in Geschäften in Berlin gewesen. Und dann — es war eine gewisse Scheu in ihm vor diesem Besuch.

Er fürchtete sich vor dem Glück der beiden. Er war ja nicht unglücklich. Er hatte sich durchgerungen, in rastloser Arbeit innere Befriedigung gefunden, volle Befriedigung, seit ihm Ruth den Sohn und Erben geschenkt hatte. Und auch Ruth war, seit das süße Vallen des Kleinen an ihr Ohr schlug, wohl eine andre geworden. Sie lebten in Frieden oder doch ohne Unfrieden. Aber dennoch — dennoch — er schente den Vergleich.

Nun hielt endlich der Schlitten vor der Tür eines ganz neuen, himmelhohen Hauses. Gallweg's wohnten, er wußte es, im sogenannten Gartenhanse. Er mußte über den breiten Hof, drei Treppen hinauf, und jede Stufe wurde ihm schwer. Es kostete ihn Ueberwindung, nicht umzukehren. Dann stand er endlich vor der Tür mit dem

kleinen blanken Messingchilder — von Gallweg — und zögerte.

Als er schließlich die Klingel gezogen hatte, öffnete ein dralles Dienstmädchen und rief ganz erchröden: „Herrgott — der Herr Baron!“ Er würde die Frau gar nicht erkannt haben, das Vielberger Kind, das Malwine der Freundin nach der Großstadt geschickt hatte.

Aber da ging schon eine Tür in dem engen Korridor, die Großmutter trat heraus und fauchte das Mädchen an: „Brüll doch nicht so, dumme Trine. Du weißt doch, Baby schläft.“ Und dann gleich: „Hans, lieber Junge! Was hast du für Nachrichten?“

Er stand noch immer zwischen Tür und Angel, während er berichtete. In fliegender Hast, als breune ihm der Boden unter den Füßen. Die Großmutter nickte: „Ich frene mich für Ellinor! Selbst Tage, Wochen sind für sie ein Gnaden Geschenk. Aber komm herein, Hans! Gallweg ist zwar nicht da, aber Tina.“

Das Blut flammte ihm ins Gesicht. Er trat einen Schritt zurück. „Großmutter . . . ich . . . möchte nicht stören.“

Da faßte sie ihn am Arm, wie sie's bei dem kleinen Hans immer getan, dicht an der Achsel, und lachte, daß ihre falschen schwarzen Veden an den Schläfen hin und her pendelten: „Du dummer Hans! Komm nur!“ Und wie er immer noch unerschläffig stand, sagte sie fast wie im Zorn: „Hans, ich dachte, du seist ein Mann geworden. Sei nicht so klein! So komm doch!“

Tina saß an ihrem Zeichenbrett. Als sie die Tür geben hörte und flüchtig aufblickte, sah sie zuerst nur die Großmutter.

„Hier, Tina . . . der Hans!“

Da ging es ihr wie ihm. Auch in ihren Wangen stieg das Blut auf, und auf einen Moment preßte sie ihre beiden Hände fest auf das Brett. Aber es war nur der Bruchteil einer Sekunde. Dann stand sie auf und ging ihm entgegen, faßte seine Hand, sah ihn mit ihren tiefen Augen ruhig an und sagte warm und herzlich: „Kommen Sie endlich einmal, lieber Hans! Und nun ist Herbert gerade nicht hier! Ich frene mich so sehr, Sie wieder zu sehen.“

Er fühlte den kräftigen Druck ihrer Hand, und er fühlte, sie sprach die Wahrheit. Er hätte so gern etwas entgegnet, ihr auch einen herzlichen Willkommensgruß geboten. Doch die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und nur wie durch einen Schleier sah er, wie sonnig schön sie im Glück geworden war, schöner als je.

Ein leises Lächeln spielte um ihre Lippen. So wie eben glückliche Frauen lächeln, wenn sie wissen, daß man sie schön findet. Und zugleich brach in ihr etwas wie das frauliche Bestreben hindurch, dem lieben Freund über diese Augenblicke hinwegzuhelfen.

„Kommen Sie, Hans, setzen Sie sich zu mir. Hier an meinen Arbeitstisch. Aber sehen Sie nicht hin — das ist ein ganz roher Entwurf.“

Ich zeig' Ihnen lieber nachher etwas andres, eine Paramentenzeichnung, die die Kaiserin gekauft hat. Unbändig stolz waren wir beide, Herbert und ich! Und nun lassen Sie sich mal anschauen, Hans. Ganz braun sind Sie geworden, der richtige Agrarier. Hören Sie, Hans, und Ihr Schnurrbart ist lange nicht mehr so gut gepflegt wie früher. Wenn ich Ihre Frau wäre, das müßte anders sein. Freilich, mit meinem Spag und Schag ist erst recht nichts anzufangen — seit wir verheiratet sind, ist leider auch die letzte Spur von Eitelkeit verschwunden. Man hat seine Not mit euch Männern —

Sie sprach sehr schnell, doch auch ein wenig aus Verlegenheit. Dabei hatte sie zum Stift gegriffen und zeichnete krause Ornamente, die wohl kaum völlig in ihre Skizze paßten.

„Na — dafür ist Herbert aber sonst ein wahres Prachtexemplar. Fleißig wie eine Biene — haben Sie schon die ‚Drohnenflucht‘ gelesen, Hans? Hat sie Ihnen nicht sehr gefallen? Und häuslich ist er, höchstens wird er als Töpschengucker gesteinigt. Nur wenn er zum Regiment geht — Gott bewahr mich! — haben sie ihm da neulich einen Kater angedockert, dem armen Manne —“

Möglich sah sie auf. „Aber da reb' ich immer von uns! Nur von uns! Und ich möchte Ihnen denn doch gratulieren, Hans —“

„Mir?“ sagte er, und es suchte über sein Gesicht.

„Ihnen, Hans, natürlich! Erstens, wenn's der Spag-Schag auch schon gewiß in überschwenglichen Poetenworten schriftlich besorgt hat, zum Erbgroßherzog von Vielberg! Und dann dazu, daß Sie solch ganz außerordentlicher Landwirt zu werden auf dem besten Wege sind.“

„Woher wissen Sie denn das, Tina?“ Zum ersten Male kam ihr Name über seine Lippen.

„Von der Großmutter — verzeihen Sie, wenn ich sie auch vor Ihnen so nenne. Und die lobt nicht ohne Grund. Neulich hat sie Herbert sogar mal mordsmäßig abgefanzelt, weil ihr eine Novелlette, die er uns vorlas, nicht gefiel. Und richtig — er hat sie schon von zwei Redaktionen zurückgeschickt bekommen. Nun, das tut nichts. Es ist ganz gut, wenn er bei seinen Erfolgen nicht hochmütig wird, der gute Herbert. Aber, Hans, nun muß ich Ihnen doch unser Heim zeigen und unser Baby. Rä! ich's nicht, würde Herbert mir's nie verzeihen.“

Immer war Herbert ihr drittes Wort.

Sie führte ihn herum mit der naiven, rührenden Freude der jungen Frau am eignen, am selbststerworbenen Glück und Besitz. Baby mußte er bewundern und das Eßzimmer mit dem Büfett, das sie entworfen hatte, und die Stühle im Schippenbale-Stil und den Flügel, den die Gräfin ihnen geschenkt hatte. Und dann trat sie mit ihm ans Fenster: „Sehen Sie, Hans — hier ist die Großstadt zu Ende. Nichts als Felder, lachendes Grün im Sommer. Für den Anfang prächtig —

nicht wahr? Aber noch zwei, drei Jahre, dann bauen wir uns draußen, ganz im Grünen, eine kleine Villa. Klein, aber mein! Da freuen wir uns heute schon darauf, wie zwei große Kinder.“

Mit einem Male unterbrach sie sich. Sie sah ihn an und setzte in ganz verändertem Tone hinzu: „Hans, ich rede immer, und Sie sagen gar nichts...“

Er mußte sich gewaltsam zusammennehmen. „Ich freue mich, daß Sie so glücklich sind, Tina. Sie beiden lieben Menschen...“

Da leuchteten ihre Augen gleich wieder sonnig auf: „Ja, Hans, glücklich sind wir. Ueber alle Maßen glücklich, so daß wir den lieben Gott eigentlich nur immer bitten können, uns unser Glück zu erhalten! Im Anfang, Hans — warum soll ich's solchem alten Freunde nicht sagen? — da hatten wir wohl manchmal Sorgen. Aber das war doch immer nur um äußerliche Dinge. Da kommt man darüber hinweg, wenn man sich recht lieb hat und einander recht vertraut und versteht. Na und jetzt, Hans, jetzt sind wir nämlich feierliche Leute, sozusagen auf dem besten Wege, Kapitalisten zu werden, elende Mammonsnechte. Von wegen Baby nämlich, sagt der Spag-Schag.“

Möglich merkte sie, daß ja die Großmutter verschwunden war. Sie hatten es beide nicht beachtet, daß sie gleich zu Anfang ihres Beisammenseins das Zimmer verlassen hatte.

Sie wurde ein wenig unruhig. „Wo bleibt denn nur Großmutter?“ Aber ihr Mund lachte schon wieder: „Hans, das ist einmal komisch. Herbert ist nämlich rasend verliebt in Großmutter, und ich bin rasend eifersüchtig. Sie sollten aber nur einmal sehen, wie die sich gegenseitig die Cour machen! Es ist empörend. In seinem nächsten Roman will er sie sogar vereinen: die beste aller Frauen! sagt der schamlose Mann; und sie setzt lachend hinzu: mit Stachelndraht ringsrum! und dann meint er: keine Rose ohne Dornen!.. Es ist nur ein Glück, daß ich ein paar Jahre jünger bin.“

„Ja — Großmutter!“ Er stand in tiefem Sinnen. „Wer immer auf sie gehört hätte.“ Und dann fuhr er hastig fort: „Ich muß nun gehen, Tina. Grüssen Sie meinen lieben alten Spag... Und —“ er zögerte eine Sekunde — „und kommen Sie beide im Frühjahr nach Vielberg! Sie werden dort viel verändert finden. Aber der Esu nuert noch um das Pfarrhaus, die alten Kastanien stehen noch und die Buchen hinter dem Garten.“

Er hatte ihre Hand ergriffen.

„Wir kommen gern, Hans!“ Sie sah ihm voll in die Augen. „Und unter den Buchen werde ich Herbert und Ihnen einen Kranz — wie ehedem — wissen Sie noch?“

Er nickte. Und dann beugte er sich, küßte ihre Hand und ging. Sie kam nicht mit hinaus auf den Korridor. Sie trat ans Fenster, legte die Stirn an die kühle Scheibe und sah hinaus auf das weite, weite Schneefeld, an dessen äußerstem

Saume sich wie ein dunkler Streifen der Grunewald hinzog. Leicht war das doch nicht gewesen . . . Aber in ihrem Herzen war eine reine Freude. —

Draußen auf dem Korridor stand Hans hagelig einen Moment wie betäubt. Bis er plötzlich die Hand der Großmutter auf seiner Achsel fühlte.

„Nun, alter Hans —“

Er antwortete nicht.

„Hans!“ sagte sie eindringlich. „Hans, sei kein Narr. Ich wollte, daß ihr euch wiedersehen solltet. War's heute nicht, dann ein andermal. Warum denn nicht? Ihr habt euch lieb gehabt, das Leben hat euch aneinandergeführt. Nun, Hans, könnt ihr euch wieder lieb haben, in andern

Sinn und doch von ganzem Herzen: als gute Freunde. Ihr alle drei! Das will ich — auch gerade deinetwegen! Du hast deinem Leben einen neuen Inhalt gegeben, durch deine Arbeit! Das respektier' ich. Nun aber fülle auch deine Seele mit treuer Freundschaft! Und wenn es schwer war heute, Hans — es wird dir zum Segen werden.“

Sie küßte ihn auf beide Wangen. „Lebe wohl, du alter Junge! Und grüß mir Vielberg.“ Langsam stieg er die Treppe hinunter.

Und in seinem Herzen glomm fragend, hoffend der Glaube auf: sie kann schon recht haben, die kluge liebe Großmutter. Sie hatte ja immer recht. Und ich will's versuchen, sie festzuhalten, wenn sie anpöcht — die Freundschaft.



Waldeszauber

Im tiefen Waldesdämmerung
Lieg' ich in süßer Ruß';
Die Bäume mit ihren Zweigen
Fächeln mir Kühlung zu.
Wolken mit goldenem Saume
Schimmern durchs grüne Dach,
Die Seele eilt im Traume
Dem wogenden Glanze nach.
Da kommt der Schlaf verstoßen
Und reicht mir die weiche Hand
Und führt mich auf leichten Fußeln
Ins alte Märchenland.
Ich schlumme tief, — indessen
Klirrt ein Pantoffel von Glas,
Es naht die verwunschene Prinzessin
Und setzt sich zu mir ins Gras.
Seit einem grauen Jahrhundert
Hält sie ein Zauber in Mann,
Haß hoffend, Haß verwundert
Schaut sie den Schläfer an.
Sie blickt aus großen dunkeln
Augen und ist so hold,
Ihre blonden Locken funkeln
So hell wie gesponnenes Gold.
Leis' klinkt' ich durch die Lider,
Mir ist so wunderbar,
Da fällt auf die Wange mir nieder
Eine Locke von ihrem Haar.
Ich öffne die Augen, — da sagt sie
Mit ernstem Gesichte: „Ich bin's,
Die verwunschene Prinzessin,“ — dann fragt sie:
„Und du? — bist du der Prinz?“ —
Und sollt' ich heut noch hangen,
Ich lüge: „Sicherlich!“
Da schießt es ihr heiß in die Wangen,
Und sie küßte mich: „Dann küßte mich!“

Aug. S. Plinke



Maori-Prinzessin im Hōhepa's-Federkleid

Die Maoris von Neu-Seeland

Mitten in einer wildromantischen Natur liegt auf Neu-Seeland das Maoriland, die Heimat einer interessanten, leider im Aussterben begriffenen Volksrasse. Nach der Tradition der Eingeborenen ließen sich ihre Vorfahren vor etwa 800 Jahren dort nieder. Wherahiko Hauwei, ein eingeborener Missionar, erzählte mir darüber folgendes:

Vor Tausenden von Jahren lebten auf der Insel Hawaiki die Vorfahren unsers Volkes. Einer ihrer Priester, Te Rupe mit Namen, hatte das Mißfallen seines Häuptlings erregt und mußte fliehen, um nicht dem Tode zu verfallen. Mit Nahrung ausgiebig versorgt, fuhr er auf einem Kanoe hinaus ins weite Meer; Heimat und Freunde, so glaubte er, würde er nimmer wiedertreffen, und von den Seinen wurde er alsbald für tot beweint. Zwölf Monate später aber kehrte er zum Erstaunen der Inselbewohner zurück und erzählte in glühender Schilderung von einem wunderbaren Land, das er entdeckt habe. Sein Bericht rief stürmische Aufregung hervor. Sieben reichlich ausgestattete Kanoes, genannt Notea, Awawa, Piani, Mata, Talitumu,

Kurahuape, Atua, dicht besetzt mit Hawaiki-Eingeborenen, fuhren hinaus aufs Meer, das gelobte Land in Besitz zu nehmen. Te Rupe befand sich in dem Kanoe „Notea“, und da sein Boot Neu-Seeland zuerst erreichte, nannten die Angekommenen Neu-Seeland „Aotearoa“. Der Ueberlieferung nach haben die Eingeborenen seit Generationen berichtet: „Der Same unsrer Herkunft stammt aus Hawaiki,“ und so darf wohl kein Zweifel über den Ursitz der Maori-Masse auskommen. Wer die hier wiedergegebenen Bilder der Maorifrauen und das des Eingeborenen Hauwei betrachtet, dürfte mit uns darin übereinstimmen, daß diese Leute einen durch aus orientalischen Typus haben.

Wie die Bildungsfähigkeit der Maoris ganz erstaunlich ist, so sind ihre Körperformen prächtig, ihre Gesichtszüge so geistig belebt, daß man sich des Gedankens kaum erwehren kann, daß ihre Urväter einst einer in der Kultur vorangeschrittenen Völkerklasse angehört haben. So dürften wohl jene Kulturgeschichtsforscher recht haben, die meinen, daß die Eingeborenen von Hawaiki einem Zweig jenes

babylonischen Geschlechtes entstammen, das nach der Zerstörung des Turmbaues in alle Welt zerstreut wurde. Von Te Kupe glaubte das Maori-volk, daß er übernatürliche Kräfte besäße. Die Maoriballaden, die ebenfalls ein Verweis für die Intelligenz der Rasse sind, berichten ausführlich von ihm. In einer von ihnen heißt es, ins Deutsche übersezt:*)

Ich will singen, ich will singen von Kupe, groß und tapfer,
Der sein Kanoe aussehte und die mächtigen Wellen durch-
kreuzte.

Der, als die Welt aus ihrem Chaos geboren wurde,
Die Erde in Kontinente teilte,
Die Täler und die Berge schuf
Und der Erde, so fruchtbar, ihre herrlichen Farben verlieh.
Wie der Vogel, leicht sich schwingend, aus der Tiefe empor-
steigt.

So rief er die Inseln, aus ihrem totenähnlichen Schlaf sich
zu erheben.

Die Kapiti und Mana**) kühn die Wellen.
Und Koroava verließ ihr Oeangrab.
Dies sind die Zeichen, die unsern Vorfahren wurden,
Da Aotearoa zuerst ihr Angesicht erblinnte.
Und nun will ich jeden verborgenen Winkel, jeden Strand
erforschen.

Um Besitz von dem fruchtbaren Land zu ergreifen.

Diese Ballade stammt also nach unsrer Zeitrechnung ungefähr aus dem 11. Jahrhundert und wird noch heute von den Maoris gesungen. Koroa trug sie uns mit einer klangvollen, tief ergreifenden Baritonstimme vor und begleitete seinen Gesang durch Spiel auf einem mandolinähnlichen Saiteninstrument, ebenso eines seiner von ihm selbst gedichteten und komponierten Lieder:

Meines Lebens Geschichte.***)

„Biele Jahre wandert' ich in Dunkelheit und Sünde.
Von Furcht erfüllt, im Herzen lummervoll!

*) Nach Koroas Uebersetzung aus der Maorisprache ins Englische, die deutsche Uebersetzung aus dem Englischen von Malvina Lampadius.

**) Kapiti und Mana sind zwei Inseln.

**) Gleichfalls nach Koroas Uebersetzung.



Werahiko Rawel, eingeborener Maori-Missionar, dessen Vorfahren noch Kannibalen waren

In meiner Trauer kniet' ich nieder dort am Kreuze,
O welcher Kriede! Welche Wonne überkam mich da!
Die Dunkelheit ward mir zum Licht des Tages!
O welche Seligkeit, da Furcht und Zweifel schwanden,
O weich unsagbar Glück, da ich nicht mehr
zu trauern brauche ob der eignen Sünde!"

Die Maoris waren einst ein mächtiger Volksstamm und von den Engländern gefürchtet. Aber wie die Gebräuche der Zivilisation überall ver-

herrnd auf die wilden Völker-
rassen einwirkten,
so haben sie auch
bei den Maoris
dazu beigetragen,
daß der Stamm
dem Aussterben
nahe ist. Zivili-
sierte Kleidung,
Brantwein, Ta-
bat, Kriegsge-
wehre sind die
Träger der Ver-
nichtung gewesen,
die seit kaum
einem Jahrhun-
dert massenweise
ihre Opfer dahin-
gerafft haben.
Von der kleinen
Schar der übrig-
gebliebenen so



Ein Wharepuni, Schlafstätt für etwa hundert Eingeborene. Mit Stützenbildern geschmückt

Ueber Land und Meer. 34. Oct.-Heft. XIX. 13



Maori-Prinzessin von der nördlichen Insel

schönen und talentierten Rasse wird bald keine Spur mehr zu finden sein. Auch die ansteckenden Krankheiten, die der Schiffsverkehr nach Maori-land gebracht, haben zahlreiche Opfer gefordert. Verderblich sind übrigens auch die eignen Hochzeits- und Begräbnisgebräuche. Bei letzteren ist es zum Beispiel Sitte, daß Häuptlinge 14 Tage bis 3 Wochen, je nach ihrem Range, über der Erde aufgebahrt liegen müssen. Während dieser Zeit haben die Angehörigen der Verstorbenen alle Leidtragenden in den „Whavepuni“ zu beherbergen und zu bewirten. Oft sind 50 bis 100 Eingeborene in dem schlecht ventilierten Raume zusammengebrängt. Sehr häufig, besonders dann, wenn der Verstorbene am Fieber zu Grunde gegangen ist, bricht dieselbe ansteckende Krankheit unter den Leidtragenden aus. Auch alle Hochzeitsgäste bleiben wochenlang im „Whavepuni“ gesellig zusammen, bis der große Moment gekommen ist, da die Eltern der Braut die Festgenossen unter reichen

Geschenken an Schmuckfachen entlassen, wobei besonders der funkelnde Grünstein von Neu-Seeland eine Rolle spielt. Massenweise werden Speisen serviert, und die Kumaras (Kartoffeln) sind ein Lieblingsgericht. Selbst die arme Klasse der Maoris bemüht sich, diese Schenkliste aufrecht zu erhalten, die häufig der Grund ist, daß ganze Familien nach dergleichen Hochzeits- und Totenfesten ein Jahr lang am Hungertuche nagen.

Ausre Abbildungen von Frauen, nach Aufnahmen des Missionars Kawai, zeigen Angehörige der bemittelten Häuptlingsklassen. Die Gewänder bestehen aus einem feinen Handgewebe, aus einer neuseeländischen Rohrpfanne angefertigt. Je nach dem Rang, den die Frauen und Töchter der Häuptlinge einnehmen, werden in diese Kleidungsstücke mit Nadeln, die aus Fischgräten verfertigt sind, Federn eingewebt. Die sogenannten Maori-Prinzessinnen tragen die kostbarsten Gewänder aus Federn seltener Vögel, ebenso ist ihr tronenartiger Kopfschmuck mit wertvollen Federn geziert. Die unbemittelten Maoris sind nur dürftig bekleidet, die Kinder meist gar nicht.

Hochinteressant sind die alten, aus Holz erbauten Wohnstätten, die schon erwähnten „Whavepuni“. Die Holz-



Maori-Mädchen im Staatskleide

schmückereien an und in ihnen sind geradezu Meisterwerke. Eigentümlich ist es, daß die aus Holz geschnittenen Maori-Götzen stets einen ungeheuer großen Kopf auf einem Zwergentkörper tragen. Der Eingeborene Werahiko Hamei bemüht sich, seitdem er selbst zum Christentum bekehrt wurde, fortgesetzt, das Evangelium unter den Maoris zu verbreiten

weiterem dreijährigen Studium und einem glänzend bestandenen theologischen Examen in der englischen Christ-Church zog er als Missionar in seine Heimat zurück. Um Geld für seine Missionszwecke zu erwerben, bereifte er, Vorträge über sein Volk in England und Amerika haltend, mehrere Jahre die Welt. In Panmarere, einem kleinen Ort in der



Maori-Zwillingsspaar mit selbstgewebter Bekleidung

und sie von ihrem Götzendienst abzubringen. Er ist in Mangahero-Ote-Au geboren, einer kleinen Ansiedelung der Maoris hinter Pipiviki am Wanganni-Flusse. Seiner Erzählung nach wurde er von einer durch seine Heimat reisenden Engländerin adoptiert. Sie brachte ihn nach Wanganni, Neu-Seeland, und sandte ihn dort acht Jahre lang in die englische Schule. Im Jahre 1866 bekannte er sich aus eigner Antrieb zum Christentum. Nach

Bucht der Insel von Neu-Seeland, errichtete er ein Missionsheim und eine Schule für seine bildungsfähigen Landsleute. Mit seiner Frau und seinen beiden lieblichen Kindern lebt und wirkt er hier noch heute.")

Malvina Lampadius

*) Weitere interessante Abbildungen von Maoris finden unsere Leser in dem reich illustrierten Werke „Die Völker der Erde“ von Dr. Kurt Lampert (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), 2 Bände; Preis 26 Mark.

Doppelwesen

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

In Goethes „West-östlichen Divan“ findet sich ein liebliches Gedicht auf eine wunderbare Pflanze: den chinesischen Ginglo-Baum. Eins und doppelt zugleich seien seine Blätter, und dem Dichter erscheint das als Sinnbild seines durch Liebe geteilten Wesens. In der Tat wird das schöne, lichtgrüne Ginglo-Blatt durch eine tiefe Einkerbung in zwei gleichartige Hälften gesondert, doch ist das nicht das eigentlich Wertwürdige der Pflanze; den Kenner fesselt vielmehr der Umstand, daß dieser Ginglo-Baum ein Nadelholz ist, nahe verwandt unserm Tarnus, und dennoch keine Nadeln, sondern echte Laubblätter, wie eine Buche oder Linde, trägt. Aber an eine ganz andre Kette naturwissenschaftlicher Dinge mahnt unwillkürlich das Gedicht. Nicht bloß ein Pflanzenblatt und ein Dichterberz haben ihr Los, daß sie gelegentlich „eins und doppelt“ sind und daß der Vers gilt:

„It is Ein lebendig Wesen.
Das sich in sich selbst getrennt.
Sind es zwei, die sich ereien.
Daß man sie als Eines kennt?“

Mit Stannen gewahrt der Naturbeobachter, daß es lebende Wesen von fester Art gibt, die gewohnheitsmäßig in sich eine regelrechte Zweifelt bilden. — Wesen, vor denen die Frage, ob das nun als Individuum eins oder zwei sei, nicht nur eine zulässige wissenschaftliche Streiffrage, sondern oft eine schier unbeantwortbar schwierige wird.

Wir untersuchen die Kiemen eines Süßwasserfisches, einer Karausche, also des gleichen karpsenähnlichen Fisches, aus dem die Chinesen durch künstliche Züchtung unsern allbekannten Goldfisch gemacht haben. Da hängen an diesen Kiemen winzige Schmarobertierchen, ungebetene Gäste gleich unserm Floh, und blutspendend wie dieser. Aber während der Floh ein Insekt, eine Art flügelloser, parasitisch lebender Fliege ist, sind diese kleinen Gefellen hier Würmer. Wir lösen ein solches festgesaugtes Würmchen von seinem stets gedeckten Tisch und betrachten es mit dem Vergrößerungsglas. Sogleich erscheint seine Form auffällig. Es bildet ein kleines Kreuz. Und da wir nachsehen, wo denn an den Armenenden dieses Kreuzes der Mund sitzen möge, wo der Magen im Innern des einen oder andern Balkens stehe, ergibt sich im Leibesbau dieses Schmarobers ein unerhörter Luxus. Das Tier hat zwei Mäuler, an jedem der beiden längeren Balkenenden eines. Und es hat ferner in jedem der beiden ganzen Kreuzbalken je einen Magen. Ja es hat, je genauer man es besieht, auch alle andern Organe doppelt. Ein Individuum im ganzen, scheint es doch das Material in sich zu haben für zwei. Das „Doppeltier“ (Diplozoon) hatte man es also zunächst benannt, und wegen seines völlig einzigartigen Doppelmaterials an sämtlichen Organen gab man ihm das Eigenschaftswort des „widerprüchvollen.“ also Diplozoon paradoxum.

Aber ein findiger Naturforscher, von Siebold, wollte sich mit diesem Sachverhalt noch nicht zu-

frieden geben. Er forschte weiter, und ihm glückte denn auch ein noch viel „paradoxerer“ Nachweis. Das Doppeltier ist ursprünglich wirklich etwas Doppeldes: es liegen ihm jedesmal zwei wohl getrennte, selbständig lebende Individuen zu Grunde. Aus dem Ei dieser Würmer erwächst zunächst ein einfacher kleiner Einzelmurm mit nur einem Munde und einem Magen, entsprechend also dem einen Kreuzbalken des Doppeltiers. Solche Einzelmürmer sehen sich als blutsaugende Schmarober an den Kiemen der Fische fest. Dort aber vollführen sie das eigentliche Wunder. Je zwei und zwei gesellen sich zu einander, verflammern sich mit Hilfe von Saugnapfen und kleinen Zapfen so, daß die Kreuzform des Doppeltieres entsteht, und verwachen schließlich regelrecht zu diesem „Doppeltier“: — d. h. sie werden aus zweien eines, verschmelzen zu einem einzigen höheren Individuum.

Spielt dieser Fall im Tierreich, so hat man in neuerer Zeit einen andern aus der Pflanzenwelt kennen gelernt, der noch verwickelter, aber auch noch amüsanter ist. Betrifft er doch nicht winzige Schmaroberwürmer, die so leicht kein Laie zu sehen bekommt, sondern ein Gebilde der Natur, das jeder von uns ungezählte Male auf jedem Waldspaziergang, jeder Gebirgsktour gesehen hat. Es ist die Flechte. Von altersher hat die Flechte die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auf sie tritt unser Fuß bei jedem Schritt ins Waldesbüschel. Aber das Auge begegnet ihr ebenso, wenn es den Baumstämmen aufwärts folgt, da fleßt sie, klettert sie, spinnt sie sich wie silberner Reis um jeden Ast. Wo das Gebirge steigt, da hängt sie in langen, graugrünen Bärten wie Eiszapfen von den Zweigen herab. Bis endlich den Wanderer auf hohem Granitgrat, an der Schneekuppe oder in den Hochalpen, wo jeder andre Pflanzenwuchs schon erstorben ist, vom nackten Fels läuft noch ein goldgelber Fleck da und dort grüht: die Flechte, angelammert als letzter Pionier Floras am harten, windgepeitschten, frostzerfressenen Urgeftein.

Als zuerst eine systematische Ordnung in der Fülle der Pflanzenformen geschaffen wurde, erschien die Flechte als eine der charakteristischsten Gestalten, sie erhielt ihre besondere Abteilung im System als Moos oder Pilz oder Farnkraut oder Nadelholz, und diese Sonderung und Abgrenzung solcher Hauptgruppen schien rein für die Ewigkeit als eine Grundlage aller Systematik gemacht. Spezialisten legten sich auf die Flechtenkunde im Gegensatz zu Mooskennern oder Pilzkennern, Liebhaber sammelten Flechten als Sport, und keiner träumte, daß sich da noch einmal etwas ändern könne. Zimmerhien merkten diese Spezialisten allmählich doch, daß es mindestens nicht leicht sei, die Naturgeschichte des Flechtenvolks zu schreiben. Das erlaubte sich allerdings Extravaganzen, die auf ein tiefes Geheimnis seiner Organisation deuteten. Schließlich war aber die Natur ja solcher Geheimnisse überall voll, je tiefer man sie eindrang. Und es schlug also doch wie ein Wetterstrahl ein, daß allen Junft-

botanikern die Ohren hallten, als sich die Kunde von einer ganz revolutionären Entdeckung verbreitete: der Entdeckung nämlich, daß auch die Flechte gar kein einfaches Einzelbeing sei, sondern ein wunderfamstes Mischprodukt, eine Verwoidung und Verknöpfung zweier grundverschiedener Pflanzensorten, die jede für sich einer ganz andern Stelle im System angehörten. Jede Einzelflechte, wie sie da vom Fichtenzweig herabhang oder als gelbe Kruste am Granit klebte, war in sich aufgebaut aus zweierlei Pflanzen, war unter ihrer scheinbaren Einheit echt und recht „doppelt“.

Das vergrößernde Mikroskop war der erste kluge Herenmeister, der uns diese neue Weisheit offenbarte. Unter ihm betrachtet, löst der Leib der Flechte sich schon äußerlich in zwei ganz scharf zu sondernde Bestandteile auf, die zwar beide „leben“ und Zeit ihres Lebens sozusagen einander in den Armen liegen, die aber jeder für sich eine besondere Pflanze von treu bewahrter Eigenart darstellen. Denken wir uns im Wilde einmal so ein vergrößertes Stück Flechtenleib als seine Stiderei, — es hat in Wirklichkeit einige Ähnlichkeit damit. Diese Stiderei besteht aus Sternen und verbindenden Ranken in verschieden gefärbtem Garn: die Sterne etwa aus grüner Seide, die Ranken aus weißer. Das Ganze hängt zusammen und ist doch ein Zweierlei verschiedener Garns. In der Flechte nun ist dieses weiße Garn, das das eigentliche Rankengerüst bildet, das innere Geäst eines Pilzes. Die grünen Sterne darin aber sind die eingelagerten Zellen einer ganz andern Pflanzensorte, nämlich einer sogenannten Alge, also einer Verwandten jener grünen Wasserfäden und braunen Seetange, die jeder wohl einmal einzeln schon gesehen hat.

Pilz und Alge, obgleich beides Pflanzen, sind in ihrer Lebensart nun an und für sich wohl die stärksten Gegensätze, die sich denken lassen. Die Alge ist eine „grüne“ Pflanze. Diese grüne Farbe, hinter der ein bestimmter Farbstoff steckt, ist nicht bloß eine schöne Naturdecoration zur Freude des Malers, sondern sie hat eine tiefste Beziehung zum Leben ihrer Trägerin. Wenn die Pflanze grün ist, so besagt das: sie trägt ein lösliches „Tischlein deck dich“ in sich. Unter dem Einfluß des Sonnenlichts weiß sie aus Kohlenäure und Wasser, also aus rein anorganischen Substanzen, die selber mit Leben nichts zu tun haben, edle Nährstoffe des Lebens zu bereiten, mit denen sie sich erhält. Es ist diese Gabe, mit der sie sogar einen Vorzug hat vor Tier und Mensch. Diese würden mit reinem Naturstoff allein verhungern und läge unter ihnen ein ganzer Planet an Stein, dehnte sich rings um sie ein Weltmeer an Wasser, wölbte sich über ihnen ein blauer Lustdom und schiene die Sonne noch so hell darein. Tier und Mensch haben eben jene Gabe direkter Nahrungsaufnahme aus dem Anorganischen nicht: sie brauchen schon verarbeiteten Stoff, der einen lebenden Körper passiert hat, also eben die Pflanze selbst oder auch wieder ein Tier, das schon aus zweiter Hand so ernährt ist. Gerade der Pilz aber steht nun wieder dieser tierischen Nährkraft nahe, er hat, obwohl er Pflanze ist, kein Blattgrün und also auch kein „Tischlein deck dich“ jener Art. Ein geborener Schmarotzer ist er, der sich an fremdes Leben heranannähert, um von dessen Kraft und dessen Tischlein, wo es gedeckt steht, mitzugehren.

Aus diesem Sachverhalt sollte wohl dem raschen

Aufschein nach nur eines resultieren: daß nämlich die beiden alles eher sein könnten als liebwerte Freunde, die Bufen an Bufen leben. Die Alge braucht den Pilz nicht, denn ihr Tischlein steht ihr durch eigne Kraft gedeckt. Der Pilz möchte bei der Alge vielleicht gern mittafeln, aber als Schmarotzer auf ihre Kosten. Was näher also, als daß sie ihn nicht nur nicht suchte, sondern gar, wenn er ihr nahe käme, als unberufenen Mitesser nach Kräften abwehrte. Wir sehen denn auch grüne Pflanzen sonst genug, die mit den raffiniertesten Schutzmaßnahmen gegen etwaige Tafelgäste auf ihre Kosten von seiten der Pilze vorgehen, — hier ist der Krieg offen, und wenn der Pilz doch siegt, so bedeutet es stets, daß die grüne Pflanze eine schwere Niederlage erlitten hat, krank und morsch ist und dem Verfall überhaupt entgegen geht. Im Fall Flechte aber ist trotz alledem die Sache anders verlaufen, und zwar auch das wieder aus plausiblen Gründen.

Der Pilz hatte eine Eigenschaft, die doch auch die Alge gebrauchen konnte. So ein Pilz ist zwar kein feiner chemischer Herenmeister, der aus Sonne, Luft und Wasser ein „Tischlein deck dich“ zu zaubern weiß, aber er ist in seiner Art ein derber, solider Arbeitsmann. Er weiß sich mit harten Häuften an den zähesten Fels anzuklammern, mit rauher chemischer Raspelung leckt er daran, bis das Gestein sich löst, und wenn das geringste feuchte Lüstlein weht, so versteht er sich mit Wasser daraus zu verproviantieren bis zum Strogen. Es geschah, daß grüne Algen von solchen Pilzen gepackt und umponnen wurden. Wohl mußten sie plötzlich ihr Tischlein, wie es ihre gute Kunst ihnen deckte, mit hungrigen Barbaren, denen die Kunst absolut fremd war, teilen. Aber diese groben Kerle erwiesen sich zugleich als brauchbarste Handlanger. Sie pumpten der Zaubertische im Algenleibe Wasser an, wenn sonst alles dürr war, sie öffneten geheime Mineralerschätze, mit denen sie selber als rohe Geister nichts anzufangen wußten, die aber den seinen Zwergen gerade im buchstäblichen Sinne Stoff für ihre Suppe darboten, und sie trugen Köche und Köchen auf ihrem eisernen Nacken, wo sonst jeder Hauch die zarten grünen Männlein mit all ihrer Sonnenküche verweht und vernichtet hätte. Anstatt zu leiden, grüntem diese Algen im Pilzarm in nie erträumter Fülle und Herrlichkeit auf, und leicht genug wurde es ihnen, die hungrigen Fressfäden der Pilze aus ihrer so üppig versorgten Lebensküche mit zu ernähren, also daß beide Parteien sich äußerst wohl dabei befanden. Der Erfolg war eine dauernde Genossenschaft auf Gegenseitigkeit, Pilz und Compagnie hier, Alge und Compagnie dort, beide zu wachsendem Wohlstand der Firma. Und so entstand die „Flechte“, dem Ursprung nach ein Doppelwesen, der Lebensarbeit nach eine Einheit.

Keinerlei besondere Intelligenz beider Teile, die das Ganze „gewollt“ hätte, war in diesem Falle nötig. So oft am gleichen Fleck Alge und Pilz zusammenkamen, ergab sich mit der Sicherheit eines Uhrwerks der gleiche Verlauf, millionenmal und abermillionenmal. Der Pilz umfing gewaltsam die Alge, erst wie ein reines Beuteobjekt. Er heischte, aber zugleich gab er auch im einfachsten Maß. Die Alge gab und empfing zwangsweise, aber Söll und Gaben gleichen sich glatt aus, sie starb nicht am Pilz, sondern florierte durch ihn. Und das hielt sich.

Das heißt: es hielt sich bis wohin? Eines Tages erzeugte der Pilz seine Pilzsporen, die sich weithin austreuten, auf daß neue Pilzväcker daraus würden. Und ebenso eines Tages brachte die Alge durch einfache Teilung grüne Algenzellen hervor, die der Wind fortwehte und irgendwo als neuen Algensproß ansiedelte. So wäre jedesmal doch die Firma Flechte im jungen Nachwuchs wieder zerstört gewesen, und es hätte dem Zufall überlassen bleiben müssen, ob er irgendwo wieder einen dieser Jungpilze mit einer Jungalge zu neuer Firmabildung zusammenführen wollte. Hier ist es denn in Wahrheit der höchste Triumph der Festigkeit im Bündnis Pilz und Alge gewesen, daß es selbst das durchbrochen und die alte Doppelfirma sogar in die Fortpflanzung hinein gerettet hat. Schon in der ausschwärmenden, vom Winde entführten Jugend findet sich tatsächlich bei der Mehrzahl der Flechten die Doppelnatur angelegt, indem entweder der junge Pilz sich seine Alge oder die junge Alge gleich ihr Stüd Pilz mit auf die Reise nimmt. Sondern sich von dem Algenteil der Flechte die jungen, losgespaltenen Algenzellen, die bestimmt sind, eine neue Generation zu bilden, so erweisen sie sich jede einzeln oder gleich mehrere zusammen schon als umspinnen von feinem Pilzgestlecht. Geborgen in ihm wie im Korbe eines Ballons, lassen sie sich mit ihm vom Winde ver-

frachten, und wo der Wind sie dann absetzt, so daß sie selber sich zu neuer Alge auswachsen können, da wächst, als sei nichts geschehen, um diese Alge fröhlich weiter auch das glücklich mitgeflogene Stüd Pilzgestlecht: die „Flechte“ entsteht ohne besondres Unfallsglück sofort von selbst als neue Doppelfirma. Oder aber, ein auch vorhandener Weg: es hängen sich wanderlustige junge Algenzellen unmittelbar an die reifen Pilzsporen, also die werdenden Jungalge werden mit diesen ausgestreut und präsentieren sich alsogleich als bereit zur Firmenbildung, sobald der neue Pilz selber irgendwo zu wachsen beginnt.

Erst dieser letzte, eleganteste Schachzug hat die Flechte zur vollen Einheit, zur Dauereinheit gemacht, daß sie uns entgegentritt wie eine echte, durch Fortpflanzung immer wieder treu erhaltene Pflanzenform gleich Alge oder Pilz selbst. Nur so war es dauernd möglich, daß ganz bestimmte Pilzarten stets mit ganz bestimmten Algenarten sich vereint zeigten, — ein Umstand, der wieder bewirkte, daß sich weit über tausend verschiedene, aber in sich immer wieder beständige Arten von Flechten unterscheiden lassen.

Wir aber besinnen uns angesichts solcher Leistungen der Natur auf ein andres Goethe-Wort, das vielleicht noch mehr dazu paßt als jenes Singtö-Viebchen: „Wir sind umgeben von Geheimnissen.“



Wol. K. Menck, Kiel

Die Kreuzerjacht „Hamburg“ in starker Brise

Der vor einigen Monaten durch eine Reihe namhafter Hamburger Kaufleute und Meeder begründete Verein „Seefahrt“ hat die bisher unter britischer Flagge gefahrene Schoneryacht „Rainbow“ angekauft und damit die deutsche Jachtflotte um ein stattliches Fahrzeug vergrößert. „Hamburg“ ist die größte aller deutschen Yachten und besitzt ganz vorzügliche Segeleigenschaften. Unser Bild zeigt die Yacht auf der Fahrt in starker Brise. Die Führer des Fahrzeuges haben

schon Oeröcke angezogen, um gegen den scharfen Wind, der die segelmächtige Yacht auf Steuerbordseite drängt, und gegen die zu erwartenden Spritzer geschützt zu sein. Dem Laien scheint es, als ob das Schiff umschlagen müßte, der Sportkundige sieht aber aus der schrägen Lage, daß starker Wind die schöne, stolze Yacht mit Nachdruck durch die Wogen treibt; er wünscht zu jeder Zeit „gute Wind“.



Diplomiert

Pariser Skizze in Briefen

Von

Elise von Sell

Paris, 31. März
Rue Spontini

Meine liebe Mutter!

Es ist schwer, einen Anfang zu finden, um Dir zu sagen, was ich seit meiner gestrigen Abreise von Euch für hundertfache Eindrücke empfinde. Meine Fahrt verlief ausgezeichnet, am Bahnhof hier erwartete mich niemand vom „Home“, so daß ich einen Wagen nehmen mußte. Das also war Paris! Nun, die ersten Straßen, die ich durchfuhr, ließen an Betöhrungslosigkeit nichts zu wünschen übrig, aber sobald an den Straßenecken das Wort „rue“ verschwindet und durch „avenue“ oder „boulevard“ ersetzt wird, ändert sich das Bild völlig, und vor einem steht das glänzende Paris, wie wir es aus Romanschilderungen und allen möglichen Beschreibungen kennen: Palast reiht sich an Palast und Park an Park! Fürwahr ein großartiges Stadtbild.

Wir fuhren durch die schönsten der Avenuen, die des Bois de Boulogne. Ich strarte verwirrt auf die Paläste zu beiden Seiten, auf die Rasenflächen, die Reitwege, die Springbrunnen und kam mir unter den Hunderten von eleganten Fuhrwerken mit meinem sehr bescheidenen Reisegepäck recht armselig vor.

Noch ganz erfüllt von dem großartigen Bilde, sah ich an der nächsten Straßenecke die Bezeichnung „Rue Spontini“! Also hier lag mein „Home“, in so glänzender Umgebung. Ich hatte mir die Gegend, in der ich nun meine Sprachstudien als deutsche Lehrerin machen will, wirklich bescheidenen vorge stellt — eine angenehme Enttäuschung. Unser Haus ist ein Miniaturgebäude, ganz im Stile der Straße Spontini, die fast nur aus kleinen Malerateliers besteht.

Eng und winke lig sind die Treppen, und mein sogenanntes Zimmer ist mehr eine Kammer. Die beiden Leiterinnen des „English home“, Miß Glade und Fräulein von Alten, empfingen mich sehr liebenswürdig. Als ich ihnen meine Betroffenheit über das winzige Zimmer andeutete, das noch dazu zwei Betten, ferner einen Waschtisch, Schrank, Tisch und zwei Stühle enthielt, und bescheidenen daran erinnerte, daß ich zum ungestörten Lernen ansdrücklich ein eignes Zimmer schriftlich mit ihnen vereinbart hätte, versprochen mir die Damen ein solches, sobald eines frei würde.

Aber sonst gefallt es mir sehr gut im Home, wenigstens ich vor Erschöpfung, Heimweh und Nervenenerregung insolge all der neuen Eindrücke gestern abend bitterlich geweint habe. Doch ich will tapfer sein und mein Ziel zu erreichen suchen, so schnell als möglich, und dafür muß ich mir dann immer wieder selber zusüstern: „Tu l'as voulu!“

Ja, ich will es. Ich will hier ernste Sprachstudien treiben, will mein Können und Wissen so zu vervollkommen suchen, daß ich später, als alterndes Mädchen, nicht nur auf mein höheres Lehrerinnenzertifikat angewiesen bin, sondern, mit umfassenderen Kenntnissen ausgestattet, der Zukunft ruhig ins Auge sehen kann.

Außer mir sind noch acht Pensionärinnen im Hause, alles einfache, fleißige Mädchen, die wissen, zu welchem ernstem Zwecke sie nach Paris gekommen sind. Ausgezeichnet sind unsere Mahlzeiten im Home: wirklich gut bereitet und reichlich, so daß, wer sich ungeniert bedient und bei Appetit ist, nicht nötig hat, auch nur 20 Centimes für Extrabeförderung auszugeben.

Nachdem ich jetzt eine Reihe von Besuchen gemacht und überall Erkundigungen eingezo gen, auf welche Weise ich am schnellsten und zweckmäßigsten mein Ziel, das „brevet supérie ur“, erlangen könnte, habe ich folgendes erfahren: der Allgemeine deutsche Lehrerinnen-Verein veranstaltet Kurse, in denen von erlesenen französischen Lehrkräften Geschichte, Literatur, Grammatik, Konversation und Uebersetzen deutscher Autoren ins Französische behandelt werden. Abgeschlossen werden diese Kurse durch ein Examen, das jährlich im April und Juli stattfindet. Ich denke von den genannten Fächern so viele als möglich zu belegen, außerdem aber fleißig die Cours publics auf der Sorbonne zu besuchen, in denen diesen Sommer Vorträge über Alfred de Musset und Georges Sand stattfinden. Ebenso will ich den berühmten Pöschel im Collège de France hören. Im Juli lasse ich mich alsdann in der Alliance Française einschreiben, die während der Sommerferien fremden Studierenden beiderlei Geschlechts durch zweckentsprechende Vorträge Gelegenheit bietet, sich in der französischen Sprache zu vervollkommen und die so erworbenen Kenntnisse durch ein Examen abzuschließen.

Heute morgen hörte ich in der Kirche eine herr-

liche Predigt. Ganz abgesehen davon, daß mein Gefühl mich dort hinsieht, fördert das Anhören französischer Predigten sprachlich ungemein. Tausend Dinge hätte ich noch zu berichten, doch ich höre auf für heut. Ich muß mich stark und gesund erhalten zum Vernen.

Eure Gertha

Paris, 10. April

Meine Lieben!

Habt innigen Dank für Eure Briefe, Eure Nachrichten. Jetzt erst fühle ich mich ganz wohl hier, nachdem ich auch von Eurem Ergehen weiß. Bis dahin kam ich mir wie ein verwehtes Blatt vor, wie ein Wesen, das keine Heimstätte hat in diesem furchtbaren Paris. Ja, furchtbar ist diese Stadt, wenn sie auch als solche an Schönheit ihresgleichen sucht. Aber was gelten dieser Prunk und Schimmer, diese gepushten Menschen, die zumeist in ihrem Äußeren den Eindruck machen, als seien sie sämtlich Millionäre und das Leben ihnen ein einziger Feiertag, gegenüber dem tausendfachen Elend weit und breit! Und was gibt es hier für Elend, für Armut! Ich spreche nicht etwa von den Bettlern an den Straßenecken, nein, von dem verschämten, stolzen Elend, zu dem gerade die Engagementsuchenden Lehrerinnen hier eine erschreckend hohe Anzahl stellen.

Drei Gruppen von Lehrerinnen haben wir hier im Home: erstens solche, die, wie ich, mit bescheidenen, aber ausreichenden Mitteln als geprüfte Lehrerinnen zum Sprachstudium nach Paris kommen. Zweitens Damen, die nach Bestehen des Examins von Deutschland aus sich schon in England aufgehoben und alsdann, nach Erwerbung des Pariser Diploms, mit voller Beherrschung zweier fremden Sprachen schon auf gute Stellen rechnen können. Drittens aber haben wir im Home junge oder ältere Mädchen, die nichts als ihr französisches Diplom besitzen. Für sie hält es furchtbar schwer, Stellung zu finden. Sie laufen täglich von Bureau zu Bureau, um immer enttäuscht und niedergeschlagener abends wieder zurückzukehren.

Ja, das Leben im Home hier bietet genug des Interessanten, und es verlohnte schon, es eingehender zu schildern, als ich hier Euch gegenüber zu tun vermag. Ich kann sagen, daß ich mich jetzt, wo ich mein eignes kleines Zimmerchen habe, ganz wohl hier fühle. Man ist fromm, aber nicht frömmelnd; die Maßhalten sind und bleiben gut und reichlich, und zum Vernen bietet mein Kämmerlein ungehörte Gelegenheit, die ich nütze. Und unermüdet lerne ich, sonst werde ich das Ziel in vier Monaten nicht erreichen.

Ich war heut im Deutschen Lehrerinnen-Verein, um mir das Programm für dessen Kurse zu holen. Zu meinem Schrecken sagte mir die Leiterin, daß noch keine der Aspirantinnen mit drei Monaten fertig geworden sei, daß man aber — auch ohne Examen — ein schriftliches Zeugnis über den Besuch der Kurse erteile. Bei dieser Gelegenheit gab mir die Dame gleich die Aufgaben, die die Schülerinnen während der jetzigen Ferien zu machen haben: 1. ein Gedicht von Mallet zu lernen, 2. einen Aufsatz, 3. (stelt Dir vor!) „Emma's erste Gesellschaft“ aus Stindes „Buchholzen“ zu übersetzen! Ja, wie werde ich es anfangen, diesen „Ton“ französisch zu treffen?!

Gestern war ich auf der Sorbonne, um auch dort

das Programm zu erhalten. Ein Ausflug von unserm Home aus, und was könnte ich davon alles schildern! Ich machte mich mit einer Kollegin auf den Weg, auch einer von jenen armen Enttäuschten. Wir nahmen den „Métropolitain“, die unterirdische Bahn, von deren Anlage ich verblüfft war. In tausendfachen Windungen ziehen sich die endlosen Schienentränge unterirdisch durch die Stadt. Die Mauern der Gänge sind mit weißen Kacheln ausgelegt, Hunderte von elektrischen Lampen leuchten. Der Atem verging mir zuerst, so rasend fliegt die Bahn dahin. Wir verließen sie an der Rue de Rivoli, von der ich ziemlich enttäuscht war. Aber dann standen wir vor der Seine: ein überwältigender Anblick! Uns gegenüber die Préfecture, ein Gebäude, düster wie der Tower, weiter das Tribunal, das Theater Sarah Bernhardt, im Hintergrunde die alte Tour St. Jacques. Wir gingen weiter, vorüber am Musée Cluny, einem ehrwürdigen Bau aus der Römerzeit, und laugten schließlich im Quartier Latin an, dessen Mittelpunkt die Sorbonne bildet. Nachdem wir unser Programm erstanden hatten, besuchten wir die Anstaltskirche. Der kalte, nüchterne Bau birgt in sich einige wirkliche Kunstwerke, darunter von besonderem Interesse das Gemälde, das auf den Ursprung der Pariser Universität hinweist, indem es ihren Stifter, Robert de Sorbonne, in dem Moment darstellt, wo er das von ihm begründete Kollegium dem Könige Saint-Louis zum Geschenk macht. Ein andres herrliches Kolossalbild, eine Apothekose der Theologie, zeigt die hervorragendsten Gelehrten Frankreichs auf religiösem Gebiete: Pascal, Fénelon, Voltaire, Bourdaloue, Flechier und Massillon. Den tiefsten Eindruck jedoch rief das Grabmal Richelieus in mir hervor; der große Kardinal liegt hier bestattet, weil er der Sorbonne einen großen Teil seines Vermögens vermacht hat, mittels dessen die prächtigen Anstaltsgebäude angeführt wurden.

Auf dem Rückwege besuchten wir noch Notre-Dame. Zu viel schon hatte ich gesehen, um das Innere der Kirche voll würdigen zu können; aber das altgewürdige Gotteshaus steht in so hochinteressanter Umgebung, daß ich auch von außen wieder genug zu bewundern hatte: die unmittelbar vorüberfließende Seine, das Denkmal Karls des Großen und die vielfachen Kolossalbauten ringsum erhöhen den Eindruck der erhabenen Kirche noch wesentlich. Und doch war das schönste der Rückweg: die Fahrt auf dem Seinedampfer für 10 Cts. Alle die großartigen Bauten, den Louvre hauptsächlich, sah ich zum erstenmal. Wir durchfuhren dann den größten Teil der Ausstellung von 1900, die in ihrem Gemisch von Pracht und Verfalltheit einen geradezu abstoßenden Eindruck macht. Deutlich erst, in meiner Kammer wieder allein, finde ich während des Schreibens an Euch, an Dich, gute Mutter, meine Ruhe wieder. Es ist vorerst noch zu viel! Doch finde ich mich schon noch zurecht.

Innig Eure

Gertha

Paris, 14. April

Meine liebe Schwester!

Du hast recht, wenn Du schilst, daß ich Dir noch nicht eine Zeile geschrieben habe, seit ich in Paris bin, und möchtest doch alles und jedes wissen über diese seltsame Stadt und meinen Aufenthalt, so viel ich darüber auch schon an Mutter schrieb. Ja, liebe

Schwester, da könnte ich fast nie aufhören zu schreiben, und ich bin doch zum Lernen hier, zum Hineinpropfen alles Wissenswerten, denn hier heißt es für mich in jeder Minute: Zeit ist Geld! Vorgestern hörte ich in einer Kirche eine wundervolle Predigt über den Text: „Venez et voyez!“ Diese Worte entgegen ich Dir als Antwort auf all Deine Fragen: kommt her und seht, und — dann urteilt selbst, Du und Dein Gatte! Was soll ich Dir alles erzählen von den zahllosen Palais mit den hohen, hohen Fenstern, von den wunderbaren Gärten, in denen Jense liegen, von den Fuhrwerken mit Dienern und Grooms, von den Perspektiven, die sich durch die geöffneten Fenster der Häuser in deren Inneres bieten! Unwillkürlich schleicht sich einem ein bitteres Gefühl heran: wie ungleich ist alles in der Welt verteilt! Aber dann sage ich mir scheltend: Schäm dich, was fehlt dir hier? Du hast reichliche Pflege, eine Kammer, kaum zum Umdrehen zwar, aber zum Lernen gerade groß genug, und darfst all diese Großartigkeit von fern bewundern! Als ich heute bei Tisch meine Eindrücke vom Vormittag etwas begeistert aussprach, sagten mir die Damen: „Warten Sie noch vier Wochen, bis es grün geworden, wenn die vornehme Welt von der Reise zurück ist, — dann erst werden Sie sehen.“ Ja, es muß herrlich sein, wenn all diese Parks und Gärten, die sternförmig aus den Triumphbogen ausgehen, im Maiengrün prangen.

Gestern war ich im Bon marché, um auch dort mein Wissen zu bereichern. Ach, „billiger Kauf“ sind die herrlichen Dinge dort absolut nicht, sondern sie haben Preise zum Davonlaufen, wenigstens für uns Lehrerinnen! Was mag man nun erst in den Spezialgeschäften für Summen fordern!

Ich war bisher in keinem der Museen, denn wenn man den ganzen Tag gelernt und studiert hat, so ist man nicht mehr fähig, Kunstwerke zu genießen und zu würdigen. Obnehin werden meine angestrengten Nerven genug leiden unter der täglichen Benützung der Métropolitain, die doch das einzige Mittel ist, um rechtzeitig von unserm Home in die Sorbonne zu gelangen. Die Fahrt auf dem Seinedampfer heimwärts bildet dann allerdings eine wirkliche Erholung nach strenger Tagesarbeit.

Und nun, Schwester, wiederhole ich Euch, Dir und Deinem Gatten: kommt und seht!

Von Herzen

Deine Hertha

Paris, 12. Mai

Meine gute Mutter!

Schon sechs Wochen hier, und immer gleich gut gefällt es mir in unserm Home, das Miß Elade mit außerordentlicher Umsicht und Lebenswürdigkeit leitet. Mit meinen Stunden geht es vorzüglich; besonders viel erhoffe ich noch von dem privaten Unterricht bei Professor Willard. Ob meine Gesundheit den Anforderungen, die man an mich stellt, auf die Dauer gewachsen ist, bleibt freilich eine andre Frage. Ich habe mich leider von vornherein durch „zu gute“ Arbeiten bei meinen Lehrern eingeführt, weshalb ich ganz besonders schwere Aufgaben bekomme. Diesmal hat mir mein Ehrgeiz einen ärgerlichen Streich gespielt.

In der Sorbonne ist es hochinteressant, allein schon das Studium an den Besuchern und Besucherinnen. Welch abenteuerliche Gestalten, besonders unter den letzteren, weshalb ich auch die

Dreistigkeit mancher Jünglinge den Damen gegenüber wenn auch nicht entschuldige, so doch begreife.

Gestern erlebte ich auf der Sorbonne einen wahren Sturm. Ich hatte mir mühsam eine Ecke in einem der größten Hörsäle, dem „amphithéâtre Descartes“ erkämpft, denn es galt, die Fortsetzung von Mussels und der Georges Sand Venezianerreise zu hören. Der vortragende Professor verstand es, in tastvoller Weise die Konflikte zwischen diesen beiden so ungleichen Menschen ohne jede Parteilichkeit zu erörtern, doch sich an seiner eignen Rede erdhend, brach er plötzlich in die Worte aus: „Nichts darf ein Mann von einer Frau annehmen als ihre Liebe.“ Hierauf rauschender Beifall, Bravorufen und Schreien — eine wahre Revolution unter den Hörern, bis sich der Redner zur Wiederholung seiner „Moral“ entschloß. Weniger lebhaft geht es bei dem illustren Deschanel im Collège de France zu. Schon äußerlich unterscheidet sich dieses nicht vorteilhaft von der Sorbonne. Die Hörsäle sind schlecht ventiliert, die Hörer sitzen auf wahren Marterbänken ohne Lehne, und trotzdem ist der Besuch kolossal. Als der Hörsaal schon überfüllt, kein Plätzchen mehr zu finden schien, öffnete sich eine kleine Loge für im Hintergunde des Katheders, und eine Anzahl vornehmer Pariser Damen nahm auf den bereitstehenden Sesseln Platz. Man sieht sofort: Deschanel ist der Redner à la mode.

Vor einigen Tagen machte ich Besuch bei einer Kollegin, die in einem Hause der Champs Élysées Erzieherin ist. Die Familie wohnt im dritten Stock und zahlt 25000 Franken Jahresmiete, wonach Du Dir den Zuschnitt des Hauses und der Inneneinrichtung vorstellen kannst. Die Erzieherin des zwölfjährigen Mädchens ist 34 Jahre alt, hat Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch in den betreffenden Ländern erlernt; sie ist außerdem Klavierkünstlerin und bekommt 200 Mark Monatsgehalt für Darbietung aller dieser Kenntnisse und Fähigkeiten. Aber in welchem Mausloch haust dies arme Wesen! Ihr Zimmer, das zugleich Schulzimmer ist, gleicht unser Speisekammer daheim, während das Töchterlein dicht daneben einen Schlafsaal im Empirestil hat. Und das in einer Stadt, deren herrlichste Gebäude die Inschrift tragen: „Egalité, Fraternité, Liberté!“ Nun, die Egalité muß man hier mit der Laterne suchen.

Im Theater war ich noch nicht; es ist zu teuer. Im Juli, in der saison morte, schickt die Grand-Opéra Bilette an die Sorbonne für die Studierenden. Ich will dies abwarten, nur fehlt mir die erforderliche große Toilette für diese Vorstellungen. Den Besuch bei meiner berühmten Landsmännin, dem Fräulein Doktor, mache ich in nächster Zeit. Bis dahin lebt wohl.

Eure Hertha

Paris, 11. Juni

Liebe Mutter!

Allmählich tritt die Abspannung ein, und die Nerven erschaffen von vielen Lernen, von den weiten Wegen und dem ungeheuren Verkehr, unter dem beläuernden Lärm und in der heißen, staubgefüllten Luft. Und das Examen, das Ende Juli stattfindet, rückt immer näher heran! Wenig ermutigend wirkt auch auf mich ein, wie ich fast täglich im Lehrerinnen-Verein erlebe, daß eine oder die andre von den Sprechern, die schon sechs bis neun Monate arbeiten, vom Studium abspringt. Nun, vorläufig

strecke ich die Waffen nicht, trotzdem eine neue Schwierigkeit sich mir bietet: ich werde leider am 1. Juli mein Home verlassen müssen wegen der allzu großen Entfernungen für den letzten, den Hauptmonat. Die Stunden in der „Alliance“ liegen so ungünstig dreimal über den Tag verteilt, daß ich dazwischen unmöglich das Home rechtzeitig zu den Mahlzeiten erreichen könnte, und darauf hält Miß Slade streng. Dies stehe „auf dem Sprunge sein“ würde mich auch völlig aufreiben. Und da las ich gestern die in der Zeitung angepriesenen Zimmer im Quartier Latin. Ja, Himmel, was soll ich mit „chambre discrète“ oder „rez-de-chaussée très indépendant“! Mein Mut schwand. Professor Willard und seine sehr angenehme Frau wollen mir passende Adressen geben. Sie selbst wohnen der Sorbonne gegenüber und haben Pensionäre, nehmen aber 300 Franken monatlich. Mir schwindelt!

Von meinen geplanten Ausflügen ist seither nichts geworden; ich werde wohl Paris verlassen, ohne Versailles, St. Denis und Fontainebleau gesehen zu haben. Aber an den Schätzen des Louvre habe ich mich gestern berauscht: an der herrlichen Milo-Göttin, an Davids Bild der Hécatie. Und auch das Original unsers schönen Stiches daheim, Grönöbets „Begräbnis der Athala“, durfte ich bewundern — einfach bestrickend.

Auf dem Heimweg sah ich Präsident Douvet zum Rennen fahren: eine feine, sympathische Erscheinung, aber wie seltsam berührte mich die ihn begleitende Eskorte: Schutzleute zu Pferd voran, dem Revolver in der Hand, und von allen Seiten neben dem Gefährt Geheimpolizisten zu Rad!

Noch ein Kuriosum muß ich Dir berichten. Am Sonntag zog ich bei der großen Hitze mein weißes Biquetkleid an, ohne Ahnung der Folgen, denn kaum war ich bis zur nächsten Straßenecke gelangt, als schon die neidischen Blicke der Straßenjugend erschallten: „Oh, la mariée, la mariée!“ Und es blieb mir nichts übrig, als heimzukehren. Also nur die Braut darf hier ein weißes Kleid tragen!

Du siehst, mein Brief schließt heiterer, als er begann. Vielleicht siegt meine Frohnatur dennoch, auch im Examensbrange. Deine Tochter

Paris, 26. Juni

Teure Eltern!

Heut zuerst von dem reizenden Abend bei „Fräulein Doktor!“ Sie bat mich auf meine Anfrage, wann ich mich vorstellen dürfe, gleich für gestern abend zum Diner. Fast am Ende von Paris liegt ihre Wohnung in einer seltsamen Gegend: elende Baracken hüben und drüben und daneben Kloster an Kloster, vor allem aber das berühmte Collège Stanislaus, das vornehmste Jesuiten-Institut. Das Haus des Fräulein Doktor ist wirklich vornehm; sie wohnt au cinquième. Sie öffnete mir selbst und empfing mich höchst liebenswürdig. Und welche reizende Häuslichkeit hat sie sich geschaffen: der Salon ist entzückend und das Speisezimmer wahrhaft anheimelnd. Endlich doch mal wieder ein wirkliches „Heim“, nicht mein Kämmerlein in der Rue Spontini!

Außer mir waren noch zwei deutsche Kolleginnen gebeten, und unser beliebtester Professor mit seiner bildschönen Frau; Fräulein Doktor hat mit dem Herrn zusammen studiert. Es war ungemeinlich, aber natürlich wurde die „Frauenfrage“ erwägt, und ich sollte dafür gewonnen werden. Ich mußte indessen ehrlich

erklären, daß ich mich im heutigen weitgehenden Sinne nicht dafür zu interessieren vermöge, was man denn auch gnädig hingehen ließ. Leider mußte ich aus dem so anregenden Kreise, in dem ich mich wie zu Hause fühlte, schon um 1/2 11 Uhr aufbrechen, denn so lange ausbleiben zu dürfen, war schon eine hohe Gunst von Miß Slade, die streng auf Torseschluß um 10 Uhr hält.

Um nun die elfte Stunde nicht zu überschreiten, nahm ich eine Proschle, ziemlich schweren Persens: 2 1/2 Franken; ein starker Griff in meine Kasse! Aber sie haben mich hinterher nicht gereut, denn wie wäre es mir sonst möglich gewesen, eine so interessante, eindrucksvolle Fahrt am späten Abend zu machen? Der Kutscher fuhr mich also durch das ganze Quartier Latin mit seinen Hunderten von kleinen Restaurants, deren Stühle auf der Straße stehen. Dann ging's immer der Seine entlang bis zur Place de la Concorde. Nein, dieser überwältigende Anblick in dem Lichtmeer der abendlichen Beleuchtung! Und nun in die Champs Élysées, in deren ungegähnten luxuriösen Gartenrestaurants fast überall „italienische Nacht“ war, und die sich fast bis zu uns an die „Avenue du Bois“ hinziehen. Und hier in dieser breiten Allee mochte noch jetzt um fast 11 Uhr ein Meeresmeer von Menschen, Wagen, Pferden, unabsehbar.

Schwer war es, hiernach einzuschlafen, und ganz unmöglich wurde mein Schlaf noch durch folgende Extrazugabe. In unser sonst so stillen Straße herrschte diese Nacht ein unbegreiflicher Lärm. Ich öffnete schließlich die Fensterläden; da standen dicht gedrängt drei Reihen Equipagen, die ganze Straße hinunter. Zwanzig Häuser entfernt fand eine „réception“ statt, und daher das unaussprechliche Gellingsel und Gestampfe der Pferde, das „Böh“ der Kutscher, gefolgt von ihrem Gähnen, ihrem Fluchen. Um 4 Uhr endlich ein schriller Pfiff, plötzliche Stille und dann die ununterbrochene Zurufe: „Mme. la Vicomtesse de...“, „Mr. le Marquis de...“, bis schließlich die Hunderte von Wagen besetzt waren und völlige Ruhe eintrat.

Ein seltsamer Tag, sehr erschöpfend, aber — auch sehr interessant. Nächste mehr von Eurer fleißigen

Herrtha

Paris, 2. Juli

Liebe Mutter!

Gestern haben die Kurse in der Alliance Française angefangen, — leider! Denn nun beginnt die eigentlich schwierige Zeit für mich in Paris. Die Alliance pachtet während des Sommers die „Ecole Coloniale“, die zu jenem großen Schulenzentrum gehört, der sich um den prächtigen Jardin du Luxembourg gruppiert. Fürwahr eine Stadt für sich, dieser Teil des Quartier Latin, dessen erster Charakter durch das frische Grün der alten Bäume gemildert wird. Welch ein Genuß, am frühen Morgen nach der langen Fahrt auf der Impériale des Omnibus durch die breiten Alleen des Parks zu wandern, vorüber an dem Mediceerbrunnen, um den sich oft zweifelhafte Gestalten sowohl aus der untersten Arbeiterschicht, als auch aus der studierenden Klasse gruppieren, die oft hier einen Teil der Nacht zugebracht haben.

Unter den Hörern in der Alliance herrscht das weibliche Element vor; alle Nationen sind vertreten, besonders die russische und die amerikanische.



Gefechtswunden auf Seescheiden an der Nordseeküste. Nach einer Skizze von E. Bosang (Zest S. 341)

Traurig ist es, zu sehen, wie groß die Konkurrenz auch im Reiche der Wissenschaft ist, wie schwer der Erwerb auf diesem Gebiet, denn neun Zehntel der Hörer sind selbst Lehrende, die die ihnen so nötigen Ferien benützen, um sich durch erweitertes Studium neue Erwerbsquellen zu eröffnen.

Für heute genug; die Arbeit drängt.

Eure Hertha

Paris, 14. Juli

Liebe Mutter!

Wie froh bin ich, daß ich nun in meinem guten alten Home bleiben konnte, da mein Professor mir den Stundenplan so zusammengestrichen hat, daß ich den großen Weg täglich „nur“ zweimal zu machen brauche. Das war doch der Erfolg der guten persönlichen Aussprache neulich beim Fräulein Doktor. Auch sie meinte sofort, daß ich sehr schwer ein passendes Logis finden würde und eine einigermaßen gute Pension monatlich doch immerhin 150 Franken koste, also mehr als in der Rue Spontini, in der ich nun geblieben bin.

Sind doch nur noch vier Wochen zu überwinden, was freilich bei der unerträglichen Hitze schwer genug sein wird. Morgens muß ich zudem ohne Frühstück fort, da ich vor 7 Uhr gehe, um rechtzeitig zum Unterricht zu kommen. Und dann habe ich schon mein Zimmer gereinigt und geordnet, während man in der Küche gerade anfängt, Feuer anzumachen. An einigen Tagen ist es mir unmöglich, zum Lunch heimzukehren; zwei Spiegeleier in einer „laiterie“ müssen mir diesen dann schon ersetzen. Die Lage wird also jetzt kritisch, doch — was hilft's? Nur durch!

Gestern saßen wir bei der drückendsten Schwüle dreieinhalb Stunden eingeflossen über dem dritten Probeaufsatz; bei dem zweiten habe ich wieder die beste Note davongetragen. Abends kam dann das erste gute Gewitter, und heute ist trüber Himmel, Gottlob, und — 14. Juli! „Fête nationale, prise de la Bastille, gloire de la France!“ Seit mehr als acht Tagen trifft man schon die Vorbereitungen. Die ganze Stadt steckt in Fahnen, Blumen u. s. w. Auf allen Plätzen stehen Musikkessel, denn überall wird öffentlich getanzt. Die Theater spielen gratis, selbst die Bewohnerinnen des Home brauchen nicht um 10 Uhr daheim zu sein. Ich bleibe zu Haus, erstens um recht ungestört zu arbeiten, sodann aber aus Selbstgefühl. Man schimpfte nämlich gestern auf Deutschland; Miß Glade ist für ein paar Tage verreis, sie als feinsüßliche, groß denkende Dame hätte dies nicht geduldet. Als ich mir die Ungezogenheit verbat, rief man: „Ah vous, vous n'êtes pas Allemande! Ni dans votre extérieur, ni dans votre langage!“ Und so muß ich mich ihnen doch als „Deutsche“ beweisen und die „Fête nationale“ durch Arbeiten feiern und selbst auf die Belenchtung des Trocadero verzichten.

Verschiedene Angebote von Stellungen erhielt ich übrigens auch schon: nach Porto, nach Scheveningen, nach Köln; doch will ich mich noch nicht entschließen.

Lebt alle herzlich wohl!

Eure vielgeplagte Hertha

Paris, 20. Juli

Al! meine Lieben!

Wie soll ich Euch danken für alle Eure Wünsche, Eure Gaben zu meinem Geburtstag! Es war

fast zu viel. Taufisch kamen Eure Rosen an: deutsche Blumen! Noch stehen sie vor mir, blühend, duftend, und erregen noch jetzt meine Tränen, echte, rechte Heimwehstränen, deren ich mich nicht schäme.

Gestern stellte ich mich auf briefliche Aufforderung in einem großartigen Pause der Avenue Tilsit jener Dame vor, die eine Erzieherin für die Kinder ihrer Schwester nach Köln suchte. Augenscheinlich gefiel ich der Dame, und sie legte mir das Nähere über jene Stellung dar. Wir schieden im besten Einvernehmen. Heute traf die Antwort der Dame ein: ich sei für jene schwierige Stellung, meist ohne anwesende Hausfrau, doch noch „trop jeune et trop jolie!“ Mein Gott, fast muß ich lachen: Ich, soeben 26 Jahre alt, „trop jeune et trop jolie!“ Wenn ich in den Spiegel sehe, so blickt mir ein Gesicht entgegen, so blaß und abgezehrt von allem Lernen und Abhegen, daß ich fast vor mir selbst erschrecke. Verzeiht mir, wenn ich heut nicht mehr schreibe. Nur Dank, nochmals Dank und innige Grüße von

Eurer Hertha

Paris, 25. Juli

Meine gute Mutter!

Ein loses Blatt nur, nicht mal ein Briefbogen! Aber ich will Euch doch, wenn auch flüchtige Nachricht vom Verlauf des Examsens geben. Das Schriftliche war sehr schwer, doch glaube ich, daß ich nicht schlecht gearbeitet habe. Ein seltsames Thema: „Le pessimisme dans l'œuvre d'Alfred de Vigny.“ Im allgemeinen habe ich hier wohl gelernt, mich auf den Pessimismus zu verstehen, aber der von Alfred de Vigny ist mir nicht allzu geläufig. Inbessens — es ging! Nun bleibt uns noch das Mündliche, Sonnabend und Montag, und das ist viel schlimmer. Uebrigens habe ich gestern vom Deutschen Lehrerinnen-Verein hier ein Zeugnis für den Besuch seiner Kurse erhalten, so daß selbst, falls ich im Examen nicht reüssiere, mein Studium in Paris doch nicht ohne Erfolg geblieben wäre. Die Zahl der Aspiranten ist eben allzu groß, und man hört leise hie und da die Talsache aussprechen, daß man in erster Linie die „Prussiens et Prussiennes“ durchrasseln ließe. Nun, warten wir ab.

Was wirst Du nun aber sagen, gute Mutter, wenn ich Dir berichte, daß ich die schwierige Stellung in Köln doch bekommen und angenommen habe? Ich war ganz erstaunt, als ich gestern von jener Dame eine Depesche und heute einen Brief erhielt, aus dem ich Dir folgende Stelle in Bezug auf die neuliche Bemerkung der hiesigen Schwägerin citiere: „... comme je crois qu'on peut-être sérieuse et se faire respecter tout en étant jeune et jolie.“ Und ich schrieb zu: 1500 Franken Anfangsgehalt im Sommer in Scheveningen, im Winter in Köln. Gott sei Dank, man hat doch Vertrauen gehabt zu mir und meinen Kenntnissen.

Eine herrliche Abendstunde verlebte ich mit einer französischen Kollegin nach des Tages Last und Hitze gestern im Bois. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gegen Abend aufgehört, und so wanderten wir beide nach dem Diner dorthin. Kein Mensch außer uns; Stille, föstliche Stille. In einer unvergleichlichen Abendbeleuchtung lag der See vor uns mit seinen herrlichen Ufern und der traumhaften Insel, auf der das schönste aller Restaurants sich befindet.

Wie seltsam kontrastierte dieses Bild der vollenden Ruhe zu einem der letzten heißen Abende, an dem wir zwei Genosseninnen auch auf eine halbe Stunde ins Bois wanderten. Kühlung suchend. Hunderte von Familien lagerten, ihr Abendessen verzehrend, im Grase, und an der Landungstreppe, wo das Boot für die Insel anlegt, hielten Hunderte von Equipagen, deren Insassen in den kostbarsten Toiletten sich hinüber ins Inselrestaurant begaben, um Lust zu schöpfen. Ja, Paris!

Und nun noch wenige Tage, aber sehr entscheidende für

Eure Hertha

Paris, 28. Juli

Teure Eltern!

Er ist vorüber, der 27. Juli, der Tag des mündlichen Hauptexamens, wohl der schrecklichste Tag meines Lebens. Vorgestern wurde das Los gezogen: mich traf meinem Namensanfang nach die „Zwei!“ Also als Zweite kam ich zur Prüfung. Und sie begann: ein Niesenaal, Hunderte von Menschen. In der Mitte das Katheder mit einem wenig wohlwollend aussehenden Professor.

Man reicht mir einen altfranzösischen Text, den ich lesen soll. Ich öffne den Mund, kein Laut will heraus. Schließlich kann ich nur noch hauchen: „Monsieur, veuillez me faire venir une chaise!“ Sehr freundlich entsprach man meiner Bitte und bot mir noch ein Glas Wasser. Und nun ging's; sitzend vermochte ich zu lesen. Dann folgten die Fragen, eine verblüffender als die andre. Zum Glück gab es auch Fragen, die einfach niemand beantworten konnte! Als es zur Literatur überging, atmete ich auf. Mit schier demosthenischer Beredsamkeit erzählte ich den Inhalt der „Précieuses ridicules“, erklärte den Ausbruch „Précieuses“, plauderte vom Hotel Rambouillet, von Fräulein von Scudéry und der Herzogin von Montpensier, ohne mich zu bemerken, und fand urplötzlich solch eine Sicher-

heit und Zufriedenheit mit mir selbst, daß ich das Gefühl hatte, als würde man in Deutschland jetzt nach meiner Leistung sagen: „Seh dich einen Platz heraus!“ Was soll ich Euch mit allen Einzelheiten quälen, mit meiner Auskunft über Plaubert, mit meiner Schilderung des „Apothekers“ in Madame de Bovary! Schließlich ging alles so bunt in meinem Kopf herum, daß ich jetzt kaum noch selber weiß, was ich gesprochen habe.

Endlich war es zu Ende, und ich stürzte davon. Im Vorsaal traf ich schluchzende Frauen und Männer mit gestäubten Haaren, — mich kümmerte es nicht. Ich habe seit dem 1. April gearbeitet bei Tag und Nacht, habe in vier Monaten hier gelernt, wozu Jahre hätten genügen sollen, und sage nun ganz ruhig: ich bin gefast! Dienstag erfahren wir das Resultat.

Eure Hertha

Paris, 30. Juli

Meine gute Mutter!

Nur eine Postkarte und voran das Wort: Sieg, Sieg auf der ganzen Linie! Soeben erhielt ich von der Sorbonne die Nachricht: „Diplômée pour écoles supérieures et élémentaires avec mention honorable.“

Vergessen ist alle Qual, alle Mühe; in Dige, Staub und Lärm und Gewühl sieht Paris mich plötzlich an wie ein liebliches Friedenskind! Heute abend fahre ich mit zwei Glücksgenossinnen auf den Eiffelturm hinauf zum Konzert, das einzige Vergnügen, das ich mir nach den vier Pariser Monaten leisten will. Morgen paden und übermorgen fort nach Schöningen, in den Beruf, zu neuer Pflicht. Ich schrede nicht davor zurück, trotz großer Erschöpfung; erwartet mich doch das Meer, die köstliche, stärkende Seeluft. Und so, in der Vorfreude, es wiederzusehen, rufe ich dankerfüllt schon jetzt: „Thalatta, du ewiges Meer!“

Eure glückliche Hertha

Gefechtschießen auf Seescheiben an der Nordseeküste

(Zu dem Bilde Seite 339)

Angriffsmanöver auf unsere Küsten fanden bereits in früheren Jahren bei Cuxhaven statt, dann im Jahre 1901 bei Sylt und 1902 bei Borkum; ihr Zweck war die im Interesse der Landesverteidigung gebotene genaue Erkundung der betreffenden Küstenstellen im Hinblick auf einen feindlichen Angriff, um die dort obwaltenden Verhältnisse genau kennen zu lernen und danach die richtigen Maßnahmen treffen zu können.

Die Ostseeküste bietet mehrfach günstige Gelegenheit für feindliche Landungsversuche, so z. B. in der Lübecker und der Rieker Bucht, an der Küste von Hinterpommern, West- und Ostpreußen. Besser ist es um die Nordseeküste bestellt, die infolge ihrer natürlichen Beschaffenheit wie wegen der starken Befestigungen an ihren Hauptzugängen (Nahde, Weser- und Emsmündung) als sehr schwer angreifbar gilt. Immerhin rechnet man aber auch hier mit allen Möglichkeiten und faßt die wenig wahrscheinlichsten Fälle gleichwohl ins Auge. So werden beispielsweise höchst interessante kombinierte Übungen zwischen Flotte und Landheer an der

Nordseeküste als Neuierung zum Schutze der Küste gegen Landungsversuche der Kriegsschiffe veranstaltet. Die Truppenabteilungen des Landheeres stellen die Garnisonen der Küstenstädte. Die Landungsboote der Marine werden durch Seescheiben markiert. Letztere zerfallen in Kolonnenscheiben, die die großen Boote darstellen, in niedrige langgestreckte Scheiben mit ausgelegten Figurenscheiben, die kleineren Boote darstellen, und in Einzelfigurenscheiben. Letztere sind auf Schwimmern befestigt, die großen Scheiben auf Rahme. Alle sind verankert, damit sie vom Wellengang nicht durcheinander gemorfen werden. Die Entfernung der Scheiben vom Ufer, wo die Infanterie postiert ist, um den Landungsversuch abzuwehren, ist nicht bekannt und muß durch Kontrollschiffe erst ermittelt werden. Es wird Einzelfeuer, Schnellfeuer und Salvenfeuer, letzteres ausschließlich auf die Kolonnenscheiben, abgegeben. Die erzielte Anzahl der Treffer läßt dann Schlüsse zu: wie stark eine derartige Verteidigungsstruppe sein muß, um einen Landungsversuch der Kriegsschiffe mit Erfolg abzuwehren.

6. Hofang



In der Hauptkassette: Raum
zum Prüfen, Ordnen und
Verpacken des Geldes

Der Straßenbahn-Nickel

Von

Richard Schott

(Mit vier Abbildungen nach Zeichnungen von Erich Eise)

Nach dem Aussprüche eines bekannten Humoristen ist zwar keine Summe so unbedeutend, daß sie nicht bedeutend werden könnte, wenn man sie im geeigneten Augenblicke nicht hat. Die Scheidemünzen erfreuen sich aber trotzdem im allgemeinen nur sehr geringer Achtung; ahnen doch die meisten Menschen gar nicht, was z. B. aus einem Nickel alles werden kann. Wer denkt wohl, wenn er dem Straßenbahnschaffner seinen bleichgrauen, glanzlosen Obolus überliefert, daran, daß dieses unscheinbare Mitglied der Münzsinne sich in kurzer Zeit zu einer kapitalistischen Macht entwickeln könnte, die siebenstellig einberstolzigt und vielen Menschen Arbeit und Kopfschmerzen verursacht?

Aber „Einigkeit macht stark“, und „viele Wenig geben ein Viel!“ Wie aus dem winzigen Wächlein, das dem Schlosspark zu Donaueschingen entspringt, schließlich, nachdem viele hundert andre Wächlein sich ihm zugesellt haben, der gewaltige Niesenstrom wird, in dem die Paläste der österreichischen Kaiserstadt sich spiegeln und dessen ungeheure Wassermengen es fertig gebracht haben, die großartigen Felsenmassen des Eisernen Tores zu durchbrechen, so wird aus dem millionenfach gependelten Straßenbahn-Nickel die metallene Last, zu deren Bewältigung die Verwaltungen der großen Verkehrsanstalten eine ganze Reihe umständlicher Einrichtungen haben treffen müssen.

Begleiten wir den Nickel auf der Wanderung, die er vollbringen muß, bis er aus der Ledertasche eines Berliner Straßenbahnschaffners in die große Kleingeldherberge der Reichsbank gelangt, die ihn dann nach kurzer Rast aufs neue auf die Wanderschaft schickt, um ihn später vielleicht noch Duzende

von Malen auf dieselbe Weise zu empfangen und weiterzugeben.

Schon auf der letzten Fahrt vor seiner Ablösung beginnt der Schaffner die einzelnen Stücke zu ordnen und zu Fünfmartrollen zu verpacken; denn der Kassenbeamte, mit dem er nach der Ankunft auf dem Bahnhofe abrechnen muß, ist schon ein Mann, der sich, wie Franz Moor, nicht mehr mit Kleinigkeiten abgibt. Allerdings verschmäht er es nicht, gelegentlich kleinere Beträge der sich mit jedem heimkehrenden Wagen mehr ansammelnden Scheidemünzen an Geschäftsleute, Kellner u. s. w. aus der Umgegend einzuwechseln. Die Mehrzahl aber versenkt er in gut verschließbare Geldkästen, die dann am nächsten Morgen nach der Hauptkasse befördert werden, und zwar durch besonders dafür eingerichtete Wagen.

Der Nickel hat es nun also bereits zur eignen Equipage gebracht und führt auch während der nächsten Tage ein Dasein großen Stils. So benutzt er für seinen Eintritt in das Gebäude der Hauptkasse nicht etwa das gewöhnliche Portal. Nein, wie auf dem Bilde „Ankunft eines Geldwagens vor der Hauptkasse“ dargestellt ist, betritt er durch eine eigens für ihn hergerichtete und mit Schienen und Rollen versehene Maueröffnung den großen Kassenraum, in dem nun die Nickelkompanien zu ganzen Regimentern und Brigaden vereinigt werden. Eines unserer Bilder gewährt einen Blick in diesen Kassenraum, wo natürlich auch die der Elektrischen in die Hände gefallenen vornehmen Verwandten des Zehnpendnigers, die Silber- und Goldmünzen und das Papiergeld, sich ein Stellbischen geben. Die an dem Tische rechts

figenden Beamten sind eben damit beschäftigt, sie liebevoll zu prüfen und zu ordnen. Aber wenn auch ihre Qualität gehaltvoller sein mag, an Quantität ist ihnen der Nickel doch bei weitem

„über“; denn wie klein sind die Häuflein hier im Vergleich zu den Bergen von Zehnpennigern, die, teils noch in Rollen, teils schon in Säcken verpackt, auf den Tischen terrassenförmig sich aufbauen.

Man sieht, der Nickel ist der eigentliche Herrscher in diesen heiligen Hallen, und ihm gilt auch der Besuch der Fremden, die wir hinter den Schaltern bemerken. Allerdings hat meist nicht die Neugierde sie hergelockt, sondern das Geschäft. Das Bedürfnis nach „Wechselgeld“, das in manchen Betrieben namentlich des Sonnabends oft sehr groß ist, war die Triebfeder ihres Kommens, und dieses Bedürfnis ist es auch zuzuschreiben, daß der Straßenbahn-Nickel zum wirtschaftlichen Pfadfinder und Organisator wurde, zum Schöpfer eines besonderen, eigenartigen Zwischenhandels, durch



Die Rutschbahn für die Geldsäcke



Hinkunft eines Geldwagens vor der Hauptkasse

den eine ganze Reihe „fliegender Bankiers“ ihr Brot findet. Es ist freilich ein laßiges und müßames Brot; aber da manche von diesen Leuten von dem Kleingeld, das sie gegen geringen Aufschlag an die Kellner der Cafés und Restaurants wieder abgeben, täglich ganz ansehnliche Summen, oft bis zu 1000 Mark, umwechseln, so kommen sie schließlich doch dabei auf ihre Kosten. Es sind meist sonderbare Käuze; denn seltsam, wie das Geschäft, sind auch die, die es betreiben. So gehört der budelige „Nickelmann“ zu den bekanntesten Berliner Originalen. Da er sein Geschäft nur in den Nachtcafés betreibt, behauptet der Volkswitz von ihm, er allein wisse, was die „verunkelte Glode“ geschlagen habe.

Auf diese Weise wird an manchen Tagen für 15000 Mark Nickelgeld in der Hauptkasse umgewechselt, und man sollte meinen, daß bei einem solchen Umsatz die Nickelfrage für die Verwaltung bald gelöst sein müßte. Aber dem ist nicht so, und wenn man hört, daß die Berliner Straßenbahn jährlich für mehr als 8¹/₂ Millionen Mark in Zehnspfennigstücken einnimmt, so wird man sich das auch leicht vorstellen können.

Die Hauptmasse der Scheidemünzen wandert jetzt vielmehr mit den andern Barvorräten erst in die riesigen Tresors, wo die Geldsäcke sich noch weiter anhäufen, und von dort aus geht es dann regelmäßig des Dienstags und Freitags über die Aufschbahn hinab zu den Wagen, die die goldenen, silbernen und nickelnen Kälber nach der Reichsbank oder dem Berliner Kassenverein befördern. Zur besseren Unterscheidung sind sie mit verschiedenfarbigen Zetteln gekennzeichnet; die goldenen tragen Rot, die silbernen Weiß und die nickelnen Blau. Zur Bequemlichkeit der Laugfinger ist diese Einrichtung aber nicht geschaffen; denn sie finden bei den vortrefflichen Sichertheitsvorrichtungen und der Gewissenhaftigkeit der Beamten hier überhaupt keine Gelegenheit zur Betätigung ihrer Kunstfertigkeit.

Etwa 42000 Geldsäcke nehmen jährlich den Weg über diese Aufschbahn, die jedenfalls die pekuniär ungeklärteste schiefe Ebene ist, auf die man geraten kann, und die kleine Stütze ver-

anschaulicht, wie hoch der Wagen bepackt sein mußte, der die ganze Jahreseinnahme der Berliner Straßenbahn an Zehnspfennigstücken auf einmal befördern sollte. Wie man sieht, ist der Straßenbahn-Nickel schließlich sogar dem stattlichen Gebäude der Reichsbank über den Kopf gewachsen, der Straßenbahn-Nickel, der in den Augen der meisten Menschen nichts weiter ist als ein Proletariat des Portemonnaies.



Jahreseinnahme an Nickel im Vergleich zum Reichsbankgebäude



Der Marktplatz zu Nürnberg mit dem neuen Neptunbrunnen

Nach einer Zeichnung von Eduard Schotte

flussbäder

Die schwarze Suppe, der Ringlampf und der Lauf zum Eurotasfluß waren den alten Spartanern, diesen Erziehungspraktikern ersten Ranges, die Handhaben zur Kräftigung und Stählung ihrer männlichen Jugend. Einfache gehaltreiche Kost, ausreichende Bewegung und erfrischende Bäder sind auch heute noch die Kardinalmittel zur Befestigung und Bewahrung der Gesundheit. In der Auswahl der Nahrung und der Pflege der Leibesübungen werden wir durch die klimatischen Verhältnisse nur wenig beengt. Bei den Bädern in den natürlichen Wasserläufen dagegen sind wir ganz von den Jahreszeiten abhängig. Wohl ist Deutschland nicht mehr so „wasserreich“ wie vielleicht noch vor dreißig Jahren. Die Anlage von Wasserleitungen hat das feuchte Element in die Häuser geführt und auch in einer großen Anzahl mittlerer Wohnungen Badezimmer entstehen lassen. Private und städtische Badeanstalten und eine hochentwickelte Badetechnik sind hinzugekommen. Aber trotzdem behalten die Flußbäder ihren hohen Wert. Es handelt sich hier nicht nur um den anregenden Reiz der lebendigen Welle; die reine Luft, die Beseelung und Durchlichtung des Körpers, die landschaftliche Umgebung, sie alle verbinden sich zu einem unvergleichlichen Genuß, der aus der Kulturüberfättigung heraus zugleich eine zeitweilige, befreiende und verjüngende Rückkehr zur Natur bedeutet.

Wie jedes Bad, so bedingt auch das Flußbad zunächst eine Reinigung der Hautoberfläche. Die Haut ist nicht nur die äußere Schutzhülle des Körpers, sondern auch ein Organ, das der Stoffabgabe und Stoffaufnahme dient. Sie scheidet Kohlenensäure, Flüssigkeiten und in Flüssigkeiten gelöste feste Stoffe aus und nimmt Sauerstoff auf. Sie ist in dieser Hinsicht Lunge und Niere zugleich. Die Vermittlungsanstöße für diesen Austausch sind die Schweißporen, die Ausführungsgänge für die Schweißdrüsen. Man hat die Gesamtzahl der Schweißdrüsen bei einem erwachsenen Menschen auf 2300000 bis 2400000 berechnet. Für gewöhnlich vollzieht sich durch die Schweißporen nicht die Schweißabsonderung, sondern die sogenannte insensible Perspiration, die unmerkliche Dautatmung. Die Luft vermag bis zu einer gewissen Tiefe in die Schweißdrüsenläuche einzudringen, so daß an ihrer inneren Oberfläche, unter der sich die feinen Haarblutgefäße ausbreiten, ein Gasaustausch zwischen der Luft und dem Blut stattfindet. Die gesamte Hautoberfläche gibt in 24 Stunden 3 bis 9 Gramm Kohlenensäure ab, während die Lunge allerdings in derselben Zeit gegen 900 Gramm Kohlenensäure abscheidet. Entsprechend klein ist auch die Sauerstoffaufnahme durch die Haut, aber dafür erreicht die Wasserverdunstung eine um so ansehnlichere Höhe. Die Schweißdrüsenläuche sind stets mit Schweiß gefüllt, dessen Wasser fortgesetzt verdunstet. In 24 Stunden verdunstet auf der Haut 500 bis 1000 Gramm Wasser. Dagegen beläuft sich die Wasserabgabe durch die Lungenatmung für den Tag durchschnittlich nur

auf 300 Gramm. Tritt die eigentliche Schweißabsonderung ein, so wächst die Höhe der Wasserabgabe noch bedeutend; dann verlassen mit dem Wasser die in Schweiß gelösten festen Stoffe, wie Kochsalz, phosphorsaures Kali, phosphorsaures Kalk, Chlorkalcium und Magnesia, ferner Fette und flüchtige Fettsäure, wie Ameisensäure, Butterfäure und Essigsäure, den Körper.

Dieser ganze Stoffaustausch wird aber gehemmt und beschränkt, wenn die Ausführungsgänge der Schweißdrüsen durch Schmutzteilen mehr oder weniger verschlossen sind. In dem das Flußbad durch die Reinigung der Körperoberfläche die Befestigung dieser Schmutzteilen herbeiführt, befördert es also den auf der Hauttätigkeit beruhenden Stoffaustausch und trägt schon hierdurch zum Wohlbefinden des Körpers bei. Allein der Schmutzbelag, der den Körper überzieht, greift auch noch nach einer andern Richtung hin störend in den Haushalt unseres Organismus ein. Unser Körper ist ein Mechanismus, der einer sehr genauen Wärmeregulierung bedarf. Seine durchschnittliche Temperatur beträgt 37,5° C. Steigt sie auf 42° oder fällt sie auf 36° C., so stößt der Apparat, und der Tod tritt ein. Da die Haut ein schlechter Wärmeleiter ist, so ist sie vortrefflich dazu geeignet, die Gleichmäßigkeit der Eigenwärme des Körpers aufrecht zu erhalten und sie bis zu einem gewissen Grade von den äußeren Temperatureinflüssen unabhängig zu machen. Aber diese Sachlage ändert sich, wenn die Haut von einer Schmutzschicht überdeckt wird. Diese Schmutzschicht ist ein guter Wärmeleiter, die also sowohl die Eigenwärme des Körpers ungehindert austreten als auch äußere Temperaturen auf ihn leicht einwirken läßt und so der Anlaß zu Störungen in der Wärmeregulierung wird. Wie stark eine zusammenhängende gut leitende Deckschicht zur Wärmeabgabe und Abkühlung des Körpers beiträgt, zeigen die Experimente, bei denen man die nackte Haut von Tieren mit Firnis überzog. Die Körpertemperatur dieser Tiere sinkt infolge der gesteigerten Wärmeabgabe so bedeutend, daß sie zu Grunde gehen. Tägigen bleiben sie am Leben, wenn man sie nach dem Ueberfirnissen in Watte einpackt und damit die Wärmeabgabe verringert. Es ist also allein der übermäßige Wärmeverlust, der den Tieren in dem ersten Falle tödlich wird. Bildet sich durch den Staub, der sich an die Haut ansetzt und mit den Absonderungen der Schweißdrüsen und Talgdrüsen vermischt, eine die Wärmeabgabe steigende Schicht, so kann zwar der Wärmeverlust nie so groß werden wie bei den Versuchstieren, aber immerhin ist dieser gut wärmeleitende Hautüberzug ein begünstigendes Moment für die Entfaltung von Erftaltungen. Die Erhaltung des Wärmeverrats des Körpers und die örtliche Einwirkung niedriger Außentemperaturen arbeiten sich hier gegenseitig in die Hände. Dadurch, daß die Flußbäder die anhaftende Staubecke entfernen oder es überhaupt nicht zu einer solchen kommen lassen, werden sie zu einem Schutzmittel gegen Erftaltungen.

Flußbäder sind kalte Bäder, und insofern ziehen sie dem Körper vorübergehend Wärme. Die Kälte der Wärmenziehung durch das Flußbad ist aber nicht in gleiche Linie zu stellen mit der anbauenden Wärmeabgabe durch einen Schmutzbelag. Denn in dem ersten Fall vermag der Körper den Wärmeverlust bald wieder zu ersetzen, im zweiten hingegen nicht oder doch nur sehr schwer. Wird die Temperatur des Körpers durch das kalte Flußbad zeitweilig herabgesetzt, so sucht der Organismus durch vermehrte Wärmebildung einen Ausgleich zu schaffen. Es gelingt ihm dieses durch eine Beschleunigung der Verbrennungsprozesse oder Oxydationsvorgänge, die auf der einen Seite eine lebhaftere Betätigung der Blutbildung, auf der andern durch den Verbrauch und die Umkehrung angesammelter Nährstoffe eine Erhöhung des Stoffwechsels nach sich zieht. Geleitet wird dann diese Erhöhung des Stoffwechsels noch durch die mit dem kalten Bade verbundene Muskeltätigkeit. Denn je niedriger die Temperatur des Wassers ist, desto lebhafter bewegen wir uns unwillkürlich. Auf die Steigerung des Stoffwechsels ist der rege Appetit zurückzuführen, der sich nach dem Flußbade geltend macht. Der Verbrauch von im Körper aufgespeicherten Nährstoffen macht sich sogar durch das Gewicht kenntlich. Nach dem Bad ist das Körpergewicht stets etwas geringer als vorher.

Die Kälte des Wassers veranlaßt ferner die feinen Hautblutgefäße, sich zusammenzuziehen. Durch die Zusammenziehung wird das Blut aus ihnen herausgebrückt, die Haut vom Blutzufluß entlastet und dafür der Blutstrom in größerer Fülle nach dem Innern des Körpers hingelenkt, so daß die hier befindlichen Organe reichlicher vom Blut durchspült werden. Das Blut fließt sich gewissermaßen in den inneren Organen. Die Ueberminderung der Stauung macht eine Verstärkung der Peristaltik erforderlich, die sich in dem Herz klopfen, das uns für die ersten Augenblicke befällt, ausdrückt. Unser natürlicher Schutz gegen den Wechsel der Außentemperatur, wie ihn der Gang der Witterung mit sich bringt, beruht auf der schnellen Zusammenziehbarkeit der Hautblutgefäße, wodurch diese das Blut den schädigenden Einflüssen entziehen und einer übermäßigen Abkühlung der einzelnen Körperteile entgegenwirken. Da die Blutgefäße durch die Flußbäder zu einer raschen Zusammenziehung gleichsam eingeübt und trainiert werden, so erwächst aus dieser Gymnastik allmählich eine Abhängung des Organismus.

Auch die Atmungsvorgänge unterliegen der Rückwirkung, die von den Flußbädern ausgeht. Da die Wasserverdunstung und die Kohlensäureausscheidung aus den Schweissporen durch die den Körper umgebende Wasserhülle unterbunden ist, so muß die Lunge die Stellvertretung übernehmen. Infolgedessen werden im Bade die Atemzüge tiefer und die ausgeatmeten Luftmengen größer. Aber die Kälte des Wassers übt auch einen Reiz auf die Hautendigungen der Empfindungsnerven aus, die diesen Reiz auf das Atemzentrum, das im verlängerten Mark, dem Verbindungsstück zwischen Gehirn und Rückenmark, liegt, fortleiten, von dem nun die Atmungsnerven stärker erregt und die Lungenbewegungen nochmals vertieft und beschleunigt werden. Das Gesamtergebnis ist eine energiereichere Tätigkeit und eine kräftige Durchlüftung der Lunge. Die Ausatemluft ist denn auch in und nach

dem Bade beträchtlich reicher an Kohlensäure als vorher. Bedeutungsvoll ist schließlich noch die Nachwirkung des Flußbades. Zudem nach Beendigung des Bades das Blut in die Haut zurückströmt, wird ein erfrischender und belebender Nervenreiz hervorgerufen, der, in Verbindung mit der Wiedererwärmung, als ein äußerst wohlgefühlt empfunden wird. Bis zu einer halben Stunde nach dem Verlassen des Wassers ist die elektromotorische Erregbarkeit der Nerven und Muskeln erheblich gesteigert.

Alles, was vom einfachen Flußbad gesagt worden ist, gilt in noch höherem Grade vom Schwimmbad. Hier werden durch die Schwebbewegungen die Muskeln, und zwar fast alle gleichmäßig, in eine starke Tätigkeit versetzt, die mechanische Einwirkung des an den Körper anschlagenden Wassers ist ebenfalls kräftiger, und die Atmungsgröße wächst noch mehr, da der Schwimmer, um sein Körpergewicht zu verkleinern, unwillkürlich die Einatmung möglichst vertieft. Das Schwimmen gehört daher zu den gesündesten aller Leibesübungen.

Sollen indessen die Flußbäder die geschilderten wohlthätigen Folgen zeitigen, so muß man bei ihrem Gebrauch eine Reihe von Regeln beachten. Viel verbreitet ist die Furcht, sich durch die Einwirkung des kalten Wassers eine Erkältung zuzuziehen. Es wird daher alleseitig die Mahnung gegeben, nicht zu früh und zu warm in die kühle Flut zu tauchen. Die Mahnung ist an sich ganz gerechtfertigt, aber durch ihre allzu ängstliche Befolgung erwirbt man sich leicht das, was man vermeiden will, eine Erkältung. Man kann es in den Badeanstalten oft genug bemerken, daß sich viele Personen, um sich abzukühlen, bis auf die Unterkleidung entkleiden und dann in dieser so lange verweilen, bis sie ein leichtes Frösteln empfinden. Jetzt erst halten sie den Augenblick für gekommen, wo sie ungefährdet in das Bad gehen können. Ein derartiges Verfahren ist aber durchaus nicht richtig. Wir wissen, daß das Flußbad dem Körper Wärme entzieht. Um diese Wärmeverminderung zu ertragen, muß der Körper noch einen gewissen Wärmeüberschuß besitzen. Ist das nicht der Fall, hat vielmehr durch das lange Verweilen im halbbedeckten Zustand außerhalb des Bades die Wärmeabgabe eine erhebliche Höhe erreicht und kommt nun noch im Bade selbst eine abermalige Wärmeverminderung hinzu, so kann der Körper diesen Doppelverlust nicht decken, d. h. man erkältet sich. Eine Ueber-treibung der Abkühlung ist daher entschieden vom Uebel. Um die richtige Grenze einzuhalten, empfiehlt es sich, in der vollständigen Kleidung so lange zu warten, bis sich der Herzschlag von dem Gang nach der Badeanstalt beruhigt hat und jede Erregung gänzlich geschwunden ist. Dann entleide man sich schnell und suche sogleich das Wasser auf. Bei einem solchen Verhalten ist einerseits der Körper genügend abgekühlt, andererseits besitzt er noch einen ausreichenden Wärmevorrat, um die jetzt von ihm geforderte Wärmeabgabe ohne Ueberanstrengung zu bestreiten.

Viele Personen lieben es, ganz langsam und schrittweise ins Bad zu gehen. Auch das ist nicht ratsam. Es ist eine feststehende Tatsache, daß der Körper viel leichter unter einer stärkeren Abkühlung leidet, wenn ihr nur einzelne Teile, und namentlich die Füße, ausgesetzt werden, als wenn der ganze Körper auf einmal einer niedrigen Temperatur

unterworfen wird. Daher ist es vorzuziehen, entweder in das Wasser zu springen oder doch wenigstens rasch hineinzukreiten. Lebhaftige Bewegungen mit Armen und Beinen sind besonders für den ersten Aufenthalt im Bade zweckmäßig, da, wie schon angedeutet, durch die Muskelthätigkeit dem Wärmeverlust entgegengearbeitet wird. Auch ist darauf zu sehen, daß das Wasser etwa bis zum Hals reicht, damit sich der gesamte Körper unter den gleichen Temperaturverhältnissen befindet. Aus demselben Grunde hat man auch von Zeit zu Zeit mit dem Kopf unterzutauchen. Die Dauer des Bades richtet sich nach der Körperbeschaffenheit des Badenben und der Temperatur des Wassers. Kräftige und vollsaftige Personen werden die Bade- dauer im allgemeinen länger ausdehnen können, während sie für Schwächliche und Empfindliche entsprechend abzukürzen ist. Der äußerste Zeitpunkt aber, bis zu dem der Aufenthalt im Wasser zu bemessen ist, ist der, in dem sich ein Frostgefühl oder die sogenannte Gänsehaut einstellt. Der Körper gibt damit kund, daß seinem Wärmeat die Erschöpfung droht. Verschiedentlich treten nach dem Bade Mattigkeit, Abgespanntheit und Appetitlosigkeit auf. Das ist dann ein Zeichen, daß man das Bad zu lange ausgedehnt hat, auch wenn sich ein Frösteln nicht bemerkbar gemacht hat. Unter einer Temperatur von 16° C. sollte man in der Regel nicht hinabgehen. Besonders im Beginn der Badesaison soll man lieber ein paar Tage länger warten, bis das Wasser eine höhere Temperatur angenommen hat. Wer regelmäßig badet, wird am Ende des Sommers auch noch ein, zwei Grad unter die angegebene Temperaturgrenze herabgehen können. Aber man soll doch dabei nicht dem Grundsatz huldigen, daß viel viel hilft, sondern bedenken, daß auch hier das Michtige in der Mitte liegt.

Zu welcher Tageszeit man badet, ist mehr nebensächlicher Natur. Auf jeden Fall aber ist das Bad nicht gleich nach einer Mahlzeit, solange der Magen mit Speisen angefüllt ist, zu nehmen. Für den Magen ist, um die Verdauungsarbeit durchzuführen zu können, ein vermehrter Blutzufluß erforderlich. Unter normalen Umständen erhält er diesen auch regelmäßig, da es ein stehendes Gesetz im Leben des Körpers ist, daß das Organ, das arbeitet, auch reichlich mit Blut versorgt wird. Nun ist aber, wie dargelegt worden ist, die Blutverteilung im Bade verändert, und diese Blutstromstörung bringt es auch mit sich, daß dem Magen nicht diejenigen Blutmengen zufließen, die ihm sonst zukommen. Infolgedessen wird die Verdauung beeinträchtigt und gestört. Allein es ist noch ein zweites Moment zu berücksichtigen. Durch die Bewegungen des Wassers wird auf den mit Speisen beladenen Magen ein beständiger Reiz ausgeübt, den die Nerven zum Gehirn fortleiten. Hier kann sich dann diese nervöse Rückwirkung in Form von Schwindelanfällen und Ohnmachten äußern. Das sonst unerklärliche Versinken tüchtiger Schwimmer ist vielfach auf eine Bemühtlosigkeit zurückzuführen, die ihre letzte Ursache in der Unvorsichtigkeit hat, daß das Bad zu schnell auf eine Mahlzeit folgte. Auch unmittelbar nach größeren körperlichen Anstrengungen und stärkeren seelischen Erregungen sind Flußbäder nicht empfehlenswert. Beide ver-

binden sich mit einer Steigerung der Herzthätigkeit. Da an diese aber, wie gesagt, durch das Bad erhöhte Ansprüche gestellt werden, so kann es geschehen, daß das Herz die ihm zugeleitete Arbeitsleistung nicht zu bewältigen vermag und stockt. Ein Herzschlag hat das Leben beendet. Nach körperlichen Strapazen und heftigeren Gemüts- erregungen soll man daher immer erst einige Stunden, in denen man sich erholt und beruhigt, verstreichen lassen, bevor man das Bad aufsucht.

An das Bad hat sich eine kräftige Abreibung des Körpers mit einem rauhen Tuch zu schließen. Die Haut soll sich, damit eine desto schnellere Wiedererwärmung eintritt, röten. Ein leichtes Abtrocknen genügt nicht. Denn die anhaftende Feuchtigkeit verdunstet später, entzieht dadurch dem Körper Wärme und ruft minderbessers ein unangenehmes Erschauern hervor. Ein etwa halbstündiger ruhiger Spaziergang unterstützt noch die Wiedererwärmung. Nahrung soll man vor ungefähr einer Stunde nicht zu sich nehmen, damit nicht die Blutfülle, die zur Haut zurückströmt, vorzeitig wieder auf den Verdauungsapparat abgeleitet wird.

Gibt es endlich Personen, denen Flußbäder unzutraglich sind? Ja. Dazu gehören Kinder in den ersten Lebensjahren und solche Individuen, die im Greisenalter stehen. Der Körper beider Altersstufen vermag die nötige Wärmeerneuerung nicht schnell genug vorzunehmen. Für Hochbejahre spricht außerdem noch ein andrer Umstand mit. Ihre Blutgefäße haben an Elastizität verloren, da deren Wandungen mehr oder weniger verkalten. Da die früher erwähnte Blutstauung in den inneren Organen auch eine Erhöhung des Blutdrucks nach sich zieht, so können bei Menschen in höherem Lebensalter die Blutgefäße zerreißen. Findet die Zerreißen und Blutung im Gehirn statt, dann ist ein Gehirnschlag die Folge, der, wenn nicht den Tod, so doch langwierige Lähmungen mit sich führt. Auch für Herzranke sind die Flußbäder wegen der in ihnen auftretenden Steigerung der Herzthätigkeit ungeeignet. Ferner haben sie alle diejenigen Personen zu meiden, die anscheinend ganz gesund sind, sich aber aus irgend einem Grunde nicht rasch wieder zu erwärmen vermögen.

Deutschland hat keinen Mangel an natürlichen Wasserläufen. Die Gelegenheit zu Flußbädern findet sich deshalb fast allenthalben. Auch die Kosten und Zeitverluste sind nur gering. Wenn wirklich einige Zeit verloren geht, so ist sie hier am leichtesten zu verschmerzen. Die Einbuße an Zeit wird reichlich aufgehoben durch den gesundheitlichen Gewinn. Wer sich zum erstenmal zu einem Flußbad entschließt oder es nach längerer Pause von neuem aufnimmt, hat eine gewisse Scheu und Beklemmung zu überwinden. Aber diese unbehaglichen Anwandlungen schwinden in kurzem, und es wird dann ein jeder, der die Wohlthat des ihn umschmeichelnden feuchten Elements an sich verspürt, freudig in die Worte Mörikes einstimmen:

„O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnlichstverwunden Leib einmal
Und lüfte Brust und Wange.“

Ch. Haller

Der erste Bakairi

Don

Karl von den Steinen

In dem Humboldtzimmer des Hauses der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin hängt unter andern Gemälden, die der Erinnerung an Forschungsreisen der Mitglieder gewidmet sind, auch das Bild von Karl Denise, „Der erste Bakairi“. Wenn ich der Aufforderung, die Wiebdergabe in „Ueber Land und Meer“ mit einem Geleitwort zu versehen, sehr gern entspreche, so möchte ich damit doch dem Wert des Malers, der hier ein zentralbrasilisches Flussmotiv der Reihe der von ihm bereits veröffentlichten südamerikanischen Landschaften folgen läßt, keinen Abbruch getan wissen. Das Bild ist nicht die Illustration zu einem Buchtext. Der Indianer, meine beiden Gefährten und ich sind nur Staffage: man bedeckt sie mit der Hand und man wird empfinden, daß die prächtigen Baumgruppen über dem stillen Urwaldgewässer und der Blick in die Tiefe der Wildnis mit den Augen des Künstlers geschaut sind, der selbst im südamerikanischen Wald geträumt und gearbeitet hat. Am stärksten wird dieser Eindruck, wenn man das Originalgemälde mit der kalten Photographie vergleicht, die Herrn Denise zur Verfügung stand, und die man in meiner Reisebeschreibung „Unter den Naturvölkern Zentralbrasilien“ (Vollausgabe, Berlin, Dietrich Reimer, 1897) S. 55 als die „Tumanaua-Bucht“ findet. Allerdings braucht die stimmungsvolle Wirkung des Bildes nicht zu verlieren, wenn man die persönlichen Beziehungen kennt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß an dieser Stelle und in diesem Augenblick der Europäer mit dem unberührten Ur-amerikaner zusammentrifft, daß nahebei in dem tiefen Uferwald trotz des 19. Jahrhunderts die Hütten behaglich dahinlebender Steinzeitmenschen stehen.

Lang, lang ist's her! Nachdem ich mit meinen Freunden 1884–85 auf der ersten Schingú-Expedition den großen südlichen Nebenfluß des Amazonas von einem kleinen Quellflüßchen aus bis zur Mündung besahen hatte, kehrte ich 1887 nach Zentralbrasilien zurück, um einen zweiten Quellfluß, den Kulisehu, zu untersuchen, wo eine Anzahl ganz unbekannter Stämme wohnen sollte. Wieder hatten wir auf sechswochiger ermüdender Wanderung die Buschsteppe zwischen dem 15. und 13. Breitengrad durchkreuzt und hatten, gerade als die Kräfte unsrer Lasttiere völlig erschöpft schienen, den Fluß erreicht, den wir für den Kulisehu halten mußten. Einige 30 Meter breit der Quellarm eines Stromes, der vor seiner Einnüßung in den Amazonas von Ufer zu Ufer über eine deutliche Meile mißt! Wir bezogen einen Lagerplatz und beschloßen, daß ich mit zwei Leuten, dem „zähmen“ Bakairi Antonio und dem Deutsch-Brasilier Carlos Rhein, vorausfahren sollte, um die ersten Indianer zu rekonnostrieren. Deren frühere Anwesenheit am Ufer war zu unsrer Freude durch eine alte verfallene Schutzhütte mit den Fiebmarken des Steinbeils bezeugt. Unter Antonios geschickten Händen

wurde ein Kanu aus Baumrinde in einem Tag fertig; einzupacken gab es wenig, und das zerbrechliche schmale Fahrzeug war mit drei Personen gungsam beladen.

Am 8. September 1887 schifften wir uns ein. Wir hatten auf der idyllischen Fahrt nur die Baumgerippe, die den schmalen Fluß sperrten, wenige Stromschnellen und am dritten Morgen einen brausenden Wasserfall zu überwinden. Die Spuren der Indianer wurden immer deutlicher, man hatte ein Tier ausgeweidet, man hatte mit Fackeln an dem Wasserfall gekocht, und am Mittag des 10. September verrieten dem spähenden Blick Antonios Schaumblasen auf der Oberfläche des Wassers, daß hier Ruberschlag eingetaucht und ein Kanu seinen Weg genommen hatte. „Wir sprachen nur wenig und mit leiser Stimme und fuhrten vorsichtig auslugend hart am inneren Rande in jede neue Windung ein. Aber alle Anzeichen hatten aufgehört. Beiderseits lag hoher, schweigender Wald, der Fluß schimmerte im Sonnenlicht, nichts Lebendiges regte sich im weiten Umkreis, und hier ober da nur gaultete ein gelber Schmetterling vorüber. Kurz vor Mittag öffnete sich das Strombett zu einer ziemlich weiten Bucht.“ Aber ich will hier nicht meine eigne vor Jahren gedruckte Schilderung abschreiben; wir trafen an jener Stelle den einsam dem Fischfang obliegenden, ängstlich Deckung suchenden Häuptling Tumanaua des ersten Dorfes der „wilden“ Bakairi, die seit Jahrhunderten von ihren „zähmen“ Stammesgenossen im Westen getrennt waren, aber dasselbe Idiom, die Muttersprache unsers Antonio, besaßen. Die beiden verständigten sich mit lautem Zursch, das Kanu des „Wilden“ — hier muß ich mich der Erläuterung zuliebe noch einmal selbst citieren — „schöß aus dem Versteck hervor und eilte geradenwegs, ein schönes, langes, trockenes Rindenkanu, an unser trauriges, krummes, wackelverklebtes, lehmbeschmiertes, von schmutzigem Wasser durchpöhltes Fahrzeug heran, — wahrlich, ich meinte, wir wären es, die hier in den Kreis einer höheren Kultur träten; wenn der edle Schiffer auch nur mit einer Gürtelschnur belleidet war und nichts mit sich führte als die sanfter gearbeiteten federverzerrten Pfeile und den Bogen, die neben einer mit Honig gefüllten Kürbisschale auf dem Boden des Kanus lagen, so stach doch dieses auf uns zugelietende Gesambild in seiner Nützigkeit und Heiligkeit auf das vorteilhafteste ab von uns abgerissenen Kulturträgern“, deren vornehmster, ich, ohne Rod und Beinleid in Jägerschen Unterhosen reiste.

Vieles hat sich seit jenem Tag geändert. Das Persönliche: daß so mancher der alten brasilischen Freunde und Genossen vom Tode gemeiner oder gewaltfamer, wenn nicht gewaltfamer und gemeiner Art ereilt worden ist, lasse ich beiseite. Zweimal war ich mit meinen Gefährten am Schingú gewesen. Alsdann haben zwei große Expeditionen von



Der erste Bakairi

Nach dem Gemälde von Karl Zenke

Dr. Hermann Meyer aus Leipzig das präkolumbische Quellgebiet durchzogen. Fünf amerikanische Raufschaffsammler sind den Strom hinabgefahren und von den Suya weiter abwärts mit Keulen erschlagen worden. Endlich wurde Dr. Max Schmidt, der, nur von einigen zahmen Bakairi und einem brasilianischen Diener begleitet, die Indianer des Kulisebn aufsuchte, gänzlich ausgeplündert und konnte mit genauer Not das nackte Leben retten. Der alte Tumagana lebt noch und hat auch seinen „älteren Bruder Karilose“, den Doktor Carlos, noch nicht vergessen. Aber diese „wilden“ Bakairi haben nach mehrfachen Besuchen in der Zivilisation Anschluß an die „zahmen“ gefunden. Antonio ist heute offizieller „Kapitän“ des Schingü und schreibt, wie es scheint, gelegentlich den einen oder den andern

nieder, der ihm nicht gefällt. Bananen, Hunde, Hühner, Kattune, Eisenwaren, europäische Krankheiten gehören jetzt zum festen Kulturbestand. Dennoch ist das Feld der Forschung kaum berührt und überreich an Aufgaben. Wir kennen die merkwürdigen vorhistorischen Zustände, die dort noch heute zu studieren sind, nur von flüchtigem Besuch. Was wir jetzt wissen, hat nicht mehr Bedeutung als ein bißchen charakteristische Staffage auf einem der erhabenen Naturreinfamkeit abgelaugten Landschaftsbild; da ist vielleicht ein Fleckchen freies Ufer im Vordergrund, wo die Boote anlegen und der Rauch eines kleinen Lagerfeuers aufsteigt, dahinter aber erhebt sich uralter geheimnisvoller Wald, der dem schimmernden Fluß die undurchdringlichen Wände zuehrt und, wie zum Spott, im Spiegelbilde zeigt.

Auf dem Pariser Métropolitain

(Zu dem Bilde S. 357)

Um die Pariser Straßenbilder durch das Trahtgewirr der elektrischen Bahnen mit Überleitung nicht zu schädigen, hat der Gemeinderat der Seinestadt diesen den Zutritt zum Stadtiinnen verboten und es damit allerdings eines als sehr praktisch bewährten modernen Verkehrsmittels beraubt. Als nun aber das Bedürfnis nach besseren Verkehrsmitteln immer dringender wurde, nahm man 1898 den Métropolitain in Angriff, eine unterirdische Stadtbahn, die nur auf sehr kurze Strecken oberirdisch und dann Hochbahn wird. Bisher sind zwei Strecken dem Betrieb übergeben; das Gesamtnetz soll bis auf 78 Kilometer Länge erweitert werden, die Baukosten hat man auf 3 Millionen Mark für jeden Kilometer veranschlagt. Der Betrieb ist der Gesellschaft Chemin de fer Métropolitain de Paris auf 35 Jahre von der Stadt verpachtet worden gegen eine mit dem Verkehr steigende Abgabe von der Bruttoeinnahme. Man darf bei dem „Métro“, wie der Pariser kurzweg sagt, nicht an eine Stadtbahn nach Art der Berliner denken, denn erstens können keine Vollbahnzüge auf ihm verkehren, und zweitens verbindet er nicht die Bahnhöfe der Stadt untereinander. Er dient somit nicht dem allgemeinen Durchgangs- und Fernverkehr, sondern ausschließlich den städtischen Pariser Verkehrsinteressen, ist also eine reine Lokaltadtbahn. Die zuerst erbaute und in Betrieb gesetzte Linie durchschneidet die Stadt von Westen nach Osten, von der Porte Maillot bis zur Porte de Vincennes, ist 10,6 Kilometer lang und bis zum Bastilleplatz nahezu geradlinig; sie hat 16 Zwischenstationen, darunter nur einen Bahnhof, die Gare de Lyon. Kürzlich eröffnet wurde die den äußeren Boulevards folgende, 12 Kilometer lange Nordeinglinie, die von der Porte Dauphine am Buttes-Chaumontpark und am Père-Lachaise-Friedhofe vorüber nach dem großen Straßensystem im Osten der Stadt, der Place de la Nation, führt. Außer diesen beiden vollendeten Strecken sind noch sechs Linien teils im Bau begriffen, teils geplant, darunter drei Hauptlinien: die Ringbahn, von der

Place de l'Etoile über die äußeren Boulevards der Südhälfte nach der Place de la Nation, die Nord-sübdlinie von der Porte Clignancourt zur Porte d'Orléans und die Linie Boulevard de Courcelles-Place Gambetta. Etwa 70 Prozent der ganzen Strecke kommen in Tunneln zu liegen, der Rest teils in offenem Einschnitt zwischen Mauern oder auf Viadukten; die Seine soll von der Ringbahn auf Brücken überschritten, an andern Stellen aber auch untertunnelt werden. Die Züge bestehen aus einem Motor- und mehreren Anhängwagen; sie empfangen die bewegende Kraft bis zur Fertigstellung der in der Nähe des Lyoner Bahnhofs am Seine-Ufer im Bau begriffenen Kraftstation aus andern städtischen Zentralen mittels einer zwischen beiden Geleisen laufenden Schiene. Es gibt nur Wagen 1. und 2. Klasse mit dem Fahrpreis von 25 und 15 Centimes. Die Motorwagen enthalten 20 Sitzplätze, die andern 32 Sitzplätze, außerdem ist in jedem Wagen reichlich Raum zum Stehen vorhanden. Die Züge fahren in Abständen von 3 und 6 Minuten; gehalten wird überall nur einen Moment, an den frequentesten Stationen kaum eine Minute. Unser Bild läßt uns einen Blick in einen Wagen des „Métro“ während der Fahrt durch eine der Tunnelstrecken werfen; die Schnelligkeit, mit der die Züge fahren, ist so groß, daß die stehenden Passagiere genötigt sind, sich fortwährend an den von der Decke herabhängenden Handgriffen oder aneinander festzuhalten. Die Tunneln sind mit elektrischen Lampen in Abständen von 5 Metern erleuchtet; die Stationen sind mit weißen Porzellanladeln ausgemauert und haben hohe Bahnsteige, so daß man zu ebener Erde in die Wagen steigt. An den Endpunkten der Linien kehren die Züge in Schleifen um. Der Betrieb auf den Linien ist ein so prompter, daß die Pariser Bevölkerung mit großer Vorliebe den „Métro“ benutzt, auf dem auch die Fremden gern fahren, sobald sie sich mit den Namen und Richtungen der Stationen, die überall nebst allem sonst Wissenswerten angehängt sind, erst vertraut gemacht haben.



Die Witwe

Von

Georg Freiherrn v. Ompieda

I

Ein Wagen nach dem andern fuhr vom Kirchhof fort; in dem letzten die Witwe, Frau Luise Enterlein, fassungslos, in Tränen aufgelöst, die unter dem dichten schwarzen Schleier, obgleich sie drei Tage schon strömten, immer noch wie eine Flut niederrannen.

Man unterhielt sich in den Gefährten, die alle die lange Straße zur Stadt in einer Kette hünunterfuhren, von dem Trauerfall. Und überall war man der Ueberzeugung, es hätte niemand schwerer treffen können als die junge Frau.

Man kannte genau das Glück, das beinahe etwas Sprichwörtliches gehabt und jedenfalls etwas Mührendes hatte.

Es war eine Liebesheirat gewesen, die der Rechtsanwalt Enterlein vor kaum einem Jahr geschlossen; man erzählte sich, wie das Paar sich schon als Kinder füreinander bestimmt gefühlt. Fräulein Luise Cernilow hatte zwei Körbe ausgesteilt, von denen man wußte, und wahrscheinlich noch mehrere andre, die im Verborgenen geblieben waren. Und alles das um ihres Jugendfreundes Karl Enterleins willen.

Als sie nun endlich, nachdem der Rechtsanwalt eine gute Praxis gefunden, zu einander gekommen waren, sahen es Verwandte und Freunde als etwas Selbstverständliches an, als die beste Lösung, die diesem Menschenpaar auf der Erde beschieden sein konnte.

Die Ehe war nie von einem Mißlant getrübt worden; nur Kinder gab es nicht. Aber wenn auch die jungen Leute keine Hoffnung hatten, so trösteten sie sich damit, daß sie dafür ganz für-einander leben konnten.

Wenn der Rechtsanwalt aus seinem Bureau kam, das im Erdgeschoß ihres Wohnhauses lag, dachte er nicht mehr an die Alten, sondern schloß seine junge Frau in die Arme und sagte, indem er sie bei beiden Wangen hielt und ihr einen Kuß auf den Mund drückte:

„Ach Gott, ach Gott, hab' ich dich lieb!“

Dann saß sie auf seinem Schoß, und sie hielten sich umschlungen, als wäre es am Hochzeitstage.

Man freute sich darüber. Alle Welt fand, es sei eine Musterehe, wie sie andern Sterblichen kaum beschieden wäre; ja, es gab Männer, die ihren Söhnen sagten:

„Wenn du doch auch einmal so glücklich würdest wie Enterleins!“

Und wenn Gatten sich gestritten hatten, versicherten sie sich bei der Versöhnung, sie wollten nun auch so leben wie der Rechtsanwalt und seine Frau.

Und nun war er gestorben. Ganz plötzlich. Ein Herzschlag hatte ihn in der Wohnung dahingerafft. Man erzählte sich die näheren Umstände: er war umgefallen, mitten im Gespräch, ja es hieß sogar, während er seine Frau liebte. Kurz, es war schrecklich.

Und warum es gerade diese Menschen treffen mußte! Da gab es so viele, die sich stritten vom Morgen bis zum Abend, warum war es keiner von denen? Da gab es Männer, die uneingestandenermaßen vielleicht glücklich gewesen wären, ihren Plagegeist zu verlieren. Da gab es Frauen, die immer schon mit einem Auge nach einem andern blinzelten, aber die blieben aneinander gekettet. Wirklich, es hätte jedes Paar treffen können, nur nicht gerade diese beiden.

Das alles besprach man in den Wagen, die der Witwe voransuhren.

Einer sagte:

„Aber denken Sie nur einmal an: zweiundzwanzig Jahre, was soll denn die Frau anfangen?“

Und der andre nickte nachdenklich:

„Die heiratet nicht wieder!“

Man wußte, ihr Leben war auf immer verdorben!

Der Fall lag um so trauriger, als Frau verwitwete Enterlein nicht einen einzigen Verwandten mehr besaß. Zwar lebte noch eine hochbetagte Mutter ihres Mannes, aber die war altersschwach, wohnte weit entfernt und hatte nicht einmal zum Begräbnis kommen können.

Von Cernilowscher Seite aus gab es nur einen Onkel, der gleichfalls der Weisung fern geblieben,

da er seinerzeit das Mädchen hatte für seinen Sohn haben wollen.

Die Witwe fuhr mit dem Geistlichen und mit dem Hausarzt zurück. Neben ihr saß der Diakonus, ein noch junger Mann, der unausgeseigt mit milder Freundlichkeit der armen Frau Trost zusprach. Und während die Hände auf dem Pflaster rasselten und leise eine Scheide klirrte, klang fortwährend seine tiefe Stimme wie eine eintönige Musik, die der Witwe wohlthat, obwohl sie auf die Worte nicht hörte.

Ihr gegenüber hatte Doktor Keller Platz genommen, ein gleichfalls noch junger Mann, ein Studienfreund des Rechtsanwaltes, der nur noch den Tod hatte feststellen können und jetzt stumpf vor sich hinbrütete, während der Geistliche sprach.

Der Wagen hielt. Der Diakonus wollte mit hinaufgehen, aber lange hätte er doch nicht Zeit gehabt, denn er war im Zalar und mußte bald zu einer Taufe. So sagte er denn ein paar letzte Worte und ließ Doktor Keller mit der Witwe allein.

Die beiden stiegen langsam die Treppe hinauf; Frau Ruise Entlein ganz gebeugt, fast dem Umfallen nahe, so daß der Arzt ein paarmal zugriff, weil er fürchtete, die Kräfte möchten sie verlassen, ehe sie den ersten Stock erreicht.

Das Mädchen machte auf, und der Arzt ruhte nicht, sollte er die Witwe jetzt allein lassen oder noch einen Augenblick im Salon Platz nehmen. Er fand es zartfühlender, wenn er ging, und sagte, als sie in dem stillen Raum standen, mit seinem halben Dämmerlicht, da der Hitze wegen die Fensterläden geschlossen waren:

„Nun leben Sie wohl, gnädige Frau, ich sehe bald einmal wieder nach Ihnen!“

Doch die Witwe, die jetzt den Schleier zurückgeschlagen hatte, blickte ihn mit vom Weinen rotgeschwollenen Augen an, hob stehend die Hände und sprach im Entsetzen:

„Um Gottes willen, Sie wollen mich allein lassen?“

Er zögerte: „Ja, ich muß doch!“

Da bekam sie einen Anfall, fast als wäre ihr Geist nicht in Ordnung. Sie blickte um sich, durchmaß den Raum, in dem sie jetzt allein, ganz allein weilen sollte, mit den Blicken, dann freischte sie fast in ihrer Verzweiflung:

„Ich kann nicht allein bleiben, ich kann nicht allein bleiben!“

Der junge Mann ruhte nicht, was er machen sollte. Schließlich erlaunte er es als seine Pflicht als Arzt wie als Freund des Hauses, in solchem Augenblick die arme Witwe nicht zu verlassen. Ein Arzt ist ja nicht bloß Helfer bei Gebrechen, sondern auch ein Tröster, ein Arzt der Seele.

So setzte er sich denn auf ihr Geheiß, und sie nahm ihm gegenüber Platz. Und jetzt fing sie an, die bis dahin nur gemeint und keine Worte gefunden; von ihrem Mann zu reden. Sie erzählte von seinen letzten Augenblicken, wußte jedes Wort, das er noch gesagt, obgleich es banale Lebensarten des täglichen Lebens gewesen. Sie sprach von allem, was er ihr Gutes getan, was er für sie gewesen, und sie fand die überflüssigsten Worte.

Doktor Keller saß ihr gegenüber, ohne sich zu rühren, und blickte die Trauernde teilnehmend an. Er fand keine Zeit, ein Wort einzusprechen, er nickte nur immer, schüttelte den Kopf, schaltete bedauernd mit der Zunge, sagte höchstens einmal:

„Ach Gott, ach Gott! Ja, ja!“

Oder vielleicht:

„Der Arme!“

Die Zeit verging, und die Witwe fand kein Ende. Endlich fing es aber an, ihm etwas zu lang zu werden. Er hatte ja seinen Freund von Herzen gern gehabt, aber alles, was sie da erzählte, kannte er ja eigentlich, und darum faßte er einen Entschluß, erhob sich, strich den großen blonden Schnurrbart und sagte möglichen vorichtig:

„Gnädige Frau, würde es nicht das beste sein, Sie legten sich jetzt etwas hin?“

Aber sie fuhr empor, als hätte er sie gekränkt. Sie sollte sich hinlegen! Um Gottes willen, sie war ja nicht müde, in einem solchen Moment legte man sich doch nicht hin!“

Nun kam er mit seiner Praxis. Da merkte sie, daß er fortgehen wollte, ward ganz verzweifelt und erklärte, sie könne nicht allein sein, es wäre ihr völlig unmöglich, denn dann meinte sie den Verstand zu verlieren.

Er nahm wieder Platz und beschloß, noch ein paar Minuten zu bleiben. Und sie erzählte wieder von ihrem Mann, von allerhand kleinen Eigenheiten, die er gehabt, von seiner Liebe und Zärtlichkeit, von seiner Güte gegen sie. Dann kam sie wieder zu seinen letzten Augenblicken und erwähnte die Worte, die er kurz vor seinem Ende noch gesagt.

Da meinte Doktor Keller, jetzt sei der Augenblick abermals gekommen, und erhob sich. Doch sie ließ ihn nicht fort. Sie meinte, er wäre der einzige, mit dem sie über den Verstorbenen reden könnte, sie hätte Angst in der Wohnung allein.

Aber er konnte sich nicht entschließen zu bleiben, er hatte nämlich — Hunger. Am Morgen hatte er nichts zu sich nehmen können, weil er zu einem schwer kranken Patienten gerufen wurde. Dann hatte er sich in aller Eile zum Begräbnis umziehen müssen, hatte mit dem Diakonus die Witwe abgeholt, kurz, er war bis jetzt nachmittags 4¹/₂ Uhr, noch nicht zum Essen gekommen. Aber er schämte sich, das zu sagen, es hätte zu banal und herzlos hineingeklungen, wie ein harter greller Auf von der Wirklichkeit des Lebens, in die Klagen dieser unglücklichen Frau.

Doch als sie immer weiter erzählte und ihn keinesfalls fortlassen wollte, faßte er sich endlich ein Herz und sagte zögernd, denn er schämte sich doch ein wenig:

„Ich — ich — habe — nämlich — Hunger!“

Es war so komisch, daß sie unter ihren Tränen ein ganz klein wenig lächelte. Sie bedauerte ihn. Der arme Mensch! Und sie hatte nicht daran gedacht! Aber sie fand sofort den Ausweg. Auch sie verspürte das Bedürfnis, etwas zu essen, und jetzt erinnerte sie sich, daß ja drüben der Tisch gedeckt stand und das Mädchen nur nichts gesagt, weil sie offenbar fürchtete zu stören.

Da schlug sie ihm vor, er solle an ihrer einsamen Mahlzeit teilnehmen, sie ließe ihn nicht fort, es wäre ihr ein Bedürfnis, über ihren armen, armen Karl zu sprechen.

Da sah er ein, daß er nicht anders davon kam, und als sie schnell entschlossen die Tür öffnete und ihm der Essensgeruch entgegenströmte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Ja, er wollte hier bleiben; da betam er wenigstens gleich etwas zu essen, denn er mußte essen, um jeden Preis, er

hielt es einfach nicht mehr aus, sonst wurde ihm schlecht.

Als sie seine Einwilligung in seinen Blicken las, verschwand sie, um für das Mahl Sorge zu tragen.

Einen Augenblick darauf saßen die beiden im Esszimmer, sie an dem Platz, den sie in ihrer Ehe immer eingenommen, er ihr gegenüber. Der Stuhl Karls blieb leer zwischen ihnen, als müßte der fehlende Hausherr jeden Augenblick eintreten und sich zu seiner Frau und zu seinem Gaste setzen.

Doktor Keller aß wie ein Löwe, und auch die Witwe hatte Appetit. Die Mahlzeit war gut, es schmeckte ihnen, und in den Ausdrücken der Trauer trat eine Pause ein.

Nach Tisch setzten sie sich in des Verstorbenen Arbeitszimmer, und dankbar für die Gesellschaft, die ihr ward, daß sie nicht in ihrer Einsamkeit und ihrem Jammer allein blieb, sorgte sie für ihren Gast genau wie sie es gewohnt gewesen, für ihren verstorbenen Mann zu sorgen. Sie brachte ihm den Kaffee, sie fragte, ob ein oder zwei Stüd Zucker, denn das hatte sie auch bei ihrem Manne nie gespart.

Dann ging sie an den Schreibtisch, nahm des Verstorbenen Schlüsselbund, das sie jetzt trug, aus der Tasche, schloß das Fach links unten auf, genau wie es Karl immer getan, nahm zwei Zigarrenlästchen heraus und bot sie ihrem Gaste zur Auswahl an, eine leichte und eine schwere. Dann ging sie ins Esszimmer, öffnete das Büfett, brachte einen Schnaps, wie sie es täglich bei ihrem Manne getan, stellte das Brett hin und fragte:

„Trinken Sie Cognac oder Chartreuse?“

Doktor Keller hatte zwei Stüd Zucker genommen, die leichte Zigarre geraucht und den Cognac gewählt, genau wie ihr verstorbenen Mann.

Sie bemerkte es, und wieder war sie im Gespräch bei dem Toten. Während der Doktor den Rauch seiner Zigarre von sich blies, ließ er sich ruhig erzählen. Das dauerte so eine Stunde; die Tränen der jungen Frau versiegten allmählich, und sie begann, da der Stoff zu fehlen anfing, endlich vom Geschäftlichen zu reden.

Sie war verloren in dieser Beziehung; Karl hatte alles gemacht, sie wußte von nichts, und sie fürchtete sich, Dummheiten zu begehen, hatte auch Angst, ob sie mit ihrem Gelde gut auskommen würde. Da gab es nur einen, den sie fragen konnte: den besten Freund ihres Mannes, Doktor Keller.

Aber er erhob sich endlich und sagte, über diese Dinge müßten sie später einmal genau sprechen, dazu wäre jetzt keine Zeit.

Die Witwe fühlte, daß sie ihn nicht länger zurückhalten konnte, und mit einem Dank langsam ihre Hand an die Lippen ziehend, sagte er beim Scheiden:

„Gnädige Frau, ich komme wieder, da reden wir über das alles. Und nun, darf ich Ihnen einen Rat geben? Legen Sie sich hin, und schlafen Sie ein wenig, das wird Ihnen gut tun.“

Die junge Frau blieb allein und überließ sich ganz ihrem Schmerz. Sie warf sich aufs Bett und begann wieder zu weinen, herzbrechend; aber allmählich versiegten ihre Tränen, sie gähnte leise, sie war müde geworden, sie streckte sich auf dem Lager und war bald eingeschlafen. Die Natur forderte endlich ihre Rechte.

Am nächsten Tage kam erst der ganze Jammer

ihrer Lage über sie, und als sie aufwachte, ward sie sich bewußt, wie sie sich in dem leeren Raum umblühte, daß sie allein war, allein, ganz allein! Und eine große Angst, eine entsetzliche Bestimmung überfiel sie, sie fürchtete sich in der Wohnung, sie sperrte alle Türen auf, um nur ja das Mädchen drinnen in der Küche zu hören, daß sie das Gefühl hätte, nicht ganz verlassen zu sein.

Nachmittags sprach Doktor Keller vor. Er fragte, wie sie geschlafen, und dann gingen die beiden hinaus nach dem Kirchhof, um das Grab zu besuchen. Es lag weit dranhin; denn der städtische Friedhof war beinahe voll. Der Hügel sah noch unordentlich aus, nur die Kränze lagen darauf, die in der glühenden Sonnenhitze bereits anfangen zu welken.

Doktor Keller rief auf der Witwe Bitte den Totengräber herbei, und sie legte ihm ans Herz, wie sie die Ruhestätte hergerichtet haben wollte. Der Mann ließ sie ruhig ausreden, dann sagte er nur:

„Aber erst muß das Kreuz stehen, der Stein, sonst ist alles vergebliche Arbeit.“

Da fiel ihr ein, daß sie sich darum ja noch gar nicht gekümmert, und sie fuhr mit dem Freunde ihres seligen Mannes in eine Marmorwaren-Niederlage, und dort suchte sie einen schönen Grabstein aus mit einem Kreuz darauf. Nichts war ihr gut und kostbar genug.

Doktor Keller flüsterte ihr zu:

„Gnädige Frau, darf ich Sie auf etwas aufmerksam machen? Haben Sie denn auch nach dem Preis gefragt?“

Sie sah ihn fast beleidigt an. Preis, Preis, spielte hier der Preis eine Rolle? Was dachte er denn nur von ihr!

Aber am nächsten Tage, als wieder Doktor Keller nachmittags erschien — er sagte, er wäre gerade auf einem Gang zu einem Patienten in der Nähe — und sie ihm wieder Kaffee einsetzte, mit zwei Stüd Zucker, wozu er einen Cognac trank und eine leichte Zigarre rauchte, sagte er:

„Gnädige Frau, haben Sie denn gefragt, wann der Grabstein fertig sein soll?“

Es fiel ihr mit Schreden ein, daß sie das ganz vergessen, und sie bat Doktor Keller, sie dorthin zu begleiten, denn geschäftsunkundig, wie sie sei, würde sie von den Leuten übervorteilt werden.

Unterwegs fragte er: „Gnädige Frau, was wollen Sie denn ausgeben?“

Das wußte sie nicht, sie kannte ja überhaupt ihr Einkommen nicht, sie hatte ja vom Gelde keine Ahnung.

Als der Händler meinte, er beanspruche mindestens sechs Wochen bis zur Herstellung des Kreuzes, konnte sie es gar nicht fassen, und nun wagte sie die Frage nach dem Preis.

Als er 2000 Mark sagte, war sie doch etwas erschrocken. Aber der Mann wurde fast auffallend und setzte ihr auseinander, wenn sie ein so großes Monument verlangt hätte, dazu vom besten Tiroler Marmor und eine Engelsfigur, könne sie sich über den Preis nicht wundern. Er als Verkäufer frage sich sogar, ob er es ihr nicht zu billig berechnet hätte.

Da riet ihr der Doktor, sie möchte es sich doch noch überlegen und für den Augenblick sein lassen. Und das Paar ging, während der geärgerte Kaufmann ihnen nicht einmal bis zur Tür das Geleit gab. Doktor Keller meinte:

„Gnädige Frau, Sie sollten erst die Testaments-eröffnung abwarten, damit Sie wissen, in welchen Verhältnissen Sie sind.“

Das leuchtete ihr ein, und sie wartete noch 14 Tage; denn nach 14 Tagen erst sollte, des Verstorbenen Bestimmung gemäß, sein letzter Wille eröffnet werden.

Während dieser Zeit legte sich etwas ihr Schmerz, sie weinte weniger, aber sie dachte immer noch genau mit demselben Jammer an das Unglück, das sie betroffen. Der einzige Lichtpunkt in ihrer Existenz war das Zusammensein mit dem Freunde ihres Mannes und die wirklich freundschaftliche Unterstützung, die er der Verlassenen lieh.

Er kam jeden Tag, um seinen Kaffee zu trinken, zwei Stück Zucker, den Cognac und die leichte Zigarre zu empfangen, und ein paarmal lud sie ihn sogar zu Tisch ein, denn sie hielt es nicht aus, immer allein zu sitzen an dem Plaz, den sie gewohnt war, mit ihrem Manne zu teilen.

Eines Mittags — es war kurz vor der Testaments-eröffnung — setzte sich Doktor Keller, der heute etwas zerstreut schien, statt der Witwe gegenüber, neben sie, dort, wo ihr Mann einst gesessen. Erst als er sah, daß an dem Plaz nicht gedeckt war, merkte er seinen Irrthum. Doch in ihrer Artigkeit litt sie es nicht, daß er sich die Mühe machte, wieder aufzustehen, und das Mädchen mußte das Gebet herüberbringen.

Zur Testamentseröffnung mochte die Witwe nicht allein gehen, und Doktor Keller war so liebenswürdig, sie zu begleiten. Da fand es sich denn, daß die Hinterlassenschaft bei weitem nicht so glänzend war, wie es sich die Witwe gedacht, und im stillen zog in ihr Herz jede Bitterkeit. Sie fand, ihr seliger Mann hätte besser für sie sorgen können; aber sie sagte nichts davon, nur kam ihre Empfindung darin zum Ausdruck, daß sie erklärte, von 2000 Mark für ein Grabdenkmal könne keine Rede sein.

„Gnädige Frau, das wäre auch unvernünftig,“ meinte Doktor Keller.

Und sie beschloß erst noch einmal, sich über ihre Geldverhältnisse ganz klar zu werden, ehe sie die endgültige Bestimmung machte.

Abends im Bett las sie das Testament, und ihre Augen wurden feucht, trotz des leisen Mergers, den ihr die Enttäuschung über die Geldsumme gebracht, als sie an die Worte kam:

„Ich knüpfe an den Antritt der Erbschaft keine Bedingung irgendwelcher Art, da meine Frau und ich in so nahem Verhältnis zu einander gestanden haben, daß ich weiß, daß zwei Menschen wie uns auch der Tod nicht wirklich scheiden kann. Ich kenne sie genügend, um gewiß zu sein, daß sie mein Andenken, solange sie lebt, bewahren wird. Und da sie nicht fähig ist, je wieder einem andern anzugehören, soll sie bedingungslos alles erhalten, was mein gewesen ist, da, was mir gehörte, auch ihr war.“

Am nächsten Tage kam Doktor Keller wieder zu Tisch, — und jetzt wurde ein Budget aufgestellt. Er setzte sich an den Schreibtisch, an dem der selige Herr Enterlein gesessen, nahm die Feder, die jener in der Hand gehabt, und einen Vogen Papier, wie er noch dort lag mit dem Rechtsanwaltsstempel links in der Ecke; dann begann er zu schreiben:

Wiete: so und so viel,

Wirtshaus: so und so viel,

Et cetera: so und so viel,

Kleidung: so und so viel.

Es war nur ein Ueberblick; sie hatte ihm sagen müssen, was sie glaubte, unbedingt zu brauchen. Er machte einen Strich darunter und zählte zusammen: es kamen 4983 Mark mehr heraus, als sie Einkommen besaß.

Er legte die Feder fort, und die Witwe sah ihn erschrocken an:

„Dann kann ich ja gar nicht leben!“

„Nun, wir müssen die eine oder die andre Position streichen, gnädige Frau, oder zum mindesten herabsetzen.“

Das leuchtete ihr ein, und sie gingen die Liste durch. Er fuhr mit der Feder die Zeilen herunter:

„Wohnung, geht nicht; Heizung, Feuerung, Wirtschaft, Licht, geht nicht. Da wäre also zum Beispiel Kleidung.“

Sie fiel sofort ein:

„Meine schwarzen Sachen habe ich, und ich brauche keine andern.“

Aber er machte ein bedenkliches Gesicht:

„Gnädige Frau, wenn nun die Trauerzeit vor-
bei ist?“

Aber sie warf ihm einen empörten Blick zu:

„Ich werde immer Trauer tragen!“

Er meinte vorsichtig:

„Nun, vielleicht zwei Jahre, aber dann?“

„Nein, ich werde ewig das Andenken meines armen Karl bewahren, auch äußerlich.“

Und sie zeigte ein düsteres Gesicht, als sie fortfuhr: „Diese schwarzen Kleider lege ich nie wieder ab!“

Er schüttelte zwar den Kopf, doch dagegen war nichts zu machen. Und sie verhandelte weiter, wo etwa gespart werden könnte. Sie fanden es nicht. Bei keinem Posten wollte sie etwas davon wissen. Schließlich sagte er ganz erschrocken, indem er die Feder fallen ließ, daß ein großer Fled auf dem Papier ward:

„Am Gottes willen, dabei haben wir noch nicht einmal eine Summe für das Grab angelegt.“

Sie sahen sich in starrem Schrecken an. Sie schwiegen lange, endlich sagte die Witwe tonlos, indem ihr die Hände schlaff in den Schoß sanken:

„Ich kann's nicht bezahlen, ich habe ja kein Geld!“

Und dieses „ich habe ja kein Geld“ klang wieder wie eine halbe Anklage gegen ihren seligen Mann.

Doch der Doktor suchte sie zu beruhigen. Sie hätte vollkommen genug, und es würde schon alles gehen, sie sollte sich nur keine Sorgen machen. Und da er sah, daß die Geldangelegenheit sie aufregte, ließ er es für heute.

Aber an diesem Tage besuchten sie nicht das Grab, und auch in der nächsten Zeit wurde keine Entscheidung getroffen. Es war wirklich nicht genügend da, um eine so große Ausgabe rechtfertigen zu können.

Als nun eine Woche verstrichen war, kam eine Anfrage der Kirchhofsverwaltung, ob über das Grab etwas entschieden sei, es wäre jetzt Zeit, es herzurichten.

Die Witwe ärgerte sich, die Leute konnten doch warten, sie mußte erst einmal sehen, wie sich ihre Geldverhältnisse gestalteten. Und sie bat Doktor Keller, die Kirchhofsverwaltung zu benachrichtigen, daß ein Entschluß noch nicht gefaßt sei. Aber als schämte sie sich, das Grab immer noch in unfertigem Zustand zu erblicken, ging sie jetzt nicht mehr hinaus.

Und sie, die in der ersten Zeit gemeint, es würde ein Unglück geschehen, wenn sie nicht täglich ihren armen Toten draußen besuchte, fand zu ihrem eignen großen Erstaunen, daß es auch so ging und ihr im Grunde gar nichts fehlte.

Täglich strichen wieder Wochen hin, immer quälte sie der Gedanke, sie müßte doch einmal hinaus, um das Grab zu sehen, doch ewig gab es einen Grund zum Aufschub. Einmal requete es, dann wieder war es zu heiß, und endlich war Doktor Keller bei ihr, und der konnte ohnehin nicht lange bleiben, denn er mußte notwendig zu einem Patienten.

So kam der Herbst. Die Witwe hatte sich an ihr Leben gewöhnt, an die Einsamkeit in der Wohnung, die Einsamkeit, die doch so arg nicht war, denn Doktor Keller erschien jetzt täglich zu Tisch. Es war eine fast selbstverständliche Sache. Er als Junggefelle führte kein eigenes Haus, sondern pflegte im Restaurant zu essen, und da er sonach kein Daheim besaß, warum sollte er der Frau seines verstorbenen Freundes nicht Gesellschaft leisten? Er führte ja auch ihre Geschäfte, er hatte die Verwaltung des Vermögens übernommen, das klein genug war, wie die Witwe täglich fand; denn sie konnte nicht im entferntesten mehr so leben wie zu Zeiten ihres Mannes, der zwar hohe Einnahmen gehabt, aber das meiste davon auch verbraucht hatte.

Da kam — schon im neuen Jahr — Doktor Keller einmal zu Tisch und sagte:

„Frau Luise, ich möchte Ihnen eine Mitteilung machen; es ist peinlich für mich, aber es muß doch einmal gesagt sein. Da ich Ihre Geldgeschäfte führe, habe ich nun einmal Einbild darin; ich muß Ihnen also sagen, Sie verbrauchen zu viel in der Wirtschaft. Lund da werden Sie mir erlauben, einen Vorschlag zu machen. Sie sind so lebenswürdig, mich immer zu Tisch bei sich zu sehen; wir haben ja auch meistens geschäftliche Dinge zu besprechen. Ich erspare infolgedessen das Geld, das ich sonst für Essen im Restaurant ausgeben würde. Ich sehe, daß Sie nicht auskommen, also gestatten Sie mir, daß ich das, was ich sonst für mein Diner bezahlt hätte, in die Wirtschaftskasse tue.“

Davon wollte sie nichts wissen; sie schrieb förmlich auf, als wäre sie beleidigt worden. Doch er setzte ihr mit vernünftiger Ruhe, wie es seine Art war, aneinander, es sei gar kein Anlaß vorhanden, sich zu ereifern. Es wäre nur recht und billig, wenn sie es so hielten, und wenn sie sich nicht einverstanden erklärte, würde sie ihn nötigen, nicht mehr zu Tisch zu kommen.

Da ward sie ganz erregt. Um Gottes willen, nein, nein, das durfte nicht sein, und sie gab sofort nach; er durfte den Betrag zahlen.

Aber er kam bald mit etwas Neuem. Die Wohnung wäre zu teuer. Sie war auch zu groß, unnötig groß für die alleinlebende Frau, und es schien wirtschaftlich geboten, in Anbetracht der knappen Verhältnisse solchen Luxus nicht zu treiben.

Aber die Witwe wollte nicht an einen Wohnungswechsel gehen. Hier war sie mit ihrem Mame glücklich gewesen, hier war sie als junge Frau eingezogen, hier hatte sie die schönsten Jahre ihres Lebens verbracht, die ihr bis an den Tod eine schmerzlich süße Erinnerung bleiben sollten.

Doktor Keller aber rüdte dem Gedanken immer näher, und sie tat wenigstens eins, sie sah mit ihm

zwei oder drei Wohnungen an. Doch keine gefiel ihr, bis er eines Tages freudestrahlend mit der Nachricht kam, zu Ostern schon würde in dem Hause, dessen ersten Stock er bewohnte, das Erdgeschoß frei.

Sie zögerte, sie machte sich Gedanken: war das vernünftig, war das schädlich? Doch als sie ihm etwas derartiges sagte, lachte er sie aus, eine Witwe könne doch tun, was sie wolle, übrigens solle sie sich nur mal die reizende Wohnung ansehen.

In der Tat, sie gefiel ihr, und nach kurzem Schwanken siegte, in Anbetracht der Geldverhältnisse, die Vernunft, und zu Ostern zog sie um und war ganz erstaunt, daß ihr der Wechsel nicht einmal nahe ging. Sie wunderte sich über sich selbst, daß kein Tränenanbruch kam, kein Jammer des Abschieds. Es ging alles ruhig vorüber, und als sie erst acht Tage in der neuen Wohnung gebauet hatte, sah sie den Vorteil ein, und fühlte sich sehr zufrieden.

Ein einziges tat ihr doch leid; sie hatte wegen Platzmangels einen Haun opfern müssen. Das Schlafzimmer konnte es nicht sein, das Schlafzimmer wollte sie gern behalten, und im Salon lebte sie; also war das Arbeitszimmer ihres armen Karl verschwunden. Was sollte sie auch mit einem Perlenzimmer machen? Die Möbel wurden auf den Boden gestellt, gut zugebedt und sorgfältig verstaubt, damit sie nur ja als Erinnerung erhalten blieben, denn immer dachte die Witwe daran, wenn sie einmal doch irgendwie in günstigere Verhältnisse käme, würde sie das Zimmer ihres Mannes genau wieder herstellen, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen.

So nahte der Jahrestag des Todes, und Doktor Keller, der nun auch zum Abendessen heruntergekommen pflegte, soweit er nicht in seinem Beruf beschäftigt war — denn es wäre doch lächerlich gewesen, etwa der Menschen wegen sich selbst ein Kreuz aufzuwerfen — sagte eines Tages beim Essen: „Luise, wissen Sie, was morgen für ein Tag ist?“

Sie lächelte, denn sie konnte wieder lächeln, sie hatte manchmal sogar ihre frühere Fröhlichkeit wieder gewonnen. Sie meinte, der Doktor plane irgend eine Ueberraschung für sie, und sie fragte:

„Nun, was gibt es denn Schönes?“

Er antwortete und legte sein Gesicht in ernste Falten:

„Morgen ist es ein Jahr, Luise!“

Da kam ihr die Erinnerung. Nun wurde auch sie ernst und sagte, indem sie den Suppenteller in den Teller zurücklegte:

„Der arme Karl!“

So blieben die beiden eine Weile nebeneinander sitzen, ohne zu essen, ohne zu sprechen, während nur die Teller dampften, und dann nahmen sie mechanisch die Köffel wieder auf.

Am Jahrestage gingen sie zusammen zum Grabe hinaus. Es war ein Wetter genau wie damals, als sie den armen Karl begraben hatten. Blauer Himmel, glühende Hitze, die Natur lechzte nach Wasser, die Bäume an der langen Allee, durch die vor einem Jahr die Witwe mit dem Diaonns und dem Freund ihres Mannes zurückgefahren war, waren verstaubt und ließen ihre Blätter hängen.

An der Kirchhofspforte säßen alte Weiber und boten Kränze und Topfgewächse feil. Sie drängten sich heran, als sie merkten, daß das Paar in den Kirchhof wollte.

Ein Mädchen kam ihnen entgegengelassen und hielt ein paar Blumentöpfe in der Hand; eine alte Frau rief herüber:

„Schöne Kränze gefällig?“

Es war ein Tausen und Blüten überall, und vor den Augen der Vorübergehenden zogen die Händlerinnen die Lächer ab, die sie zum Schutze gegen die Sonne über die fertigen Kränze gebreitet. Da kam unmittelbar vom Gitter ein alter Mann angehumpelt und hielt ihnen mit der linken Hand einen Kranz entgegen, den er mit einer Sieflanne in der rechten frisch bespritzte. Er war schön und groß und würde wohl nicht billig sein. Im ersten Augenblick wollte die Witwe zugreifen, aber da fiel ihr der Preis ein, und sie dachte an ihre Geldverhältnisse. Das konnte sie nicht daran wenden. Warum hätte denn ihr armer Karl so wenig hinterlassen!

Aber in diesem Augenblick schob sich ein Weib zwischen den Mann und das Paar. Sie hielt der Witwe einen Perlenkranz, schwarz und weiß, entgegen, wie man sie in romanischen Ländern auf die Gräber legt:

„Kaufen Sie das, es ist das Neueste, führt sich sehr gut ein. Das bleibt ewig, das hält immer. Wissen Sie, die Blumen, die verwelken, aber das brauchen Sie bloß einmal anzuschaffen.“

Die Worte „einmal anzuschaffen“ klangen der Witwe unwillkürlich lieblich in den Ohren, und sie fragte leise nach dem Preis. Er war höher als der der andern Kränze, aber auch Doktor Keller meinte klüsternd:

„In der That, eine einmalige Ausgabe.“

Bei dem Hörgern der Witwe war das alte Weib zu ihrem Stand gelaufen und brachte einen zweiten kleineren Kranz, um drei Mark billiger. Da griff die Witwe zu, ehe sie ihn nur recht gesehen, und mit dem Kranze in der Hand durchschritten die beiden das Kirchhofstor.

Es war ein weiter Weg bis zum Grabe. Schweigend ging das Paar zwischen den starren hohen Lebensbäumen hin, zwischen Trauerweiden, die über die Grabplatten niederhängen, an duftenden hellen Blumeneinfriedungen vorbei, an verwilderten Gräbern, um die keine Seele sich mehr kümmerte. Der Kiesweg war frisch bestreut, er zog sich als rot-gelber Strich weit, weit hinaus.

Und wie sie die lange Straße des Todes hinschritten, kam über beide ein ernstes Gefühl, daß sie nicht im stunde gewesen wären, Worte zu finden.

Die Witwe fühlte sich bedrückt im Schweigen der Gräber, und sie, die nie hatte allein sein können, der es ein Grausen war, sich in der Bohnung zu befinden, ohne einen andern Menschen in der Nähe zu wissen, fühlte sich hier unheimlich durch die stumme Anwesenheit all der müden Schläfer unter der Erde.

Sie blickte, während sie ging, zu ihrem Begleiter, sie war ihm dankbar, daß er ihr half, sie fühlte, daß er der einzige Mensch auf der Erde sei, bei dem sie Schutz und Schirm fand. Und in diesem Bewußtsein kam eine weiche Stimmung über sie, beinahe wie Zärtlichkeit.

Dieser Mann kannte ihr ganzes Dasein wie kein anderer Mensch, nahm teil an ihren Leiden und Schmerzen und war der Freund ihres armen lieben Karls gewesen. Sie hatte noch nie so empfunden wie in diesem Augenblick, daß er ihr am nächsten stand auf der Erde, ja daß er vielleicht der einzige war, dem sie sich nahe fühlte.

Auch Doktor Keller schien Kehrliches zu empfinden, denn auch er sah zu ihr und ließ auf dem hübschen Gesicht seiner Begleiterin die Augen ruhen. Er fühlte, wie seltsam sich sein Dasein gestaltet; daß er sich um keinen Menschen mehr kümmerte, als um diese Frau, daß er keine Gesellschaft mehr aufsuchte, daß er den Kreis der Kollegen mißte und nur einen Menschen hatte, dem er sich verwandt fühlte — diese Frau, neben der er ging.

Da, sei es unberührt, sei es, als wolle er dem auch äußerlich einen Ausdruck geben, tastete er, während sie nebeneinander her schritten, nach ihrer Hand, traf sie zufällig in der Luft und hielt sie fest. Sie ward ihm nicht entzogen, und sie gingen mit baumelnden Armen, zöger in zöger verlangsamt, wie kleine Kinder sich beim Spaziergang zu halten pflegen.

Da kamen sie sich näher, und er zog ihre Hand durch seinen Arm, und so schritten sie immer weiter den langen, langen Weg.

Es schwebte in der ganzen Weite des Kirchhofes, nur ab und zu einmal klang in blauen hohen Risten das Schmettern einer Lerche. Dann piepste es in der Nähe: auf einer Grabeinfriedigung saß ein Buchfink, warbte den flugen kleinen Kopf und wippte mit dem Schwanz. Er schien die beiden anzublicken, als wollte er sagen:

„So, so, Mann und Frau?“

Die Sonne lag über dem weiten Gräberfeld, sie blendete im Widerschein vom weißen Marmorplatten und Kreuzen, sie beschien warm die wenigen Fuß Erde über den Toten dort unten, ihnen Reime des Lebens zu entlocken. Nirgends in der ganzen Gegend blühte und duftete es so wie hier auf dem Kirchhof, als gäbe der Dünger menschlicher Gebeine doppelte Kraft des Lebens ab, als wiederhole sich hier der Kreislauf der Natur, daß aus dem Verwelken Neues geboren wird.

Sie drängten sich immer enger aneinander, sie, die ganz allein waren, fast die einzigen lebenden Wesen zu dieser stillen Mittagsstunde auf dem weiten Kirchhof. Und mit einemmal kam es ganz von selbst, daß er leise den Arm um die weiche runde Schulter seiner Begleiterin schlang; sie verlangsamte den Schritt, sie blieben stehen, das Haupt der Witwe sank an seine Brust, sie neigten sich zu einander, und er küßte sie auf die Stirn, auf die Wangen und auf den Mund. Sie hielt still, sie gab sich ihm ruhig hin, es war so warm heute, so wohlthätig, so sonnenhell, so einsam hier, und sie hatte doch ein so glühendes Bedürfnis, nicht allein zu sein.

Sie blieben lange stehen; er sagte nichts, er strich ihr nur zärtlich das Haar aus der Stirn, und ab und zu stammelte er zwischen den Küßen:

„Luiße, meine Luiße!“

Und wie sie sich aneinander drängten und er die Hände an ihrem Arm herunter laufen ließ, öffneten sich leise ihre Finger. Sie dachte nicht daran, daß sie den Kranz hielt, sie hatte alles vergessen, sie empfand nur die Glückseligkeit seiner Nähe, seiner Umarmung, seines Kusses, seiner Liebe.

Da glitt der Kranz herab, die kleinen Glasperlen klirren leise, ein paar zerbarsten auf dem Kies, und schwarz und weiß geiprenkelt bedeckten sie den Boden.

Aber das Paar merkte es nicht, es war wie von Sinnen; sie hielten sich aneinander geschmiegt, sie blickten sich in die Augen, sie küßten sich, küßten sich, und dann sahen sie sich wieder an.



Auf der Pariser Untergrundbahn während der Nacht

Nach einer Zeichnung von J. J. Clément (Text S. 356)

Und wie die beiden glücklichen Menschen, die endlich nach langer Zeit ihrem Herzen den Lauf gelassen, den es ein Jahr lang tastend gesucht, unbewegte dastanden, gleich einer Marmorgruppe, wie sie hier und da sich auf den Gräbern erhob, blieb der Kranz ihnen zu Füßen liegen, halb aufrecht gestellt, und man las darauf in weißen Perlen die Worte:

„Ewig dein!“

Da klang in der großen Stille plötzlich von der Kirchhofsmauer ein langgedehnter Pfiff von einem Eisenbahnzuge, der, eine weiße Rauchwolke hinter sich lassend, sich eben der Station näherte.

Das Paar fuhr zusammen, sie ließen sich los, sie blickten sich um, sie waren wie von einem Baue erlöst. Die Witwe griff nach dem Kranz, und in dem Augenblick gewahrten sie, daß sie gerade dem Grab, das sie suchten, gegenüberstanden.

Sie war etwas besangen, sah auf die feinen Glasplitter am Boden und stich ängstlich über den Kranz in der Hand, als wolle sie feststellen, daß ihm nichts geschehen. Sie war tot geworden, und da sie das Grab vor sich erblickte, trat sie schnell darauf zu und legte auf den Hügel, der immer noch nur provisorisch hergerichtet war, wenn ihn auch Grün und Blumen übertrauten, zu Füßen ihres armen Karl den Kranz. Dann trat sie zurück und zog ihr Tuch aus der Tasche. Die Tränen stiegen ihr auf, sei es Erinnerung, sei es Nervosität, sei es Scham oder vielleicht auch das Ahnen eines neuen Glücks. Und durch den Tränen Schleier hindurch lasen ihre verschwommenen Augen die Inschrift, auf die sie vorhin in der Eile nicht geachtet:

„Ewig dein!“

Doktor Keller blieb seitwärts stehen. Sein Auge lief hin und her zwischen dem Grab und der Frau in Schwarz, die davor stand. Er wagte nichts zu sagen, wagte nicht sich zu nähern, er wußte nur eins: wenn sie sich umwandten, wenn sie hinausgingen, den Ort des Todes verlassen, gehörte diese trauernde Frau ihm, und er wollte ihrem Jammer ein Ende machen, neues Glück sollte in dieses arme, kummerwolle Herz einziehen.

Lange Zeit verging, die Witwe rührte sich nicht, das Taschentuch an den Mund gepreßt, starrte sie nieder auf das Grab. Sie besah die einzelnen Blumen, die üppig wucherten, das kleine, winzige Tragitter darum, über das hier und da ein Stengel, ein Blatt wuchs, und ihre Augen ruhten auf dem: „Ewig dein!“

Auf dieser Inschrift, die doppelten Sinn zu tragen schien, einen, der der Vergangenheit angehörte, und einen, der in die Zukunft wies.

Da schlug irgendwo von fern eine Uhr, und man hörte weit drüben in der Halle am Eingang des Kirchhofes das Einsetzen eines Choral.

Wieder schrakten die beiden zusammen, sie verstanden sich, ohne ein Wort zu sprechen. Er nahm ihren Arm, sie warf noch einen letzten Blick auf das Grab, und dann verloren sie sich zwischen den Grustreihen, indem sie einen Seiteweg einschlugen, denn ganz in der Ferne, auf der schnurgeraden Hauptstraße sahen sie schon dunkle Gestalten und hörten die Pfist näher kommen.

Sie gingen langsam zuerst an der Kirchhofsmauer hin, an der die höchsten, schönsten Grabdenkmäler standen, wo in den schräg über die Mauer fallenden Sonnenstrahlen Wüstenwärme

spielten, Käfer summten und einzelne Falter die Blumen auf den Gräbern umgaulen.

„Der arme Karl!“ sagte die Witwe, und schmiegte sich dabei enger an den Mann, der mit ihr schritt. „Der arme Karl!“ gab er zurück, und zog sie näher an sich, während sie immer eiliger gingen, als wollten sie jeder Begegnung Fremder entfliehen.

Der Leichenzug zog in der Ferne an ihnen vorbei, und sie blieben hinter einer großen Eiche stehen und spähten hinüber. Sie sahen die dunklen Gestalten, den schwankeenden hohen Sarg, die Blumenfülle, die Menschen, die hinterdrein gingen, — ein langer, langer Zug.

„Der muß viel Freunde und Verwandte gehabt haben!“ sagte Doktor Keller.

Sie schlug die Augen nieder:

„Und ich bin ganz allein!“

„Du wirst es nicht bleiben, ich bin doch da.“

„Da sah sie ihn an und rannte sich an ihm empor:“

„Ja, du weißt, daß ich nicht allein sein kann.“

„Ich kann es nicht, es ist gegen meine Natur. Ich kann, ich kann, ich kann es nicht!“

„Du wirst nicht allein bleiben.“

Und während er sie umschlugen hielt und sie weitergingen, sprach er von seinen Plänen. Sie wollten heiraten, so schnell als möglich. Sie hatten niemand zu fragen und nichts zu verlieren. Das Jahr war vorbei, den Geseß Genüge getan und der Aufschauung der Menschen nicht minder. Nun fragte er noch einmal:

„Wißt du jetzt die Trauer ablegen?“

Sie zögerte, endlich sagte sie:

„Dir zuliebe will ich es tun.“

Er küßte sie, und sie fragte verschämt:

„Ist es schlecht von mir?“

„Doch er meinte nur:“

„Du Märchen!“ und küßte sie wieder.

Als sie längst aufgebeten waren, fragte sie ihn einmal:

„Habe ich meinen armen Karl zu schnell vergessen?“

Er meinte:

„Nein, nein, und du denkst doch noch immer an ihn.“

Da antwortete sie wie erklärend:

„Weißt du, Fritz, ich habe es dir doch schon oft gesagt, ich bin nun einmal so eine Natur, — wenn ich allein sein muß, muß ich sterben. Ich kann nicht existieren ohne einen andern Menschen.“

Dabei blickte sie ihn so verliebt an, daß er sie stürmisch umfing.

Dann wieder kam sie mit der Frage:

„Was würde wohl mein armer Karl dazu gesagt haben?“

Ihm schien solche Rede nicht unangenehm zu sein, und er suchte darüber hinwegzugleiten. Sie sollte nicht immer den armen Karl erwähnen, der zwar sein Freund gewesen, aber doch nun einmal längst tot war. Darum antwortete er:

„Hat er dich nicht lieb gehabt?“

„Kannst du das fragen?“

„Nun, so würde er dir doch dein Glück gönnen!“

Sie meinte, wieder etwas beschämt:

„Fritz, du weißt, ich kann nun einmal nicht allein sein, ich bin eine arme, ängstliche Frau. Für einen Mann mag es anders sein, ich kann es nicht.“

Ein andermal sagte sie:

„Warum soll ich nicht an euch beide denken? Ihr steht mir gleich nahe.“

Darüber glitt er wieder schnell hinweg, ganz recht schien es ihm doch nicht zu sein. Aber als Hochzeitsgeschenk gab er ihr etwas, das geeignet schien, den Verstorbenen zu versöhnen: er stiftete großmütig das noch immer nicht zur Ausführung gekommene Grabdenkmal für 2000 Mark seinem Vorgänger und seiner Frau zugleich.

Als sie schon längst Mann und Frau waren, gingen sie wieder hinaus, denn man hatte bereits Kreuz und Grabstein aufgestellt. Doktor Keller überraschte damit seine junge Frau, und als sie davor standen, sagte er, der immer mit lateinischen Brocken um sich warf:

„Luise, ich habe ihm eine Grabchrift gesetzt.“

Und er deutete auf die Platte, wo neben Namen und Datum stand:

„Non omnis moriar.“

Sie schmiegte sich an ihren Mann und fragte:

„Was soll das bedeuten?“

Er meinte:

„Sehr frei übersetzt etwa: Für alle bin ich nicht gestorben!“

Sie sah bald ihren Mann, bald die Grabchrift an, indem sie vielleicht nicht ganz verstand, was es bedeuten sollte, und mit einem jugendlichen Lächeln flüsterte sie:

„Ach so!“

Als er dann mit ihr das Grab verließ, sagte er, wie sie in der Trostlosigkeit nach der Stadt zurückführten:

„Mein liebes Kind, nun aber bitte ich um eins, lassen wir den Toten ruhen!“

II

Die Ehe des Doktors Frh. Keller mit Frau Luise Keller, verwitweten Enterlein, geborenen Cernisow, war nie von einem Mißlaut getrübt. Nur Kinder gab es nicht, aber wenn auch die jungen Leute keine Hoffnung hatten, so trösteten sie sich damit, daß sie dafür ganz füreinander leben konnten.

Wenn der Doktor von seiner Praxis zurück kam, dachte er nicht mehr an Krankheit und Patienten, sondern schloß seine junge Frau in die Arme und sagte, indem er sie bei beiden Wangen hielt und ihr einen Kuß auf den Mund drückte:

„Ach Gott, ach Gott, hab' ich dich lieb!“

Dann saß sie auf seinem Schoß, und sie hielten sich umschlungen, als wäre es am Hochzeitstage.

Alle Welt fand, es sei eine Musterhebe, ein Glück, wie es andern Sterblichen kaum beschieden wäre. Ja, es gab Männer, die ihren Söhnen sagten: „Wenn ihr doch auch einmal so glücklich würdet wie Kellers!“ Und wenn Gatten sich gestritten hatten, versicherten sie sich bei der Versöhnung, sie wollten nun auch so leben wie einst der Rechtsanwalt und heute der Doktor und seine Frau.

Es ging in der Ehe nicht anders zu wie bei Enterleins, mit dem einzigen Unterschied, daß der Doktor ein größeres Vermögen besaß, im Laufe der Jahre zusammengeerbt, und nicht daran zu denken brauchte, etwas zurückzulassen für den etwaigen Fall seines Todes. Aber davon konnte überhaupt nicht die Rede sein, denn einen kräftigeren, lebenslustigeren Menschen wie Doktor Keller gab es nicht.

Er war dabei eine Arbeitskraft ersten Ranges. Er hatte eine ausgedehnte Praxis und verstand es trotzdem, seine junge Frau zu unterhalten. Sie fuhr zusammen zum Nennen, sie gingen ins

Theater, in den Zirkus, in Spezialitätenvorstellungen, in Konzerte, genug, es schien ein Mädel, wie der vielbeschäftigte Arzt es anfang, sich überall zu zeigen.

Sie pflegten auch Gesellschaft, hatten einige befreundete Ehepaare, mit denen sie ihre Vergnügungen unternahmen; dieser und jener Junggeselle verkehrte bei ihnen; sie machten ein Haus, und die junge Frau verstand es vortrefflich, den Freunden ihr Heim angenehm zu machen.

Nur manchmal spielte die Praxis einen Streich, denn es kam vor, daß in dem Augenblick, wo man zum Nennen hinausfuhr oder ins Theater gehen wollte, ein Votz kam: Kommerzienrat Seebeck ließe dringend den Herrn Doktor bitten, sofort zu kommen, seine Frau hätte einen Schlaganfall erlitten.

Ober eine weinende Mutter erschien: Um Gottes willen, ihr Kleiner hätte 40 Grad Fieber. Es kam auch vor, daß in solchen Augenblicken sich gerade jemand die Pulsadern durchschneiden mußte, oder ein Mädchen Petroleum aus's Holz gegossen hatte, um Jener zu machen, und dann unter schweren Brandwunden darniederlag.

Aber der vielbeschäftigte Arzt hatte eine wunder-volle Manier, solche Sachen in der kürzesten Zeit zu erledigen. Er sagte nie nein, er kam immer, aber er blieb nicht lange, und eine halbe Stunde darauf folgte er gewöhnlich seiner Frau zum Nennen, ins Theater, ins Konzert.

Das ging um so leichter, als sie beinahe niemals solche Vergnügungen allein besuchten. Kollege Gerhardt begleitete sie fast immer, und dem konnte er ruhig seine Frau überlassen, denn der Mensch war einfach rührend. Er wurde zu keinem Patienten gerufen, denn er hatte trotz vielfacher Bemühungen keine Praxis. Kollege Gerhardt war selbst daran schuld, er war ein reicher Mann, der nur den Ehrgeiz hatte, Arzt zu spielen.

Da er aber ein charmanter Kerl war und als guter Unterhalter und Gesellschafter von allen seinen Freunden immer in Anspruch genommen wurde, so pflegte er selten zu Haus zu sein, und nachdem man ihn öfters zu Kranken gerufen, er aber niemals hatte kommen können, da seine Leute nie wußten, wo er sich befand, so sprach es sich schließlich in der Gegend herum, der wäre doch nie da, und man ging zu einem andern.

Wenn Kellers bat, er möchte mit ihnen spazieren gehen, so ließ er mit größter Gemütsruhe seine Sprechstunde schwimmen, zu der übrigens doch niemand erschien. Er hatte dazu einen Frick er-sonnen und sich eine Karte drucken lassen, auf der stand:

„Zu einem Patienten auswärts verreist!“

Das wurde immer an die Tür gehangen, so bald Kellers ihn verführten, einen Ausflug zu machen, und selbst, auch den Ärzten überraschend kommende Fälle, die Doktor Keller immer heim-suchten, wie Pulsaderdurchschneiden und Ver-brennen, kamen beim Kollegen Gerhardt nie vor.

Allmählich bildete sich ein enges Freundschafts-band zwischen den drei Menschen, die ohne ein-ander beinahe nicht mehr leben konnten. Die Er-innerung an den armen toten Karl draußen auf dem Kirchhof verblaste immer mehr, so daß sie, nach-dem sie ein paar Jahre verheiratet gewesen, sogar den Jahrestag des Todes vergaßen und sich nur ihres eignen Glückes freuten.

Glücklich war die junge Frau, genau wie sie

in erster Ehe gewesen; denn ihr Mann war gut gegen sie, es gab nie Streit, er schlug ihr keinen Wunsch ab, und vor allen Dingen ließ er sie nicht zu viel allein, denn das entsprach ihm einmal nicht ihrer Natur. Und die Zeit, wo ihr Mann sich ihr nicht widmen konnte, war der Kollege Gerhardt da. Ein Mensch wirklich wie ein Kind, mit der rührenden Treue und Anhänglichkeit eines Hundes, mit dem die junge Frau immer unbefangenen verkehren konnte wie mit einem Bruder; denn nie fiel es ihm ein, ihr auch nur im mindesten den Hof zu machen.

Er leistete ihr Gesellschaft, brachte ihr ab und zu Märchereien, begleitete sie, aber nie hatte sein Benehmen gegen die Frau seines Freundes etwas von Galanterie, und Luise Keller behandelte ihn wirklich wie einen jener guten Hunde, der einen bewacht, der bellen würde, wenn jemand sich nähert, aber der sonst nur seiner Herrin zu Füßen liegt, ohne sich zu rühren, und bloß, wenn sie ihn einmal streichelt, ihr die Hand leckt.

Allmählich kam es dahin, daß die junge Frau den Kollegen Gerhardt sogar ein wenig ärgerte und aufzog. Er ließ sich alles gefallen, ja es schien ihm Spaß zu machen, wenn sie ihn einmal eins verfeßte.

Und die Welt fand nichts Böses darin, man kannte den Charakter des Kollegen Gerhardt, der immer nur die Frau zu bewachen schien, bis der Gatte kam, der wie ein Platzhalter war für diesen, und in dem Augenblick, wo sie drei wurden, ihm willig seine Stelle überließ.

Das dauerte so ein paar Jahre, und das Glück schien kein Ende zu nehmen. Da aber kam eines Tages Doktor Keller aus der Klinik eines berühmten Arztes zurück, wo er an einem verstorbenen Patienten eine Autopsie hatte vornehmen müssen. Er hatte den Finger verbunden, und als die kleine Frau ihn ängstlich fragte: „Fritz, Herrgott, was ist denn passiert?“ sagte er zögernd: „Ach weiter nichts, ich habe mich etwas verletzt, und du weißt, daß man sich da in acht nehmen muß.“

Aber das Glück schwoll an, eine Blutvergiftung war eingetreten. Der junge Arzt mußte selbst in die Klinik, in der er noch 48 Stunden vorher gearbeitet; man nahm ihm die Hand ab, dann den Arm, aber es war schon zu spät; nach weiteren 24 Stunden war die junge Frau Witwe.

Es traf sie, als hätte sie einen Schlag vor den Kopf bekommen; sie konnte sich in ihr Schicksal nicht finden, sie begriff es nicht, sie fühlte nur eine wahnfinnige Ungerechtigkeit darin. Sie lief wie irr sinnig hin und her, sie schlugte Gott und die Menschen an. Sie machte dem Arzt, in dessen Klinik das Unglück geschehen, die wahnfinnigsten Vorwürfe, und sie war so fassungslos und verzweifelt, daß sie nicht im stände schien, dem Begräbnis beizunehmen. Man fürchtete um ihren Verstand, man glaubte, es würde irgend etwas Entsetzliches geschehen, sie konnte sich in die Gruft nachstürzen. Man beobachtete sie bei der Leichenfeier, und als sie plötzlich ohnmächtig vom Stuhl fiel, trug man sie hinaus, und Kollege Gerhardt brachte sie eiligst im Wagen nach Haus.

Währenddessen ward Doktor Keller neben seinem Freunde beigesetzt, der Higel wölbte sich, die Kränze umraufchten ihn, und die ganze Ehe mit dem zweiten Mann schien für die Witwe vorüber wie ein Zwischenspiel, wie etwas, das gar nicht gewesen.

Es dauerte Wochen, bis sie wieder vernünftig ward, und allgemein war man der Ueberzeugung, daß nur des Kollegen Gerhardt aufopfernde Fürsorge der Witwe seines Freundes Verstand und Leben gerettet.

Er kam jeden Tag; er hatte, damit sie nicht allein sei, eine Pflegerin zu ihr geschickt, er fragte früh nach ihr und abends. Er blieb stundenlang bei ihr sitzen, und immer sprachen sie von dem Verstorbenen. Er hatte eine wundervoll schonende Art, die Erinnerung an den Toten wach zu rufen, ohne sie doch dabei zu traurig zu stimmen.

Die Witwe hatte für nichts Interesse, als für das, was den Verstorbenen anging. Sie bewachte wie einen kostbaren Schatz seine ärztlichen Instrumente im Glasschrank, auf deren peinlichste Sauberkeit er immer gehalten, putzte sie selbst, und mande Träne fiel darauf.

Um ihr Dasein brauchte sie sich nicht zu sorgen. Die Hinterlassenschaft des Toten, der sein Testament gemacht, fiel ihr unbestritten allein zu und war groß genug, daß sie leben konnte, wie sie wollte. Und dieses Mal gab es keinen Zweifel mit dem Grabdenkmal, denn die 2000 Mark spielten keine Rolle.

Kollege Gerhardt unterstützte sie dabei, begleitete sie auf ihren Gängen, verhandelte mit der Marmor-niederlage, und schließlich ward dem Toten genau dasselbe Denkmal gesetzt wie seinem Freunde und Vorgänger, nur die Inschrift lautete natürlich anders.

Die Witwe hatte zwar zuerst an etwas andres gedacht, aber das Erbbegräbnis enthielt nur drei Plätze; der Rechtsanwalt lag links, Doktor Keller rechts, in der Mitte blieb ein schmaler Raum frei, und die arme junge Frau sagte mit Tränen in den Augen, wie sie in ihrem schwarzen Kleide zwischen den beiden Gräbern stand, zu Kollege Gerhardt, der sie freundschaftlichst begleitete:

„Hier will ich ruhen!“

So war es der Symmetrie halber gut, daß die beiden Steine rechts und links die gleichen waren, da konnte in der Mitte für die, die zwei Männern all ihre Liebe geschenkt, die zwei Menschen überglücklich gemacht, sich ein dritter Stein erheben, der vielleicht mit den beiden daneben durch eine Platte, durch einen Sims, durch irgend etwas verbunden wurde, daß man symbolisch ahnte, wie er zu diesem nicht mehr gehörte wie zu jenem, wie drei hier eins waren.

Die Blätter dorrien unter der sengenden Sommerhitze, sie wurden gelb, und die Herbststürme bliesen sie herab; Schnee deckte die beiden Gräber, die zwei hohen Hügel mit einer Senkung dazwischen, weich und zart, gleich einem Aufgebett, als sollte sich dorthin bald die müde Schläferin zu ihren Lieben legen.

Aber die Witwe war gesund, voll Lebenskraft und bei ihren 28 Jahren doch vielleicht nur im ersten Drittel ihrer Lebensbahn. Und als erst einmal wieder ein Jahr vergangen war, blühte sie im Sommer beim Duft der Rosen auf, als wäre sie eine Schwester von ihnen.

Sie war etwas voller geworden, das stand ihr aber gut, und die Menschen sagten:

„Die arme junge Frau, was soll nun aus ihr werden, diese Schläge des Schicksals überwindet sie nie.“

Man hatte ein Gefühl, als blühte hier eine kostbar duftende Blume umsonst, als wendete sie



Porträt der Miss S.

Nach dem Gemälde von F. A. von Raubach

zwecklos ihr farbenglühendes Blumen Gesicht der Sonne zu.

Die Leute stellten Betrachtungen darüber an: „Es ist ein Zimmer um die hübsche junge Frau,“ sagte Geheimrat Keller, der gegenüber wohnte und sie immer aus und ein gehen sah. Und seine Schwester, seit 15 Jahren ansichtslos verwitwet, meinte, mit dem ganz leisen Gedanken vielleicht an sich selbst:

„Warum soll sie nicht wieder heiraten?“

Aber der Geheimrat blickte sie fast erschrocken an: „Zum drittenmal?“

Die Schwester schwieg.

Ein Fabrikdirektor, den Doktor Keller einst behandelt und der ein loses Maul hatte, sagte am Stammtisch:

„Nun bin ich doch neugierig, wer der dritte sein wird!“

Die Herren schwasteten beim Bier:

„Da gehört Mut dazu,“ meinte der eine.

Doch ein anderer, der auf der Straße schon ein paarmal der hübschen Witwe nachgegangen, fragte halblaut:

„Warum denn? Das sehe ich nicht ein!“

Und Justizrat Seligmann kniff ein Auge zu; er sprach, als verkündete er eine große Weisheit:

„Meine Herren, es gibt Frauen, die machen jeden Mann tot. Die bringt auch noch den dritten unter die Erde!“

Aber der Fabrikdirektor stand ärgerlich auf:

„Nun reden Sie doch nicht so. Warum soll denn die arme Frau nicht Recht haben? Es sterben ja doch genug Menschen.“

Als er gegangen war, kniff der Justizrat wieder ein Auge zu und meinte trocken:

„Der möchte gern der dritte sein; da soll er aber wenigstens sein Testament vorher machen.“

Die Witwe ahnte nichts von dem, was man von ihr Freundliches oder Böses sprach; sie hatte nur ein Gefühl: dieses entsetzliche Alleinsein auf der Erde! Das plagte sie in den warmen Nächten so, daß sie auf ihrem Lager den Schlaf nicht fand; das quälte sie, wenn sie früh erwachte und sich allein im Zimmer sah, das ward ihr zur Verzweiflung bei einsamen Mahlzeiten, denn einsam blieben sie fast immer.

Kollege Gerhardt kam nicht zu Tisch; sonderbar, wie er immer gewesen, blieb er auch jetzt. Er war zurückhaltend, er war schüchtern, fast wie ein junges Mädchen, und genau so, wie er zu Lebzeiten seines Freundes nie dessen Frau den Hof gemacht, schien er sich jetzt vor jedem Worte zu fürchten, das irgendwie Gefühl verriet oder gar zärtlich klang.

Er war ängstlich um das Wohl, um den Ruf der Witwe besorgt, und als sie einmal andeutete, er möchte doch zu Tisch bleiben, ward er ganz unruhig, errödete leise und meinte geheimnisvoll, ohne sich näher auszudrücken, das wäre nicht gut.

Er kam auch weniger als im Anfang; nur ab und zu einmal machte er nachmittags seinen Besuch. Ängstlich zögerte er, huschte ins Haus hinein, blickte sich vorher um, ob jemand ihn gesehen, und dann saß er ihr gegenüber, möglichst weit entfernt, immer den Stuhl, den er mitbrachte, mit beiden Händen gefaßt über den Knien, als wolle er eine Schutzwehr zwischen ihr und sich errichten.

Auf ihre Frage ließ er sich eines Tages näher aus. Es ward ihm schwer, damit herauszurücken,

aber er meinte endlich, nachdem er sich ein Herz gefaßt:

„Es könnte Ihnen Schaden bringen, wenn ich zu Tisch bliebe. Sie glauben nicht, wie böse die Menschen sind, und man soll nicht über Sie reden.“

Da meinte sie lächelnd und wehrte mit der Hand ab:

„Aber bei Ihnen, bei einem so guten Freunde! Wer soll darin etwas finden?“

Doch er schien gekränkt, es war, als möchte er, daß man etwas darin fände, er wollte sich nicht wie früher als Null, als Neutrum betrachten lassen.

Die Witwe dachte darüber nach: redeten wirklich die Leute? Was sprach man wohl von ihr? Und sie fragte den Kollegen Gerhardt eines Tages. Aber der wußte nichts und wich diesem Gespräch ängstlich aus.

Sie begriff ihn nicht, sie ärgerte sich sogar ein klein wenig über ihn. Er kam ihr nicht genügend oft, denn sie langweilte sich entsetzlich. Sie forderte ihn auf, und er sagte ja, aber dann erschien er nicht. Sie verabredete etwas mit ihm, und plötzlich hatte er, der doch nie einen Patienten gehabt, eine Menge zu tun.

Da kam sie auf den Gedanken, er möchte sie nicht, sie wäre ihm lästig, ihre Freundschaft sei in die Brüche gegangen. Aber sie ward doch wieder irre, denn manchmal blickte er sie an, ganz verstohlen, so seltsam, daß sie die Augen niederschlug.

Doch sie meinte es nicht mehr anhalten zu können in ihrer Einsamkeit, sie mußte Menschen um sich sehen, sie mußte jemand sprechen, sie mußte für einen sorgen, und sie kam auf die seltsamsten Gedanken: sie wollte ein Kind annehmen, damit sie einen Gegenstand hätte, ihre Liebe entströmen zu lassen, damit sie jemand um sich fühlte und spürte, daß sie nicht allein war. Aber sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, und nur eins blieb ihr übrig, sie fragte den Kollegen Gerhardt.

Der wurde ganz erregt bei dem Gedanken; er rückte auf seinem Stuhl hin und her, er ward rot, er faltete die Hände, er nahm sie auseinander, er rieb sie, strich sich den Bart. Er setzte den Kneifer zurecht, und schließlich kam er mit etwas ganz Sonderbarem heraus, er stotterte:

„Haben Sie — denn nie — nie — an — eigne Familie gedacht?“

„Wie meinen Sie das?“

Da wurde er fast grob:

„Na, ehe Sie sich ein fremdes Wurm auf den Hals laden!“

Sie schlug die Augen nieder und saß vor ihm da in ihrem süßen, rundfraulichen Reiz, mit ihrer Bescheidenheit, die fast verlegen war; und mit gesentem Blick sagte sie:

„Wie soll ich denn, die ich zweimal Unglück gehabt habe!“

Da fiel der Kollege Gerhardt ihr plötzlich wie ein Holzstöß zu Füßen; er rutschte auf den Knien ihr entgegen, und hätte sie nicht eben jenes Gefühl des Verlassenseins so schneidend bitter überkommen, sie hätte lachen müssen über diesen Anblick.

Ein paar Tage darauf wurden die Leute überrascht durch die Anzeige in einer Reihe von Zeitungen:

Luise Keller, verw. Enterlein, geb. Cernikow

Dr. Emil Gerhardt

Verlobte.

III

Wenn Frau Doktor Gerhardt von ihrem Gatten sprach, sagte sie nie anders wie: mein lieber Mann! Und es war ein Glück in dieser Ehe, daß die junge Frau beinahe meinte, so zärtlich auch ihr Karl und ihr Fritz mit ihr gewesen, so lieb hätte sie doch keinen von beiden gehabt, wie diesen weichen, etwas scheuen Mann, der genau so geliebt, wie er als Freund ihres verstorbenen zweiten Mannes gewesen.

Er sah ihr alle Wünsche an den Augen ab, er fragte sie um jede Kleinigkeit, ob sie es so wollte oder so; er war den ganzen Tag zu ihrer Verfügung. Die Praxis hatte er völlig an den Nagel gehängt, er verließ sie nie.

Sie gingen zusammen aus, um Einkäufe zu machen, sie bummelten gemeinschaftlich auf der Straße, sie unternahmen kleine Reisen, und wie früher, wenn Fritz zurückgehalten worden war durch seinen Beruf, besuchte er mit ihr das Kennen, das sie sehr liebte, ging mit ihr in Konzerte, Theater oder Vergnügungen; es war eigentlich ganz das Gleiche, nur daß sie nicht mehr auf den warteten, der eine halbe Stunde später nachkam, denn der ruhte ja nun draußen und lehrte nie zurück.

Nie war die Ehe des Doktor Emil Gerhardt mit Frau Luise Gerhardt, verwitweten Keller, verwitweten Geselesen Enterlein, geborenen Kernisow von einem Mißlaut getrübt. Nur Kinder gab es nicht, aber wenn auch die jungen Leute keine Hoffnung hatten, so trösteten sie sich damit, daß sie dafür ganz einander leben konnten.

Früh und abends, mittags und mitternachts schloß der Doktor seine junge Frau in die Arme und sagte, indem er sie bei den Wangen hielt und ihr einen Kuß auf den Mund drückte:

„Ich bin zu glücklich mit dir!“

Aber die Welt war nicht einverstanden mit ihrem Glück; drei glückliche Ehen, fand man, wäre für ein Menschentum doch zu viel, und die Leute warteten darauf, daß es nun endlich mal schief ginge.

Es gab Leute, die sahen in der nun erst zwei- unddreißigjährigen Frau etwas wie einen weiblichen Blaubart, und hier und da höhnte einer:

„Sie wird ihn schon bald tot kriegen!“

Ja, die Frau Oberinspektor Liebert, die in demselben Hause wohnte, sagte allen Leuten, die es nur hören wollten:

„Sie fängt die Männer so richtig; wir werden schon mal dahinter kommen, wie sie es macht. Mit rechten Dingen kann es nicht zugehen.“

Und die Portiersfrau ging einen Schritt weiter und behauptete geraden, zwei habe die Frau Gerhardt schon vergiftet; so käme allmählich das Geld zusammen. Wenn das eine arme Frau so triebe, die säße längst hinter Schloß und Riegel.

Aber die junge Frau hörte nichts davon, ihr gegenüber zeigte alle Welt ein freundliches Gesicht. Sie konnte auch wirklich zufrieden sein mit ihrem Schicksal, denn nachdem ein paar Jahre vergangen waren, blieb ihr Mann genau derselbe, wie er von Anfang an gewesen, und die Liebe nahm kein Ende, erlittete nicht, sondern das Paar verlebte mit einander, als wäre es immer noch Hochzeitstag.

Die junge Frau wußte aber auch ihrem Manne das Leben zu ebenen, zu glätten und schön zu gestalten. Nie gab es Zank und Streit. Sie tat, als ob ihr Mann die Entschlüsse faßte und ausführte,

die sie ihm doch in den Mund legte, so daß sie im Grunde genommen die Wirtschaft führte.

Nie bekam er die ärgerliche Seite des Daseins zu empfinden, denn alle Steine des Aufstoßes räumte sie ihm aus dem Wege. Im stillen Warten tat sie das, es war keine Aufregung dabei, man merkte äußerlich nichts. Schwierigkeiten mit den Dienstboten schien es nicht zu geben, denn die junge Frau ordnete sie im stillen. Ärger mit Hauswirt oder Handwerkern kam nicht vor, denn in ihrer weiblich zarten Art ließ sie eine Trübung des Einvernehmens gar nicht auskommen.

Sie wurde von Händlern oder Kaufleuten nicht übervorteilt, denn sie verstand die Wirtschaft zu führen, und Geld genug stand ihr ja zur Verfügung. Sie wurde nie ungeduldig und nervös, sie war immer der gleichen Meinung wie ihr Mann, und im Grunde genommen führte sie ihn doch dazu, regelmäßig das zu denken, was ihr paßte.

Nie war sie ermüdet, nie war ihr etwas zu viel. Ihm, der allmählich immer bequemer wurde, rückte sie das Kissen, brachte sie die Pantoffel, holte sie die Zigarren, braute sie Tee und Kaffee. Sie war ein Heimgut am Herd, ein stiller, auf leisen Sohlen schleichernder Hausgeist.

Sie sagte nie nein, und er mußte doch eigentlich tun, was sie wollte. Sie stöhte ihm das Gefühl ein, als regierte er, denn niemals fand er Widerstand, und doch war alles nach ihrem Sinn geregelt und gut geregelt, besser geregelt, als ob er eingegriffen hätte.

Sie war verliebt, im Grunde zum Vahren, aber doch zeigte sie es ihm nicht zu sehr, daß er ihrer nicht überdrüssig wurde. Sie mußte im entscheidenden Augenblick nein zu sagen und sagte doch eigentlich immer ja.

Allmählich übernahm sie ganz die Leitung des Hauses, bestimmte alles, und er war es zufrieden. Sie fragte ihn vorher, sie besprach jede Kleinigkeit, aber sie wandte ihre Fragen und Sätze so, daß er nur das antworten konnte, was ihr beliebte.

Wenn sie reisten, hatte sie den Gedanken wohin und pflegte dann zu sagen, sobald das Reiseziel feststand, indem sie ihm schmeichelnd die Wangen strich und sich mit ihrer weichen kleinen Gestalt an ihn schmiegte:

„Siehst du, das ist lieb von dir, daß du mir den Spaß machst, daß wir nach Reichenhall gehen wollen, denn das hatte ich mir längst gewünscht.“

Dabei hatte er nie von Reichenhall gesprochen, aber er glaubte es jetzt selbst, er hätte als erster diesen Badeort entdeckt. Wenn sie ein Hotel wählten oder eine Wohnung unterwegs, so suchte sie aus, und sie stöberte immer etwas Passendes, Verwünschtes, Preiswerthes, Gutes auf. Mit weiblichem Instinkt fand sie die rechte Lage, angenehme Wirte, und immer tat sie so, als ob er der Entdecker gewesen.

Sie verschwand hinter ihm, sie war der verantwortliche Minister, der die Arbeitslast übernimmt und alles tut, und er der Souverän, der unterschreibt.

So verging Jahr und Tag und Jahr, und sie waren acht Jahre verheiratet, und noch nie hatte ein Mißlaut ihre Ehe getrübt.

Daß die Frau schon zwei Männer vor ihm gehabt, hatten die Bekannten beinahe vergessen. Man wußte nichts mehr von ihnen, man sprach nicht

davon, und sie besaß den Takt, ihre beiden ersten Ghemänner vor dem lebenden nicht zu erwähnen.

Das war der einzige Punkt, wo er empfindlich war; sie sollte der Gegenwart leben, sie sollte Erinnerungen nicht nachhängen. So kam es auch, daß sie nur selten, sehr selten den Gang zum Kirchhof draußen antraten und allmählich sich die Kränze und Marmorplatten mit Moos überzogen, die Goldschrist verblaßte, so wie die Namen der beiden in der Seele ihrer Frau verblaßt zu sein schienen.

Da kam ein böses Influenzajahr; die Grippe wüthete allerorten, trat schlimm auf und forderte Opfer. Frau Gerhardt wurde krank, sie schleppete sich ein paar Tage hin, bemüht, ihrem Manne ihren Zustand zu verbergen, denn er war sehr ängstlich, was Krankheit betraf. Vielleicht, weil er selbst sich nur bis zu seinem Staatseramen damit beschäftigt und dann nie wieder einen Kranken gesehen hatte.

Aber endlich mußte Frau Gerhardt sich doch legen, sie bekam hohes Fieber, und als sie nach einer Woche aufstand, recht schwach, ein wenig mager geworden, kam ihr Mann an die Reihe.

Nun richtete sie sich auf. Sie wollte krank sein, gezwungen krank sein für ihn, nur durfte er es nicht werden. Aber es half nichts, er legte sich. Acht Tage lang hielt er sich noch, dann sagte der Arzt:

„Machen Sie sich gefaßt, gnädige Frau, es kann sehr schlimm werden. Wir haben es mit einer schweren Lungenentzündung zu tun.“

Es ging tagelang hin und her, endlich schien Besserung einzutreten, aber dann kam wieder ein Rückschlag, und der war so schwer, daß der Arzt sie aufmerksam machte auf das bevorstehende Ende.

Sie wollte es nicht fassen, sie konnte es nicht glauben, warum war sie nur derartig vom Schicksal verfolgt? Was hatte sie denn getan, solches Unglück zu verdienen? Und sie verdoppelte ihre Pflege, sie klammerte sich an den Kranken, sie hielt seine Hand, als wollte sie das entfliehende Leben bannen. Sie ging nicht mehr zu Bett, sie tat kein Auge zu, aber es half nichts, die düstere Stunde kam.

Sie betete, sie flehte Gott an, ihr einziges Glück ihr nicht zu rauben. Sie versprach in ihrer Verzweiflung ihrem Schöpfer, wie einst die Alten zur Veröhnung der Gottheit, was er von ihr nur nehmen wollte. Es half nichts, es ging zu Ende. Auf der einen Seite stand der Arzt, auf der andern kniete die verzweifelte Frau, hielt die Hand des Sterbenden krampfhaft umfaßt, während der Doctor den Puls fühlte.

Und als er endlich beim letzten Seufzer sagte, indem er den erkalteten Arm auf die Decke zurücklegte, sich aufrichtete und die Uhr, die er in der Hand gehalten, in die Tasche steckte: „Es ist zu Ende!“ da brach die unglückliche Frau zusammen, vom Schmerz überwältigt. Sie haderte mit Gott und mit ihrem Schicksal, sie rüttelte den Toten, als wollte sie ihn zum Leben zurückrufen. Sie streichelte und tupfte ihm die Stirn, auf der kleine kalte Schweißtropfen saßen.

Sie umklammerte die leblose Gestalt, küßte sie und rief ihr heiße Liebesworte ins Ohr. Sie flehte, er möchte bei ihr bleiben, und sie rief in der Verzweiflung ihres Schmerzes:

„Mein einziges Glück, laß mich nicht allein! Emil, ich fürchte mich so! Wach doch auf! Wach auf! Ich kann nicht allein sein, ich kann nicht allein sein!“

Aber der Verschiedene stand nicht auf von den

Toten, sein Gesicht fiel merklich ein, die Glieder wurden steif, so daß sie ihm schwer nur noch die Hände über der Decke zusammen legen konnte.

Und als sie nun die unumstößliche Wahrheit erkannt und sich vom Schicksal gestraft, von ihrem einzigen Glück verlassen sah, da brach sie ohnmächtig zusammen, und die langen Nachtwachen, Aufregungen und Anstrengungen, Schmerz und Jammer, die eben kaum überstandene Krankheit, warfen sie von neuem auf das Krankenlager in einem heftigen Nervenfieber.

Das Begräbniß fand ohne sie statt, sie war selbst nahe am Rande des Grabes. Die andern machten alles für sie. Als sie nach Monaten wieder so weit hergestellt war, daß sie ansähen konnte und hinausfuhr zum Kirchhof in ihren schwarzen Witwengewändern, fand sie ihren armen Mann an die Stelle gebettet, die sie für sich selbst ausersuchen hatte.

Es war kein Platz mehr, weder rechts noch links, kein Platz mehr in der Gruft, als hätte der Tod für sie keine Hand und keine Schreden. Und als sie die Stätte, da sie zu ruhen gemeint, besetzt fand, kam über sie etwas wie ein leichtes Grausen. Alles, dem sie Liebes und Gutes tat, ging dahin, und immer blieb sie allein zurück.

Sie kniete nieder an dem gemeinschaftlichen Grabe, kniete nieder in der Mitte, wo der frische Grabhügel sich wölbte, unter dem schwarzen Schleier ganz verborgen, der sich beim Windhauche, der über die Gräber strich, leise hob und senkte, gleich als atmeten die, die darunter schliefen.

Und wieder kam das unendliche Gefühl der Einsamkeit über sie, und ein furchtbarer Schmerzensausbruch löste sich aus ihrer Seele. Warum war sie, die nicht allein sein konnte, von der Natur dazu bestimmt, immer wieder allein zu bleiben. Sie wußte es, sie fühlte es, sie konnte, konnte nicht so sein. Es graute ihr schon, in die einsame Wohnung zurückzukehren, es graute ihr, allein in den Wagen zu steigen.

Ein Grauen empfand sie, mutterseelenallein zu knien hier in den langen Gräberreihen, und die Frage stieg schmerzlich, wie ein Vorwurf in ihr auf, indem sie das Auge über das frische Grab schweifen ließ:

„Warum hast du mich allein gelassen?“

Sie sah rechts und sie sah links, und wieder kam ihr die Frage, zu den beiden, die auch einst ihr Glück gewesen, die dort unten längst vermodert ruhten, sechs Schuh unter der Erde:

„Warum habt ihr mich allein gelassen?“

Sie konnte nicht allein sein. Die Menschen waren verschieden, was dem einen gegeben, schien dem andern genommen, und was einem schelte, das besaß wieder der andre. Sie hatte nun einmal ein weiches, anschniegenes Herz, sie war geboren, nicht allein zu stehen, wozu was eine Pflanze zu vegetieren, sondern andern Menschen das Leben zu erleichtern, die Sorgenfallen auf der Stirn zu glätten, Menschen, die im Leben ebenso allein herumirren wie sie, Kameradin, Gefährtin zu sein, liebende Frau, Glückspenderin.

Sie war mit jedem dieser drei glücklich gewesen, dieser drei Menschen, die ganz verschiedene Charaktere gehabt; sie fand sich in jeden, nur allein konnte sie nicht sein.

Und wieder rannen ihre Tränen.

Es war ein junger Frühlingsstag, die Lerchen

trillerten wieder in blauer Höhe, und es schien ihr, als habe sie genau an dieser Stelle das schon einmal empfunden und erlebt. Es war nur ein dunkles Bewußtsein, sie konnte sich an nichts erinnern, aber sie empfand hier etwas von Ruhe und Frieden, hier an dieser Gruft, in der Nähe derer, die ihr einst die entsetzliche Einsamkeit aus dem Dasein genommen.

Die Grabsteine rechts und links waren so gebildet, daß mauernartige Vorsprünge sich nach den Seiten hinausschoben, und da sie müde war von der jungen Frühlingsluft und ihr die Kniee zitterten, setzte sie sich dorthin, lehnte den Arm auf die Brüstung und blieb, so unbeweglich ihren Gedanken überlassen.

Die Sonne schien warm, überall rundum zeigte sich junges frisches Frühlingsgrün. Die Blumen dufteten berauschend von den Gräbern, und wenn leise einmal der Wind strich, wehten allerlei Wohlgerüche vermengt herüber.

Die Bäume und Sträucher hatten junge Blätter angekeimt, Triebe, die an den Nadelhölzern heller waren als das dunkle Grün. Es war Totenstille über den Toten, nur ganz in der Ferne hörte man dumpf die Geräusche der Stadt: Rädertrasfeln, einen Eisenbahnpfeiff, die Glockensignale der elektrischen Bahn. Und in der großen Einsamkeit hörte man ab und zu in der Ferne den Kies knirschen; auf irgend einem der Wege zwischen den Gräbern ging jemand, den man nicht sah.

Die Witwe faltete die Hände, sie lehnte sich an den Stein und überließ sich ihren Träumen. Ab und zu kam der Gedanke an ihr Unglück wieder über sie, und eine bittere Träne stieg in ihre Augen auf. Dann wieder empfand sie die Herrlichkeit des Frühlingstages, fühlte sie sich matt und müde von der Lust, und die Augen flielen ihr zu.

Sie dachte daran, aufzustehen, nach Hause zurückzukehren, denn an der Eingangspforte wartete nun schon über eine Stunde ihr Wagen, aber sie konnte sich nicht entschließen, in ihre alte Wohnung zurückzukehren. Sie wäre am liebsten immer hier sitzen geblieben, wo sie Gesellschaft fand. Gesellschaft von dreien, die ihr die Liebsten gewesen, mit denen sie sprechen konnte, auch wenn sie schwiegen, sprechen, indem sie sich vergangenen Glücks erinnerte. Träumen, indem sie an manche Liebeshuld dachte, die sie erfahren und die ihr nun ewig verjagt bleiben sollte.

Und wieder flielen ihr die Augen zu.

Die Sonne schien so warm. Sie trahnte empor vom Kies der Wege, sie blendete durch den schwarzen Schleier, von den Marmortafeln. Die Witwe schloß die Augen, sie blinzelte nur noch ab und zu; sie dachte an den, dessen Grab noch frisch war, an den, der ihr über acht glückliche Jahre geschenkt, den sie nie gemeint hatte zu überleben.

Sie dachte an diesen stillen, weichen Mann, den sie regiert und der sich regieren ließ und der sie doch liebte, dessen Glück mit ihr nie ein Mißplaut getrübt. Und es war ihr, als stände er wieder vor ihr. Er saß an ihrer Seite, er legte den Arm um ihren Hals, und sie ließ ruhig den Kopf an seine Brust sinken.

Alles Leid war vorbei. Er war nicht tot, er lebte ja. Und wie sie von seinem Arm umfassen das Haupt leise gegen die Schulter legte, fühlte sie sich so glücklich, so geborgen, so tief im Frieden, daß ein Lächeln um ihren Mund ging und sie einschlief.

Da hörte sie eine weiche Stimme an ihrem Ohr, eine Stimme, tief, voll, rund, so zärtlich, wie sie noch keine vernommen, so einschmeichelnd ihrem Ohr, wie es ihr noch nie geklungen. Eine Mannesstimme, deren Worte sie jetzt deutlich unterschied:

„Zit Jynen wohler?“

Mählig schlug sie die Augen auf und sie sah einen jungen Mann vor sich stehen, niedergebeugt zu ihr, der sie umschlungen hielt. Einen jungen Mann mit unendlich sympathischen Zügen, mit großen blauen Augen, der sie so zärtlich weich ansah. Und seltsam! Sie konnte nicht recht wach werden; sie wußte nicht, wo sie sich befand, und halb kam ihr doch wieder das Bewußtsein: Es war ein Fremder, der sie da hielt, aber wer? Sie hatte ihn noch nie gesehen.

Sie schämte sich ein wenig, sie war auch noch müde. Die Hitze des Tages und das Erschlauffende der Leuzesluft kam hinzu, das Weiche, Laue, Schlafbringende, und sie senkte nur und schloß wieder die Augen.

Sie fühlte, sie lag in einem Arm, ihr Kopf ruhte an einer Schulter, und sie war nicht allein, o Gott, o Gott, sie war nicht allein, sie hatte ein Wesen neben sich, das sich um sie kümmerte, jemand, mit dem sie hätte sprechen können, der jetzt sie umschlang und an sich zog.

Da war es ihr, als träumte sie nur, es war wohl der arme Emil, der sie acht Jahre beglückt, der zum Leben wieder erstanden. Sie fühlte einen leisen Kiesel auf ihrer Wange, wie weiches Barthaar, das sie berührte, und dann empfand sie etwas wie einen Kuß.

Sie konnte nicht recht wach werden, sie begriff sich nicht: war das Wirklichkeit, träumte sie? Was geschah? Und ein seliges Gefühl zwang sie, die Augen geschlossen zu lassen. Nun küßte sie, wie der Mund mit diesem leichten weichen Flaum leise vorrückte, über die geschlossenen Lider glitt, sie küßte, so wie der einst geküßt, der ihre glücklichsten Jahre begleitet.

Sie ließ es ruhig geschehen. Da glitt dieser Mund herab und nahte sich dem ihren, und Lippe fand sich auf Lippestrand, und als sie einen letzten Trud aus ihrem Mund fühlte, öffnete sie ihn halb und senkte leise.

Der Trud ließ nach, sie empfand es schmerzlich, als die weichen Lippen sie verließen, und nun meinte sie, halb mit dem sich Besinnen kämpfend, auch einen Seufzer zu hören. Er kam nicht von ihr, das mußte sie, und sie versuchte durch den Wimpernspalt zu blicken, während sie regungslos ruhen blieb. Aber das Gesicht war ihr zu nahe, sie erkannte nichts, sie sah nur etwas wie einen Schimmer und undeutliche Umrisse: große blaue Augen, zärtlich und weich, und dann weiter den Mund, ein paar geschwungene Lippen, rot, und darüber die kleinen Härchen. Sie wurden größer und größer, der Mund kam ihr wieder nahe. Die Witwe schloß die Augen, und sie fühlte es jetzt wieder auf ihren Lippen, lange, schuschichtig, aber sie wagte sich nicht aufzurichten, sie mußte in der Ohnmacht bleiben, obgleich sie fühlte, das vorging.

Jetzt zu erwachen, hätte sie sich zu sehr geschämt, und Vöses tat er doch nicht! Wer war es? Sie hätte es gern gewußt. Doch darüber verging ihr wieder Sinuen und Denken, denn abermals glitten diese Lippen über ihr Gesicht und blieben lange auf den Lidern liegen, und wenn sie einmal einen

Augenblick losließen, klang ein tiefes, sehnüchtes Seufzen. War es ein Echo?

Aber auch von ihr tönte ein Seufzer zurück, und da sie unbequem lag, ließ sie sich etwas los, und ihr Kopf sank noch mehr an seine Schulter, an seine Brust.

Sie versuchte wieder aufzublicken und öffnete ein wenig die Augen, aber da sah sie gerade seine Pupille über sich, und sie fühlte, er hatte es gemerkt. Sie wußte, jetzt mußte sie erwachen, und mit einemmal spielte sie ein ganz klein wenig Komödie. Sie reckte sich, sie streckte sich, hob sich. Sein Gesicht ging zurück, er fuhr erschrocken zur Seite.

Sie aber tat nicht, als wäre etwas geschehen, und als gäbe sie das wieder, was sie so oft in Büchern gelesen, wenn einer aus der Ohnmacht erwacht oder auf der Bühne gehört, stammelte sie plötzlich, indem sie jetzt die Augen groß aufschlug: „Wo bin ich?“

Der junge Mann war zurückgetreten, er war ganz artig, ganz höflich, ganz ergeben, er zog den Hut und sagte, während sie die Augen beschattete, denn eine leichte Röte stieg ihr über die Wangen: „Geht es Ihnen wieder gut? Sie waren ja in tiefer Ohnmacht.“

Sie lächelte. „Wirklich?“

„Aber sie lagen ja auf dem Grabe.“

Sie blickte sich erstaunt um. Wichtig, sie war zu Boden gesunken; sie sah nicht mehr auf der steinernen Umfassung, und nun mühte sie sich, aufzustehen. Er half ihr ritterlich, reinigte ihre Ärmel von der Erde, und mit seiner sanften weichen Stimme sagte er und sah ihr mit den blauen Augen tief, beinahe bis in die Seele hinein: „Wissen Sie, daß ich Angst um Sie gehabt habe?“

Er war so gut, er war so weich, er war so süß, er war so lieb, wie er sich um sie mühte und sorgte, und ein dankbarer Blick belohnte ihn. Und während er erzählte, wie er sie ohnmächtig auf dem Grabe gefunden, bot er ihr den Arm, denn sie schien doch noch schwach; er fürchtete jeden Augenblick, es möchte ihr wieder was geschehen; langsam führte er sie den Fußweg hinauf, aber nicht nach dem Ausgang, sondern nach der entgegengesetzten Seite.

Sie gingen lange, lange hin und her, und er erzählte ihr immer wieder, wie er sie gefunden, dabei sah er sie an, daß sie den Blick nicht ertrug. Und allmählich sprach auch sie.

Sie erzählte, wie sie ihren Mann verloren, wie glücklich sie gewesen, sie erzählte, daß sie krank gelegen und erst jetzt das Grab hätte besuchen können. An allem nahm er teil, immer fragte er wieder, und bald hatte sie ihm ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Sie sagte, er solle nicht böse von ihr denken, aber sie müsse ihm danken für seine Güte. Sie könne nicht allein sein in der Welt, und sie stände ganz, ganz mutterseelenallein auf dieser Erde.

Noch immer hielt er ihren Arm, noch immer führte er sie in den weiten Frgängen der Toten herum. Sie gingen in immer entferntere Teile des unendlichen Friedhofes, auf dem Generationen und Generationen schlummerten, wo es so still war wie nirgend, wo um diese Stunde kein Mensch sich bewegte, wo sie ganz allein waren, daß die arme, verlassene Witwe ihm ihr Herz ausschütten konnte. Und sie blickte ihn an und sagte, indem wie ein Rächeln, halb eine Frage aus ihren Augen sprach:

„Ist es nicht sonderbar, daß ich Ihnen das alles erzähle?“

„Warum sonderbar?“

„Daß ich das Vertrauen zu Ihnen habe!“

Da war es ihr, als preßte er leise ihren Arm, und nun, wie sie ihn länger ansah, schien er ihr doch älter zu sein, als sie zuerst geglaubt, und sie wußte nicht warum, es war ihr eine Erleichterung.

Er begann zu sprechen. Er dankte ihr für das Vertrauen, das sie gehabt, er meinte, indem er leise den Kopf schüttelte und vor ihr stehen blieb:

„Ist es nicht sonderbar? Mir ist es, als hätte ich Sie lange, lange schon gekannt.“

Er wollte durchaus, sie sollte sagen, wie sie dachte, und sie meinte, auch sie hätte ihn einmal schon gesehen.

Aber wie er seinen Namen nannte und sie ihre Verhältnisse auseinandergelegt, war es klar, daß sie sich irren mußten. Da sagte er leise, fast wie beschämt:

„Ich nenne es Sympathie.“

Und er erzählte, wie ein Gefühl ihn zu ihr getrieben, ein Gefühl, unüberwindbar. Es wäre wie eine Fügung gewesen; er habe hier nichts zu tun gehabt, aber er sei auf den Friedhof hinausgegangen und habe diesen Weg eingeschlagen, gerade diesen Weg, wo sie auf dem Grabe ohnmächtig gelegen. Er wäre sofort zu ihr getreten und habe sie aufgerichtet. Dann plötzlich meinte er, indem er vor ihr stehen blieb, ihre Hände nahm und sie küßte:

„Sind Sie mir böse? Sind Sie mir böse?“

Sie fragte erstaunt:

„Weshalb?“

Er schlug wie ein schämisches Mädchen die Augen zu Boden.

„Weil ich Sie geküßt habe!“

Da lag sie ein wenig, indem wieder die Röte auf ihre unter dem Schwarz doppelt bleichen Wangen stieg:

„Haben Sie das?“

Doch er flehte wieder, und nun griff er an ihren Armen herauf und sah ihr glühend in die Augen:

„Sind Sie mir böse?“

Sie schüttelte leise den Kopf. Da umfaßte er sie mit einem Jubellaut, schloß sie in die Arme und bedeckte ihre Wangen, ihre Augen, ihre Stirn, ihren Mund mit Küssen. Sie ließ es ruhig geschehen, und sie hatte das beseligende Gefühl, das zwingende Bewußtsein, das ihren Lebensinhalt ausmachte:

„Nun bin ich nicht mehr allein!“

Dann gingen sie lange noch zwischen den Gräbern spazieren und endlich durch den Hauptweg zum Ausgang, wo seit Stunden, Stunden schon der Wagen wartete.

Erstaunt sah der Kutscher sie an, aber es kam von selbst, daß sie einstiegen. Sie fuhren nach der Wohnung zurück, und da sagte er und kniete wieder wie ein junger Fant, er, der doch ebenso alt war wie sie:

„Du sollst nie wieder allein sein, ich kehre wieder!“

Als er sie verlassen, ging die Witwe mit sich zu Hute, aber keinen Augenblick stieg ein Bedenken in ihr auf, wenn es auch das vierte Mal war, daß sie vor den Altar trat. Dieser Mann sollte ihr bleiben, und von diesem würde sie nicht ge-

trennt werden, denn er war lieber noch denn je einer, den sie gehabt. Diesem wollte sie alles an den Augen absehen, diesem jede Liebe tun, mit diesem glücklich sein, wie sie nie gewesen. Und dieser Mann würde das tun, was den andern nicht bechieden, würde ihr einst die müden Augen andrücken.

Sie sagte es den Bekannten, sie schämte sich nicht, sie sagte es mit leuchtenden und freundigen Augen. Sie mußte, die Natur hatte sie dazu bestimmt, einen Mann glücklich zu machen, und diese Sendung wollte sie erfüllen, solange noch Blut in ihren Adern floß und ihr Herz jung schlug und pochte. Sie wußte, sie war nicht geschaffen, allein zu sein, und sie war entschlossen, es nicht zu bleiben. Sie wollte den ersten nicht vergessen und nicht den zweiten, und nicht ihren armen lieben Mann, den sie noch beweinen mußte, bis sie dem angehörte, der wie durch eine Fügung ihr vielgeprüftestes armes Herz gewonnen. Ja wahrlich, sie war nicht geboren, allein zu sein, sonst müßte sie sterben. Sie war geschaffen, glücklich zu machen.

Als die Menschen davon hörten, schüttelten sie den Kopf, jeder legte es ans nach seiner Weise. Die Portiersfrau meinte, nun sei es an der Zeit, mit dem Staatsamtsrat zu sprechen, denn das könnte auch den Reichen nicht so hingehen.

Der Hauswirt aber sagte zu seiner Frau:

„Wir wollen ihr nur gleich mitteilen, daß in

unserm andern Hause noch eine Wohnung frei ist, denn sie pflegt bei der Gelegenheit ja auch umzugiehen.“

Der Standesbeamte, der gewohnt war, Geburten und Todesfälle, Ehen und Scheidungen mit demselben Gleichmut einzutragen, meinte zu seinem Schreiber, mit dem er ab und zu einen Scherz machte, um sein Wohlwollen zu bezeugen:

„Wir werden für die Dame ein Separatregister anlegen müssen.“

Bei der Hochzeit aber meinte ein Onkel des Bräutigams, eigentlich ein gläubiger Mensch, der sich nur geru mit der Geislichkeit neckte:

„Herr Superintendent, ich zerbreche mir seit einigen Tagen den Kopf: sagen Sie mal, wie wird denn das werden, wenn nun die heutige junge Frau demaleinst dort oben, wo wir unsre Lieben wiedersehen, vier wiedertrifft?“

Doch der alte Seelforger kannte seinen Freund, er lächelte nur und antwortete schlagfertig, denn er stand mit beiden Beinen breit und wirklich auf unsrer Erde, ließ sich nicht so leicht werfen und liebte einen Scherz:

„Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebet!“

Der andre fragte:

„Und wenn ihr nun auch dieser vierte stürbe?“

Der Geistliche gab ruhig zurück:

„Die Liebe höret nimmer auf!“

Der Marktplatz zu Nürnberg mit dem neuen Neptunbrunnen

(Hierzu die Abbildung zwischen Seite 344 und 345)

Mit der Aufstellung des Neptun- oder Penntbrunnens hat der schöne Marktplatz zu Nürnberg wiederum ein verändertes Aussehen erhalten. In seiner Mitte, genau an jener Stelle, die einst vom Mate der alten Reichsstadt ihm bestimmt ward, erhebt sich jetzt erst das großartige Brunnendenkmal. Unweit davon ein andres, in seinem Aeußeren von jenem so grundverschieden, die kunstvolle Steinpyramide des „Schönen Brunnens“. Eines ist diesen beiden gemeinsam eigen: das Merkmal erhabenster Gestaltungsraft der eifügigen Kunstjünger Nürnbergs. Das eine Meisterwerk baut dem andern seine Entstehung, denn als Mitte des 17. Jahrhunderts der 1396 von Meister Heinrich dem Palier erbaute „Schöne Brunnen“ zu verlassen drohte, auch der Geschmacksrichtung damaliger Zeit nicht mehr recht entsprechen wollte, beschloß man kurzerhand, an seiner Stelle — zugleich auch als Wahrzeichen des Westfälischen Friedenschlusses — ein neues Prachtwerk, den Neptunbrunnen, stehen zu lassen. Das Projekt gelangte jedoch nicht zur Verwirklichung. Zwar wurde der Neptunbrunnen 1650 von den Bildhauern Mitter, Schwegger, Eisler modelliert und von Herold in Erz gegossen, mußte aber nach seiner

Fertigstellung 129 Jahre im städtischen Bauhofe, dem „Pennt“, lagern, weil Wasser- oder Geldmangel — wahrscheinlich beide Faktoren — die Zustandsetzung vereitelten. Schließlich wurde das Kunstwerk für 66 000 Gulden an den Baron Paul I. veräußert, der es sodann in Schloß Peterhof aufstellte. In neuerer Zeit reiste dann der Plan heran, dieses vielbewunderte Erzengnis Alt-Nürnberger Kunstfließes wenigstens als Nachbildung in der Heimat zu besigen, und dank der Großherzigkeit des Nürnberger Bürgerpaares Kommerzienrat Ludwig Geringhof und Gattin wurde dieser Dergenswunsch in die Tat umgesetzt. Nunmehr zeigen sich, getreu nach ihren Originalen, durch herrliche Patinierung grünlich erschimmernd, des Brunnens stöckliche Figuren: der Krone und Dreizack tragende Neptun selbst, die beiden ihre Seeperde meisternden Flügelflügel, zwei ruderbewehrte Wassernymphen, vier Seebräute sowie Delphine reitende Tritonen und zwei ihre Muscheln blasenden Kameraden, alles zu einem imposanten Ganzen vereint. Aus Erzguss auch — der altberühmten Leuzischen Erzgießerei Nürnberg entstammend — ist der mit Seemuscheln und sonstiger Ornamentik geschmückte Sockel hergestellt.

Ornithologisches Verbrecheralbum

Eine physiognomische Studie mit Aquarellen

von

Georg Krause

Wer hätte nicht bereits durch die Feder bekannter Journalisten oder bedeutender Kriminalisten jenes Album der schlimmsten Sorte unser Mitmenschen kennen gelernt, das uns mit der Individualität der verschiedenen Verbrechertypen bekannt macht. Die Anlage dieses höchst wichtigen Verbrecheralbums ermöglichte nicht nur seit der Zeit seines Bestehens eine bedeutend erleichterte Auffindung und Identitätsermittelung der einzelnen Verbrecher, sondern sie erschloß auch dem Psychologen und Physiognomen für seine Studien ein Feld von ungeahnter Reichhaltigkeit.

Ähnlichen Betrachtungen seien auch die folgenden Zeilen gewidmet, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Verbrechertypen aus dem Tierreich, und zwar der Vogelwelt, entnommen sind. Zuvor noch einige Bemerkungen.

Ein menschlicher Verbrecher, z. B. ein Mörder, braucht nicht immer das Kainszeichen auf der Stirn zu haben; vielfach sehen solche Leute im Gegenteil ganz gutmütig aus, und niemand würde ihnen bei dem harmlosen Gesicht eine schlimme Tat angetraut haben. Deutlicher verrät sich schon in den meisten Fällen der Gewohnheitsdieb, der Gewohnheitsverbrecher. Ihm haben keine Missetaten ein undeutliches Etwas im Antlitz, ja sogar in Gang und Haltung aufgedrückt, was sich der Psychologe seit Jahren als „typisch“ zu diagnostizieren und in feststehende Hypothesen zu formulieren bemühte. Beim Menschen lassen sich aber keine positiven Normen aufstellen, denn Theorie und Praxis gehen hierbei mitunter himmelweit auseinander. Hier läuft ein Bedauernswertler von tadellosestem Ruf und Charakter mit dem marantesten Gaunergesicht umher, und dort plündert ein alter Gewohnheitsdieb mit dem harmlosesten und gutmütigsten Gesichte von der Welt seinem Nebenmenschen die Taschen aus.

Bei den Mördern, Räubern und Dieben aus dem Tierreich sind nun alle jene sogenannten Verbrecheranlagen zur reinen Naturanlage geworden, und damit geht dem kritischen Auge auch die doloſe Bedeutung der verbrecherischen Absicht verloren. Jede scheinbar noch so mörderische Handlung wird hier zum einfachen Triebe der Selbsterhaltung, des Nahrungserwerbes, zum Handwerke des betreffenden Individuums erhoben. Wie überall, sehen wir in diesem Naturgeſetz vom Fressen und Gefressen werden nur die einzelnen Glieder jener endlosen Kette, die den Kreislauf des Werdens und Vergehens in der Natur bedingen. Wenn sich nun ein Individuum, z. B. der Raubvogel, durch seine Veranlagung zum Rauben und Morden seit Millionen von Geschlechtern herausgebildet hat, so mußte ihn auch die Natur mit allem Handwerkszeuge entsprechend ausrüsten: mächtige Fänge, scharfer Schnabel, vorzügliches Auge, Mut und Kühnheit. Ist es da noch ein Wunder, wenn die

ganze Physiognomie solcher Geschöpfe eine vollkommen bestimmte Charakteristik annahm?

Klarer und zweifelloser kann sich wohl kein Charakter im Antlitz widerspiegeln als gerade beim Tiere. Ich erinnere an das treue und gutmütige Gesicht eines Hundes oder Pferdes, an das mächtige, biedere Antlitz eines Löwen, sofern sie sich in behaglicher Stimmung befinden, und an die überraschenden Veränderungen im Stadium des Zornes, der Wut. Den Angehörigen dieser Tierklasse ist es bei der Beweglichkeit ihrer Gesichtsmuskeln ein leichtes, alle Gemütsaffekte durch die Physiognomie zum Ausdruck zu bringen. Ganz anders ist das beim Vogel mit seinem stets gleich bleibenden unbeweglichen Antlitz. Hier liegt die Charaktereigentümlichkeit oder die Seele des Individuums ausschließlich in der starren Physiognomie. Das einzige Eulenarten, speziell die Schleiereule (*Strix flammea*, L.), inſolge ihres allerdings ungemein ausgebildeten Talent es im Gesichterscheiden eine Ausnahme machen, tut der Sache keinen Eintrag; sie ſiechen eben vereinzelt da. Diese Verzerrung des Eulenschleiers ist aber die einzige tatsächliche physiognomische Veränderung, die die ſeeliſchen Vorgänge wie Furcht, Zorn oder Kengier im Vogelgeſicht treffend darzuſtellen vermag.

Eines andern Mittels bedient ſich jene große Anzahl von Vögeln, deren Köpfe mit Kronen oder Hauben deſoriert ſind; ſie bringen durch Ceſſen oder Schließen der meiſt recht hübbichen Federbüſchel ihre Gefühle zum Ausdruck. So breitet z. B. der vor Zorn treſchende Raſabu ſtets ſeine Haube aus, der Wiedehopf umſpielt ſein Weibchen mit dem liebenswürdigſten Fächerspiel ſeines ſchönen Kopfpuges, während die Haubenlerche aus Furcht vor dem ſich nähernden Menſchen ihr ſpißes Krönchen möglicht platt niederdrückt. Darans erſehen wir deutlich, daß ſich ſolche Vögel der großen phyſiognomiſchen Bedeutung ihrer Kopſzier klar bewußt ſind, indem ſie dieſe in ausgiebiger Weiſe zum Ausdruck ihrer Gemütsbewegungen benützen. Wir dürfen aber dieſe Art ſekundärer Geſichtsveränderung nicht mit derjenigen der Schleiereule verwechſeln; dort wird eben nur die permanente Startheit der Phyſiognomie durch ein Hüſsmittel beſeitigt, das ſchließlich alle übrigen Vögel anbreihen müſſen.

Zur Illuſtrierung meiner Arbeit, analog dem menſchlichen Verbrecheralbum, habe ich mir eine Auswahl von Räubern, Mördern und Dieben ſammengestellt, deren Reihe ich mit einem ſogenannten „ſchweren Jungen“ eröffnen will. Unter dem lichtscheuen Gefindel der ſchlimmſten einer, verkörpert der mächtige Ihu (*Bubo maximus*, Sibb.), deſſen Porträt uns Fig. 2 Nr. 1 zeigt, alle Räuber- und Mörder-eigenſchaften in hohem Grade. Als König der Nacht durchſtreift er lautloſen Fluges den dunkeln Wald, die tieſen, ſeſſigen Schluchten ſeines Wohngebietes. Gleich ungeheuren

Nachtgläsern durchbringen seine feurigen Augen die Finsternis, und wehe dem Aehlälchen, Hasen,

lähmenden Schrecken hervorrufender Wucht sauft er auf das an Rande eines Abgrundes abnungslos weidende Tier herab, gleichviel ob Hafe oder Ziege, Murmeltier oder Gemse; ja selbst am kühlen, die steile Felswand erklimmenden Bergsteiger vergreift er sich. Stets unerwartet erfolgt sein kräftiger Stoß, klatzend umschlagen die meterlangen harten Schwingen den Kopf des Leberfallenen, und was der erste Anprall vielleicht nicht vermochte, das

bringt dieser sinnverwirrende Angriff jetzt sicher zu stande — vollends stürzt das Opfer in den gähnenden Abgrund. Langsam senkt sich nun der heimtückische Räuber hinab, um in aller Seelenruhe sein blutiges Mahl zu halten. Und was sagt uns seine Physiognomie? Keine Spur edlerer Richtung ist darin zu entdecken; sein Mut ist Raubgier, seine Stärke die List. Der gierige Blick mit den blutunterlaufenen Augenlidern, das struppig-bärtige Antlitz,



Fig. 1

1. Schelladler (*Aquila clanga*, Pallas) —
2. Fischadler (*Pandion haliaetus*, L.) —
3. Habicht (*Astur palumbarius*, L.) —
4. Sperber (*Accipiter nisus*, L.) — 5. Kormoran - Scharbe (*Carbo cormoranus*, Meyer & Wolf) — 6. Schwarzer Storch (*Ciconia nigra*, L.) — 7. Purpurreiher (*Ardea purpurea*, L.) — 8. Elsvogel (*Alcedo ispida*, L.) — 9. Saathähe (*Corvus frugilegus*, L.) — 10. Cannenhäher (*Nucifraga caryocatactes*, L.) — 11. Elchelhäher (*Garrulus glandarius*, L.) — 12. Pirol (*Oriolus galbula*, L.) — 13. Raubwürger (*Lanius excubitor*, L.) — 14. Kirschenblässer (*Coccothraustes vulgaris*, Pallas) — 15. Haussperling (*Passer domesticus*, L.) — 16. Feldsperling (*Passer montanus*, L.)

Fasan oder Singvogel, die sie erschähen, — plötzlich, ohne jede Hoffnung auf ein Entrinnen, sind sie seinen Mörderklauen verfallen. Wohl wenig Eulen gibt es, deren Physiognomie so viel Heimtücke, Raubgier und Mordlust aufweist wie die jenes Räubers. Deshalb macht sich auch kein anderer Vogel der übrigen Vogelwelt so verhasst als gerade der Ihu, dieser heimliche Mordgeißelle, der sich sogar im Schutze der Nacht an andern Räubern vergreift.

Ein würdiges Seitenstück, aber mit dem Unterschiede, daß er seine unverhofften Leberfälle am hellen Tage ausführt, erblicken wir in Nr. 2, dem Bart- oder Lämmergeier (*Gypaetus barbatus*, L.). Er ist der Schrecken der Hochgebirgswelt. Die Art und Weise seiner Angriffe verrät deutlich, daß er kein Räuber mit offenem Wesen, ich möchte fast sagen, kein edel veranlagter Räuber ist. Mit

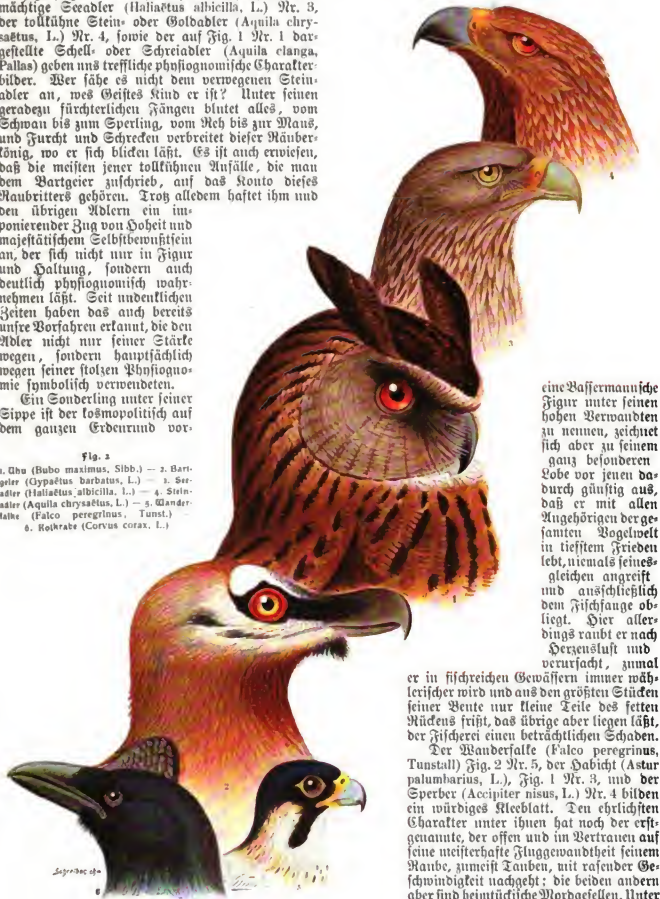
alles verrät nur zu deutlich den schlimmsten Mörder und Begehrer.

Bewegene Kühnheit, unbegrenztes Vertrauen auf ihre Stärke und rücksichtslose Gewalt, dabei aber eine wahrhaft königliche Würde, das sind die sofort in die Augen fallenden Eigenschaften der jetzt folgenden Edelsten ihres Geschlechtes. Der mächtige Seeadler (*Haliaeetus albicilla*, L.) Nr. 3, der tollkühne Stein- oder Goldadler (*Aquila chrysaetos*, L.) Nr. 4, sowie der auf Fig. 1 Nr. 1 dargestellte Schell- oder Schreiadler (*Aquila clanga*, Pallas) geben uns treffliche physiognomische Charakterbilder. Wer sähe es nicht dem vorwegenen Steinadler an, wes Geistes Kind er ist? Unter seinen geradezu fürchterlichen Hängen blüht alles, vom Schwanz bis zum Sperling, vom Aech bis zur Maus, und Furcht und Schrecken verbreitet dieser Räuberkönig, wo er sich blicken läßt. Es ist auch erwiesen, daß die meisten jener tollkühnen Auffälle, die man dem Vartgeier zuschrieb, auf das Konto dieses Raubritters gehören. Trotz alledem haftet ihm und den übrigen Adlern ein imponierender Zug von Hoheit und majestätischem Selbstbewußtsein an, der sich nicht nur in Figur und Haltung, sondern auch deutlich physiognomisch wahrnehmen läßt. Seit unendlichen Zeiten haben das auch bereits unsre Vorfahren erkannt, die den Adler nicht nur seiner Stärke wegen, sondern hauptsächlich wegen seiner stolzen Physiognomie symbolisch verwendeten.

Ein Sonderling unter seiner Sippe ist der kosmopolitisch auf dem ganzen Erdbund vor-

kommende Fischadler (*Pandion haliaetus*, L.) Fig. 1 Nr. 2. Obgleich er einen dem Seeadler in vieler Beziehung ähnlichen Lebenswandel führt, so fehlen ihm, wie ja schon seine Physiognomie deutlich genug beweist, die königlichen Eigenschaften. Er ist eher

Fig. 2
1. Uhu (*Bubo maximus*, Sibb.) — 2. Bartgeier (*Gypaetus barbatus*, L.) — 3. Seeadler (*Haliaeetus albicilla*, L.) — 4. Steinadler (*Aquila chrysaetos*, L.) — 5. Wanderfalke (*Falco peregrinus*, Tunst.) — 6. Korkrabe (*Corvus corax*, L.)



eine Wassermannsche Figur unter seinen hohen Verwandten zu nennen, zeichnet sich aber zu seinem ganz besonderen Lobe vor jenen dadurch günstig aus, daß er mit allen Angehörigen der gesamten Vogelwelt in tiefstem Frieden lebt, niemals seinesgleichen angreift und ausschließlich dem Fischfange obliegt. Hier allerdings raubt er nach Verzehrsucht und verursacht, zumal

er in fischreichen Gewässern immer wälderischer wird und aus den größten Stücken seiner Beute nur kleine Teile des fetten Rückens frisst, das übrige aber liegen läßt, der Fischerei einen beträchtlichen Schaden.

Der Wanderfalke (*Falco peregrinus*, Tunstall) Fig. 2 Nr. 5, der Habicht (*Astur palumbarius*, L.), Fig. 1 Nr. 3, und der Sperber (*Accipiter nisus*, L.) Nr. 4 bilden ein würdiges Kleeblatt. Den ehrlichsten Charakter unter ihnen hat noch der erstgenannte, der offen und im Vertrauen auf seine meisterhafte Fluggewandtheit seinem Raube, zumeist Tauben, mit rasender Geschwindigkeit nachgeht; die beiden andern aber sind heimtückische Vordbegellen. Unter

Benutzung jeden Baumes, Strauches oder Zaunes als geeignete Deckung kommt der beuteltüsterne Habicht dicht am Erdboden dahergejagt, und plötzlich, wie der Blitz aus heiterem Himmel, führt er verderbenbringend unter die Schar ahnungsloser Opfer. Ueberfall und Flucht vollziehen sich in den meisten Fällen mit so unheimlicher Geschwindigkeit, daß der Räuber schon längst mit seiner laut flagenben Beute entkommen ist, ehe sich die Gerechteten von ihrem Todeschreien erholt haben. Diese hinterlistige und feige Gesinnungsart, gepaart mit blutdürstiger Grausamkeit, drückt sich beim Habicht untrüglicher als bei jedem andern Räuber aus. Denn die niedrige Stirn und der falsche Blick sind physiognomisch zu schwerwiegenden Eigenschaften, um nicht sofort in die Augen zu fallen. Unser Porträt zeigt ein einjähriges Habichtsmännchen im Jugendkleid.

Als Hauptrepräsentanten echter Fischräuber führe ich an: Nr. 5, die Kormoran-Scharbe (*Carbo cormoranus*), deren meergrünen Fischangen so leicht kein Flossenträger entgeht, Nr. 6, den schwarzen Storch (*Ciconia nigra*, L.) als das verkleinerte Abbild seines weißen Bruders, mit derselben biedernden Miene, dabei aber ebenso hämisch wie er, Nr. 7, den Purpurreiher (*Ardea purpurea*, L.), ebenfalls zierlicher und seltener, aber im Wesen wie sein naher grauer Verwandter, der gewöhnliche Fischreiher, und schließlich als Fischräuberzweig den herrlich bunten Eisvogel (*Alcedo ispida*, L.) Nr. 8. Während der letztere sich naturgemäß nur von kleinen Fischen ernährt, aber auch den Zuchtteichen durch Vertilgen der jungen Fischtrut empfindlich schaden kann, ist der Kormoran tatsächlich eine Gefahr für die Fischerei. Durch die kaum glaubliche Gefräßigkeit und große Geschicklichkeit im Fischfange ist eine kleine Gesellschaft dieser Räuber im stände, einen mittleren Fischteich binnen wenigen Tagen rein auszusfishen; deshalb haben ihn und seinen Verwandten die Fischereivereine mit Recht den Krieg bis zur Ausrottung erklärt.

Diermit mag die Reihe der ausschließlich vom Morde Lebenden beschlossen sein, und ich gehe nun zu einer Verbrechergruppe über, deren Mitglieder neben ihrem blutigen Räuberhandwerk auch als ganz gewöhnliche Strauchdiebe auftreten. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um jene „schwarze Sippe“ der Krähenvögel, als deren Urbild der riesige Kolltrabe (*Corvus corax*, L.) auf Fig. 2 Nr. 6 zu betrachten ist. Ihm reihen sich würdig an die Saatkrähe (*Corvus frugilegus*, L.) Fig. 1 Nr. 9, der Tannenhäher (*Nucifraga caryocatactes*, L.) Nr. 10, und dessen Vetter, der Eichelhäher (*Garrulus glandarius*, L.) Nr. 11. Aus den kleinen verkommenen Diebsaugen namentlich der beiden erstgenannten kann man sichere physiognomische Schlüsse auf deren Wesen folgern, und man wird keinem von ihnen nurecht tun, wenn man ihm stets das Allerschlimmste zutraut. Jede dieser Gannertypen besitzt eine reichliche Portion List und Verschlagenheit, und da sie bei ihren Räuberereien meist gemeinsam handeln, können sie selbst größerem Wirbel gefährlich werden. Aber auch die kleinen schlagen nicht aus der Art, und die beiden Häher, speziell der Eichelhäher, leisten im Nestplündern ganz Bedeutendes. Vermöge seiner Cuetsilbernatur ist er überall und nirgends anzutreffen, darum ist auch keine Vogelbrut vor seinen perlgrünen Späher-

augen sicher. Ueber die Schandtaten seiner großen schwarzen Verwandten ist bereits an andern Orten genug geschrieben worden, ich gebe sie daher nur noch des harmlosesten seiner Familie. Der Pirol (*Oriolus galula*, L.) Nr. 12, vergreist sich in seinem Diebsgelfüße wohl noch plündernd an unsern Kirschbäumen, er bleibt aber andererseits als eifrigster Raupenvertilger ein relativ nützlicher Vogel. Darmlos wie seine Diebereien ist auch sein Neuzücker. Dagegen hätte ich unmittelbar hinter den Häher jenen kleinen blaugrauen Kämpen nennen müssen, den wir unter Nr. 13 finden. Dieser Irgannische und hartherzige Raubvögel (*Lanius excubitor*, L.) spießt in brutaler Weise junge Vögel, Frösche und Insekten bei lebendigem Leibe auf die Dornen der verschiedenen Sträucher seines Wohngebietes, um sie bei passender Gelegenheit zu verzehren; sein Halsknabel kennzeichnet ihn zur Genüge.

Zum Schluß noch einige Mitglieder aus der internationalen Diebsbande der Diebsknäbler. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, und wo sie in Massen auftreten, machen sie sich dem Menschen durch ihre groben Diebereien wahrhaft verhaßt. Die stärkste einheimische Art ist der Kirschkornbeißer (*Coccothraustes vulgaris*, Pallas) Nr. 14, dessen unglaubliche Zerstörungswut sich im Frühjahr an den jungen Gartenpflanzen und zur Fruchtreife hauptsächlich an den Kirschbäumen ansläßt. Schon ein einziges Pärchen dieser Vögel (die nur den bitteren Kern der Kirsche fressen, deren Fleisch aber wegwerfen) vermag dem Obstpächter empfindlichen Schaden zu bereiten. Ein gleicher Schädling an Feldpflanzereien ist der unter Nr. 16 abgebildete Feldspierling (*Passer montanus*, L.), der schlimmste von allen aber ist und bleibt unser allbekannter Hauspferling (*Passer domesticus*, L.) Nr. 15. Ihm ist es bei seiner angeborenen Dreistigkeit ganz gleich, wo er sich befindet. Ob er im Straßengebümmel einer Großstadt dem müden Droschkengaul seine Kuappe Gaseration beeinträchtigt oder dem Bauer die Vorräte aus der Scheuer stiehlt, ob er die jungen Triebe der Gemüsepflanzen unserer Gärten abzwicht und zerstört oder die Getreidefelder ihrer noch milchigen Körner wegen ausplündert — überall weiß er die jeweiligen Verhältnisse geschickt nach Ort und Zeit wie ein echter Genossenschaftsdieb auszunutzen, überall fühlt er sich wohl, und überall kommt er reichlich auf seine Kosten. Gegen solche Diebsbaude waren bereits die schärfsten staatlichen Maßregeln verschiedener Länder ohnmächtig; sie ist und bleibt eine Landplage!

Mit diesen kurzen Betrachtungen glaube ich ziemlich deutlich bewiesen zu haben, daß der Physiognom bei seinem Studium nicht bloß auf das Ebenbild Gottes angewiesen ist, sondern sein Augenmerk auch mit gleichem wissenschaftlichen Interesse und Erfolge auf die übrigen höher organisierten Lebewesen richten darf. Sicher werden sich dann noch hochinteressante Tatsachen auffinden und wichtige Rückschlüsse auf die verschiedenen psychologischen Eigentümlichkeiten von häufig einander völlig entfernt stehenden Individuen ziehen lassen. Möchte daher diese kleine ornitho-physiognomische Studie eine Anregung zur weiteren Verfolgung dieser Richtung sein; an dem nötigen Stoffe wird es bei der überwältigenden Menge und wunderbaren Vielseitigkeit der Naturgeschöpfe nicht mangeln.

Regenbildung und künstliche Regenerzeugung

Wenn bei anhaltender Dürre die Erde und alles Lebende nach Regen lechzt, daß Mißwachs, Teuerung, Hungersnot und Seuchen drohen, dann hat der Mensch von jeher versucht, durch Gewalt dem Himmel das ersuchte Maß zu entlocken. Die Wetterzauberei steht deshalb auch an der Spitze der einzelnen Zweige des Zauber Glaubens, weil in ihr sich der Mensch wohl das höchste Maß übernatürlicher Kraft zutrant. Namentlich die regenarmen Länder haben ihre besonderen Regengotttheiten, von denen durch überirdische Mächte des Himmels Maß herabbeschworen werden kann. Zu dem Zwecke hat Indien seine Regenmacher von Beruf, *Gapogari* genannt; in China müssen die Manen der Verstorbenen dem Kriegs- und Regengott *Kuan-Ti* den Regen abnötigen; bleibt er gegen alles Bitten taub, so schleift man sein Bildnis aus dem Tempel und stellt es in die sengende Sonne, damit sich der Gott selbst von der gewaltigen Glut der Sonnenstrahlen überzeuge. Tritt dann der schließlich erwartete Regen ein, so bringt man das Bildnis mit Tauschopfern zurück, bleibt aber der Regen aus, so wird dies dem Kriegsgott als Boswilligkeit gedeutet, womit allerdings nichts erreicht ist. Im russischen Gouvernement *Cheerson* erachtet man sich in Duellereien gegen den Haushahn, der den Regen herabtränken soll; in Amerika galt die Klappereschlange als Regengott, und auch in den regenarmen Gebieten Afrikas hat man Regenmacher von Beruf, die sich des höchsten Ansehens erfreuen. Wenn der Erdboden vertrocknet, Erdlöcher und Flußläufe leer sind und Gras und Kraut, Bäume und Sträucher absterben und Mensch und Tier dem Wassermangel erliegen, dann muß der Regenmacher — meist sind es Bettelknechte — mit seinen Zauberkräften zu Hülfe kommen, die sich lediglich darauf erstrecken, durch Kapriolen, Zauberformeln und allerlei Gaukelei die gläubige Menge bis zum Eintritt des Regens hinzuhalten. Ist er etwas Naturbeobachter — und wer sollte es bei solcher Uebung und mit so großem Risiko nicht sein! — dann wird es ihm vielleicht nach Wochen und Monaten gelingen, seinem Hofuspopulz strömenden Regen auf dem Fuße folgen zu lassen; doch wehe ihm, wenn die Geduld der Menge vorher zu Ende geht! Nur zu oft muß dann das Blut des Gauklers die dürstige Erde tränken. In Korea wird dem Regengott zunächst von einem unteren Beamten eine Schüssel Reis geopfert. Väst er sich hierdurch nicht erweichen, so opfert nach drei Tagen ein im Range nächstfolgender Beamter die doppelte Portion, und so geht es fort durch die ganze Mandarinenrangordnung mit immer größeren und erleseneren Opfern bis zum König selbst; doch dazu kommt es selten, weil schließlich sich doch Regen einzustellen pflegt.

Die alte Beobachtung, daß auf einen Donner Schlag in der Regel ein Regenguß folgt, der mit jedem Mißgeschick vorübergehend zunimmt, führte unsre Vorfahren zu der Annahme, daß Blitz und Donner den Regen auslösten. Der Gott des Donners war deshalb auch zugleich der Gott, der regnen

ließ. Mit gelassener Hand rollt Zeus-Jupiter jugende Blitze über die Erde:

Tonnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den geraden Blitz,

und Tonar-Thor, der Sonnengott, ist der Helfer der Menschen und Beschützer des Ackerbaues.

Bald nach der Erfindung des Schießpulvers tauchte nun auch der Gedanke auf, ob nicht etwa durch den Donner der Geschütze den himmlischen Gewalten vorgegriffen und gleichfalls Regen „gemacht“ werden könne, und besonders in allerneuester Zeit hat man versucht, dieser alten, immer wieder aufgetauchten Idee praktische Gestalt zu verleihen. Der amerikanische Ingenieur *Eduard Powers* war der erste, der — gestützt auf alte und neue Autoren — eine Theorie aufstellte, durch planmäßiges Eingreifen die Abgabe des in der atmosphärischen Luft suspendierten Wassers zu erzwingen, und zwar sollten die durch anhaltendes Abfeuern schwerer Geschütze verursachten Erschütterungen der Luft die darin enthaltenen Wasserdämpfe kondensieren und dadurch in der Folge Regen erzeugt werden.

Schon *Plutarch* erzählt, daß die Perser und Griechen durch ihr Schlagschiffrei Regen hervorgerufen haben, und es soll, wie *Powers* in seiner Schrift „*Krieg und Wetter*“ nachzuweisen sucht, ein historisches Faktum sein, daß nach fast allen großen Schlachten der letzten Jahrhunderte heftige Regen folgten. So soll auch nach sämtlichen großen Schlachten Napoleons I. Regen gefallen sein, und der rauche Kriegsmann hätte seine Vorvorgänger für die Landbevölkerung dadurch bewiesen, daß er militärische Schauspiele und Uebungen dort anordnete, wo gerade anhaltende Dürre das Gedeihen der Feldfrüchte gefährdete. Auch die 198 Gesechte und Schlachten des amerikanischen Sezessionskrieges sind nach *Powers* Angaben von nachfolgendem Regen begleitet gewesen — in welcher Zwischenzeit, ist allerdings nicht gesagt. Gleichfalls trat bald nach Beginn der Feindseligkeiten im deutsch-französischen Kriege 1870/71 in Süd- und Westdeutschland eine auffallend regenreiche Periode ein, und man neigte auch in Fachkreisen zu der Ansicht, daß diese häufigen und reichen Regengüsse zu einer sonst vorwiegend trockenen Jahreszeit in jenen Landstrichen durch die Kanonaden in Elsaß-Lothringen herbeigeführt wurden.

Weiterhin wird auch als verbürgt dargestellt, daß nach heftigen Vulkanausbrüchen, auch nach umfangreichen Sprengarbeiten, wie solche zum Beispiel für den Bau der Pacific-Bahn erforderlich waren, ja selbst nach großartigen Feuerwerken, wie sie in America zur Feier des vierten Juli stattfinden, ein Umschlag der Witterung eingetreten und plötzlich starker Regen gefallen sei. Auch nach der furchtbaren Explosion des Pulvermagazins in Toulon, am 6. März v. J., trat Regen ein, obwohl der Himmel völlig wolkenlos gewesen war.

Gestützt auf solche Angaben, suchte *Powers* nachzuweisen, daß es ökonomisch durchführbar sei, durch Abfeuern schwerer Geschütze willkürlich Regen zu erzeugen. Mittels zweihundert gleichzeitig losgelöst



In der Sommerfrische. Nach dem Gemälde von Ernst Henseler

Ranonenschüsse und, wenn nötig, mit bis zehn solcher Salven vorgehend, müsse man Regen erzwingen. Dem Kongreß, der sich 1874 mit der Angelegenheit beschäftigte, erschienen indes die Kosten von 100 000 Dollars für das Experiment zu hoch, und so unterblieb der Versuch.

Da tauchte 1876 ein deutscher Farmer in New-Seeland, Ferdinand Hattermann, mit der Behauptung auf, daß er durch Explosion von Bomben, die durch Ballons in die Wolkenschichten gehoben werden sollen, willkürlich Regen erzeugen könne — er hat in der Tat auch ein Patent auf sein Rezept der Regenfäbrilation erhalten. General Huggles aus Virginien eignete sich diese Idee an und erlangte 1880 gleichfalls ein Patent darauf, durch Dynamit und Knallgas Regen zu erzeugen. John Zahre bearbeitete er die öffentliche Meinung für sein Projekt, bis 1891 der Kongreß die Mittel zur Vorname der Versuche bewilligte, mit deren Leitung General Drenforth betraut wurde. Dieser machte den Vorschlag, statt Bomben an die Ballons zu hängen, diese selbst mit explosiven Stoffen zu füllen. Ausgerüstet mit einem gewaltigen Arsenal, begab sich die Regierungskommission Anfang August 1891 nach Texas, wo ein ansiebigler Regen ins Reich der Fabel gehört und seit Monaten kein Tropfen Regen gefallen war. Nach Vollendung aller Vorbereitungen wurde am 9. August eine gewaltige Kanonade eröffnet, und am folgenden Nachmittage regnete es. Am 18. August wurde das Bombardement in noch größerem Umfang aufgenommen, und wieder regnete es am Nachmittage des folgenden Tages. Eine Haupt- und Abschiedsvorstellung beschloß den Feldzug am 25. August mit einem Sturmangriff, und auch diesmal ließ der Himmel ein willig Ohr und sandte am andern Morgen angeblich große Gewitterregen nieder. Weit nüchternere erscheint aber das Resultat nach den Berichten des Meteorologen Curtis, der die Expedition begleitete; hiernach belief sich der Regen, der auf die drei Operationstage folgte, nur auf den Bruchteil eines Millimeters, obwohl die Bedingungen für Regenschall sogar günstige gewesen waren. Seitdem sind die Versuche verschiedentlich wiederholt worden, auch in Indien und Irland, angeblich immer mit Erfolg, ein praktisches Ergebnis ist bisher aber noch nicht zu verzeichnen gewesen, und dieser Mißerfolg war vorauszusehen, weil man von falschen Voraussetzungen ausging.

Die unerlässliche Vorbedingung zur Entstehung des Regens ist der Wassergehalt der atmosphärischen Luft. Diese enthält stets eine beträchtliche Menge Wasserdampf, nach Dalton insgesamt etwa siebzig Trillionen Tonnen, was etwa der hundertfachen Wassermasse des Genfer Sees gleichkommt. Wird die mit Wasserdampf gesättigte (gespannte) Luft abgekühlt, so verdichtet sie und wird genötigt, den der Verminderung des Volumens entsprechenden überschüssigen Wasserdampf als Wasser fallen zu lassen — es regnet. Andererseits kann die Luft auch mit Wasserdampf übersättigt werden und in diesem Zustande längere Zeit verharren, unter der Voraussetzung absoluter Ruhe, ebenso wie unter dieser Bedingung Wasser erheblich unter Null ab-

kühlen kann, ohne zu gefrieren. Die unheimliche Ruhe vor Gewittern, die Stille vor dem Sturm deuten auf das mögliche Vorkommen solcher Ruhezustände in der beweglichen Atmosphäre hin. Es ist nun leicht denkbar, daß eine Erschütterung solch übersättigter Luft deren Gleichgewicht stören und Regen erzeugen kann. Daß diese Erschütterungen nur geringfügige zu sein brauchen, ist bekannt, und daß die Vibrationen der Luft noch auf Entfernungen fühlbar sind, wo der Schall für unser Ohr längst nicht mehr wahrnehmbar ist, hat der Genfer Physiker Colladon bewiesen. Zur Regenerzeugung gehört also vor allen Dingen eine mit Wasserdampf gesättigte oder übersättigte Atmosphäre; fehlt diese, so kann niemals Regen fallen, ist sie aber vorhanden, so wird es auch von selbst regnen. Zum Leidwesen der schiefslustigen Militärs hat man deshalb auch von der Veranstaltung weiterer artistischer Vorstellungen zwecks Regenerzeugung abgesehen.

Nach den Untersuchungen von Helmholz (dem Sohne) und dem schottischen Physiker Milten bedarf es übrigens zur Verdichtung des Wasserdampfes wie zur Nebel-, Wolken- und Regenbildung unbedingt eines festen Körpers, um den als Mittelpunkt sich der Wasserdampf in flüssiger Form niederschlägt, und dazu dient er in der Luft überall in größerer oder geringerer Menge vorhandene Staub, und fehlt er in der Atmosphäre, so findet auch keine Wolkenbildung statt. Auf diese Weise ist auch das Auftreten des englischen Nebels, speziell der großen Städte, zu erklären, in denen der Steinkohlenrauch die Rolle des Staubes übernimmt, und die längst bekannte Tatsache, daß die Dichte des Londoner Nebels abnimmt, je mehr man sich von der Stadt entfernt, bestätigt diese Theorie in überzeugender Weise. Im Einklang damit steht die schon verschiedentlich beobachtete Wolkenbildung über großen Feuern, entstanden durch die mit dem Ausstrich erwärmter Luft massenhaft in die höheren Luftschichten gelangenden Staubteilchen, um die sich der Wasserdampf verdichtet, wie der amerikanische Meteorologe Ward nachgewiesen hat. Auch im Mittelpunkt der Hagelkörner finden sich — entsprechend der Entstehung aus Wassertropfen — Staubkörner vor; Nordenskiöld beobachtete 1884 in Südschweden sogar Hagelkörner, die Quarzkörner bis zu sechs Gramm Gewicht eingeschlossen enthielten.

So ganz unwahrscheinlich ist es demnach nicht, daß nach dem Pulverdampf großer Schlachten oder nach Vulkanasbrüchen, die gewaltige Staubmassen in die Atmosphäre schleudern, gelegentlich Regenfälle erfolgt sind, wenn die Atmosphäre hinreichend mit Wasserdampf gesättigt war. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, auf dem Wege des Experiments Regen zu erzeugen; und so lange wird es auch mit der industriellen Regenerzeugung keine guten Wege haben, bis endlich der erste Regentropfen fällt, dessen Entstehung und Herkunft über alle Zweifel erhaben ist. Doch wer wollte den Niesel des Zweifels für alle Zeiten vordrängen? Vielleicht wird doch einst der Tag kommen, an dem Polizei-, Bürgermeister und Landrat die Bekanntmachung erlassen: „Morgen wird geregnet!“ Schiller-Cieľ



Die neue Mole in Swakopmund

Hafenbauten in Deutsch-Südwestafrika

Das Verkehrsweisen in Deutsch-Südwestafrika befindet sich in rascher Entwicklung. Am 1. Juli v. J. wurde die Eisenbahnlinie Swakopmund-Windhoek sowie der Posttelegraph fertiggestellt, während der Bahnteleggraph bereits am 1. August 1901 Windhoek erreicht hatte. Nachdem der Süden der Kolonie im Jahre 1901 heliographisch mit dem Hauptorte verbunden worden war, erhielt auch der Norden von Karibib bis Outjo eine heliographische Verbindung, die im September v. J. dem Betrieb übergeben wurde. Auch die Postverbindungen erfuhren eine wesentliche Verbesserung, so namentlich die Linie Karibib-Outjo durch Einstellung einer Posttarre.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Vollenbung des Molenbaues in Swakopmund, der die unleidlichen Landungsverhältnisse dieses Haupthafens der Kolonie wesentlich bessert und dadurch eine bedeutende Erleichterung des Handelsverkehrs ermöglicht. Bisher mußten die Dampfer wegen der Untiefe und starken Brandung 500 bis 1000 Meter von der Küste Anker werfen und konnten Menschen und Güter bei mittelstarker Brandung nur unter großen Gefahren ans Land setzen; bei stürmischem Wetter mußten die Schiffe sich sofort von der Küste entfernen und auf hohe See gehen, weshalb sie stets unter Dampf liegen. Dielt das ungünstige Wetter an, so bedurften die Dampfer zur Löschung ihrer Ladung statt 3 oder 4 Tagen, wie in andern guten Häfen, einen vollen Monat, was natürlich die Expeditionskosten ungemein erhöhte. Aber selbst bei schwacher Brandung kam es regelmäßig vor, daß die gefährlichen Brandungswellen, die sich 100 bis 200 Meter von der Küste seewärts ausdehnen, in die mit Kroneggern bemannten offenen Brandungsboote hineinschlugen, die Ladung durchwüßten und einen beträchtlichen Teil davon verdarben. Häufig wurden auch Personen aus den Booten geschleudert, und zahlreiche Menschen kamen in der tosenden Brandung um.

Nach längeren Verhandlungen bewilligte der

Reichstag 1899 die Summe von 1 200 000 Mark für die Schaffung einer Hafenanlage, die es ermöglichen sollte, daß auch bei mittelstarker Brandung Güter jeder Art und Form mit Leichtfahrzeugen von 50 bis 100 Tonnen Tragfähigkeit stets sicher gelandet und entladen werden können; daß ferner Segelschiffe und kleine Dampfer bis etwa 100 Tonnen Ladefähigkeit unmittelbar an einem Kai löschen und laden können, und daß dessen Erweiterung später möglich ist, ohne daß die jetzt zu schaffende Anlage aufgegeben oder zeitweise außer Betrieb gesetzt werden muß.

In dem von dem Regierungsbaumeister Ortloff eingereichten Erläuterungsbericht zum Entwurfe für diese Hafenanlage wird bemerkt, daß zwischen der weit vorspringenden Halbinsel der Walfischbai und der 15 Kilometer nördlich von Swakopmund gelegenen Korbai die Küste eine sanft landeinwärts gebückte Kurve bildet, die verschiedene Vorsprünge und Einbuchtungen aufweist. Der Strand von Swakopmund, der sich nun in der Mitte dieser Kurve befindet, ist im Abbruch begriffen, besonders ist die Hochwasserbegrenzung landeinwärts geschoben, wie dies auch die Neuaufnahme der Lagepläne gegen die früheren Aufnahmen zeigt.

Als Baustelle für den Hafen konnten nur zwei Plätze in Betracht kommen und zwar die Einbuchtungen vor dem alten und dem neuen Zollschuppen. Die letztere ist durch ihre Nähe von der 1 Kilometer südlich gelegenen Swakopmündung der Verfaßung im hohen Grade ausgefegt. Auch sind vorgelagerte schützende Riffe an dieser Stelle nicht vorhanden, und an der andern Stelle liegt eine Klippenreihe, die gegen Brandung und Verfaßung einigermaßen schützt. Der granitene Meeresboden bildete einen guten Baugrund. Die Wellen haben hier fast immer dieselbe Richtung aus Südwest, ungefähr 125 Grade gegen die Nordlinie, und werden, wie an jeder Küste, nur vom Ufer durch dessen Unregelmäßigkeiten abgelenkt. Die Höhe der Wellen ist bis jetzt auf 3 Meter

beobachtet worden. Durch die vorgelagerte Klippenreihe werden sie abgeschwächt und treffen nicht mehr in voller Stärke das Ufer. Der Flutwechsel übersteigt selten die Höhe von 1,5 Metern, und bei Springzeiten ist bisher nie eine Höhe über 1,65 Meter beobachtet worden.

Um die Richtung und Geschwindigkeit der hier herrschenden Meeresströmung näher kennen zu lernen, wurden „Schwimmer“ aus Rundholz von 0,25 bis 0,30 Metern Durchmesser und 1 Meter Länge hergestellt. Nach oben zu trugen sie an einer dünnen Stange von 1 Meter Länge ein verschiedenartig bunt gestrichenes Holzkreuz. Die Schwimmer waren an ihrer Unterseite durch Eisenringe derart beschwert, daß nur das obere 10 Centimeter breite Kreuz aus dem Wasser ragte. In der Nähe der bisherigen Landungsstelle wurden in einer Senkrechten zu der hergestellten Richtungslinie die Schwimmer in verschiedenen Entfernungen vom Ufer unter Notierung der Zeit zu Wasser gebracht und beim Durchlaufen der folgenden Profile beobachtet. Es ergab sich, daß die bis 300 Meter vom Uferende entfernten Schwimmer keine Bewegung längs der Küste zeigten, sondern durch die Brandungswellen allmählich und fast in den Graden senkrecht auf das Ufer zugetrieben wurden. Die Schwimmer in 500 Meter Entfernung trieben parallel zum Ufer, d. h. in der Richtung von Süden nach Norden, und zwar durchschnittlich mit 0,088 Metern Geschwindigkeit in der Sekunde, die Schwimmer in 700 Metern Entfernung ebenfalls in derselben Richtung mit durchschnittlich 0,102 Metern Geschwindigkeit, und in 1000 Metern Entfernung wiederum

von Süden nach Norden mit durchschnittlich 0,097 Metern Geschwindigkeit. Beobachtungen fanden statt bei leichtem Südwestwinde, Stärke 2 nach der Beaufort'schen Skala, und bei mäßigem Wellengang. Fernnach herrscht hier eine von Süden nach Norden gerichtete Meeresströmung (der kalte Benguella-Strom) mit einer Geschwindigkeit von rund 0,1 Meter in der Sekunde. Andre Strömungen wurden nicht beobachtet.



Faktorei und Kaufläden am Hafen

Zur Bestimmung der Meerestiefen vor Swakopmund wurden Peilungen vorgenommen und zwar von der Swakopmündung an bis 5 Kilometer nördlich davon. Auf einer durchgehenden Geraden wurden in je 200 Metern Abstand 20 Meter hohe Stangen errichtet; hinter diesen und parallel zu erstgenannter Linie wurden ebenfalls Stangen aufgestellt und an je zwei zusammengehörigen, hintereinander stehenden Stangen gleichzeitig gleiche Flaggen gehißt, wenn eine Peilung in See in dem durch diese Stangen bezeichneten Profile vorgenommen werden sollte. Im Boote wurde bis zu 6 Metern durch Peilstangen, darüber hinaus durch Lot die Tiefe ermittelt, während gleichzeitig durch den Sextanten gegen die dem Profile benachbarten Stangen die Ortsbestimmung vorgenommen wurde. Innerhalb und kurz vor den vielen am Ufer befindlichen Felsgruppen wurde statt eines Bootes ein elastisches Floß verwendet. An den beiden für eine Hafenanlage besonders in Frage kommenden Stellen, vor dem jetzigen und dem ehemaligen Felschuppen, haben besondere Aufnahmen stattgefunden, und zwar in Profilen, die nur 50 Meter voneinander entfernt lagen. Vergleicht man diese 1893 neu gemessenen Tiefenkurven mit früheren Aufnahmen aus den Jahren 1893 und

1896, so läßt ihre Uebereinstimmung darausschließen, daß eine merkliche Veränderung und somit eine Sandbewegung in den letzten Jahren kaum stattgefunden haben kann. Besonders gilt dies von der Strecke vor dem ehemaligen Felschuppen, die 1000 bis 1400 Meter vom rechten Swakopufer entfernt ist. Weit weniger ist dies der Fall bei der andern, der Flußmündung näher gelegenen Einbucht,



Leuchtturm und Zollgebäude



Der Bau des Hulschleppers

tung, die während der nach je 5 Jahren eintretenden Wasserperiode des Swalop durch dessen Sand- und Sinkstoffablagerungen rasch verflacht wird.

Trotz dieser für die Mole vorläufig günstigen Beobachtungen ist es als sicher anzunehmen, daß auch hier der Meeresgrund durch die Sinkstoffe des Swalop wie auch durch den herrschenden Ostwind, der den Flugsand weit in das Meer trägt, der Versandung preisgegeben ist. Die Gefahr läßt sich zwar dadurch vermindern, daß auf dem halben Wege von der Flußmündung bis zur erbauten Mole eine neue Mole in die See gebaut wird, die in kritischen Zeiten als Sandsäuger dienen soll, aber neue Hunderttausende kosten wird. Ob Bagger diese Schutzmole vor Ueberdeckung durch Sand wird bewahren können, ist noch eine offene Frage.

Die beinahe fertiggestellte Mole ist 373 Meter lang und besteht aus einer Steinschüttung, die von dem durchschnittlich 4 Meter tiefen Meeresgrunde bis zur Wasseroberfläche und zwar zu deren niedrigstem Stande hochgeführt wurden. Auf ihr wurde eine 5 Meter hohe Rüstungsmauer gebaut, deren untere Hälfte aus Beton, die obere aus Bruchsteinmauerwerk besteht. Während das erste Drittel der Mauer 5 Meter breit ist und als Zufuhr zur eigentlichen Kaianlage dient, werden die übrigen zwei Drittel als Wellenbrecher benutzt. Die Krone des Damms, die aus 1/2 Meter hohen, in Zementmörtel verlegten Bruchsteinen besteht, liegt 2,5 Meter über Niedrigwasser. Der Molenkopf, an dem noch gearbeitet wird, ist halbkreisförmig und wird ein Signalfhäuschen mit einer Positionslaterne tragen. Eine unregelmäßige Aufschüttung von Betonblöcken, deren jeder einen Inhalt von 10 Metern und ein Gewicht von 600 Zentnern hat, wird den Kopf und Teil von der Brandung am heftigsten angreifenden Ende des Hafendamms bedecken.

Zur Veranlagung des Löss- und Ladeverkehrs dienen 5 Leichter von je 50 Tonnen Ladefähigkeit, ferner der „Pilot“, ein kleines Dampfboot, das die Leichter aus dem Hafen zu den Schiffen führt und sie nach Einnahme der Ladung durch die Brandung zurückschleppt, ferner ein Hand- und ein Dampfkran von 1500 und 2500 Tonnen Tragfähigkeit. Eine kleine Schmalspurbahn bringt die Güter in das Zollgebäude und von da in die Stadt und auf den Bahnhof. Ein Patentaufschlepper von 80 Metern Länge fährt vom Strande aus mit einem Gefälle

von 12:1 in das Meer und dient zur Ausbesserung der Hafensfahrzeuge und kleiner Dampfer, die bei Hochwasser mittels eines Gangspills über- und mit dem Morkontschen Wagen aufgezogen werden. Auf einem Plateau unweit der Landungsstelle befindet sich neben dem Zollgebäude ein Leuchtturm mit Signalmast, während die nördliche Grenze der Einfahrt nachts durch eine Leuchtboje kenntlich gemacht wird. Das Baumaterial wurde in einem nahen Granitbruch gewonnen und auf einer kleinen Holzbahn mit Lokomotivenbetrieb auf den Bauplatz gebracht.

Nach dem vom Reichstage genehmigten Bauprojekt sollte der Bau bei einem Kostenaufwande von 1200 000 Mark in spätestens drei Jahren vollendet sein. Allein die Kosten belaufen sich mittlerweile auf mehr als 2 000 000 Mark, da der durch die Brandung verursachte Schaden und unvorhergesehene kostspielige Schutzbauten bedeutende Mehrausgaben nötig machten, und an dem Bau wird nunmehr bereits das vierte Jahr gearbeitet. Kaum zwölf Monate hindurch konnte während dieser Zeit an der Mole selbst gearbeitet werden, da die ungemein heftige Brandung jede Tätigkeit auf dem Steindamme vereitelte, ja diesen selbst angriff und teilweise, namentlich an der Spitze, zerstörte, wobei die Wellen sogar Granitblöcke von 10 bis 15 Tonnen Gewicht von der Steinschüttung in das Meer wälzten. Noch Ende November v. J. wurden an der Spitze 7 Meter Brüstungsmauer und 15 laufende Meter von der See weggerissen und unter der Mauer ein Loch von 10 Metern Länge gewählt.

Da das Hafenbeden gegen Westen hin ungeschützt lag und die von Ost nach West streichende Kaimauer (auf der Mole), sowie die an ihr liegenden Leichter und der „Pilot“ von hereinfliegenden Brandungswellen öfters beschädigt wurden, so sah sich der Regierungsbaumeister genötigt, an die Nordseite der Mole seitrecht von Süd nach Nord einen Querarm von 30 Metern Länge, 8 Metern Breite und 3 Metern Höhe über Niedrigwasser zu bauen, der sich bisher bewährte. An dem Bau arbeiteten 80 deutsche Handwerker und rund 500 Schwarze; von den letzteren zeichneten sich namentlich die Ovambos durch Fleiß und Verwendbarkeit aus. Dem öffentlichen Betriebe wurde die Mole am 12. Februar d. J. übergeben. Mögen sich die an diese kostspieligen Hafenbauten geknüpften Hoffnungen erfüllen!

Franko Seiner



Studienkopf (Bengalen)

Aus dem Prachtwerk: „Durch den Indischen Archipel“ von
Hugo V. Pedersen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)



Der treulose Professor

Von

Klaus Rittland

Die dritte Tür rechts? Also hier?" Mrs. Broote zögerte ein paar Sekunden, bevor sie anklopfte. Er würde es sehr — ungeniert finden, wenn sie ihn auf seinem Zimmer überfiel. Aber dann klopfte sie doch. Ah bah, sie war ja eine freie Amerikanerin. Mrs. Hanna Broote war freilich bald freie Amerikanerin, bald deutsches Weib, je nach Bedarf. Von deutschen Eltern in New-York geboren, war sie in einem rheinischen Pensionat erzogen worden und hatte dann als halbes Kind einen wachsechten Yankee geheiratet, einen kleinen abgeheften, ver-trockneten business-man, der ihr die Freundlichkeit erwies, sie nach kurzer unerquicklicher Ehe als schwerreiche junge Witib zurückzulassen. Nun reiste sie mit ihrer Gesellschafterin, Miß Kitti, in der Welt herum, ließ sich anfeiern, schnupperte an allen Sehenswürdigkeiten, studierte die Woben der fünf Kontinente und photographierte alles, was einen Augenblick stillhielt.

Momentan befand sie sich unter dem 30. Grad nördlicher Breite, in Kairo, Sheaphards Hotel, und war im Begriff, Professor Rutherford aufzusuchen, den jungen deutschen Ägyptologen, mit dem sie nun schon seit sechs Wochen Gelernte in die Wüste unternahm, arabische Bazare durchstreifte, über moderne Literatur plauderte und fleißig koflettierte. Das heißt: jetzt war es schon nicht mehr Kofletterie. Jetzt hatte sich Mrs. Broote allen Gruses in den jungen Gelehrten mit dem riesigen rotblonden Vollbart verliebt. Ihre erste Liebe, wahrhaftig, trotz ihrer 25 Jahre. Denn was sie einst für Mr. Broote gefühlt, und später für den glänzigen Conte Baldini in Palermo, für Hans Silbert, den dicken Wagnerfänger, für Andrejew, den melancholischen Russen, und — noch in allerlester Zeit — für Captain Chaucer von den Cameron-Highlanders — Gott, das waren ja alles nur Prälabien gewesen, einleitende Accorde; jetzt erst hatte ihr Herz seine große, volltönende Melodie gefunden, den Triumphgesang echter Liebe!

Eine Wonne und — Qual. Ja, eine ganz abscheuliche, nervenaufreibende Qualerei. Früher war alles so glatt und bequem gegangen im Leben der reizenden Hanna, und nun, da sie zum erstenmal so tief und rein empfand, wurde sie gemartert von bangen Zweifeln. Dieses ewige Auf und Nieder von Hoffnungen und Enttäuschungen! Jamals, in der Mondscheinnacht, am Fuße der Cheops-pyramide, als er ihr die leidenschaftlichen Verse vorbellamierte, wie hatte da seine Stimme gehebt,

und wie hatte er so heiß ihre zarten, mit Ringen überlasteten Fingergchen geküßt! Und neulich, auf dem köstlichen Morgenritt nach Turra, als er ihr von seinem geliebten Heidelberg erzählt und gemeint hatte, ihr, der verwöhnten kleinen Weltbumlerin, würde das schlichte Leben einer deutschen Professoren-frau wohl sehr eintönig vorkommen — wenn da-mals nicht dieser alberne amerikanische Konsul an ihre Seite geprengt wäre, wahrhaftig, Rutherford war im besten Zuge gewesen, ihr einen regelrechten Heiratsantrag zu machen. Und nun seit etwa zehn Tagen diese merkwürdige Festrentheit, dieses tage-lange Fernbleiben — und abends, gleich nach Tisch, wieder hinaus an die Arbeit. Das heißt, wenn das nicht eine Anrede war!

Weshalb mochte er nun heute wieder nicht zum Lunch erscheinen sein? Der schwarze Zimmerkellner hatte doch gesagt, der „Musivier Professor“ wäre von seiner Ansahrt zurückgekehrt.

Hanna wollte selber einmal nach ihm sehen. Als sie auf ihr Klopfen keine Antwort erhielt, trat sie ohne Erlaubnis ein. Vielleicht hatte er das Pochen überhört, in seine Arbeit vertieft? Aber das Zimmer war leer. Neugierig sah sie sich um. Ein ganz gewöhnliches, banales Hotelzimmer. Aber ihr erschien jeder Gegenstand geheimnisvoll anziehend. Leise, zögernd, ging sie vorwärts, auf den Schreibtisch zu. Ach, dieser Wust von Papier und Folianten! Und auf dem Nebentisch die Leuchtpapier-abdrücke der altägyptischen Reliefs aus Sakkara. Br, langweilige Dinger. Seine Wissenschaft war das einzige Unangenehme an dem hübschen Pro-fessor.

Dort, unter dem Alabasterbriefbeschwerer, lag ein halbbeschriebenes Blatt. Leise schob Hanna den plumpen Würfel beiseite. Ob sie es tat? Eigent-lich war es doch unanständig. Aber die Verlockung! Stürmisch klopfte ihr Herz, während sie über den Brief gebeugt stand und las.

Da zuckte sie zusammen. Was — ja, was be-deutete denn das? Ihr Blick fiel auf folgende Worte: — „über die ziemlich gedrungene, aber sehr ebeumähige Gestalt. Der hoch angelegte Busen von überaus weicher Rundung, das Gesicht voll, ein wenig flach, die Augen klein, die Nase scharf ge-bogen, der Mund von einem Lächeln stiller Einsalt umspielt, das keineswegs der Anmut entbehrt. Nun, mit nächster Post bekommit Du die Photographie. Du kannst Dir keinen Begriff machen von den Freuden dieser letzten Tage. Solche Ergebnisse

lohnern wohl ein Leben ernster Arbeit, mühseliger Forschung. Und wenn man sich sagt" — —

Dier war der Schreiber augenscheinlich unterbrochen worden. Mit zitternder Hand wollte Hanna das Blatt ergreifen, um nach der Anfangsseite umzuwenden. Da hörte sie Schritte und prallte zurück. Im Nebenzimmer regte sich's. Wenn man sie überfalle, diese Blamage! Schnell huschte sie auf den Korridor. Und dann blieb sie eine kurze Weile stehen, an die Wand gelehnt, die Arme herabhängend, ausdruckslos vor sich hin starrend.

Ein sonderbares Schwächegefühl hatte sie plötzlich überfallen. Also das — er liebte. Daher seine Zerknirschtheit, daher sein häufiges Fernbleiben.

Er liebte, so viel war klar. Einen Augenblick durchzuckte die flüchtige Hoffnung ihre Seele: wenn doch vielleicht sie selber — aber nein, nein. Auf sie paßte die Schilderung nun und nimmermehr. Die stark gebogene Nase? Hannas Nase bildete eine lange, gerade Linie. Der volle, hoch angelegte Busen? Hannas Busen war beinahe allzu modern mager und tief angelegt. Und das einsfältige Lächeln volles, — nein, auf Hanna Brooke paßte die Schilderung des Verliebten nicht. Aber auf wen?

Eben tauchte freundlich grüßend eine tiefbräunete Dame an Hanna vorüber durch den Korridor. — Madame Karakonides aus Alexandrien, die manchmal mit ihrem Gatten in Shepards Hotel anfräute und dann plötzlich wieder verschwand. Es hieß, daß der Mann allerlei nicht ganz saubere Geschäfte mache, aber die Frau war eine Schönheit. Erst kürzlich hatte Rutherford von ihrer „faulen, üppigen Dalsistengrajsie“ gesprochen. Ob vielleicht sie — ein ängstlicher Argwohn bligte in Hanna Brooke auf. Die gebogene Nase, die untersehte Gestalt, alles stimmte — aber das einsfältige Lächeln? Nein, der schönen Griechin stand die raffinierte Schlanheit auf dem Gesicht geschrieben. Sie konnte nicht gemeint sein. Müde, schwerfällig mannte die junge Witwe auf ihr Zimmer, verriegelte die Tür, um vor Kittys lästiger Teilnahme sicher zu sein, und warf sich dann schluchzend in eine Sofaede.

Also wirklich verschmäht, betrogen! Mit jedem Blicke, jedem Händedruck hatte er ihr Liebe gelogen, eine zarte, ehrlüchtlige Liebe, so wie sie der vielumworbenen Weltkame noch nie entgegengebracht worden war. Conte Baldini, Andrejew, der Wagnerfänger — sie waren alle viel feuriger, drängender, lecker gewesen, mit dieser Art wußte sie gut fertig zu werden, und auch mit der andern, die es nur auf ihr Geld abgesehen hatte. Bei Rutherford war ihr dieser Verdacht nie gekommen. Vor Rutherford empfand sie Respekt. Sie hatte einen so hohen Begriff vom echten deutschen Manne. Anfangs war es von ihrer Seite nur eine neue Art Tändelei gewesen, dann aber hatte sie den Mann lieb gewonnen, viel zu lieb. Schal und wertlos war ihr ganzes früheres Leben ihr erschienen. Erst Rutherford hatte ihrem Dasein Inhalt, Bedeutung gegeben, erst durch ihn war sie zum denkenden Menschen gereift. Alles hätte sie ihm opfern können, wahrhaftig alles. Und wenn er von ihr verlangt hätte, daß sie ihr ganzes Vermögen für ägyptische Ausgrabungen oder ähnlichen Unsinne wegwerfen, daß sie künftig nur Blusen und Lodenröcke tragen und die langweiligen Jeshnfranken-Hüte aus dem Von Marché, daß sie auf alles verzichtete sollte, was sonst dem Leben Reiz und Abwechslung verlieh: auf das Seebad in Ostende, den Blumenorso

in Nizza, die Bayreuther Festspiele, die Frühjahrsrennen in Baden-Baden — alles würde sie mit Freuden hingeben haben um ein stilles Leben an seiner Seite, als ernste, pflichttreue deutsche Frau.

Und er? Gespielt hatte er mit ihr, gelogen hatten die treuen Augen, der feste, gütige Mund. Eine kurze Verliebtheit, dann hatte er sie beiseite geschoben, abgehüttelt, einer neuen Leidenschaft geopfert.

Aber ihr war recht geschehen, ganz recht. Weshalb hatte sie den Mann so ernst genommen? Man muß nichts ernst nehmen in diesem flüchtigen, schnell dahinfliehenden Leben. Nippen an allem, auch genießen, wenn man Hunger hat. Aber immer mit kaltem Blut, nüchternem Verstande. Ein überlegenes Lächeln für alles und jeden. Gefühle sind ganz angenehm, aber zeitraubend und verdamnend, hatte ihr seliger Gatte immer gesagt. Und der war ein Lebensaufwüger gewesen.

Als Hanna ihren ersten Schmerz ausgeweint hatte, wusch sie das heiße Gesicht, legte ein wenig Puder auf, zog die neue hellgrüne Pariser Toilette mit dem durchsichtigen Empire-Neckleins an, betupfte sich mit ihrem neuen Lieblingsparfüm, Bouquet Parthenis, und stieg hinab auf die Terrasse, wo um diese Stunde die Hotelgäste sich in Erwartung des Diners zusammenfanden.

Ein süßes, ruhiges Lächeln lag auf dem Gesicht der reizenden Amerikanerin, aber dabei spähten ihre Augen scharf umher. Sie wollte nicht mehr leiden, nein, ganz gewiß nicht. Der treulose Professor war abgetan für sie. Eine vergangene Episode. Aber wissen wollte sie doch, wer ihr den Streich gespielt hatte.

Auswahl an verführungsreifer Weiblichkeit gab es genug unter diesem Jugendgelschwarm. Aber auf wen paßte die Schilderung, das „Lächeln stiller Einsamkeit“? Vielleicht die zweifelhafte Wienerin, die mit einem „Unkel“ genannten alten Herrn reiste, den niemand für ihren Unkel hielt? Dumm genug sah sie aus. Oder die junge Fürstin Dolgoruk, eine blaße Schönheit mit leeren, müden Augen und fabelhaftem Chic? Aber die Fürstin behandelte den deutschen Gelehrten zu sehr en bagatelle. Nein, um so dumm und erfolglos anzubeten, dazu war er doch zu stolz.

Oder — o, daß Hanna nicht gleich daran gedacht hatte! — eine von den drei Klopsch? Eben traten sie auf die Terrasse heraus, Papa Klopsch, der Dresdener Rentier, seine behäbige Gattin und das Töchterlein, drei lustige junge Gänse, die alles „zum Nadschlagen possierlich“ saßen. Hatte Rutherford nicht vor drei Tagen erst seinen Tischplatz gewechselt und war auf diese Weise Nachbar der jüngsten Klopsch geworden? Und forderten ihn die Eltern nicht beständig zu gemeinsamen Moscheebesichtigungen auf? Den ganzen Tag war diese Familie unterwegs, genau so wie Rutherford. Eben erzählten sie wieder, sehr erhist und sonnenverbrannt, von ihren heutigen Unternehmungen.

„Professor Rutherford war mit Ihnen?“ fragte Mrs. Brooke, zu der Gruppe herantretend.

„Ne, herrne“, antwortete die strobende Mama, „der gute Professor der hat ja jetzt nichts wie Salkara in Koppe. Un immer nur Wiste un Krämerlabt. Ne, heite hammer uns de heilenden Terwische angesehen. So was macht doch mehr Vertnien!“

„Zum Nadschlagen war's“, versicherte Tindchen,

die Jüngste, „huc, huc, huc!“ Und die beiden Älteren wollten sich todtachen, wie gut Tindchen den Heulton herausbrachte.

Mrs. Brooke aber war wieder unsicher geworden in ihrem Verdacht auf die kleine Sächsin. Nein, Tindchen hatte wirklich nur die Einfalt, sonst nichts. Auch wieder eine falsche Färbte!

Da fuhr ein Wagen vor, und der Gegenstand von Danna's grosser Sehnsucht sprang heraus.

„A! Abend. Nun, wie geht's?“ rief er, indem er seiner schönen Freundin die Hand schüttelte; „hm — m! — aber das ist wieder mal eine Toilette, da traut man sich ja gar nicht in Ihre Nähe. Uebrigens, Sie sehen ja so matt aus um die Augen herum. Fehlt Ihnen etwas?“

„Mir?“ Sie lachte gezwungen. „O nein, ich bin munter wie ein Fisch im Wasser. Und Sie — Sie haben wohl wieder einen sehr genussreichen Tag verlebt?“

Er nickte. „Genussreich? Wie man's nimmt. Für mich, ja.“

Wie blinzte seine Augen vor freudiger Erregtheit. Oder war's von der Wüsten Sonne? Aber nein, so sah das Glück aus — der Leidenschaftsrausch.

„Ihnen würde mein Tagewerk wohl sehr langweilig vorgekommen sein.“ fügte er hinzu.

„Nun — wer weiß?“ Ein lauernder Blick. Jetzt glaubte sie ihrer Sache ganz sicher zu sein: hier unter der Hotelgesellschaft war die geheimnisvolle Nebenbuhlerin überhaupt nicht zu finden, die hatte er irgendwo draussen entdeckt. Etwa so eine obdunkelte Levanthierin? Oder — es gab ja auch entzündende Fellscheunmädchen. Wenn man sich an Schmutz und Ungeziefer nicht stieß . . .

Er tat natürlich, als ob er ganz hingenommen gewesen wäre von seinen Ausgrabungen. Sie buddelten wieder irgend etwas aus dem Wüstenlande hervor, eine neu entdeckte Grabkammer in Sakkara, der Totenstadt des alten Memphis.

Mr. Bachelor trat jetzt heran und erkundigte sich in seinem komischen gebrochenen Deutsch, wie weit die Arbeiten vorgeritten wären. Mr. Bachelor war ein reicher alter Herr, der zu seinem Privatvergnügen Ägyptologie trieb, kein großer Gelehrter, aber ein verständnisvoller Sammler, der sich mit dem Professor sehr angefreundet hatte. „Hat man wirklich gefunden noch eine hübsche Mastaba hinter die andere?“

„Ja, denken Sie.“ Und nun folgte eine lange Unterhaltung über Grabsteine, Kanopen, Mumienbedeckel, reine Hieroglyphenschrift und hieratische Schriftzeichen. „Aber wir vertreten Mrs. Brooke.“ unterbrach sich Ruthard, da die Dame sich mit gelangweilter Miene abwandte.

„O nein, Sie wissen ja, wie sehr ich mich für Ihre Wissenschaft interessiere.“ erwiderte sie in spöttischem Tone.

„Nun, ich dachte, ich hätte Sie nicht wieder belästigt seitdem.“ war die betrübte Antwort.

Sie lachte. Ordentlich bitter sagte er das. Wirklich, er hatte es ihr immer noch nicht vergeben, daß sie damals, als er ihr im Museum ägyptischer Altertümer das endlose Privatstudium über die Bedeutung des Gottes Ammon-Ra, des schakalköpfigen Anubis und der tagenlangen Nacht, auch fast genannt, las, ihn mit krampfhaftem Gähnen unterbrochen und gefragt hatte: „Aber nun haben wir doch wohl alle Götter erlebt? Ich vermachte vor Durst auf ein Glas Mandelmilch

im Esbelsjehgarten.“ Ihr mangelndes Interesse hatte ihn damals tief gekränkt. Aber daß er es ihr so nachtragen würde, hätte sie doch nicht geglaubt. In der Tat hatte er seitdem im Verkehr mit ihr über seine Wissenschaft geschwiegen. Gott, war es denn absolut nötig, zu bescheln? Wenn sie doch nun einmal nichts für den alten Kram übrig hatte?

Jetzt ertönte der einladende Gongklang, und alles eilte zu Tische. Die junge Witwe als so gut wie nichts. Selbst die beliebten „Bec-figures“, die kleinen, auf gebratener Brotkruste angerichteten Vögel, vermochten heute nicht, ihren Appetit zu reizen. Desto lebhafter widmete sie sich der Tischunterhaltung. Captain Chaucer, ihr Nachbar zur Linken, trank eine ganze Flasche Wumm extradry aus Freude über ihr ungewöhnliches Entgegenkommen. Und Zeroubachi, der kleine griechische Altadä zu ihrer Rechten, fand den schwachenden Augenausschlag, mit dem sie ihn beglückte, so verführerisch, daß er heimlich beschloß, seiner alten Flamme, der olivenfarbenen Kaufstaa, den Laufpaß zu geben. Diese arten, beweglichen Amerikanerinnen in ihrer zwanglosen Sicherheit hatten doch einen ganz besonderen Reiz!

Außerlich war Hanna Brooke heute ganz flotte, flirtende Hanfledame. Aber innerlich? Ach!

Manchmal richtete ihr Gegenüber, der treulose Professor, einen ernst fragenden Blick auf sie. Er schien es gar nicht zu begreifen, weshalb sie heute so anders war, so kühl und ironisch — und so unglücklich tolet. Und merkwürdig, obwohl sie es doch schwarz auf weiß hatte, wenn die stamme Frage der großen grauen Augen sie traf — dieser kühnlich guten Augen! — dann schien es ihr immer ganz unentbar, daß er ein solches Spiel spielen könne. Dann wurde ihr weich und weh ums Herz, und sie hörte kein Wort mehr von Captain Chaucers saftigen Wiken. Er erzählte jetzt schon Wiße, die in der Offiziersmesse, unter guten Kameraden, mehr am Plage gewesen wären als hier an der Table d'hôte vor niedlichen Tamenohren. Aber die brillantgeschmückten rosigen Dohren waren sehr geduldig heute. Nur schade, daß ihre Besitzerin zuweilen an der unrichtigen Stelle lachte.

Aber er wollte sich nicht abschrecken lassen. Draußen, in der lauen ägyptischen Sternennacht, leuchte er nach Tische seine Liebenswürdigkeiten fort. Und Mrs. Brooke sagte sich immer wieder vor, wie viel wertvoller doch Captain Chaucers Persönlichkeit sei als die so eines simplen deutschen Professors.

Chaucer war der jüngere Sohn einer alten Adelsfamilie, und sein Bruder, der Baronet, besaß sich im letzten Stadium der Schwinducht. Noch wenige Monate vielleicht, dann konnte der junge Offizier seiner Erwählten den Rang einer englischen Peersepatin bieten!

Jetzt hordte sie ängstlich auf. „Sie gehen wohin?“ fragte Mr. Bachelor den Professor.

„Zum Direktor des Museums. Ich muß etwas mit ihm verabreden für morgen.“

„Ah, well. Und morgen nachmittag darf ich kommen zu sehen?“

„Gewiß, Mr. Bachelor. Guten Abend. — Guten Abend, Mrs. Brooke.“

Sie blieb zurück auf der menschenbelebten, von elektrischem Licht überflossenen Terrasse und spielte ihre schmerzliche Komödie weiter. Sie plauderte, scherzte, kannte dem Antiquitäten-Debuinen, der all-

abendlich die Gäſte über's Ohr hieb, unechte Skarabäen ab und dem graugelben Jnder gravierte Meſſingſchalen, ſie lachte über den kleinen, frechen Araberjungen, der ſeine gezähmten Schlangen produzierte und zweifelhafte Meſſertinglen ſchnadte, ſie bewunderte mit Jerubadachi die Klarheit deſ ſüdlichen Sternenhimmels und motierte ſich mit dem Onkel der Wienerin über Frau Klopſch' abſcheuliche Sprache und wand ſich dabei in troſtloſer Seelenpein.

Für den nächſten Morgen verabredete ſie mit einem engliſchen Ehepaar, Chancer und dem griechiſchen Attaché einen Ausſtieg nach dem Wüſtenbade Heluan. Den ganzen Tag über wollte ſie fern bleiben. Der Treuloſe ſollte nicht glauben, daß ſie ihm nachweinte wie eine gefühlloſe deutſche Maid. Und ſie verbrachte neun unerträgliche Stunden mit der gleichgültigen Geſellſchaft in dem nach ihrer Anſicht äußerſt reizloſen Wüſtenkurort, geſtoſt von einer Sehniſt, einem Eiferſuchtsfieber . . .

„Sie iſt heute miſerabler Laune,“ ſagte Captain Chancer zu ſeinem Leidensgenoſſen, dem Griechen. „Amerikanische Millionärinnen dürfen ſich Launen geſtatten,“ entgegnete Jerubadachi. Und das engliſche Ehepaar ſprach von „ſchlechter Erziehung“. Sie war aber auch wirklich unausſtehend, die reizende Hanna.

Am nächſten Vormittag blieb ſie einfach zu Bette. Sie war ſo über alle Begriffe elend. Miß Ritty mußte ihr den Tee hereinbringen und ſalte Umſchläge um die ſchmerzende Stirn machen. So war es noch am beſten, wenn ſie nichts hörte noch ſah von all den unausſtehenden fremden Menſchen und von der ganzen ſchönen Welt. Aber dann wurde ſie der ſelbſtaufgelegten Iſolierkaſt doch überdrüſſig. Sie wollte mit ihrem Kodak in das arabische Viertel und maleriſche Straßenpartien aufnehmen. Da fiel ihr der anſehnliche Vorrat von Aufnahmen in die Hände, die ſie bereits in Kairo gemacht hatte. Und ſaß auf jedem Bilde — er! Rithard zu Eſel, Rithard, die Pyramide erſcheinend, Rithard im Teppichbazar, Rithard, im Wüſtenſande Sieſta haltend.

Nun war es wieder vorbei mit jeder Unternehmungsluſt. Schluchzend barg Frau Hanna das Geſicht in den Händen und weinte — weinte, ſo wie ſie noch nie in ihrem Leben geweint hatte. Nein, ſo ging das nicht weiter. Dieſes Leben war ja ein langſamer Selbſtmord. Sie mußte fort von Kairo, fort!

Und wie der Zufall ihr gewöhnlich zu Hilſe kam, ſo auch in dieſer traurigen Angelegenheit. Die Brindſtampfloſt brachte ihr am nächſten Morgen einen Brief von Celia Wingate, die dieſen Winter in Venedig verlebte, mit der Nachricht, daß die junge Dame ſich mit einem italieniſchen Maler verlobt habe und in acht Tagen Hochzeit machen werde. „Eine Hochzeit in ganz engem Kreiſe, aber ſabelhaft ſtimmungsvoll. Alles auf dem Waſſer, Empfang, Dinner, Muſik — ich habe ſchon die prächtigſten Gondeln Venedigs für den Tag gemietet. Und Du mußt kommen, Hanna, Du mußt! Ich erwarte beſtimmt Deine zugehende Depeſche.“

Mrs. Brooke beſann ſich nur fünf Minuten. Dann trug der braune Boy den Zettel mit „Ich komme!“ auf das Telegraphenamt. So — und nun ein Strich unter den traurig beſchämenden

Roman! Hanna war mit Ritty und der Jungfer eben in voller Packtätigkeit, da klopfte es an ihre Tür, und der treuloſe Profeſſor trat ein — ſehr bleich, ganz merkwürdig bleich.

„Der Hoteldirektor ſagt mir, daß Sie reiſen.“

„Nun ja.“ Und Mrs. Brooke erzählte ihm vom Anlaß der Reiſe, ganz kühl, als ob es ſich um eine Tageſtour handelte, während Ritty und die Jungfer ſich diſtikt zurückzogen.

„Und — Sie kommen nicht wieder?“ fragte er mit unſicherer Stimme.

„Nein.“

„Ja, aber — weſhalb — ich glaubte . . . Mrs. Brooke, dahinter ſteht etwas andres.“ Er trat ganz dicht an ſie heran und ergriff ihre Hand: „Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Aber ich will klar ſehen. Weſhalb haben Sie mich ſo behandelt dieſe letzten Tage, ſo ganz — unerſtändlich?“

Die heſtige Bewegung, die ſich in ihren Bügen malte, ermunterte ihn, und er fuhr fort, ihre Hand leiſe an ſich ziehend: „Ich glaubte einmal, daß — ich Ihnen ein wenig lieb wäre; Hanna, ſprechen Sie!“ Jetzt hatte er ſchon den Arm um ihren Oberkörper gelegt — dieſe Freitigkeit!

Energisch bäumte ſich die junge Frau zurück. „Und wenn auch, dann — iſt jedenfalls nun alles vorüber, denn — zu dumm, nein, wirklich! Sie hatte recht kühl und majeltäſtlich bleiben wollen, und nun ſtürzen die Tränen hervor! — „denn — ich weiß alles.“

Verdriß ſah er auf die Weinen.

„Ein Zufall hat mir alles verraten.“ Und ſie erzählte ihm — freilich nicht die volle Wahrheit, die wollte ihr doch nicht über die Lippen — nein, ein Zuſtand habe ihr das verhängniſsvolle Wort vor die Zähne geweht, als ſie ſein Zimmer betreten, und beim Aufheben habe ſie die Worte geſehen: „Ein Räſeln ſtiller Einſatſ umſpielt ihren Mund“, citierte ſie, ſich bei der Erinnerung erhehend.

Er nickte. „Um — ja, aber ich verſtehe noch immer nicht.“

„Noch immer nicht? Nun, ich dächte, nach allem, was zwiſchen uns —“

Wieder dieſe erbärmlichen Tränen! Jetzt verſtand er endlich und brach in lautes, herzlichſches Lachen aus. „Ja — und ahnen Sie denn gar nicht, wer die Dame iſt?“

„Wie ſollte ich?“

„So hören Sie denn: Meſer-Hotep heiſt ſie und iſt fürſtlichen Geblüts, Prinzſſin aus der vierten Dynaſtie, in grünem Baſaltſtein tadellos gebildet, aufgefunden zu Sakkara in der Maſtaba, deren Freilegung während dieſer letzten Zeit meine wiſſenſchaftliche Seele derartig in Anſpruch genommen hat, daß alles andrer, ſelbſt das Süßeſte, Schönſte, für eine kurze Weile in den Hintergrund treten mußte.“

„Meſer-Hotep? Aus grünem Baſalt? O Herr Profeſſor, und ich —“

Der Zuebelton ihrer Stimme war ſo aufrichtig, daß Rithard vollſtändig vergaß, wie er noch vor wenigen Stunden ſich mit ernſten Zweifeln gequält hatte, ob es nicht eine große Thorheit wäre, ein ſo verwöhntes junges Weſen an ſein ermiſtes Daſein zu knüpfen. Nun war jeder Zweifel zerſtoßen; er fragte Mrs. Hanna Brooke gar nicht einmal, ob ſie ſein Weib werden wolle, ſondern ſchloß ſie einfach in ſeine Arme.

Miß Celia Wingate in Venedig erhielt drei Stunden ſpäter eine neue Depeſche, die ihre Vor-

gängerin widerrief. Und der erste Brautbesuch des glücklichen Paares galt der grünasfalteten Refer-Höte, die seit gestern aus ihrer sandverwehten Grabkammer in ein Gewölbe des viktorianischen AltertumsMuseums übergesiedelt war. Dort saß sie fleißig auf ihrem Sessel, die Füße dicht nebeneinander gestellt, die Hände auf den Knien.

„Spizbübin, du!“ sagte Mrs. Hanna Brooke, ihre zierlichen Händchen gegen die steinerne Schöne ballend, „was hast du mich für bittere Tränen gelöstet, du mit deiner stillen Einfalt!“ Refer-Höte aber lächelte dumm-zufrieden weiter, so wie es sich schickt für eine Prinzessin aus der vierten Dynastie.



Rast der Post vor dem Albulahospiz

Die Albulabahn

(Zeit und Abbildungen von H. Krenn-Jürlig)

Von den neuesten Eisenbahnbauten in der Schweiz sind es drei, die allgemeines Interesse beanspruchen. Einmal das gewaltige Simplon-unternehmen mit dem größten Tunnel der Welt, die pittoreske Jungfraubahn, die trotz des Todes ihres genialen Schöpfers sich immer höher in die erhabene Gletscherwelt hinaufarbeitet, und endlich die am 27. und 28. Juni feierlich eingeweihte Albulabahn. Letztere darf man schon an und für sich als „great attraction“ bezeichnen, so sehenswert ist ihre Anlage, und doch ist sie nur dazu bestimmt, die Bekanntschaft mit noch größeren Sehenswürdigkeiten zu vermitteln.

Ihr Bau war nichts andres als ein jahrelanger ununterbrochener Kampf menschlichen Scharfsinns mit der wilden und tückischen Natur des Hochgebirgs. Zur Kennzeichnung der außergewöhnlichen Schwierigkeiten mögen einige allgemeine Tatsachen dienen: Von der rund 62 Kilometer langen Strecke liegen nahezu 16000 Meter oder über ein Viertel der Gesamtlänge in Tunneln. Außer dem großen Albulatunnel mit 5866 Metern sind noch 40 kleinere vorhanden. Dazu kommen 40 Viadukte und Talübergänge mit einer Gesamtlänge von über 2700 Metern. Sehr wesentlich war ferner die sehr ansehnliche Höhen Differenz, die auf der verhältnismäßig

kurzen Strecke von Thusis nach St. Moritz (62,8 Kilometer) überwunden werden mußte. Sie beträgt auf der Nordseite zwischen Thusis und dem Scheitelpunkte des Albulatunnels, also auf eine Entfernung von etwa 45 Kilometern, nicht weniger als 1123 Meter, auf der Südseite 115 Meter. Infolgedessen mußte auf der Nordseite stellenweise eine Steigung von 35 pro Tausend in Anwendung gebracht werden. Diese reichte aber noch nicht aus, so daß die Differenzen oft durch künstliche Entwicklungen und Sackgassen ausgeglichen werden mußten. Wer heute in den sauberen, lustigen und hellen Wagen der Bahn dahineilt, kann sich keine Vorstellung mehr machen von den Mühen und Gefahren, die die Anlegung dieses Schienenweges erforderte.

Gleich das erste Teilstück, von Thusis nach Tiefen- kastel, war das schwierigste und auch kostspieligste der ganzen Linie. Von der 12 1/2 Kilometer langen Strecke liegen 4106 Meter oder 33 Prozent in Tunneln, während die 27 Talübergänge und Lehnviadukte 1300 Meter oder 15 Prozent der offenen Strecke ausmachen. Die Baukosten betrugen daher auch über 275000 Franken per Kilometer bei dieser Strecke, die allerdings von ungewöhnlicher Schönheit ist. Kaum hat man die Station Thusis verlassen, so passiert man auf einer 80 Meter langen

eisernen Brücke — der einzigen dieser Konstruktion — den jungen Rheinstrom, der soeben der eugen Umarmung der Via mala entronnen ist. Während sich der Zug der Station Eils nähert, genießt man einen schönen Ueberblick über das Rheintal mit seinen anmutigen Dörfern und den vielen sagen-

und geschichte-
reichen Burgen
und Schlössern.
Dann noch ein
kurzer Rückblick
auf Thuis und
die hoch darüber
aufragende

Piramide des
Bis Beverin,
dann tritt man
unvermutet
durch einen klei-
nen Tunnel in
eine fremde
Welt. Die Bahn
führt an senk-
rechten, mors-
schen Felswän-
den hin, Tunnel
reißt sich an Tun-
nel, und dou-

nernd eilt der Zug über Brücken und Viadukte hinweg. Tief unter dem Schienenweg aber, in der schaurig schönen Schlucht, rauschen und brausen die Fluten der wilden Albula. Halbwegs nach Tiefenkastel hat die Bahn, die bisher tief unter der Straße angelegt war, das Straßenniveau erreicht und führt nun vom rechten auf das linke Ufer der Albula über. Dieser Uebergang ist einer der großartigen Bauwerke der ganzen Linie. Auf einem Viadukt von 140 Metern Länge, dessen mittlerer Bogen eine Spannweite von 40 Metern besitzt, überschreitet die Bahn in einer Höhe von 90 Metern die Albula. Die weitere Strecke bis Tiefenkastel führt durch eine bisher unzugängliche Schlucht, von deren himmel-
hoher Terrasse man schlanke Kirchlein und schmucke, weiße Dörflein schimmern sieht. Kurz vor Tiefenkastel treten die steilen Bergwände etwas zurück, und grüne Matten geben dem Landschaftsbild ein freundlicheres Aussehen. In Tiefenkastel trennen sich die beiden bisherigen Routen nach dem Engadin, die Julier- und die Albulastrasse.

Die zweite Teilstrecke, von Tiefenkastel bis Filisur, ist die einfachste der ganzen Linie. Das Tal ist ziemlich erweitert, so daß man einen freien Ueberblick über die Landschaft genießt. Erst zwischen dem Bado Albenen und Filisur beginnt der Kampf mit den Hindernissen aufs neue. Zwei graunige Schluchten tun sich auf und scheinen dem Wauderer Halt zu gebieten. Es war eine

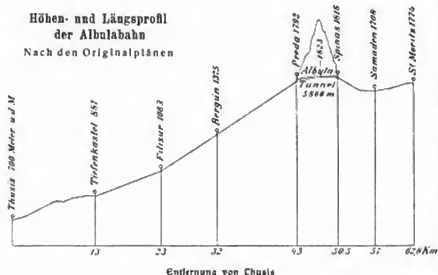
harte Aufgabe der Bahnbauer, mit ihnen fertig zu werden, zumal gleichzeitig noch eine scharfe Kurve angebracht werden mußte. Die erste, das „Schmittentobel“, wird mit einem 140 Meter langen und 35 Meter hohen Viadukt überbrückt, die zweite, die „Landwasserschluft“, macht einen

125 Meter langen und 65 Meter hohen Viadukt erforderlich. An letzteren schließt sich noch ein Tunnel, nach dessen Verlassen man einen schönen Ueberblick genießt, und zwar nicht nur über die bereits durchfahrene, sondern auch über die gegen Bergün zu vorliegende Strecke. Bei der Station Filisur, die bereits eine Höhenlage von über

1000 Metern besitzt, wird später die von Damos her projektierte Bahn eingeführt werden.

Das nächste Teilstück Filisur-Bergün kann als Beginn der eigentlichen Bergstrecke betrachtet werden, denn von hier an kommt mit Ausnahme der längeren Tunnels durchweg die Maximalsteigung von 35 pro Mille zur Anwendung, um den Höhenunterschied zwischen beiden Orten (293 Meter) zu überwinden. Da die Länge der Strecke aber hierfür nicht ausreichte, mußte noch eine künstliche Entwicklung von 1200 Metern eingeschaltet werden, und zwar durch Anlage eines Kehrtunnels oberhalb Filisur, durch den die Bahn in eine beträchtliche Höhe über der Talsohle gelangte. Wie aus der Vogelschau blickt

Höhen- und Längsprofil
der Albulabahn
Nach den Originalplänen



Blick auf Chusis mit der Via mala

man auf die tief unten schäumende Albula und die sich das Tal hinaufschlängelnde Albulastraße, während man in der Höhe die Firnen und Schneefelder des Piz d'Nela in der Sonne glänzen sieht. Graufig ist der Blick in die unheimliche Tiefe, und es scheint unfassbar, wie die Ingenieure und

Arbeiter hier oben festen Fuß fassen konnten. Eine schöne Partie des Weges, die Schlucht am Bergünnerstein, geht den Bahnreisenden leider verloren. Durch einen Tunnel gelangen sie direkt in das freundliche Hochtal von Bergün, und nach wenigen Augenblicken hält der Zug bei dem stattlichen Dorfe, das wie eine Oase in die umgebende starre Hochgebirgswelt gebettet ist.

Hinter Bergün beginnt nun der großartigste Teil der Bahn, mit seinen Brücken, Galerien, Windungen und Kehrtunnels, zwischen denen sich



Entwicklungskurven und Kehrtunnels unterhalb Preda

der Reisende schließlich kaum noch zurechtfinden kann. Kann hat man einen Tunnel verlassen, so sieht man rings an den Berghängen Schienenwege, die wieder in Tunneln verschwinden, bald fährt man talauf, bald talab, selbst die Sonne, die sonst so sichere Führerin, scheint sich über uns lu-

stig zu machen, denn bald scheint sie von Norden, bald von Süden, Osten oder Westen, kurz, es ist ein Gaukelspiel, das erst wieder verschwindet, wenn die Bahn die Hochebene von Preda und damit den Eingang zum großen Tunnel erreicht hat. Und wozu dieses sinnverwirrende Durcheinander? Es ist die Lösung eines schwierigen Problems, das den Ingenieuren manches Kopfschmerzen machte. Der Höhenunterschied zwischen Bergün (1376 Meter) und dem Tunnelportal in Preda (1792 Meter) beträgt 416 Meter. Um diesen zu überwinden, wäre



Entwicklung der Bahn in der Schlucht zwischen Bergün und Preda



Sollisbrücke über die Albulaschlucht im Schynopass



Tiefenastel am Kreuzungspunkte der Routen Chur-Julier und Chusis-Albulapass

bei 35 pro Mille Steigung eine Länge von 12 Kilometern erforderlich. Die wirkliche Entfernung beträgt aber nur 6,5 Kilometer, und so mündete das fehlende Stück von 5,5 Kilometern durch Einschaltung von großen Entwicklungen gewonnen werden, von Schleifen und fünf Reichtunneln, die dann zusammen auch wirklich eine Bahnlänge von 12,2 Kilometern ergaben. Natürlich ist dieses Kunststück ziemlich kostspielig gewesen, besonders da noch mehrere große Viadukte und umfassende Schutzbauten gegen die Lawinegefahr erforderlich waren. Jeder Kilometer dieser Strecke hat 230 000 Franken gekostet.

Durch den 5866 Meter langen Albulatunnel führt die Bahn ins Beverer Tal und ins Engadin. Der Tunnel behält bis zur Mitte eine Steigung von 10 pro Mille und erreicht mit 1823 Metern seinen Scheitelpunkt und zugleich den höchsten Punkt der Bahn. Mit 2 pro Mille Gefälle mündet er bei Spinas (1818 Meter) wieder aus. Auch am Albulatunnel gab es, gleich wie am Simplon, wegen enormen Wasserandranges eine kritische Zeit, und der Unternehmer erklärte sich außer Stande, die Arbeiten weiterzuführen. Da übernahm die Bahn den Tunnelbau selbst in Regie, und es gelang ihr, den beträchtlichen Bauzustand bis auf einen Monat

wieder wettzumachen, so daß der ursprünglich geplante Eröffnungstermin doch noch eingehalten werden konnte.

Jenseits des Albulatunnels bot die Strecke keine nennenswerten Hindernisse mehr, mit Ausnahme der Innsschlucht bei St. Moritz, wo noch zwei Tunnel von 600 Metern Gesamtlänge notwendig waren. Von Spinas bis Bevers führt sie auf einem hohen, aus dem Tunnelmaterial erbauten Dämme, um gegen die Lawinen geschützt zu sein. Während die Bahn sich dem Riantal nähert, tauchen rings die schnee-glänzenden Häupter der Engadiner Bergriesen auf, das Tal wird freundlicher und belebter, vorbei fliegen die weißen Türme von Samaden, Celerrina, und ehe man sich in der plötzlich auftauchenden Herrlichkeit noch zurechtfindet, hält der Zug am schönsten Punkt der Alpenwelt, am grünen See von St. Moritz.

Halt! So weit werden wir allerdings erst übers Jahr sein. Vorerst gehen die Hüge nur bis Celerrina, eine Stunde von St. Moritz. Aber auch jetzt schon bedeutet der Einzug des Dampfzuges für das Engadin einen kulturellen und wirtschaftlichen Wendepunkt, der von vielen mit Freuden gefeiert wurde, obwohl es manche gibt, die nicht alles Heil von ihm erwarten. Die beschauliche Ruhe des Tales ist denn auch in der Tat dahin, und viele, die bei der bisherigen Art des Verkehrs ihren Erwerb fanden, müssen sich nun nach anderer Beschäftigung umsehen. Vor allem werden hiervon die Wirte der an der Landstraße liegenden Gasthöfe betroffen. Man kann es ihnen schließlich nicht verdenken, daß sie in dem Dampfzug ihren schlimmsten Feind erblickten und die neue Verkehrsstraße mit scheelen Augen ansehen. Auch das trauliche Postgelaute wird nun auf der blumenreichen und in ihrer Wildheit doch so ernsten Höhe des Albula nicht mehr erklingen. Kein Postillon schwingt mehr die lautstallende Peitsche über seinem munteren Fingelspaun. Schneller und bequemer kommt man jetzt über den Albula hinweg. Aber es ist doch auch wieder ein Stückchen Romantik mehr für immer dahingegangen.



Blick auf Preda am Eingang des grossen Albulatunnels

Der Arzt als Pionier für Vorwärtseutwicklung

von

Geh. Sanitätsrat Dr. Konr. Küster-Berlin

Wer die Tatsachen der Naturerkenntnis nicht bloß mechanisch in sich aufgenommen hat, sondern logisch Folgerungen aus ihnen zieht, der kann unmöglich verkennen, daß die unter uns herrschenden Anschauungen größtenteils morsch und veraltet sind. Wir sind alle groß geworden in einem engherzigen Formalismus auf allen geistigen Gebieten, ja in der Wissenschaft selbst. Es hat dies nicht nur eine Vorwärtseutwicklung verhindert, sondern ist auch Ursache unserer tranken wirtschaftlichen Verhältnisse geworden. Ungeheuer viel Jammer und Elend ist über die Menschheit nicht durch unabwendbare Naturgewalt, sondern durch Menschenschuld infolge geistiger Irrungen gekommen.

Es wird deshalb für die Zukunft notwendig werden, daß wir vor allen Dingen die Vorgänge des Lebens (Biologie und Soziologie) richtig erkennen, so daß sich daraus ein Wissen des Lebens und eine Kunst des Lebens entwickelt, was beides für uns noch unbekannte Gebiete sind. Schon fühlen sehr viele instinktmäßig, daß wir an einem Wendepunkt unserer geistigen Entwicklung angekommen sind, sie ahnen wenigstens, daß wir bisher auf Irrwegen gewandelt sind. Es muß die Aufgabe der Zukunft sein, diese Ahnung in ein klares, überzeugtes Erkennen überzuführen. Dann erst wird es möglich sein, von den Irrungen abzukommen und den richtigen Weg zu geistiger und wirtschaftlicher Besserung zu betreten.

Gehen wir die verschiedenen Berufe durch, so ist wohl kein Stand so geeignet, Pionier für diese Vorwärtseutwicklung zu sein, wie der ärztliche. Einzig und allein der Arzt hat die geeignete Vorbildung für diese Tätigkeit erhalten, er allein hat Gelegenheit, dauernd die Vorgänge des Lebens zu beobachten, denn er dringt mit seinem forschenden Auge nicht nur in die körperlichen Vorgänge der Menschen ein, sondern auch in die seelischen. Ihm ist das Buch der Welt kein Buch mit sieben Siegeln; er sieht es schwarz auf weiß, daß alle Lebende auf der Erde sich von den einfachsten Urfanfängen an langsam und allmählich emporgerungen hat bis zum Menschen, daß wir sicher aber noch nicht bis zur Krone der Schöpfung, wie der jegliche Mensch irrümlich schon genannt wird, gekommen sind, sondern daß der Mensch sich noch weiter aufwärts entwickeln muß.

Dem Arzte vor allem erwächst neben seiner eigentlichen Berufstätigkeit noch die gewaltige Aufgabe, dafür einzutreten, daß diese naturwissenschaftliche Weltanschauung die herrschende wird. Und es bieten sich ihm hierzu genügend Gelegenheiten, freilich hauptsächlich nur in seiner Eigenschaft als Hausarzt. Ein langjähriger Hausarzt wird stets der Freund der Familie; er kann und muß einen Einfluß auf alle möglichen Dinge ausüben, auch auf solche, die nicht direkt mit dem ärztlichen Be-

ruf zusammenhängen. Unter seinem kritischen Auge werden die Kinder groß. Ihm liegt es ob, für eine gesunde körperliche und geistige Erziehung dieser heranwachsenden Jugend zu sorgen, er hat auf die Eltern und besonders auf die Mütter einzuwirken, daß hierbei nicht grobe Fehler gemacht werden, wozu leider nur zu häufig die Neigung besteht. Er ist im stande, geistige Kämpfe, Zweifel und Unsicherheiten harmonisch auszugleichen; oft genug ist er zugleich auch seelischer Berater, dem es gelingt, die so häufigen ehelichen Zwistigkeiten zu schlichten, ehe sie unheilbare Formen annehmen. Er kann stets frei und offen seine bessere Erkenntnis verkünden, während der Lehrer, der ja eigentlich zum Erzieher durch seinen Beruf bestimmt ist, nicht immer frei nach seiner Überzeugung lehren darf, sondern nur das, was amtlich anerkannt und zugelassen wird.

Wir erwähten aber schon, daß der Arzt nur als Hausarzt dieser bedeutungsvollen Aufgabe gerecht werden kann. Es ist deshalb um so mehr zu bedauern, daß sich in den letzten Jahrzehnten vielseitig Bestrebungen geltend gemacht haben und Umstände eingetreten sind, die diese so hochwertige Einrichtung in Rückgang gebracht haben. Es hat hier zwar noch eine Entwicklung stattgefunden, aber nicht nach vorwärts, sondern, wie so häufig bei krankhaften Zuständen, nach rückwärts und abwärts. Und in krankhaften Zuständen leben wir. Es hat sich bei den Ärzten in den letzten Jahren vielfach ein wirtschaftlicher Notstand entwickelt, der sie dazu verführt, mehr auf Bezahlung der Einzelleistung nach der in letzter Zeit erhöhte Tare zu dringen. Dies hat zur Folge gehabt, daß die Hausarztstellen mit ihren Pauschsummen hinfällig wurden, daß beim Publikum sich die Ansicht verbreitete, die Ärzte selbst wollten keine Hausarztstellen mehr, und daß ferner die Neigung entstand, nur in ernsteren Fällen zu dem Arzt zu schiden, um möglichst das Donoraz zu sparen. Ja, nicht selten kommt der Arzt, wenn er häufiger Besuche macht, in den Verdacht, bloß ein möglichst hohes Honorar erzielen zu wollen. Alles dies muß die Stellung des Arztes untergraben und entzieht ihm vollständig den Boden, auf Verhütung von Krankheiten einzuwirken und auf fehlerhafte geistige und körperliche Neigungen einen günstigen und veredelnden Einfluß auszuüben.

Fast noch schädlicher hat die Zersplitterung der Arzete in Spezialisten eingewirkt. Das Spezialistentum der Gegenwart ist ein allgemeines Verden, zugleich ein besonders starkes Zeichen unserer krankhaften Zustände und Irrungen. Es sind dies Folgen der verderblichen Ansicht, daß Wissenschaft Selbstzweck sei und nicht die Aufgabe habe, die Wahrheit zum Wohle der Menschheit zu erschorschen. Hat doch selbst ein Virchow gegen die Erfordernis hygienischer Bekehrkräfte gesprochen, weil dies nur

angewandte Wissenschaft sei. Die Wissenschaft aber soll praktische Zwecke verfolgen. Letzteres weisen die Gelehrten zurück. Sie halten es für genügend, Bausteine und immer wieder Bausteine herbeizuschleppen; sie übersehen dabei, daß sie in solcher Tätigkeit nur Handlanger sind, aber nicht Bauherren, die mit weitem Blick aus den vorhandenen Materialien ein großes Haus zum Wohle der Menschheit erbauen. Auch das ärztliche Spezialistentum führt dazu, daß der Teil zu sehr in den Vordergrund tritt und der Körper als Ganzes darüber zu wenig in Betracht kommt. Ein Arzt darf aber seine Behandlung nur unter Berücksichtigung des ganzen Körpers vornehmen. Das Publikum freilich trägt selbst Schuld an der ungeheuerlichen Vermehrung des Spezialistentums unter den Ärzten. Für jeden Teil seines Körpers sucht es nur zu häufig einen besonderen Arzt an. In großen Städten ist daran ja kein Mangel. In jeder Straße fast kann man einen Spezialisten für jeden auch noch so winzigen Teil des Körpers finden. Wenn die Spezialisten nicht für ihre besondere Behandlung meist so außerordentlich hohe Preise forderten, so würde die Spezialistenbehandlung wohl ganz allgemein sein, und den Hausärzten bliebe nichts andres übrig, als sich Spezialisten für den ganzen Körper zu nennen. Selbstverständlich sind Spezialisten notwendig für alle die Fälle, bei denen es sich um eine hervorragende Technik handelt, die man nur durch längere Übung erlangt, wie bei allen eingreifenden Operationen, besonders auch bei Augenoperationen u. s. w. Das Publikum hat es sich bisher noch nicht klar gemacht, wie sehr es sich

mit der Beseitigung des Hausarztwesens schädigt, selbst wenn man nur die rein ärztliche Seite betrachtet. Von einer Gesundheitspflege, von einer Verhütung von Krankheiten kann bei der immer mehr aufkommenden Art, den Arzt nur bei schon wirklich eingetretenen Krankheitsfällen um Rat zu fragen, nicht mehr die Rede sein. Die Kinder werden gewöhnlich nach Methoden erzogen, die sich der Vater, ohne auf dem Boden der Naturerkenntnis zu stehen, zurechtgelegt hat, während die Mutter nur ihr Herz walten läßt, ohne irgend eine Methode sich zurecht zu legen. Das Kind soll so sein, wie es der Vater sich wünscht. Auf seine Anlagen, auf die Befähigung wird keine Rücksicht genommen. Hier fehlt der denkende, erfahrene Hausarzt nur zu sehr, um schützend, hemmend oder befördernd eingzugreifen. Die Gelegenheit, Wissen und Kunst des Lebens zu verbreiten, geht natürlich ganz verloren.

Auch auf den Arzt selbst wirkt das Schwinden des Hausarztwesens nachteilig ein. Er gewöhnt sich, geschäftsmäßig die einzelnen Fälle zu behandeln, er verlernt und vergißt es, daß er höhere, wichtigere Aufgaben hat, als von Fall zu Fall zu behandeln. Er hört auf, über Lebenskunst nachzudenken und sein geistiges Auge zu vervollkommen, weil er keine Gelegenheit hat, es zu verwerten, weil er keine Anregung hat, es zu schärfen.

Soll daher der Arzt als Pionier für Vorwärtseentwicklung weiter wirken können, so darf die wichtige Einrichtung des Hausarztwesens nicht verschwinden, sondern sie muß mehr noch als früher für unumgänglich wünschenswert und notwendig erkannt werden.

Im Zwiellicht

Gelb durch die fensterscheiben schaut
Des Vollmonds Rundgesicht, —
Wir sitzen stumm, wir sitzen traut
In seinem sanften Licht.
Der laute Tag allmählich
Stirbt hin zur Abendruh' —
Alte Märchen erzähl' ich,
Du hörst andächtig zu.

Da plötzlich, hoch! was pocht und klopf!
Ans fenster draussen saht?
Ist's Regen, der herniedertropft,
Ist es ein Geist der Nacht?
Ich glaub' nicht an Gespenster!
Ob es ein Vogel war?
Ich öffne schon das fenster —
Feinsliebchen, graut dir gar?

Gelb durch die fensterscheiben schaut
Des Vollmonds Rundgesicht;
Wir sitzen stumm, wir sitzen traut
In seinem sanften Licht.
Dein Auge still und selig
Strahlt in beglückter Ruh' —
Von unsrer Liebe erzähl' ich,
Du hörst andächtig zu!

Da sieh! 's war der Kastanienbaum,
Der pochend zu uns sprach;
Der Lenz war's, der aus tiefem Traum
Die weissen Knospen brach.
Kein Geist war's, der dich schreckte,
Noch eines Vogels flug —
Der Lenz war's, der uns neckte
Mit lieblichem Betrug!

Auch unsers Herzens Blüte soll
Im Lenz sich reich entfalten:
Ich will dich treu und liebevoll
In starken Armen halten.
Nun wird die Welt mit freuden
Bald wieder jung und schön —
Als Sonne wird uns beiden
Die Liebe am Himmel stehn . . .

Richard Zoosmann



Morgen am See
 Nacl. dem Gemälde von Carl Steinild

Planeten - Entdeckung

Nachdem die vier kleinen Planeten zwischen den Bahnen des Mars und des Jupiter entdeckt waren, verging ein Zeitraum von mehr als 34 Jahren, ehe abermals ein Planet aufgefunden wurde, der offenbar zu dieser Gruppe gehört. Es war ein pensionierter Postbeamter Namens Gendé, der diesen Planeten und zwei Jahre darauf noch einen zweiten entdeckte, und zwar auf einem Wege, der später von verschiedenen Astronomen mit großem Erfolge weiter beschritten worden ist. Gendé besaß ein gutes Fernrohr und hatte den Plan gefaßt, alle in ihm sichtbaren Sterne in eine Himmelkarte einzutragen. Zu Ausübung dieses Unternehmens traf er auf jene beiden kleinen Sterne, die sich insofern ihrer Bewegung unter den andern Sternen bald als Planeten erwiesen. Von da ab ist kein Jahr vergangen, in dem nicht neue Planeten entdeckt wurden, und verschiedene Astronomen sowie Freunde der Himmelskunde haben dadurch schon Ruhm erlangt. Unter ihnen stand eine Zeitlang der Maler Goldschmidt in Paris durch die Zahl seiner Planetenentdeckungen an der Spitze. Von dem Dachzimmerchen seiner Wohnung aus durchsuchte er an allen wolkenfreien Abenden den Himmel und entdeckte nach und nach nicht weniger als 14 neue Planeten, davon an einem Abend gleichzeitig zwei. Die meisten dieser Planeten waren lichtschwache Pünktchen am Himmel, und in dem Maße, als die Entdeckungen sich häuften, erschienen die neu aufgefundenen Planeten durchschnittlich stets lichtschwächer, weil eben die helleren Sternchen an ersten aufgefunden waren. So kam es, daß allmählich immer mächtigere Fernrohre erforderlich wurden, um mit Erfolg nach neuen Planeten zu suchen, und gleichzeitig ward die Arbeit selbst immer schwieriger und bot zunächst geringere Aussichten auf Erfolg. Man begreift dies, wenn man erwägt, was es heißt, das unzählbare Heer der kleinsten, in einem gewaltigen Fernrohr sichtbaren Sternchen in Sternarten einzuziehen, Stern auf Stern, und alle diese Einzelzeichnungen von Zeit zu Zeit wieder mit dem Himmel zu vergleichen, um nachzusehen, ob ein Sternchen darunter vielleicht seine Stellung inzwischen etwas geändert habe. Nichtsdestoweniger gelang es auf diesem überaus mühevollen Wege, bis zum Herbst 1891 nicht weniger als 322 kleine Planeten zu entdecken.

In jenem Jahre betrat aber Professor Wolf einen neuen Weg der Planetenachforschung, indem er die Photographie zu Hülfe nahm. Mittels einer großen Linse von der Art derjenigen, die die Photographen zu Porträtaufnahmen benutzen, photographierte er kleinere Flächen des Himmels, wobei aber die Platten bis zu zwei Stunden exponiert werden mußten. Da sich das ganze Himmelsgewölbe täglich scheinbar um die Erde dreht, mußten die photographischen Platten eine entsprechende Bewegung erhalten, damit die Sterne unverrückt auf denselben Punkte der Platte verharren. Daß dies nur mit großer Schwierigkeit und unter besonderen Vorichtsmahregeln zu erreichen ist, leuchtet ein. Ist es nun gelungen, auf diesem Wege eine gute Aufnahme zu erhalten, so erscheinen auf ihr die schwächsten Sterne als kleine Pünktchen, die unter der Lupe oder dem Mikroskop sehr nahe kreis-

rund sind. Wenn aber unter den Sternchen sich zufällig ein beweglicher Planet befindet, so hat dieser während der zweistündigen Aufnahme seinen Ort etwas verändert, und er zeigt sich deshalb auf der Photographie als Strich. Durch sorgfältiges Abkluchen der Platten läßt sich also an dem Aussehen der Sternpunkte erkennen, ob man es mit einem Planeten zu tun hat oder nicht. Diese Arbeit ist schwierig und erfordert auch, um einer Täuschung vorzubeugen, viel Sorgfalt und zuletzt dann die Nachforschung am Himmel selbst, um dort den durch die Photographie erkannten höchst lichtschwachen Planeten wirklich zu finden. Im Vergleich mit dem früheren Verfahren ist freilich die photographische Forschung nach Planeten weit einfacher und erfolgreicher, und sie hat im Laufe von zehn Jahren zur Entdeckung von fast 150 neuen Planeten geführt. Die meisten von ihnen sind so lichtschwach, daß sie mit dem Auge nur an den allergrößten Ferngläsern direkt gesehen werden können, ja Professor Wolf erzählt, daß er von den etwa 60 neuen Planeten, die er aufgefunden, noch keinen unmittelbar selbst am Himmel gesehen habe, sondern alle nur auf den photographischen Platten.

Der neueste Fortschritt auf dem Gebiet der Planetenaufsuchung besteht aber in der Konstruktion eines optischen Apparates, mit Hülfe dessen das mühevoll und zeitraubende Abkluchen der photographischen Platten so gut wie ganz erspart wird. Dieses von Dr. Pulfrich in Jena konstruierte Instrument führt den Namen Stereo-Stereoskoparator und kann kurz und allgemein verständlich als ein Stereoskop bezeichnet werden, bei dem man mit jedem Auge durch ein Mikroskop auf zwei geeignet angebrachte photographische Platten schaut. Es ist bekannt, daß beim stereoskopischen Sehen jede Verschiedenheit auf den beiden Platten sofort in die Augen springt. Wenn ein Objekt etwa auf einer Platte fehlt, so empfindet der Beschauer, sobald sein Auge über die Stelle schweift, eine Art Schmerz; das nur einmal vorhandene Objekt scheint weit aus der Ebene des Bildes hervorzuspringen, was beim Betrachten eine unangenehme Empfindung verursacht. Betrachtet man nun in dem obigen Apparat zwei Platten mit Sternen, die an verschiedenen Tagen photographisch aufgenommen worden sind, so springt jede inzwischen eingetretene Veränderung sichtlich ins Auge. Ein auf der Platte photographierter Planet, der mittlerweile seine Stellung auch nur um ein wenig verändert hat, zieht sogleich das Auge an sich, da er auf der Bildebene hervortritt. So gelang es Dr. Pulfrich, auf mehreren Platten, die Professor Wolf früher mühevoll untersucht und auf denen er einige neue Planeten entdeckt hatte, diese letzteren sogleich mit größter Bequemlichkeit herauszufinden, ja noch einen neuen Planeten dazu zu entdecken, der Professor Wolf entgangen war. Diese Tatsache beweist schlagend die Bedeutung des Apparates für die Suche nach neuen Planeten auf photographischen Platten, und man darf überzeugt sein, daß zukünftig kein solcher Weltkörper mehr der Nachforschung entgehen wird, wenn er sich auch unter Tausenden gleich lichtschwacher Pünktchen auf der photographischen Platte versteckt. A.

Leo XIII. †

Im Alter von dreiundneunzig Jahren ist Papst Leo XIII. aus dem Leben geschieden, nachdem er am 21. Februar 1878 als achtundsiebzigjähriger Greis zum Stuhle des heiligen Petrus gelangt war.

von Rom gewährt haben soll, nicht allzuweit überschritten hat. Päpste freilich können nicht allzu lange regieren, da sie meist erst in vorgerückten Jahren zum Siege der Gewalt gelangen; ihre durch



Papst Leo XIII. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach

Nach einer Photographie im Verlag der Verlags-Anstalt v. Bruckmann N. 6. in München

Er hat die traditionellen Worte, die nach dem päpstlichen Wahlzeremoniell der zelebrierende Kardinal dem neugewählten Papste zur Einschränkung des Sinnes der Demut zuzurufen hat: Non videbis annos Petri! (Du wirst die Regierungsjahre des Petrus nicht erreichen!) zu Schanden gemacht, wenn er auch das Vierteljahrhundert, das der Ueberlieferung nach die Regierungszeit des ersten Bischofs

schmittliche Regierungszeit beträgt 7 Jahre. Das Beispiel Pius' IX., der 31 Jahre und 7 Monate das Schifflein der Kirche lenkte, steht unerreicht da; ihm folgt mit 25 Jahren und 5 Monaten Leo XIII., während Pius VI. mit 21 Jahren und 4 Monaten die dritte Stelle behauptet. Auch an Zahl der erreichten Lebensjahre nimmt Leo XIII. eine Ausnahmestellung ein, da seit der Rückkehr aus Avignon

(1378) außer ihm nur zwei seiner Genossen das neunzigste Lebensjahr überschreiten konnten, Clemens XI., der 92 Jahre alt wurde, und Paul IV., der es wie Leo XIII. auf 93 Jahre brachte.

Das Pontifikat Leos XIII. gehört, wenn auch nicht, wie man es wohl darzustellen versucht hat, zu den glänzendsten, so doch zu den bedeutendsten, die die letzten Jahrhunderte gesehen haben. Leo XIII. war der erste Papst, der zur Herrschaft gelangte, nachdem eine völlig neue Zeit angebrochen und das Papsttum der weltlichen Herrschaft beraubt war: dazu gehörte er zu der beschränkten Anzahl römischer Kirchenfürsten, denen es ernstlich darum zu tun war, sich in Einklang mit dem Geiste ihrer Zeit zu setzen. Den höchsten Glanz erreichte seine Herrschaft, als ihm vom Deutschen Kaiser die Entscheidung in dem Streite über die Karolinen-Inseln übertragen wurde; ihr größter Erfolg war die Beilegung des kirchlichen Streites, des einst so viel genannten Kulturkampfes in Preußen.

Wenn Leo XIII. die Hoffnungen nicht erfüllte, die von liberaler Seite an seinen Regierungsantritt wie ähnlich an den seines Vorgängers geknüpft wurden, so lag das nicht an ihm, sondern an Verhältnissen, die zu ändern er nicht in der Lage war. Seitdem es ein „politisches“ Papsttum gibt, d. h. seit den Tagen des Konzils von Trient, wird die tatsächliche Regierung der katholischen Kirche des Abendlandes nicht von dem jeweiligen Träger der dreifachen Tiara ausgeübt, sondern von den Vertretern einer Strömung, die man mit Beziehung auf Italien den Ultramontanismus nennt, die man aber richtiger als die des spanischen Katholizismus bezeichnete, denn mit dem Katholizismus speziell italienischen Gepräges hat sie, trotzdem die unter ihrem Einflusse zur Herrschaft gelangten Päpste fast ausschließlich Italiener waren, wenig oder gar nichts zu tun. Das spezifisch italienische Papsttum war das der Renaissance gewesen; es hatte einen weltlichen, wenn man will, sogar einen heidnischen Charakter an sich getragen. Typische Vertreter dieses Papsttums waren Männer wie Leo X., Julius II., Alexander II. gewesen, gegen deren Moral sich vielleicht manches einwenden läßt, die aber Liebhaber und Beschützer der Künste und zum Teil selbst Künstlernaturen waren. Unter ihrem Einflusse wurde wesentlich das großgezogen, was wir heute noch, wenn nicht als christliche, so doch als kirchliche Kunst bezeichnen. Ein ganzes Jahrhundert lang (von 1455 bis 1550) war unter der Vorherrschaft derartiger Männer die päpstliche Politik ein Ausfluß dessen gewesen, was die Häuser Borgia, della Rovere, Medici und Farnese angestrebt hatten. Das alles änderte sich wie mit einem Schlage durch die Bewegung, die wir die Gegenreformation zu nennen pflegen. Mit Paul III. und dem Konzil von Trient erscheint in der Geschichte ein Papsttum, wie man es bis dahin nicht gekannt, das politische Papsttum, das in einem ebenso scharfen Gegensatz zu dem weltlichen wie zu dem kirchlichen vergangener Zeiten steht. Dieses Papsttum aber ist ganz und gar von der spanischen Auffassung des Katholizismus durchdrungen, der Philipp II. auf dem Konzil von Trient zum Siege verholten und die ihrerseits dem Jesuitenorden sein Hauptausbreitungs- und sein Festigungsvermögen verliehen und diesen Orden tatsächlich zum Leiter der Geschicke des römischen Katholizismus gemacht hat. Seit der genannten Zeit hat die Gesellschaft Jesu trotz ihrer vorübergehenden Aufhebung unter

päpstlicher Sanktion einen so unbegrenzten Einfluß auf den Vatikan ausgeübt, daß man ihn nach dem Worte eines hervorragenden italienischen Politikers nicht mehr für eine religiöse, sondern für eine politische Einrichtung anzusehen genötigt ist.

Dem Einflusse des spanischen Katholizismus, d. h. dessen, was man die „vaticaniſche Welt“ nennt, vermag sich kein Papst mehr zu entziehen, und es würde sich auch nicht anders verhalten, wenn tatkräftigeren Naturen zu dem Stuhle Petri gelangen, als es die meist schon im vorgerückteren Alter stehenden „Papabili“ sind, und wenn ihnen eine längere Regierungsdauer als die durchschnittlich nur so kurz bemessene verstatet wäre.

In hervorragender Weise hat sich das bei Leo XIII. gezeigt, in dessen Regierung wir zwei ziemlich scharf voneinander getrennte Perioden unterscheiden müssen, die von seinem Regierungsantritt bis zur Uebernahme des Staatssekretariats durch Kardinal Rampolla im Jahre 1887, und die von jenem Zeitpunkt bis zur Gegenwart reichen. Während der ersten dieser Perioden tauchen immer noch die liberalen Neigungen des ehemaligen Kardinals Becci auf, und das intransigente Element des Vatikans vermochte keinen nachhaltigen und entscheidenden Einfluß auszuüben, weil ihm ein leitender Geist fehlte. Seit aber Rampolla zum Staatssekretariat gelangt und Leo XIII. allmählich derart gealtert war, daß er sich nicht mehr mit allen Angelegenheiten des heiligen Stuhles befassen konnte und deshalb notgedrungen unter fremden Einfluß geraten mußte, d. h. von 1887 an, ist die Politik der römischen Kurie stets von äußerster Unversöhnlichkeit gegen Italien, von Unterwürfigkeit gegen Frankreich, von Freundschaft gegen Spanien und von ausgedehnter Gegensässlichkeit gegen Deutschland erfüllt gewesen.

Die erste Periode, die die ersten zehn Jahre der Regierung Leos XIII. umfaßt, weist als bedeutendsten Schritt den Friedensschluß mit Preußen auf. Zu dem gleichen Schritte Italien gegenüber sollte es nicht kommen, obgleich es lange Zeit den Anschein hatte, als wolle der Vatikan ernstlich seinen Frieden mit den neuen Verhältnissen machen und sich mit Italien ausöhnen. Als sich am 21. Februar 1875 in Rom die Kunde davon verbreitete, daß Kardinal Becci, dessen liberale Gesinnung man kannte, zum Nachfolger des heiligen Petrus erwählt worden sei, versammelte sich gegen Abend eine große Volksmenge auf dem Plage vor St. Peter an, in der Erwartung, der neue Papst werde sich, getreu dem alten Brauche, auf dem Balkone in der Mitte der imposanten Hauptfassade von Sankt Peter zeigen, um dem Volke seinen Segen zu erteilen. Diejenigen, die mit der Geschichte des Konklave vertraut waren, das Leo XIII. gewählt hatte, haben stets behauptet, das sei wirklich die Absicht des neuen Papstes gewesen, denn dieser habe den aufrichtigen Wunsch gehabt, sein Pontifikat mit einer Handlung zu eröffnen, die tatsächlich die Anerkennung der Einheit Italiens mit Rom als seiner Hauptstadt in sich geschlossen haben würde. Aber die hochberzige Handlung Leos XIII. sei durch die Partei derjenigen vereitelt worden, die man die Intransigenten des Vatikans zu nennen pflegt, und diese habe schließlich zu dem gewalttätigen Mittel ihre Zuflucht genommen, den Korridor nach dem großen Balkon der Fassade von Sankt Peter mit einer Barrikade aus herbeigeschleppten alten Möbeln versperrt zu lassen.

Wie dem auch sei, nach Jahren noch trug sich Leo XIII. ernstlich mit der Absicht, den Frieden mit dem Quirinal zu machen. Bekannt ist, daß noch im Jahre 1887 der hochangesehene Historiker Abbate Testi mit der Abfassung einer Schrift über

an dessen Text notorisch Leo XIII. Aenderungen durch Streichungen und Zusätze vorgenommen hatte, auf dem Zunder! Von jetzt an war es mit dem Einflusse der Männer vorbei, die auf eine versöhnliche und speziell auch gegen Deutschland freund-



Papst Leo XIII. als Bischof (1844)

das Versöhnungswerk betraut wurde, aber wenige Monate nachher, d. h. nachdem Rampolla, der niemals die sechs Jahre hat verleugnen können, die er als Nuntius in Madrid zugebracht hat, Staatssekretär geworden war, stand das Buch, das in der vatikanischen Druckerei erschienen war, und

lich gesinnte vatikanische Politik hingearbeitet hatten, eines Franchi, Mina, Jacobini und Galimberti. Die intransigente Partei des spanischen Katholizismus, die bis dahin mangels einer einheitlichen und zielbewußten Leitung nur vereinzelt Vorstöße gewagt hatte, war zur vollen Herrschaft gelangt,

und es drohten sogar die Tage des Kulturkampfes wieder aufzuleben. Das Hauptziel der von dieser Partei vertretenen Politik ist die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums, und dieses Ziel hat fast ausschließlich alles das bestimmt, was sich vom Jahre 1887 an mit dem Namen der Politik Leo's XIII. hat decken müssen. Eine Annäherung an Deutschland schien nach Beilegung des Kulturkampfes von gar keinem oder nur von untergeordnetem Werte, der Kampf gegen Italien aber mußte um so heftiger entbrennen, als das Wiederaufleben des Papst-Königtums als der große Zweck galt, zu dessen Erreichung alle Kräfte anzuspannen seien. Die Rücksicht auf die Verwirklichung dieses Ideals hat in den letzten Jahrzehnten mehr als alles andre der vatikanischen Politik Leo's XIII. ihr Siegel aufgedrückt, und es wäre eine Täuschung, wenn man glaubte, durch glänzende Außerlichkeiten, wie sie während der jüngsten Zeit erlebt worden sind, könne an diesem Stande der Dinge irgend etwas geändert werden. Die im Vatikan maßgebenden Gewalten erblicken in Frankreich die einzige Macht, die ihnen zur Verwirklichung ihres Lieblingswunsches verhelfen kann,



Chronsaal im Vatikan

und sie gehen bei ihrer Berechnung durchaus nicht von irrigen Faktoren aus, denn zu einer Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes könnte außer Frankreich keine einzige der großen Weltmächte die Hand bieten. Daher eine Gefügigkeit gegen dieses Land, die seit dem Staatssekretariate Rampollas immer größere und größere Dimensionen angenommen hat. Wir haben schon betont, daß Leo XIII. stets ein Mann war, der den Ideen seiner Zeit nicht unzugänglich war, aber wenn er den Frieden mit der Demokratie in Frankreich

schloß und es ruhig geschehen ließ, daß 1890 Kardinal Lavignerie das französische Geschwader in Algier mit einem Trinkspruch begrüßte, in dem es hieß, der Katholik könne sich mit jeder Staatsform abfinden, war dabei doch, was sein Handeln bestimmte, nicht Zufälligkeit, sondern leblich das Verlangen, mit Frankreich unter allen Umständen auf gutem Fuße zu bleiben. Daher ist es auch gar nicht so unfassbar oder verwunderlich, wie man glaubt, wenn die römische Kurie bisher alles das ruhig hingenommen hat, was wir seit einiger Zeit in Frankreich geschehen sehen. In dieser Hinsicht hat sich schon



Privatbibliothek Leo XIII.



Die Peterskirche in Rom



Aus den vatikanischen Gärten

vieles vollzogen, das weit unfassbarer und verwunderlicher gewesen ist. Hat doch unter Leo XIII. der Vatikan, jahrhundertalte Vorurteile überwindend, seine Vorliebe für Frankreich auch auf dessen Bundesgenossen Rußland, den ältesten seiner eignen Rivalen, übertragen. Es sei nicht nur an die feierlichen kirchlichen Veranstaltungen erinnert, mit denen der Vatikan seinerzeit unter Abjüngung des alten ambrosianischen kirchlichen Lob- und Triumphgesanges den Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland begehen ließ, sondern auch der weit schwerer wiegenden Tatsache gedacht, daß die von Rampolla inspirierte päpstliche Regierung es ruhig hat geschehen lassen, daß nach Abschluß der russisch-französischen Allianz das Protektorat über die Christen im Orient mehr und mehr von Frankreich an Rußland übergegangen ist, trotzdem Leo XIII. früher niemals ermüden konnte, das Vorrrecht Frankreichs, die Christen des Orients unter seinen Schutz zu nehmen, aus einer historisch-rechtlichen Grundlage abzuleiten. Im äußersten Osten würde das Anwachsen der deutschen katholischen Missionen unter dem Protektorate Deutschlands

den katholischen Interessen sehr zu statten gekommen sein, jedoch nur auf Kosten der russischen Orthodie. Leo XIII. oder die unter seinem Namen betriebene Politik hat daher lieber die Interessen des Katholizismus opfern, als das Mißfallen Rußlands, des Verbündeten der französischen Republik, erregen wollen.

Leo XIII. verfügte wirklich über eine überlegene Bildung und einen überlegenen Geist und hat, wenn auch unter dem Banne des Einflusses, den das Intransigententum des Vatikans auf ihn ausübte, keine Gelegenheit vorübergehen lassen, daran zu erinnern, daß auch er eine politische Autorität be-

deute. Während der letzten Periode seiner Regierungs- und Lebenszeit hat er immer und immer wieder die Notwendigkeit der Vereinigung der weltlichen mit der geistlichen Macht betont, wie sie in früherer Zeit bestanden habe. Ob der Kirchenfürst jedoch wirklich daran gedacht hat, daß die alte Zeit wiederkehren und die weltliche Macht wieder wie einst eine Stenerin des Papsttums werden könne, möge dahingestellt bleiben. Das aber läßt sich nicht bestreiten, daß durch die von ihm und unter seinem Namen ausgeübte



Empfangssaal für Pilger

Politik das Ziel erreicht worden ist, das Papsttum mit neuer Lebenskraft zu erfüllen; denn seit den letzten Jahrzehnten ist unbestreitbar das päpstliche Rom zu einem Faktor im politischen Leben Europas geworden, wie er unter den Vorgängern Leo's XIII. nicht denkbar gewesen wäre.

Unsre Bilder veranschaulichen außer der Peterskirche die in der letzten Zeit am meisten genannten Oertlichkeiten der päpstlichen Umgebung. In der Privatbibliothek arbeitete der unermüdete Kirchenfürst bis zum letzten Tage vor seiner Erkrankung, im Thronsaal empfing er vor wenigen Monaten den Besuch unsers Kaisers, in dem Empfangssaal für die Pilger, der berühmten, mit herrlichen Kunstwerken geschmückten Sala Clementina, nahm er noch am Tage vor seiner Krankheit die Audienz einer großen Schar ungarischer Pilger entgegen, und bei einem Spaziergang in den vatikanischen Gärten

war es, wo ein Ohnmachtsanfall zuerst seine Umgebung auf den bedenklichen Zustand des anscheinend so rüstigen Greises aufmerksam machte. Das auf diesem Bilde dargestellte vierthle Menaissaneegebäude ist das sogenannte Kasino Bius IV., das Leo XIII. mit Vorliebe als Sommeraufenthalt benutzte. Die Rotunde vor diesem Gebäude gehört zu den schönsten Plätzen in den an herrlichen Landschaftsbildern so reichen vatikanischen Gärten, in denen der vielbeschäftigte Greis oft und gern Erholung suchte. Von den vielen prunkvollen Gemächern des Vatikan's hat Leo XIII. in den 25 Jahren seiner Regierung die meisten nur sehr selten benutzt. Als Freund einer einfachen Lebensführung begnügte er sich für gewöhnlich mit einem Schlafzimmer, einem Speisezimmer und einem Salon, der zugleich als Haustapelle eingerichtet ist.

Ludwig Holthof

Russische Obstpächter in Ostpreußen

Tief eingebettet zwischen dunkeln, mächtigen Fichtenwäldern und lieblichen Seen liegt mitten im Herzen Masuren ein Stüd fremden, eigenartigen Lebens. — In treuem Festhalten an ihren alten Sitten und Gebräuchen, ihrer Sprache, ihrer Religion, lebt dort der kleine Stamm der Filippionen, einer den Kasakowiken zugehörigen russischen Caste, von der man sagt, daß ihre Satzungen ihnen das Töten in jeder Form verbieten, weshalb sie sich geweigert hätten, Kriegsdienste zu leisten, und deshalb ihre Heimat verlassen mußten. Gewiß ist dies nicht, da sie selbst unverbrüchliches Schweigen darüber bewahren. Jedenfalls aber wurden sie aus religiösen Gründen verbannt, und Friedrich der Große gewährte ihnen, ebenso wie den Schwaben im Ermland, den Salzburgern in Litauen, nach seinem Grundsatze: „Zu meinem Reiche kann jeder nach seiner Fassung felig werden.“ Gastrecht in Masuren, seiner entlegenen, damals noch so schwach bevölkerten Provinz. Aber während die beiden andern Volksstämme allmählich ihre Sitten mit den einheimischen vermischten, ihre Söhne und Töchter mit denen der eingeseffenen Familien verbanden und so rechte, echte Ostpreußen wurden, deren Abstammung nur noch der Name und vereinzelte Ausdrücke verraten, leben die Filippionen noch heute in starrer Abgeschlossenheit in dem ihnen schon damals zugewiesenen Alt-Altta und seiner Umgebung.

Der Reisende, der von Bögen aus mit dem Dampfer die schönen masurenischen Seen besucht und sich vielleicht in die Wäldungen verirrt, die um deren Ufer, den Niedersee, liegen, ist nicht wenig erstaunt, wenn er plötzlich im Sonnenlicht das doppelte Kreuz der griechisch-orthodoxen Kirche aufleuchten sieht, die zwiebförmigen Kuppeln der russischen Gotteshäuser erkennt, russische Worte hört und von Gestalten mit unverfälscht russischem Typus umgeben wird; denn so haben sie sich erhalten in ihrem weltabgeschlossenen Winkel, den sie nur zu gewissen Zeiten verlassen.

Wenn nämlich im Frühjahr die Obstbaumblüte vorüber ist und sich winzige grüne Früchte von Kirichen und Pflaumen, Kesseln und Birnen bilden,

dem Laien noch kaum erkennbar, ihnen — den Kennern — aber schon die zukünftige Ernte klarlegend, begeben sie sich auf die Reise. Da sieht man sie in ihren langen Röden über faltigen Heiden, die weiten Weinsfelder in hohe Stiefel gesteckt, in Trupps von drei bis sechs (nur ein kleiner Teil bleibt zur Bestellung der Ernte zu Hause) besonders die südliche Hälfte der Provinz durchziehen, um die Obstpächter der Güter und großen Bauerngehöfte zu taxieren und ihre Pachtverträge abzuschließen. Scheinbar erbitterte Konkurrenten, bilden sie doch untereinander einen förmlichen Ring, damit kein anderer diejenigen Gärten erhält, die ihnen als gut und ertragreich bekannt sind. Und man sieht sie immer gern kommen, denn die eigne Bewirtschaftung einer großen Obstpflanzung ist bei dem so wie so schon schwierigen und weitverzweigten landwirtschaftlichen Betrieb in Ostpreußen nicht leicht und würde kaum lohnend sein. Die Filippionen aber sind — es wird mir schwer, das als Deutsche zu gestehen, aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben — unerhört viel gewandtere und liebenswürdigere Pächter als die Deutschen.

Die Pachtverträge werden jetzt noch häufig — früher aber war das stets der Fall — in der Form abgeschlossen, daß der Pächter neben dem bestimmten Gelddetrage eine festgesetzte Menge Winterobst und den täglichen Bedarf für die herrschaftliche Tafel zu liefern hat, wofür er Futter für seine Pferde, das Material für die Wächterhütten sowie Kartoffeln und Milch erhält. Während aber die deutschen Pächter bei all dem oft die größten Schwierigkeiten machen, ist der Filippione stets mit allem zufrieden und bringt mit freundlicher Bereitwilligkeit seine besten Früchte. Freilich wandern dafür wohl auch manche Gurke, manche Zwiebel von den Gemüsheeften des Verpächters in die Kochtöpfe des Pächters, aber diese kleine Verdrießlichkeit wiegt doch nicht die großen Annehmlichkeiten seines stets bescheidenen und liebenswürdigen Wesens auf.

Sobald die Früchte sich zu färben beginnen, kommen die Filippionen mit ihrer Familie, die auch schon in ihren jüngsten Gliedern aufmerksam

Wächter bildet, und mit ein bis zwei struppigen kleinen Pferden angezogen und beginnen ihr schwieriges Werk. Ich glaube kaum, daß so ein richtiger Obstpächter, von der ersten Kirche bis zum letzten Apfel, jemals aus seinen Kleidern heraustritt oder eine Nacht ruhig schläft. Am Nachmittag wird das Obst abgenommen und sorgfältig verpackt. In der Nacht fahren die Leute damit langsam durchs Land, um am frühen Morgen als die ersten auf den Marktplätzen der oft meilenweit entfernten Städte oder bei Kirken und sonstigen Volksbelustigungen der umliegenden Dörfer anwesend zu sein und nach Verkauf der Ware schnell wieder zurückzufahren, um neue für den nächsten Tag vorzubereiten.

Die Familienangehörigen oder eigens dazu angestellte Wächter bewachen inzwischen die ausgedehnten Obstopplantagen, zu welchem Zwecke die Leute an den entlegensten Stellen, wo sie möglichst ungestört sind, Hütten bauen.

In diesen Hütten, im Volksmunde „Buden“ genannt, die innen mit Stroh und Betten ausgefüllt sind, und vor denen eine Bank und ein Tisch aus rohen Brettern zusammengefügt werden, lebt die Familienmonatelang, stets vergnügt, und zufrieden, dabei merkwürdig sauber und frisch aussehend in den bunten Rattunhemden und Röcken, den grellfarbigen Kopftüchern der Frauen und Mädchen. In einiger Entfernung davor befindet sich eine Feuerstelle, über der ein Dreifuß steht, oder ein aus wenigen Backsteinen aufgerichteter Herd, und in den Zweigen des nächstliegenden Baumes schaukelt meistens eine Kiste an vier Stricken, in der der jüngste Sprößling schläft. Der ganze Platz ist immer frisch geseigt, und oft gibt ein Handtuch mit schon gestickten altrussischen Mustern, das an dem Eingang der Bude hängt, Zeugnis von der Kunstfertigkeit der Frauen. Das Ganze aber, umgeben von Bergen rotbackiger Äpfel und goldiger Birnen, die im Grase ringsherum zum Nachreifen aufgeschichtet sind, gibt ein gar anmutiges Bild. Für die Kinder der Gutsherrschaft besitzt es natürlich eine unwiderstehliche Anziehungskraft, die Lehrer

und Bienen oft der Verzweiflung nahe bringt. In meiner Jugend verband uns stets eine innige Freundschaft mit den Kindern der jedesmaligen Wächter, der Stepanida, Tatjana, Marissa oder Pelageia, dem kleinen Feodor, Zwan oder wie sie sonst heißen mochten. Unsere Frühstück- und Vesperbrote fielen dieser Freundschaft fast immer zum Opfer, wofür sich dann allerdings unsere Tischen auch wieder mit Äpfeln und Birnen füllten, die, wenn auch oft noch recht unreif, doch unendlich viel besser schmeckten als die anseerleuten Früchte am Herrschaftstische. Das Interessanteste für uns Kinder

aber blieb es doch, wenn wir nach dem Abendessen noch hinaus durften, um unseren Freunden eine Ranne heißen Tees zu bringen und zuzusehen, wie sie nach des Tages Arbeit um das Feuer lagerten, dessen roter Schein die kleine Hütte und die mächtigen Bäume herum magisch beleuchtete, ihre Kartoffeln aßen und dazu den aus faulen Äpfeln in großen Tonnien bereiteten Kwas tranken, tief melancholische Lieder dabei singend oder feurige Tänze auf der Pandharmonika spielend. Wenn nun im Herbst der Abschied naht, wenn die Bäume leer geworden sind und die letzte Nachtrate gezahlt werden soll, dann spielt sich jedesmal dieselbe Scene ab. Der



Filippovenfamilie vor ihrer Hütte

Wächter läßt die Frau oder Tochter des Hauses, von deren weichem Herzen er den meisten Erfolg hofft, bitten, sie persönlich sprechen zu dürfen, und übergibt ihr den vollen Restbetrag. Dabei bricht er plötzlich in Tränen aus, die nicht leise in seinen Bart rieseln, sondern in wahren Strömen direkt auf den Boden rollen, und versichert, wenn er wirklich das alles auszahlen müsse, dann hätte er auch nicht den geringsten Verdienst und müsse mit seinen armen kleinen Kindern im Winter hungern. Obgleich man genau weiß, daß das nur eine, den echten Filippovs charakterisierende Komödie ist und daß er ein sehr gutes Geschäft gemacht hat, so erhält er doch fast immer eine Ermäßigung. Selbst wenn sie nur gering ist, versteht sie ihn in die glücklichste Laune. Er streicht seine lichte Haare, die ihm vor Aufregung tief über die Augen

gefallen waren, erleichtert zurück und schwört bei allen Heiligen, im nächsten Jahre aber auch ganz, ganz gewiß alles bis auf den letzten Pfennig zu bezahlen.

Den Winter verbringen die Zilipponen in einem warmen dolce far niente. Da liegen sie in ihren Pelzen im heißen Zimmer auf der Feuerbank und

vertreiben sich in ihrem Dampfbade, daß auch nicht im kleinsten Häuschen fehlt, den in kalten, regnerischen Sommer- und Herbstnächten geholten Rheumatismus. Nur ab und zu unternehmen sie einen Jagd- oder Fischzug, auf welchen Sport sie sich meisterhaft verstehen.

A. von Schack

Warum bellt der Mops den Mond an?

Ein Beitrag zur Tierseelenkunde

Bei der Beschreibung der Hunde heißt es bei Brehm: „Manche eigentümlichen Sitten sind fast allen Arten gemein. So heulen und bellen sie den Mond an, ohne daß man dafür eigentlich einen Grund auffinden könnte.“ So ganz unerklärlich scheint mir dieser Vorgang nicht zu sein, ich will vielmehr versuchen, die Gründe, die nach meiner Meinung den Hund, also auch den Mops, zu diesem Verhalten veranlassen, vorzuführen.

Wenn man zu einem richtigen Verständnis der Tierseele gelangen will, muß man sich darüber klar werden, daß die Sinnesorganisation zahlreicher Tiere, namentlich die der Hunde, anders als die der Menschen ist. Unsere Nase ist stumpf, aber unsere Augen sind vorzüglich. Mit Hilfe ihres Geruchsvermögens nun vollbringen die sinnreichen Geschöpfe Leistungen, die uns in Erstaunen setzen. Die Hunde auf dem St. Bernhard finden im dichtesten Nebel im Schnee verschüttete Personen auf; Pferde bleiben an Stellen stehen, wo ein Toter verharret ist. Boyle erzählt von einem Hunde folgendes Beispiel. Ein Edelmann hatte von einem Bedienten einen Spürhund besonders abrichten lassen und wollte die Probe machen, ob der Hund dessen Spur aufspüren könne. Er schickte den Menschen vier Meilen weit an einen Ort und dann noch drei Meilen weiter in eine Stadt, wo eben Markt war. Einige Zeit darauf ließ er den Hund laufen und schickte einige Diener nach, die ihm überall hin folgen mußten. Der Hund ließ sich in seiner Spur durch die vielen andern Spuren nicht beirren und kam endlich in die Stadt und an das Haus, in dem der Diener, der ihn abgerichtet, im oberen Stockwerke saß, wovon die Nachgeschickten nichts wußten.

Densel berichtet von zwei Hunden, von denen der eine schlau, der andre stark war, folgende Geschichte: „Oft schon hatte es mein Staunen erregt, wie schnell sich eine für die Hunde wichtige Nachricht unter ihnen verbreitet. Der verwesende Viehladauer, nur von einem einzigen Hunde und in abgelegener Gegend entdekt, wird bald von vielen Hunden besucht werden. Bei dem Futterneid des Hundes ist an absichtliche Mitteilung der Nachricht nicht zu denken. Ich hatte längere Zeit in einem Wirtschaftshaus des Urwaldes gewohnt. Nings um das Gehört auf der abgeholzten kleinen Hochebene befanden sich viele Heden, innerhalb deren das zahlreiche Vieh der Anwohner weidete. Eines Tages saß ich in der Gaststube des Panjes mit meinen Hunden und einer ziemlich Anzahl Menschen. Da öffnete sich die Hintertür des Zimmers, und leise schob sich „Bagabond“, der schlechteste unter meinen Hunden, herein. Mit dem gleichgültigsten und

dummiesten Gesichte von der Welt spähte er nach einem guten Plaze, aber heimlich fuhr er noch einmal mit der Zungenspitze über die Oberlippe. In der ganzen Gesellschaft hatten nur zwei dies bemerkt: ich und der „Schlaue“. Langsam erhob sich dieser und schritt auf den Vereinfommenden zu, obgleich beide sonst nicht in Freundschaft lebten. Dieser merkte sogleich die Absicht. Wie ein erlasppter Verbrecher setzte er sich und ließ Kopf und Ohren herabhängen. Der andre trat an ihn heran, berod ihm das Maul von einem Winkel zum andern, senkte sogleich die Nase zur Erde und verlief vorsichtig, aber eilig das Zimmer durch die Hintertür. Ich eilte ihm nach, voll Neugierde, wie sich die Begebenheit weiter entwickeln werde, und sah nur noch, wie der Hund, die Nase auf der Erde, in den Heden verschwand. Als ich ihm folgte und kaum dreihundert Schritte zurückgelegt hatte, hörte ich schon das Krachen der Knochen in den Heden; der Schlaue labte sich an dem Kadaver eines Kalbes.“

Aus der jüngsten Zeit fallen mir zwei Geschichten ein, die von Zeitungen berichtet wurden. Ein Herr geht mit seinem Tachshunde an Kanalisationsröhren vorbei; da bellt der Fiedel plötzlich vor der einen und will nicht fort. Schließlich sieht man nach und findet, daß ein Kind hineingekrochen war, das nicht wieder heraus konnte. Im Riesengebirge macht ein Herr mit zwei Mädchen bei großem Wetter eine Partie nach einer Bande. Er geht voran, die Dunkelheit überrascht sie, und als er oben ankommt, sind die Mädchen verschwunden. Der Bandenwirt holt sofort seinen Hund, der nach kurzer Zeit die schon verloren geglaubten auffindet.

Weil bei dem Hunde die Nase alles, das Auge nur wenig bedeutet, so liegt gar kein Grund zum Staunen vor, daß einen Hundebesitzer ergreifen hat, als er folgendes einer Zeitungsredaktion mitteilte. Im verlossenen Sommer war ich verreist und hatte meinen Hund zu einem Kollegen, einem schon älteren Herrn mit weißem Haar und Bart, in Pflege gegeben. Als ich wiederkam, sprang der Hund bei Spaziergängen jedem uns begegnenden Herrn mit seinem Haar freudig entgegen, jedenfalls wohl in der Ansicht, es wäre sein „Pflegevater“. Hatte er dann durch Versehen des betreffenden Herrn festgestellt, daß er sich geirrt, so machte er jedesmal ein sehr erstauntes Gesicht und sah mich, beinahe hätte ich gesagt, kopfschüttelnd, an. Ebenso lief er, als er ein Jahr alt war, jeder Dame, die ein weißes Kleid trug, nach, weil meine Frau damals hin und wieder ein weißes Kleid anzog. Sein Spiegelbild, das ich ihm mehrmals gezeigt, läßt ihn durchaus kalt, und auch der Weihnachtsbaum mit den brennenden Lichtern machte

auf seine Hundeseele weiter keinen Eindruck. Dagegen erregen die am Baume hängenden Süßigkeiten seine ganze Aufmerksamkeit, und er wunderte sich ansehend, daß ihn bei einem Diebstahlsversuch die spizen Nadeln empfindlich in die Nase stachen.

Hierzu ist folgendes zu bemerken: Weil das Sehen des Hundes nur schwach ist, so täuscht er sich leicht, wenn er sich nur nach den Augen richtet. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, läuft deshalb leicht zu Personen, die manchmal nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Gesuchten haben. Licht macht auf ihn überhaupt nicht den Eindruck wie auf den Menschen. Da das Anzünden der Weihnachtslichte auf seine Nase keinen Einfluß ausübt, so läßt es ihn kalt. Umgekehrt wittert er die Süßigkeiten und will deshalb sich diese zu Gemüte ziehen.

Wie oft hört man das Erstannen darüber, daß ein Hund nicht gern in den Spiegel sieht. Eine Dame, die einen sehr gelegrigen Pudel besitzt, ist ganz sprachlos darüber, daß dieser nichts vom Spiegel wissen will. Die Erklärung ist sehr einfach; das thut wohl alle witternden Tiere. Sie trauen ihren Augen nicht und orientieren sich mit der Nase. Dem Pudel kommt es so vor, als sei dort noch ein andrer Pudel, aber seine treue Nase sagt: das ist Schein, ich merke keine Ausbünstung von einem andern Tiere. Dieser Zwiespalt seiner Sinne ist ihm unangenehm, er guckt deshalb höchst ungern in den Spiegel. Ragen dagegen spiegeln sich gern, und Affen, die wie Menschen gut sehen und schlecht riechen, sind rein verliebt in Spiegel. Ebenso schließt man Lerchen unter Benützung eines Spiegels.

Nun haben wir die Erklärung dafür gewonnen, weshalb die Hunde den Mond anbelln. Sie sehen die leuchtende Scheibe — denn der Kurzsichtige sieht ja undeutlicher als der Normalsichtige —, aber sie wissen nicht, was sie damit anfangen sollen. Ihre Nase, ihr Grundsinne läßt sie bei diesem Gestirn ganz im Stich. Der andre Grund, weshalb den Hund der glänzende Mond anfreut, liegt in seiner ursprünglichen Raubtiernatur. Wo seine Sinne etwas wahrnehmen, da vermutet er etwas Lebendiges, das womöglich etwas für seinen Magen ist. Deshalb eilt er dem rollenden Rade nach, in der Jugend auch den Sonnenstrahlen und den Schneeflocken. Pflanzensresser wissen sehr wohl, daß Pflanzen nicht leuchten. Deshalb hat man noch nie gehört, daß Pferde, Kinder, Hasen beim Anblick des Mondes in Aufregung gerieten.

Zum Schluß möchte ich noch folgende Gründe anführen, welche die hier aufgestellte Theorie einwandfrei begründen dürften. Für Geschöpfe, für die wie beim Menschen das Auge der Grundsinne ist, muß der Ausgang der Sonne, wie überhaupt das Vorkommen von der größten Bedeutung sein. Pferde, Hunde, Kinder läßt es kalt. Vögel dagegen begrüßen frohgemut die wiederkehrende Felligkeit. Daß Ragen, die wie die Menschen ebenfalls sehr gut sehen, sich nichts daraus machen, rührt daher, daß sie Nachttiere sind. Umgekehrt hört man übereinstimmend von Reisenden, daß die Affen-

herden das Aufgehen der Sonne mit Gefasche begrüßen. Schon den alten Aegyptern war es aufgefallen, daß die Paviere den Gestirnen große Aufmerksamkeit widmeten. In ihren astronomischen Darstellungen, die zumeist an den Decken der Tempel angebracht sind, wird der Mantelpavian in deutlichste Beziehung zum Monde gesetzt. Bald tritt er zur Bezeichnung des Mondes selbst ein, bald erscheint er in aufrechter Stellung mit erhobenen Händen, in freudiger Erregung den aufgehenden Mond begrüßend, und ebenso wird das Bild eines sitzenden Pavians zur Bezeichnung der Tag- und Nachtgleichen gebraucht.

Ein andrer Bräufinn ist das Verhalten der Tiere bei Sonnenfinsternis. Ein Beobachter war ganz erstaunt, daß Vögel erschreckt zur Erde flogen, Hirsche, Hehe, Hasen dagegen ruhig blieben. Er erklärte es damit, daß die Tiere des Waldes eher an das Dunkel gewöhnt seien. Das ist natürlich falsch, denn die Vögel sind ja vielfach mehr im Walde als z. B. der Hase. Umgekehrt macht die Sonnenfinsternis auf Hunde gar keinen Eindruck. Die Erklärung kann eben nur darin gefunden werden, daß das plötzliche Sichverfinstern der Sonne nur auf Geschöpfe mit guten Augen, nicht auf solche mit guten Nasen, Eindruck machen kann.

Schließlich würde als bester Beweis die Wirkung der Fata Morgana auf Tiere anzuführen sein. Vergänglich habe ich mich jedoch bemüht, hierüber bei Reisenden Aufklärung zu finden. Nach meiner Theorie muß dieses Gebilde auf die kurzfristigen Pferde, Kamele, Hunde u. s. w. wirkungslos bleiben. Denn nur das scharfe Auge erkennt Landchaften, Palmen, Oasen u. s. w. Nur bei Verty habe ich eine Stelle gefunden, wo es von den südamerikanischen Pferden heißt: „In den Pampas lassen sich die Pferde durch die dort so häufige Fata Morgana nie täuschen. Oft verbannt auch aus andern Gefahren selbst der erfahrenste Gaucho seine Rettung nur dem Instinkte des Pferdes.“

Abgesehen davon, daß Verty dieses Sichttäuschen lassen irrthümlicherweise als einen Ausfluß des Instinktes ansieht, während es in Wirklichkeit nur durch das schlechte Sehvermögen bewirkt ist, wird durch diesen Vorgang die hier vertretene Ansicht vollaus bestätigt.

Dem Hunde, der die leuchtende Mondscheibe sieht, ohne daß sein Hauptsinne, die Nase, etwas wittert, ist genau so, als wenn wir Geisterstimmen hören, aber keinen Sprecher wahrnehmen können. Noch zutreffender ist vielleicht folgender Vergleich. Ein Gutsbesitzer und dessen Familie merken plötzlich, daß es überall, und zwar auch im Freien, furchtbar brandig riecht. Obwohl sie alles durchsuchen, können sie nicht den geringsten Grund für diese Erscheinung ausfindig machen. Wer würde sich da wundern, wenn die Familie höchst unruhig, geängstigte Gesichter machte? Daß die Hunde ihre unangenehmen Gefühle durch Heulen anzeigen, liegt natürlich darin, daß das überhaupt ihr Mittel ist, um gewisse Gefühlslagen zum Ausdruck zu bringen.

Th. Zell





Automobilismus

Aber, wie kann man nur in einem Automobil fahren?! Diese Hitze im Sommer, dieses Geräusch, die große Gefahr, der Staub und — wie soll ich nur sagen? — es . . .

„Ich verstehe, Gnädige, Sie meinen, es riecht.“

„Jawohl, ganz recht; ich fand nicht den richtigen Ausdruck. Aber Sie geben das selber zu und möchten mir dann noch empfehlen, mit einem solchen rasselnden, pfauchenden Ungeheuer zu fahren?“

„Pardon, geschätzte Freundin der jungen Bewegung, die man mit dem holperigen Namen ‚Automobilismus‘ belegt hat, ich gebe gar nichts zu, ich sage im Gegenteil: Sie sind absolut im Unrecht. Betrachten wir die Sache so, wie sie ist! Vor allen Dingen die Hitze. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß bei einer flotten Fahrt in irgend einem Wagen selbst im Hochsommer ein Hitzegefühl nicht aufkommen kann, und nehmen Sie nicht Ihren Fächer zur Hand, sobald in der dumpfen Wohnung die Hitze zu groß wird? Nun, auf dem Automobil ist dieser Luftzug, der selbst während der größten Sommerhitze kühlend wirkt, in so intensiver Weise vorhanden, daß man selbst bei einer relativ großen Hitze noch bequem den Mantel auf dem Automobil trägt. Das scheint merkwürdig, es ist aber so. Sie sehen, mit der Hitze ist es nichts.“

„Aber das Geräusch — das können Sie doch nicht leugnen!“

„Auch das leugne ich. Die ersten Automobile waren freilich alte Klappertafeln, und da der erste Eindruck gewöhnlich der bleibende ist, so haben sich alle Nichtautomobilisten daran gewöhnt zu sagen: ‚Das Automobil macht Lärm.‘ Aber betrachten Sie doch nur einen modernen ‚Wienclinder‘, wie er geräuschlos durch den größten Verkehr dahingleitet, wie er bald langsamer, bald schneller seinen Weg sucht, ohne daß irgend jemand in seiner Nähe mehr vernimmt als das schnurrende Tönen der Ketten und die sonore Resonanz der Maschine. Der Lärm, der war einmal.“

„Sie sind ein guter Anwalt — aber der Staub, was ist's mit dem?“

„Das ist allerdings eine wundte Stelle. Staub wirbeln die Automobile auf, und sie werden ihn aufwirbeln, solange die Hufe der Pferde die feste Oberfläche der Landstraße zerstampfen; die Pferde machen den Staub, und die weichen Pneumatiks des Motorwagens wirbeln ihn auf. Aber die Sache ist nicht so gefährlich; selbst die ‚mondänsten‘ Damen sind nicht gekränkt, wenn ihr Haar nach einer schnellen Fahrt von Staub gepudert ist. Wie groß muß also da das Vergnügen der Fahrt sein! Den meisten Staub bekommen übrigens die Fußgänger, und es ist nur ein kleiner Teil, der von dem Luftzug des Wagens in das Wageninnere gezogen wird.“

„Aber die Gefahr?“

„Auch die ist nicht größer als auf der Eisenbahn oder in einem von Pferden gezogenen Wagen. Eigentlich ist das Automobil sicherer als ein Wagen, denn die mechanischen Pferde, die es in seinem Innern birgt, werden nicht scheu und gehen nicht durch. Freilich, wenn der Lenker übermütig wird und absichtlich die Gefahr herausbeschwört, dann ist ein Automobil wohl gefährlich; aber trifft das Gleiche nicht bei dem Touristen zu oder bei dem Reiter oder bei sonst irgend jemand, der die Gefahr nicht achtet? Die Unfälle, die in den Tagesblättern verzeichnet werden, sind in den seltensten Fällen Schuld des Automobils, sondern die Schuld desjenigen, der die primitivsten Vorsichtsmregeln außer acht gelassen hat. Und darüber, daß das nachsinnige Dahinrafen der „Autler“ nicht scharf genug verurteilt werden kann, herrscht ja — zumal seit dem blutigen Ergebnis der verunglückten Wettfahrt Paris-Madrid — nur eine Stimme. Wie amüsant aber eine in vernünftiger Weise ausgeführte Automobilreise sein kann, das gestatten Sie mir durch nachfolgende kleine Serie automobilistischer Bilder zu demonstrieren.“

„Die Herrschaften, die auf den Bildern dargestellt sind, haben eine weite Reise mit ihren Wagen gemacht. Sie fuhrn durch Oesterreich, Deutschland und Frankreich, frei und ungebunden, nicht abhängig von Fahrplänen und Dampfschiffverbindungen, sondern ganz, wie es ihnen beliebte, in die Welt hinein. Wo es ihnen gefiel, machten sie Halt und suchten jene Punkte auf, die für sie Interesse hatten — sie waren ja an keinen Schienenweg gebunden.

„Das erste der Bilder zeigt uns die Zurüstungen vor der Fahrt. Der große Wagen will nämlich auch gefüttert werden, und je genauer man seinen Wünschen in Bezug auf gute Behandlung vor Eintritt der Fahrt nachkommt, desto sicherer kann man sein, daß seine Ausführung dann eine tadellose ist. Die drei Herren sind eben auf das eifrigste mit diesen Vorbereitungen beschäftigt. Der vor

dem Wagen Knieende betrachtet die Zündung der Maschine, der andre füllt Benzin aus einer Kanne in den Wagen, und der dritte ist eben dabei, konsistentes Fett in die Schmierfasen zu füllen. Das zweite Bildchen zeigt uns die Heilgesellschaft auf der Fahrt. Die Dame, die auf dem ersten Bilde noch nicht zu sehen ist, wahrscheinlich weil sie Toilette machte, hat rückwärts auf dem bequemsten Sitz



Vorbereitung zum Start



Etwas im Betriebe stimmt nicht

Platz genommen. Das große, mächtige Gefährt folgt spielend den zahlreichen Windungen der kurvenreichen Straße. Aber nicht immer geht die Fahrt so flott von statten. Wie die Lokomotive oder irgend eine andre Maschine, so bedarf auch das Automobil hin und wieder der sorgfamen Aufmerksamkeit seiner Lenker. Unsere Abbildung zeigt uns die Situation. Irgend etwas in dem Getriebe ist nicht in Ordnung,

und man hat infolgedessen notgedrungen eine kurze Fahrtunterbrechung gemacht. Der große Reiselofter, der hinten aufgeschnallt war, der Hutlofter von Madame, der Handlofter, kurz alles ist in der Eile auf die Straße verstreut worden. Während die Herren eifrig bemüht sind, den Schaden zu beheben, sitzt die Dame bequem auf dem großen Reiselofter und wartet ab, welches Resultat die Untersuchung haben werde.

„Schwieriger scheint sich der Schaden beheben zu lassen, mit dem sich die Automobilisten auf dem nächsten Bilde beschäftigen. Sie haben das Fahrzeug wohlweislich von der Fahrstraße auf den rasenbewachsenen Seitenstreifen geschoben, denn es liegt sich hier doch besser als auf dem harten Pflaster. Angenehm ist diese Lage ja gewiß nicht, aber was sein muß, das muß sein! Daß die Reparatur aber nicht allzu schwierig gewesen ist, zeigt uns die nächste Illustration. Die Koffer sind wieder an ihre Stelle gebracht worden, und alles ist



heikle Lage



Frühstück im Walde

in Ordnung. Als Belohnung für die Arbeit wird ein Morgenimbiss im Walde eingenommen. Da die Dame während des Frühstücks an der Stelle des Lenkers Platz genommen hat, so bleibt sie gleich an der Lenkung sitzen und benutzt die Gelegenheit, um selbst die zwölf Pferde zu bändigen, die sich im Motorkasten befinden. Die Dame ist ihrer Sache sicher, das Lenkrad ruht in ihrer Hand, und der Wagen folgt geschmeidig den Windungen der Straße. Man sieht es dem freudigen, absolut nicht ängstlichen Gesicht der schönen Lenkerin an, daß ihr die 60 Kilometer in der Stunde absolut keine Sorge machen.

„O diese Pneumatiks! Sie sind ein gar zu verletzlicher Teil des modernen Automobils, und unser Bild zeigt, daß sie leicht die Ursache zu einer unfreiwilligen Pause sein können. Aber wenn sechs kräftige Häufte über eine widerstandsfähige Pneumatikdecke gehen, dann ist die Demontage und die Montage in wenigen Minuten durchgeführt. Wie wenig aufregend der Defekt ist, zeigt die Passagierin, die in aller Gemütsruhe das Morgenblatt, neueste Nummer des „Schwiberdiner Boten“, liest und wartet, bis ihre männlichen Begleiter mit der Arbeit des Pneumatikfließens fertig sind.“

„Die edlen Pferde hegen noch immer ein gewisses Mißtrauen gegen das Automobil.“

Warum auch nicht? Gibt es doch selbst Menschen, die nicht begreifen können, daß ein Wagen ohne Pferde sich weiterzubewegen vermag. Die Begegnungen zwischen Automobil und Dippomobil sind nicht immer angenehm. Es kommt nicht selten vor, daß ein Pferd, unbelümmert um die Zurufe der Automobilisten und um die Lenkung seines Kutschers, einfach das Weite sucht. Darum ist es gut für die Automobilisten, rechtzeitig anzuhalten, und erfahrene Lenker gebrauchen oft sogar die weiße Vorfrucht, einen ihrer Begleiter dem Pferde entgegenzuschicken, der die Aktionen des Kutschers unterstützt.

Es ist nicht immer leicht, sich in der Fremde auf Landstraßen, die kreuz und quer, bergauf und bergab gehen, zurecht zu finden, und die Landkarten sind auch nicht immer von der wünschenswerten Genauigkeit. Unsere Gesellschaft

hat sich verfahren; die Land-

karte ist auf dem Lenktrabe ausgebreitet, und die Herrschaften sind eifrig in das Studium der Karte vertieft.

Rechts oder links, geradeaus oder am Ende gar zurück? Das ist nun hier die Frage.

„Nun, sie haben ihr Ziel erreicht, ich weiß es ganz bestimmt, Gnädige, denn ich war ja selbst dabei!“

Xilius



O diese Pneumatiks! — Madame verreibt sich lesend die Zeit



Verfahren! Vorwärts, rückwärts, links oder rechts?



Albrecht Dürer: Geburt Christi. Vor der Restaurierung

Die Wiederherstellung des Dürerschen Baumgartner-Altars in München

In Heft 8 brachten wir die beiden Flügelbilder des sogenannten Baumgartner-Altars von Albrecht Dürer in der alten Münchener Pinakothek nach der von Prof. Hauser-München vorgenommenen Restau-

rierung, und zum Vergleich daneben die beiden ritterlichen Bildnisse mit der von Fischer, dem Hofmaler Maximilians I., teilweise vorgenommenen Uebermalung. Der Konservator der Pinakothek, Dr. R. Voll,



Albrecht Dürer: Geburt Christi. Nach der Restaurierung

wurde auf diese früher nur geachteten Uebermalungen durch Kopien der ursprünglichen Dürer-Bilder aufmerksam, die ein Wiener Kunsthändler nach München brachte. Außerdem zeugten auch Nürnberger Kopien für diese Tatsache, die in der Pegnishadt angefertigt worden waren, als der bayrische Kurfürst Maximilian I. sich von den Nürnbergern, die auf den mächtigen Nachbarn gebührende Rücksicht nehmen mußten, jenen wertvollen Altar

im Jahre 1613 schenken ließ. Vorher hatte man diesen Kopien, die sich im Germanischen Museum und in einer Kirche befinden, keine sonderliche Beachtung geschenkt. Nachdem die Wiederherstellung der beiden Seitenflügel des Triptychons ein so vorzügliches Ergebnis gehabt hatte, wurde dem auf diesem Gebiete bestens bewährten Professor Hauser auch der Mittelaltar, der die Geburt Christi darstellt, zu dem gleichen Zweck übergeben. Wir führen

unsern Lesern jetzt gleichfalls eine Ansicht des restaurierten Mittelfüßes und des übermalten Bildes vor. Die im Vordergrund rechts und links von Dürer nach der Sitte seiner Zeit angebrachten Gruppen der Stifter und ihrer Familienangehörigen sind auf dem restaurierten Bilde nun wieder zu Tage gefördert. Der Vollständigkeit halber geben wir auch noch eine Ansicht der Madonna, die auf der zuvor rot verstrichenen Rückseite eines der Flügelbilder zum Vorschein gekommen ist und die als eine der lieblichsten Schöpfungen des Nürnberger Meisters bezeichnet werden darf. Wenn beide Flügel zugeklappt waren, so hatte man eine Verkündigung Mariä vor sich; die auf dem andern Flügel befindliche Gestalt des Engels ist aber leider zerstört worden, während es sich im übrigen bei der Wegnahme der 300 Jahre alten Uebermalung gezeigt hat, daß die Dürerschen Originale nur sehr wenig beschädigt waren. Was nun die Persönlichkeiten der auf den Flügeln und dem Mittelbilde dargestellten Stifter



Albrecht Dürer: Verkündigung Mariä

betrifft, so gehörte der Altar nach den auf der Verkündigung angebrachten Wappen den Nürnberger Patrizierfamilien der Baumgartner und der Volkamer. In den Figuren auf den beiden Flügeln sollen die Gebrüder Stephan und Lucas Baumgartner (oder Baumgartner) in Gestalt zweier Heiligen dargestellt sein; es läßt sich das jedoch nicht mit Sicherheit nachweisen, nur ist angesichts der scharf prononzierten Individualität der beiden Flügelfiguren jedenfalls anzunehmen, daß wirkliche Porträts vorliegen. Dasselbe ist auch wohl für die beiden Gruppen von Stifterfiguren auf dem Mittelbilde anzunehmen; die ihnen beigegebenen Wappen sind zum Teil noch unerklärt, und die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, daß der Altar eine Kollektionsstiftung von Nürnberger Patriziern gewesen ist, wenn auch die zum Teil attestmäßig festgelegte Ueberlieferung nur die Baumgartner als Stifter anführt, deren Familie auch über hundert Jahre lang das Verfügungsrecht über den Altar besessen hat.

Literatur

Wie die Statistiker nachweisen, dauert das Anwachsen unter städtischen Gemeinwesen noch immer fort, und fast überall stehen daher Stadterweiterungsfragen auf der Tagesordnung. Meistens ist der Baugrund sehr kostspielig, und man kann es somit den Unternehmern nicht verdenken, wenn sie ihn nach Möglichkeit auszunutzen suchen. Sobald dabei eine gewisse Grenze überschritten wird, leidet dann freilich die Schönheit des Gesamtbildes einer Stadt oder doch gewisser Viertel und Straßen darunter. Entgegen der einseitigen Geltendmachung praktischer und materieller Interessen bei der Vergrößerung der Städte wird nun andererseits die dringende Mahnung erhoben, die ästhetischen und ebenso die hygienischen Rücksichten in den Vordergrund zu stellen. So kommt es, daß die Ansichten oft weit auseinander gehen und daß in den städtischen Korporationen wie in der Presse über diese Punkte mitunter heftig hin und her gestritten wird. Es ist deshalb von hohem Wert, über die „brennende“ Frage der Stadterweiterung die Anschauungen und die Erfahrungen einer anerkannten Autorität kennen zu lernen. Professor Theodor Fischer, der in jahrelanger praktischer Arbeit sich um die Kunst des Städtebaues bemüht hat und dessen Tätigkeit für die moderne Ausgestaltung Münchens allseitig anerkannt worden ist, hat kürzlich in Stuttgart einen Vortrag gehalten, der jene Frage eingehend in sich faßt und höchst anziehender Weise behandelt und der soeben in Buchform unter dem Titel: „Stadterweiterungs-

fragen“ (Preis geb. 1.20 Mark) bei der Teubner Verlag-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Professor Fischer bespricht die wichtigsten dabei in Frage kommenden Grundbegriffe zunächst im Hinblick auf die schwäbische Hauptstadt, allein seine Ausführungen dürfen beanspruchen, auch in allen übrigen Städten vernommen und beachtet zu werden. Allererst wird man dem Verfasser beistimmen, wenn er die nur zu häufig anzutreffende moderne Gleichgültigkeit verurteilt, die es verabsäumt, daß so viele neuere Städte oder Stadtteile einander gleichen wie ein Fabrikserzeugnis dem andern, und wenn er die ästhetischen Rücksichten mit denen der Ökonomie und Hygiene zu verbinden sucht. Seine allgemeinen Gesichtspunkte, wie die ins einzelne gehenden Darlegungen über die Anlage und Ausführung der Häuser, Straßen u. s. w. werden von Fachleuten und Laien mit gleichem Interesse zur Kenntnis genommen werden und klären und anregend wirken. Vorzüglich gewählig sind die durch 32 Abbildungen erläuterten Beispiele und Gegenbeispiele, die das Verhältniß weltlich erleichtern.

— Ten „portugiesischen Jola“ hat man José Maria Eça de Queiroz genannt, aber der Vergleich trifft nicht zu, denn vornehmlich unerkennbar der berühmte französische Romanistrophe auf den portugiesischen Dingen einen nicht geringen Einfluß ausgeübt hat, so unterschiedet sich Queiroz von Jola doch in einem wesentlichen Punkte. Er besitzt in hohem Grade die göttliche Gabe des Humors, die Jola nur sehr langsam

bemessen war. Eine köstliche Laune, die sich oft satirisch ausprägt, ist nun das Hauptgespräch seines Romans „Stadt und Welt“, der in trefflicher Verdeutschung von Emil Es vorliegt (Stuttgart, Teubner Verlagshaus, geb. M. 2.—, geb. M. 1.—). Mit seiner Ironie stellt der Dichter die Lieberfälligkeit des zum Pariser Lebemann aufgearbeiteten portugiesischen Geheimnisses in Gegensatz zu der frischen Ursprünglichkeit seines Jugendfreundes aus der Heimat, der ihm in Seinedabei einen Besuch abstatte. Obwohl eben erst an der Schwelle des Mannesalters angelangt, findet der arme Reiche an seinem der Genüsse, die in lockender Fülle die Weltstadt bietet, mehr Freude, und doch schauert ihm vor dem Gedanken, das strahlende, heuchlerische, nervenzerstörende Paris mit der ihm Heimat zu verlassen. Inzwischen führt ihn eine unabwendbare Pflicht dorthin zurück, und ich führe die Enttäuschungen und Enttäuschungen über den Verhältnissen herein. Aber dem Zwange gehorchend, harrt er aus, und schon nach einer kurzen Weile erkennt er, wie ein hohes Gefühl es ist, Nichten zu erfüllen, sie gern und treulich zu erfüllen. Der entsetzte Pariser Lebemann wird zunächst ein gesunder Mann und nach einiger Zeit glücklicher Vater und Vater, der Wohlthat seines Geburtslandes. In den Schilderungen aus Paris erkennt man wohl Anklänge an Zola, doch tritt hier an die Stelle der herben Unverfälschtheit der launige Humor, auch beobachtet der fremde Beobachter, dem nur die Eigenheiten der markanten Zug, der dem europäischen Dichter nicht auffällig war. Sobald die Erzählung auf portugiesischen Boden hinübertritt, tritt an die Stelle der Satire eine traumliche, herzerwinnende Schalkhaftigkeit. Wohl ist der Dichter nicht blind gegen gewisse Schwächen seiner Landleute, aber er bespöttelt sie in neckischer Lebenswürdigkeit und malt manchen köstlichen Jodel von amüsiertem Munde. So läßt sich mit vollem Rechte der Roman den besten der fremdsprachlichen Literatur anreihen.

— Welch haushälterische Fortschritte Wissenschaft und Kunst, Technik, Vortrefflichkeit, kurzum die menschliche Kultur auf allen Gebieten, und wie sehr nicht in letzter Linie auch das Buchgewerbe gemacht haben, tritt uns deutlich vor Augen, wenn wir eines der ersten europäischsten Werke in deutscher Sprache, etwa 3. v. Chr. des Autors „Kurzer Begriff aller Wissenschaften“ vom Jahre 1778, mit Meyers „Großem Konversations-Lexikon“ (Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien) vergleichen, das gegenwärtig in sechster, gänzlich neubearbeiteter und vermehrter Auflage erscheint. Gründlichkeit und Begehrtheit, Objektivität der Darstellung und tabellarische Ausgestaltung zeichnen dieses berühmte Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens aus, und der uns vorliegende zweite und dritte Band lassen sich erkennen, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Umsicht Redaktion und Verlag bemüht sind, das großartige Werk noch immer mehr zu vervollkommen und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend zu gestalten. Was zum redaktionellen Aufbau eines jeden Bandes ist allen neueren Konversations- und Enzyklopädieen sorgfältig Rechnung getragen. Ganz besonderes Lob verdient die Reichhaltigkeit und passende Wahl der zum Teil neuen Textillustrationen, Farben- und Schwarzdrucktafeln, Pläne und Karten, sowie ihre ganz vorzügliche Ausführung. Der zweite Band umfasst die Stichwörter Ahrbis bis Bismarck auf 614 Seiten mit über 11000 Abbildungen im Text und über 1400 Wiedertafeln, Karten und Pläne sowie 190 Textbeilagen. Um wenigstens einige Einzelheiten herauszuheben, haben wir die musterhafte Bearbeitung der folgenden Stichwörter nach den zugehörigen Artikeln hervor: Astronomie, Aufzüge, Ausstellungen, Australien, Bahnhöfe, Ballerine, Banken, Bayern, Beethoven, Bergbau, Berlin, Bevölkerung, Bierbrauerei und Bildhauerkunst, deren Entwicklung auf 20 Tafeln vorgeführt wird. — Der dritte Band bringt auf 922 Textseiten die Stichwörter Bismarck-Wiedel bis Gennep mit der gleichen illustrierten Ausstattung wie beim zweiten Bande. Ganz besonders interessiert uns der mit prächtigen Farben- und Schwarzdrucktafeln versehene Artikel über Blattpflanzen, dann die gleichfalls illustrierten Artikel über Blut und Blutbewegung, Wohnmaschinen, Wörte und Wörtegebäude, Wronne und Wronzmetall, Wuchsmund und Wuchseinbände, Wuchdruckerkunst, Würgen, Wutterfabrikation, Chemie und Chemische Industrie. Zahlreiche Artikel beleuchten aktuelle politische und soziale Fragen, auch das Bürgerliche Gelebebuch in seiner Neugestaltung und das Wörtegelebe haben eingehende Behandlung gefunden. Auf jeder Seite der neuen Auflage sind Fortschritte wahrzunehmen, so daß man den weiteren Bänden mit Spannung entgegenzusehen darf.

— Schon der englische Physiker James Clerk Maxwell hatte auf Grund seiner Anschauungen über das Wesen der Elektrizität die Existenz der elektromagnetischen Wellen vorhergesagt, die D. Herz dann voranig Jahre später (1887) wirklich entdeckte, womit er die Grundlage der Telegraphie ohne Draht schuf. Guglielmo Marconi war es dann, der auf Grund der Vorarbeiten Laddes, Popoffs, seines Lehrers H. Nighi u. a. in den Jahren 1896 und 1897 den Gedanken der Funkentelegraphie praktisch zu verwirklichen und das nach ihm

benannte „System Marconi“ zu schaffen verstanden hat. Seitdem hat die drahtlose Telegraphie nach diesem System, wie nach denen von Lodge und Marconi, Braun und Labo-Veres eine solche Bedeutung erlangt und eine so vielfältige Anwendung für die Zwecke des Verkehrs (vgl. den Aufsatz in Heft 3), der Marine u. s. w. gefunden, daß auch in Zukunft ein tiefgehendes Interesse für diese neue, wunderbare Erfindung nachgerade wurde. Man wird deswegen ein Buch gewiß willkommen heißen, das ihre Grundlagen und dann die verschiedenen Systeme der drahtlosen Telegraphie neben den weiteren Erfindungen, zu denen sie Anlaß gegeben hat, in eingehender und dabei für jedermann verständlichen Weise beschreibt. Es geschieht dies in dem empfehlenswerten, soeben bei H. Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienenen Werke: „Die Telegraphie ohne Draht“ von Augusto Nighi, o. Professor an der Universität Bologna, und Bernhard Tefsa, Privatdozent an der Universität Bologna. Mit 254 eingedrucktten Abbildungen. Der erste Teil behandelt die elektrischen Erscheinungen überhaupt und bietet einen gedrängten Überblick über den heutigen Stand der Elektrizitätslehre, der zweite Teil die Entstehung und die Eigenschaften der elektrischen Wellen, während sich der dritte dann dem eigentlichen Thema, der elektrischen Telegraphie ohne Draht, zuwendet. Der vierte Teil endlich befaßt sich mit den neuerdings so viel besprochenen Eigenschaften der Telegraphie, die Eigenheiten der Übertragung von Signalen und Tönen in die drahtlose Telegraphie mit Hilfe des Lichts und der ultravioletten Schwingungen und Wiederhergabe von Tönen durch das Licht, wie sie z. B. beim sprechenden Lichtbogen flackend und bei der drahtlosen Telephonie angestrahlt wird.

— In einer fesselnden autobiographischen Skizze äußert Emil Zola über seine literarische Tätigkeit: „Wenn politische und soziale Fragen einen großen Platz in meinen Büchern einnehmen, so geschieht dies, weil ich als bloßer Beobachter von der Ungerechtigkeit und Entartung der Zeit betroffen bin, und weil ich als Mann danach strebe, das mehr Ungerechtigkeit und Gerechtigkeit unter meinen Mitmenschen herbeizuführen.“ Unter dem Einfluß der politischen und geistigen Kampfbewegung entwickelte sich die polemische Kraft immer mächtiger in ihm, und nicht nur der flammende Brief „Jaccuse“ und Zolas Artikel über den Treugeld-Gebiet waren Meisterwerke der Angriffsliteratur, sondern auch sein letzter Roman „Wahrschall“, sein literarisches Vermächtnis, ist ein Kampf- und Mahnruf an die Zeitgenossen. Er bildet den dritten Teil der „Bier-Örgel“ und ist, wie der erste und zweite Teil, die Romane „Wahrschall“ und „Arbeit“, die übrigen Hauptwerke des großen Meisters des Naturalismus, in einer außerordentlichen Uebersetzung für den Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen (jeweils 2 Bände, geb. 8 M.). Unmittelbar nach dem durch einen tragischen Unfall verführten Ende des berühmten Romanisten schickte seinen letzten Gegner, deren er wohl mehr gehabt hat als irgend ein anderer zeitgenössischer Autor, die dreifache Behauptung auf, seine Werke würden, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Romane „Germinal“ und „Der Zusammenbruch“, nimmer ein für allemal der Vergessenheit anheimfallen. Nun liegt jedoch von der erwähnten Uebersetzung der „Wahrheit“, die als geschlossener Werk erst ein halbes Jahr nach Zolas Tode erschien, augenblicklich bereits die 8. Auflage vor; die fünf ersten waren binnen zwei Monaten vergriffen, und damit dürfte jene abspredende Beurteilung wohl hinreichend widerlegt sein. In diesem großartig angelegten Roman soll Zola das Problem der modernen Völkerverzerrung darlegen; er verlegt auf diesem Gebiet den Kampf um die Rehabilitierung eines unschuldig Verurteilten, zu dem ihm der Treugeld-Prozess die „menschlichen Dokumente“ lieferte, in eine andere Umgebung, wobei ihm ein Weichsalz, der allerdings mit unerschiedlichem Erfolge vor einigen Jahren in eine zur Verhängung kam, als Vorlage diente. Als Roman zeichnet sich Zolas „Wahrheit“ durch starke Komposition und Reichtum der Handlung aus, so daß das Interesse des Lesers mächtig erregt und bis zu Ende vorgehalten wird. Das Werk besitzt aber auch als kulturgeschichtliches Denkmal einen hohen und bleibenden Wert und sollte von allen gelesen werden, die an den geistigen Kämpfen der Gegenwart teilnehmen.

— Der f. f. Stabsarzt Dr. Leopold Herz hat als Hr. 68 der im Verlag von Josef Fels in Wien erscheinenden „Militärärztlichen Publikationen“ eine Schrift „Der Sanitätsdienst bei der englischen Armee im Kriege gegen die Buren“ herausgegeben, die nicht nur der Beachtung seiner Fachkollegen und der Militärärzte, sondern auch aller, die sich für den Burenkrieg interessieren, empfohlen zu werden verdient. Mit vollem Recht spricht der Verfasser es aus, daß im Kriege der bewaffnete Gegner nicht der einzige und auch nicht der größte Feind der Kämpfer ist; viel bössartiger ist vielmehr das große Heer der Infektionserkrankheiten, das unsichtbar hinter jeder Armee marschiert und auf den Moment laurt, sie zu überfallen. „Nur eine ununterbrochene Wachsamkeit und sorg-

lästige Sanitätspolizei können den Segner fernhalten und den Lebenslauf abmehren.“ Auf die Mittel und Wege, die die moderne Hygiene und Heilkunde zur Erreichung dieses hohen Zieles an die Hand geben, hinarbeiten, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Es enthält zunächst eine kurze Schilderung des Kriegshospitalsgeschehens hinsichtlich der gesundheitslichen Verhältnisse, dann die Schilderung der Sanitätsorganisation der englischen Armee und die Tätigkeit der verschiedenen Formationen im Burenkrieg, sowie eine eingehende Beschreibung der Wundbehandlung und der internen Krankheiten, besonders des Typhus.

— Eine annähernde Geschichte aus einem Plönnerkloster, die gar betörend anhebt, aber schließlich doch ein junges Mönchen, das den Scher der wilden Willen genommen, ungeachtet aus den Klostermauern entfliehen läßt, hat Hermine Billinger, die Meisterin der Schwarzwaldbelle, in „Der neue Tag“ erzählt (Stuttgart, M. Bong & Co., illustriert von W. Claudius). Mit gutem Humor, ohne Spottlust und tendenziöse Absicht, wird das Kleinleben im Kloster geschildert, in dem viele vom Leben arg Verkaupte auch eine willkommene Zuflucht finden, die ihnen gar nicht wie ein Gelängnis erscheinen will. Nur das junge Blut rebelliert und triumphiert schließlich über den Klosterszwang.

— Antonio Fogliarini's berühmter Roman „Piccolo Mondo antico“, der in der Heimat des Dichters bereits auf die 86. Auflage zurückblickt, liegt jetzt unter dem Titel „Die Kleinwelt unserer Väter“ in vorzüglicher Verdeutschung durch M. Gagliardi vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, geb. M. 4.50). Dem deutschen Leser erschließt das Werk eine neue, wenigstens heute nicht mehr vorhandene Welt, denn die Handlung spielt in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der größte Teil Oberitaliens unter österreichischer Herrschaft stand, aber in der Volksseele mehr und mehr die Sehnsucht nach Befreiung von dem fremdbildlichen Joch wuchs. Schloß und Parteien einander gegenüber; hier die Anhänger der „Rechts“, die um des schönen Vorzeiles willen die nationale Sache verraten, dort die Patrioten, die zwar heimlich, doch mit glühendem Eifer die Verwirklichung des Einheitsgedankens anstreben. Selbst in die Familien bringt der Zwist, wie namentlich an dem Beispiel der Marchesa Orsola und ihres Enkels Franco Maironi dargestellt wird — jene eine Gönnerin der Fremden, dieser ein eifriger Vaterlandsfreund. Den Widerstreit aus äußerster zugespitzt, kommt noch ein andres Moment hinzu. Franco liebt ein armes bürgerliches Mädchen, während seine Großmutter ihm eine reiche Erbin aus vornehmer Familie verheiratet hat, und auch dem Juge des Berges folgen, die Geliebte als Gattin heimführt, verfolgt die alte Frau das junge Paar mit wahrhaft dämonischer Häß. Das ärgste Leid fügt sie ihm und seinen Freunden zu, ja indirekt trägt sie die Schuld am jähem Tode ihrer Urenkelin, um dann freilich in der Sterbensbittere Reue zu empfinden und nach Möglichkeit das begangene Unrecht zu sühnen. Neben der Vaterlandsliebe bildet in dem Bude die Religion ein treibendes Element. Der junge, lebenskräftige Held besitzt einen frommen Kinder glauben, während seine Gattin Freidenkerin ist und durch das traurige Ende des Lieblinges einer trostlosen Verzweiflung anheimfällt. Aber das innige Gattevertrauen des Gatten hilft auch ihr sich wieder aufzurichten, und wir sehen die beiden, denen insofern der verfallenden Anschauungen die Entfremdung drohte, wieder in Treuen vereint. Der größte Teil der Erzählung entwickelt sich an jenem Gelände des Laganasees, das zur heutigen italienischen Provinz Como gehört, und wunderbar malt der Dichter die Reize des herrlichen Alpensees. Die Handlung spielt aber auch nach Mailand und nach Turin hinüber; das Emigrantentleben in letzterer Stadt wird außerordentlich lebendig geschildert. Der Roman ist seine feine Unterhaltungslust, gut genug, auf ein paar Stunden über die langweiligen Bismarckgesehens, aber den denkenden Leser wird er mächtig anziehen, ihn erschauen und erbauen. Neben einer Fülle humorvoller Schilderungen bringt er Bilder von trauriger Armut und Szenen von ergreifender Kraft. Ueber dem Ganzen aber leuchtet der Geist einer abgeklärten Weltanschauung, einer ebenen Herzensgüte.

— An naturwissenschaftlicher Jugendliteratur besteht eigentlich kein Mangel; Bücher jedoch, in denen der Stoff so systematisch geordnet und aufgebaut erscheint, daß er neben der Freude an geliebter Fröhdlichkeit auch diejenige an naturwissenschaftlichen Erkenntnis und selbständigem Denken erweckt, dürfte bisher kaum gefast sein. Spielend zu belehren und belehrend zu unterhalten, ohne in den trockenen Hallstetten zu verfallen, ist eine schwere Kunst und kann jedenfalls nur von dem zur Auswahl dieses Stoffes berufenen Fachmann ausgeübt werden. In diesem Sinne ist das „Hypothetische Spielbuch“ von F. von Nath (Braunschw., Vieweg & Sohn) eine neuartige Erfindung, für die Jugend ein heiterer Natterodt, für den Erwachsenen mehr: ein zuverlässiger und fröhlicher Lehrmeister, der sich nicht scheut, gerade die dem jungen Geiste aufstrebenden Schwierigkeiten zu suchen und

zu beseitigen. Zahlreiche Abbildungen und Figuren dienen zur näheren Anschaulichkeit.

— Das „Festspiel „Walther“, verfaßt von M. Wähler und G. Luch, das im Juni nächsten Jahres zur Jahrbuchfeier des Schweizer Kantons St. Gallen aufgeführt werden soll, ist im Verlage dieses Kantons im Trud erschienen. Die Autoren sind die gleichen, die das Graubündner Festspiel in Chur 1899, dem Anbenden der Schicht an der Galven (1499) gewidmet, verfaßt haben. Die Aufführung jenes Werkes hatte eine Weigerung nachgerufen, die über Anlaß und Stunde hinaus gebieten ist. Wändes vor der Zeit in Schanden gefallene Eigentum des Volkstanzes wuch wieder in das bösche Licht der Gegenwart gerückt. Auch das Walther-Spiel zum St. Galler Centennarium ist von dieser Mißthat bedrungen, über die zeitliche Gelegenheit hinaus dem Schweizervolke ein Festspiel zu bleiben, aus dem sich ihm immer wieder neue Quellen der Liebe zur Heimat erschließen mögen. Der Wuchschmud stammt von dem St. Galler Maler Schupp.

— Unter dem Titel „Deutsche Frauenbilder im Spiegel der Dichtung“ bietet Rudolf Eckart eine mit Gedicht und Sorgfalt ausgewählte Sammlung deutscher Dichtungen aus älterer und neuerer Zeit vor (Stuttgart, Max Hermann). Die folgenden Frauengestalten der alten Germanen, derhämte Frauen des Mittelalters und der Neuzeit, Fürstinnen, Künstlerinnen und andre durch hohe Tugend hervortragende deutsche Frauen treten uns im Liebe entgegen. Was Walter von der Vogelweibe, Goethe, Körner, Klüder, Geibel, Lingg, Tahn und viele andre zum Preise der deutschen Frauen gelungen, ist hier zu einem harmonischen Bilde vereint. Der Geist und Gemüt erschließende Inhalt läßt das Buch als eine schöne Festgabe für die Frauenwelt erscheinen.

— Ueber englische Kugel- und Pallspiele unterrichtet ein von Franz Wefel in's herausgegebener Leitfaden für die deutschen Spieler, der mit 106 Abbildungen versehen, in der Sammlung der „Illustrierten Staatskassen“ bei F. J. Weber in Leipzig erschienen ist. Das vorliegende Buch will neue Anhänger für die sportlichen Pallspiele werben und dem Neuling ein treuer Berater sein. In elf Abschnitten sind Croquet, Bowls, Lawn Tennis, Wing-Pong, Rundball, Feldball, Baseball, Cricket, Fußballspiel, Hockey und Golf behandelt. Ein Nachtrag bezieht über das systematische Einarbeiten (Trainieren) des Körpers als unerlässliche Grundlage für die englischen Pallspiele.

— Ten Lesern unter Jochkritik ist Wilhelm Eoblen durch manchen Beitrag als stimmungsgeladener Wort bekannt geworden, und so werden die auch seiner Gedichtsammlung als er, dem Juge des Berges folgende, die Geliebte als Gattin heimführt, verfolgt die alte Frau das junge Paar mit wahrhaft dämonischer Häß. Das ärgste Leid fügt sie ihm und seinen Freunden zu, ja indirekt trägt sie die Schuld am jähem Tode ihrer Urenkelin, um dann freilich in der Sterbensbittere Reue zu empfinden und nach Möglichkeit das begangene Unrecht zu sühnen. Neben der Vaterlandsliebe bildet in dem Bude die Religion ein treibendes Element. Der junge, lebenskräftige Held besitzt einen frommen Kinder glauben, während seine Gattin Freidenkerin ist und durch das traurige Ende des Lieblinges einer trostlosen Verzweiflung anheimfällt. Aber das innige Gattevertrauen des Gatten hilft auch ihr sich wieder aufzurichten, und wir sehen die beiden, denen insofern der verfallenden Anschauungen die Entfremdung drohte, wieder in Treuen vereint. Der größte Teil der Erzählung entwickelt sich an jenem Gelände des Laganasees, das zur heutigen italienischen Provinz Como gehört, und wunderbar malt der Dichter die Reize des herrlichen Alpensees. Die Handlung spielt aber auch nach Mailand und nach Turin hinüber; das Emigrantentleben in letzterer Stadt wird außerordentlich lebendig geschildert. Der Roman ist seine feine Unterhaltungslust, gut genug, auf ein paar Stunden über die langweiligen Bismarckgesehens, aber den denkenden Leser wird er mächtig anziehen, ihn erschauen und erbauen. Neben einer Fülle humorvoller Schilderungen bringt er Bilder von trauriger Armut und Szenen von ergreifender Kraft. Ueber dem Ganzen aber leuchtet der Geist einer abgeklärten Weltanschauung, einer ebenen Herzensgüte.

— „Still und bewegt“ benennt Otto Derbow eine Sammlung Gedichte, die der Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart in geschmackvoller Ausstattung darbietet. Der Verfasser, der sich durch manche literarische Studie vortrefflich bekannt gemacht hat, bekundet sich hier auch selbst als beruhenden Poeten. Er ergreift sich nicht in landläufigem Klingklang, der lediglich durch Reimgewandtheit zu wirken sucht, sondern fließt durchweg schöne Gedanken in künstlerische Form. Aus dem Rahmen des Ganzen fällt der am Schluß beigefügte Prolog, der zu Friedrich Spielmanns 70. Geburtstag im Straßburger Stadttheater zur Aufführung kam, aber den Versöhnern des großen Dichters wird diese schmerzliche Erinnerung seiner Muse gewiss willkommen sein.

— Dem Bedürfnis weiter Kreise dürfte das „Anschreiben“ von Schou- und Tringera! entsprechen. Das Ernst Liebt aus vielen Quellen zusammengefaßt hat (Wien, M. Hartleben). Das Buch gibt mehr, als der Titel vermuten läßt, denn es führt jene Sprüche in wohlgeordneten Gruppen an, je nach der Art des Betreffenden, dem Berufe und Stand des wohlgenannten Jähers, und aus den mannigfachen Vereinen ist nach ihrer Sonberheit Rechnung getragen. Natürlich sind nicht alle Sprüche von gleichem Wert, aber die Auswahl ist groß, und so läßt sich für jeden Fall wohl das Rechte treffen.

— Ten Kindern im Alter von acht bis zwölf Jahren empfiehlt sich das Buch „Jugendland“ von Heinrich Moser und Ulrich Kolbbrunner (Zürich, Gebr. Rüchli). Der stattliche Band enthält eine große Anzahl anmutiger Erzählungen, Märchen und Gedichte, die gewinnen zum Fernen des kleinen Lesers sprechen. Ein nicht geringer Teil dieser Beiträge stammt aus der Feder erster Autoren. In gutem Einklang mit dem Inhalt stehen die prächtigen Abbildungen, die zum Teil im Schilde der Farbe sich darbieten.



Der Bismarck-Sarkophag im neuen Dom zu Berlin

Für die Denkmalskirche des Berliner Landes, wo die Sarkophage seiner Vorfahren neu aufgestellt werden, hat Kaiser Wilhelm II. auch einen Sarkophag Bismarcks bestimmt als eine besondere Ehrung des großen Kanzlers. Professor Reinhold Begas ist mit der Ausführung betraut. Wie lebendig entsiegt auf dem Postament die Statue Bismarcks dem Sarkophag. Nach dem Wunsche des Kaisers ist er als deutscher

Hüter dargestellt; um den löwenge schmückten Eisenpanzer legt sich frei und groß ein togaartiges Gewand. Rechts lehnt sich eine sinnende Frauengestalt an den Sarkophag, vertieft in das Buch der Geschichte. Zur Linken verflündet eine von rhytmischem Schwung bewegte Jünglingsfigur auf der Hofaune den Ruhm des Helden; sie hebt zugleich den Schleier von dem Sarkophag und enthüllt ein vorläufig nur skizzirtes Relief: in feierlichem Zuge nahen Deutschlands Fürsten, und knieend überreicht ein Voge der thronenden Germania die wiedergewonnene Kaiserkrone. A. R.



Der Bismarck-Sarkophag im neuen Dom zu Berlin. Von Reinhold Begas

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg

Am 3. August beging Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg die Feier seines vor 50 Jahren erfolgten Regierungsantritts. Geboren wurde er am 16. September 1826 zu Dilsburgshausen als Sohn des Prinzen Georg von Dilsburgshausen und seiner Gemahlin, Prinzessin Marie von Mecklenburg-Schwerin. Er mit dem Herzog Friedrich IV. am 11. Februar 1826 der Mannestamm der Linie Sachsen-Gotha-Altenburg erloschen und eine Teilung des Erbes unter den gleichberechtigten fürstlichen Agnaten nötig geworden war, so verlegte der dreundsichzigjährige Herzog Friedrich, dem als Erbe das neu geschaffene Herzogtum Altenburg zufiel, seine Residenz von Dilsburgshausen nach Altenburg. Das Jahr 1849 brachte in dem Leben des Prinzen eine unerwartete Wendung, indem der Herzog Josef am 30. November die Regierung in die Hände seines Bruders Georg legte. Damit wurde Prinz Ernst Erbprinz von Altenburg. Vom 17. April 1849 bis zum März 1851 gehörte Erbprinz Ernst als Student der Universität Leipzig an. Am 14. Juni trat er als Premierleutnant in die Leibkompanie des königl. preussischen Garderegiments zu Fuß in Potsdam ein. Am 12. Oktober 1852 verlobte er sich mit der ältesten Tochter des Herzogs Leopold von Anhalt-Teßlau, der Prinzessin Agnes, und am 28. April 1853 folgte die Vermählung. Bald darauf mußte bei dem üblen Gesundheitszustande des Herzogs Georg der Erbprinz die Leitung der Regierungsgeschäfte übernehmen, und am 3. August 1853 folgte er seinem Vater auf dem Throne. Die edle Herzogsgüte des Herzogs Ernst ist weit über die



Herz. Ernst von Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg

Grenzen seines Landes bekannt. Ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft, hat er stets auch einen offenen Blick für die Bewegungen der Jugend gehabt und sich allzeit als einen echt deutsch gesinnten Fürsten bewiesen.

Richard Markgraf

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Hamburg

Das am 20. Juni in Hamburg enthüllte Kaiser Wilhelm-Denkmal, ein Werk von Prof. Johannes Schilling, dem Schöpfer des Niederwalddenkmals, stellt den Neubegründer des Deutschen Reiches in seiner ehrwürdigen Schlichtheit dar. Das Denkmalplateau nimmt 1800 Quadratmeter Grundfläche des Rathhausmarktes ein. Das Weiterhandbild hat eine Höhe von 5 Metern auf einem 8 Meter hohen Sockel. Die Vorderseite des letzteren trägt das Reichswappen mit Krone und Schwert. Die Seitenflächen sind mit allegorischen Reliefs geschmückt, die das Deutsche Reich zu Lande und auf dem Meere verfinnlichen. Auch die granitnen Brühlungen, die seitlich nach dem Hintergrunde zu das Denkmalplateau umgrenzen, tragen Bronzeereliefs.

Stimmzettel für die Papstwahl im Konklave

Die Stimm- oder Wahlzettel (bolletini) für das Skrutinium im Konklave sind durch Cuerininen in drei Hauptabchnitte geteilt; in den obersten schreibt der Wählende seinen eignen Namen: Ego (ich) u. s. w.; in den mittleren den Namen dessen, für den er stimmt: Eligo in Summum Pontificem Reverendum Dominum meum, Dominum Cardinalem N. N. (ich wähle zum Papst meinen hochwürdigen Herrn, den Herrn

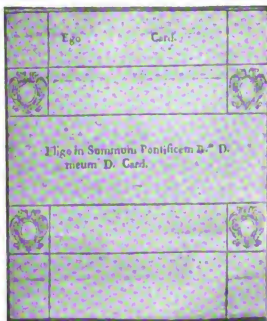


Seine neue Erscheinung im Berliner Strassenleben: Zweirädriger Hansom-Casemier



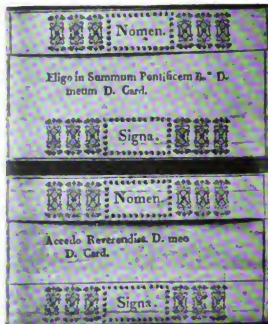
Wiel. Geln. Zbild. Hambur.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Hamburg. Von Johannes Schilling



Geöffnet

Stimmzettel für die Papstwahl im Konklave



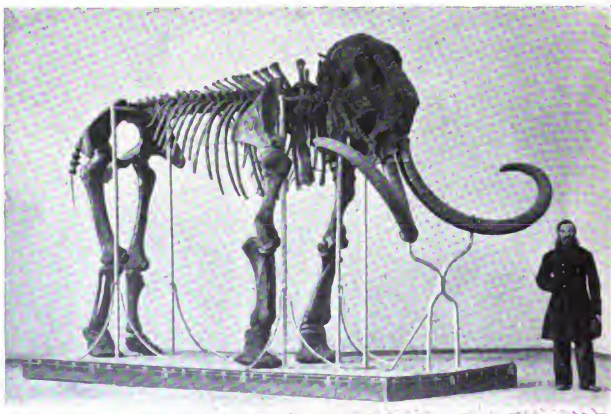
Geschlossen

Kardinal N. N.), und in den untersten einen beliebig zu wählenden Wahlpruch, der auch durch eine Ziffer ersetzt werden kann. Ist der Zettel beschrieben, gefaltet und versiegelt, so zeigt die obere Hälfte zwischen gedruckten Arabesken das Wort Nomen, die untere ebenso das Wort Signa, so daß ein Durchschneiden der inneren Schrift unmöglich ist, und das Mittelfeld die Worte Eligo u. i. m. mit dem Namen des Gewählten. Sobald auf einen Kardinal zwei Drittel Stimmen der im Konklave Anwesenden gefallen sind, ist er zum Papst gewählt. Wird diese Zahl von keinem erreicht, so findet ein zweiter Wahlgang, der Akzes (accessus) oder Weitrtritt, statt, der den Zweck hat, zu veruchen, ob nicht ein Teil der Wähler sich für einen andern von den gewählten Kandidaten erklären möchte. Die im Skrutinium abgegebenen Vota bleiben beim Akzes gültig, und es werden ihnen die Akzesstimmen zugezählt, weshalb

hierbei statt des „eligo“ der Ausdruck „succedo“ (ich stimme zu) auf dem Stimmzettel sich befindet.

Das Mammut in Petersburg

Seit kurzem ist im zoologischen Museum zu Petersburg das Mammut aufgestellt, das im Jahre 1900 im Kolyma-district im äußersten Osten Nord Sibiriens von einem Samoten entdeckt und im vorigen Jahre auf Veranlassung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg durch eine Expedition, die zehn Monate unterwegs war, nach der russischen Hauptstadt gebracht wurde. Das wichtigste bei diesem Funde ist, daß das Tier, von einzelnen Beschädigungen abgesehen, so wunderbar erhalten war, daß sogar sein Fell ausgestopft werden konnte. Trotz der Jahrtausende, die er in der Erde gelegen hatte, enthielt der Kadaver noch fleischige Teile, zwischen den



Das Skelett des Petersburger Mammut

Aus aller Welt



Gregor Samarow (Oskar Meding) †

Jähnen ließen sich Speisefeste nachweisen, und an einzelnen Stellen war das Flei noch mit Wücheln eines langhaarigen Fells bedeckt.

Oskar Meding † (Gregor Samarow)

Mit dem am 11. Juli in Charlottenburg geborenen Roman- und Schriftsteller Oskar Meding, bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, ist einer der gelehrtesten zeitgenössischen Autoren und zugleich

berg, Berlin und Heidelberg und trat dann in den preussischen Staatsdienst. Ende 1869 ging er in hannoversche Dienste über. Im Jahre 1870 sog er sich vom politischen Leben zurück, um sich fortan ganz der Schriftstellerei zu widmen. Eine erhebliche Anzahl seiner Werke, die zum weitaus größten Teil bei der Teutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind, gehörten zu den meistgenannten und meistgelesenen Roman- und Novellen ihrer Zeit. Sie trugen zuerst das Pseudonym „Gregor Samarow“, und als unter diesem Namen der erste Roman „Im Repter und Kronen“ in „Meer und Meer“ erschien, erregte er ungemeines Aufsehen in den weitesten



E. Z. Angermeyer, Bremerhaven
Kontradmiraal Jery, der neue Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg

ein Mann, der in einer ereignisvollen Zeit eine politische Rolle gespielt hat, aus dem Leben geschieden. Meding war am 11. April 1829 zu Königsberg i. Pr. als Sohn des dortigen Regierungspräsidenten geboren, studierte die Rechte in Königs-



Das Goethe-Denkmal in Darmstadt. Von Ludwig Habich und Adolf Zeller

Lebetsreisen. Die folgenden Abteilungen dieses Eyllus waren betitelt: „Europäische Minen und Gegenminen“, „Zwei Kaiserkrone“, „Kreuz und Schwert“ und „Heil und Kaiser“.

Tobias Meding-Samarowits Werke auch heute noch gern gelesen werden, beweist zur Genüge die Tatsache, daß die von der Teufelsberg-Verlags-Anstalt jüngst veranstaltete illustrierte Ausgabe des frisch und flott geschriebenen Heidelberger Studentenromans „Die Saroborussen“ in dieser neuen Gestalt den gleichen Beifall und Absatz gefunden hat wie seinerzeit die erste Ausgabe.

Kontreadmiral Herz,

der neue Direktor der Deutschen Seewarte, ist im Jahre 1860 geboren und 1886 als Kadett in die

preussische Marine eingetreten. 1870 zum Leutnant i. S. befördert, wurde Herz 1873 Oberleutnant i. S., 1878 Kapitänleutnant, 1885 Korvettenkapitän und 1891 Kapitän i. S. Nach seiner Beförderung zum Stabschef wurde Herz zunächst erster Offizier des Kreuzers „Marie“, später nacheinander Kommandant des Panzerkanonenboots „Milde“, der Panzerfregatte „Oldenburg“ und Deutschland“. Zwischen durch fand er in Landstellungen Verwendung: als Abteilungs-Kommandeur bei der zweiten Matrosen-division und als Vorstand der Zentralabteilung des Reichsmarineamts. 1894 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden, wurde er zum Küstenbezirksinspektor für das Elbe- und Wesergebiet ernannt und verwaltete fast neun Jahre hindurch dieses schwere Amt, das ihm mancherlei bedeutsame Tüchtigkeit für seine jetzige Stellung gegeben hat. Er wurde dann zunächst ein Jahr zur Probefährtstellung an die Seewarte berufen und arbeitete dort unter von Neumayers Leitung.

Das Goethe-Denkmal im Herrngarten zu Darmstadt

Am 30. Juni fand im Schloßgarten, dem sogenannten Herrngarten zu Darmstadt die feierliche Enthüllung des von dem „borigen Journalisten“ und Schriftstellerverein

errichteten Goethe-Denkmal statt, in dem den Beziehungen des jugendlichen Dichters zu Darmstadt dauernder und stimmungsvoller Ausdruck verliehen worden ist. Der bauliche Reiz des Sinnig in die umgebende schöne Landschaft eingesetzten Monumentes rührt von dem Baumeisterbaumeister Adolf Heller, Lehrer an der Darmstädter technischen Hochschule, her; in diesen griechischen Bau fügte dann Professor Ludwig Habichs Meisterhand den köstlichen Kern aus Stein und Erz. Eine Pergola umschließt in leicht geschwungener Grundrißform mit gefälliger Säulenstellung einen mittleren pfeilerartigen Aufbau, der das

Bronzebild des Genius der Kunst trägt. Auf seine Bedeutung weisen auf der Wand des Tempels angebrachte Verse aus dem Vorspiel des Goetheschen „Faust“ hin. Ten Marmorunterbau der Statue stieren die Porträts medallions des jungen Goethe, seines Darmstädter Freundes, Kriegsbrat Johann Heinrich Merck, und seiner Freundin Karoline Schlegel, die zu Darmstadt in Goethes Freund und Verderber ihren Warten fand.



Reichsanbahnminister Benjamin von Källay

Graf Karl Khuen-Héderváry

Der neue ungarische Ministerpräsident Graf Khuen-Héderváry wurde am 23. Mai 1849 zu Gräfenberg in Oberösterreich geboren. Graf Karl Khuen-Héderváry vertrat von 1875 bis 1878 den Bezirk der Raabinsel im ungarischen Abgeordnetenhaus. Im Jahre 1878 wurde er Obergespan des Komitates Raab. Im Jahre 1883 wurde er zum Senats der Länder Kroaten, Slavenen und Palmen ernannt. Die Schwierigkeiten seiner neuen Stellung überwand er mit Geschmeidigkeit und Energie. Er beruhigte die erregten Gemüter, ordnete die Verhältnisse und führte in der im Unterrichtswesen Reformen ein. diente wurde ihm der Eiserne Kreuz verliehen. Außerdem wurde



Hochwasser in Schlesien: Einsturz der Sternbergischen Spritfabrik in Breslau



Hochwasser in Oberschlesien: Dammbruch und eingestürzter Eisenbahnviadukt der Strecke Ziegenhals-Hennersdorf

der Banus Wirtlicher Geheimer Rat, k. u. k. Kämmerer und im Jahre 1891 Ritter des Goldenen Vlieses. Er nahm auch an der ungarischen Politik Anteil. Im Jahre 1894 sprach er im Magnatenhaufe für die kirchenpolitischen Gesetze. In den Jahren 1894 und 1895 wurde er mit der Kabinettsbildung betraut, die aber am Widerstande der liberalen Partei scheiterte. Diesmal ist ihm diese Aufgabe unter sehr schwierigen Verhältnissen gelungen.

Benjamin von Kallay †

Am 13. Juli ist in Wien Reichsfinanzminister Freiherr Benjamin von Kallay einem schweren Veraleiden erlegen, der fast diese ganze Zeit hindurch als gemeinamer Finanzminister die Verwaltung der okkupierten Provinzen geleitet hat. Als Spross einer angesehenen ungarischen Familie wurde Benjamin von Kallay am 22. Dezember 1839 geboren; er trat 1867 als Anhänger Teak's in das ungarische Abgeordnetenhaus und gehörte von 1876 bis 1878 der konservativen Partei des Reichstags an. 1869 ging er als Generalkonsul nach Belgrad und machte während der sechs Jahre, die er auf diesem Posten zubrachte, große Reisen durch die Balkanhalbinsel und Kleinasien. 1876 legte Kallay jene Stellung nieder, kehrte nach Ungarn zurück und wandte sich als Journalist und Abgeordneter wieder der Politik zu. 1878 trat er von neuem in den Staatsdienst, zunächst als österreichisch-ungarisches Mitglied der österreichischen Kommission; 1879 wurde er zum Sektionschef im Ministerium des Aeußern ernannt, das er von Dagmeries Tode bis zum Amtsantritt Kalnoky's selbständig leitete. Nach dem Austritt Eszlavos wurde Kallay im Juni 1882 zum gemeinamen Finanzminister für beide Reichshälften ernannt und gleichzeitig zum Chef der Verwaltung in den okkupierten Ländern Bosnien und Herzegowina, deren Administration Österreich-Ungarn im Berliner Vertrag zugesprochen worden war. Für die Hebung dieser Provinzen ist er mit großem Erfolge tätig gewesen.

Hochwasser in Schlesien

Anhaltende Regengüsse, die vielfach wolkenbruchartig niedergingen, haben



Hochwasser in Oberschlesien

Zerstörte katholische Kirche in Arnoldsdorf (Kreis Heisse) und Friedhof

um die Mitte des Juli in weiten Gebieten Hochwasser und Ueberflutungen herbeigeführt, von denen in ganz besonderer Weise die preussische Provinz Schlesien zu leiden gehabt hat. Dort wurden zumal die Kreise Neisse und Neustadt heimgesucht. Auf der Strecke Jiegenhals-Dennersdorf führte ein Tunnelbruch den Einsturz des Eisenbahnadukts herbei, der einer der stätlichsten und stärksten derartigen Bauten weit und breit war, und so gründlich zerstört wurde, daß man kaum noch erkennen konnte, es sei vorher dort ein Stützpunkt gewesen. Zu Arnoldsdorf im Kreise Neisse stürzte

die katholische Kirche größtenteils ein; die noch stehenden Mauern nebst Turm drohen nachzulegen. Von dem Friedhofe wurde fast die Hälfte 2 Meter tief gänzlich weggeschwemmt. Auch die Hauptstadt Breslau war sehr ernst bedroht; am Ohlauer Tor erfolgte am 16. Juli ein Wallereinsturz, der die Klosterstraße unpassierbar machte; in den Nachmittagsstunden drang die Hochflut in die Königsgräberstraße ein. In Breslau wurden gleichfalls Hausdächer zerstört, wie die Sternbergische Spiritfabrik, die einstürzte.

Sandschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten fortgesetzt. L. Gefuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.)

Th. 3. In D. bestimmt, meißelt, daß einen gewissen Schärft und ein kluges Urteil. Und die Disziplin und geht überlegt vor. Gleichmäßig im Wesen. Einfach, natürlich, will nicht scheitern, was er nicht auch ist.

Louis S. T. Ihr weiblich feines Empfinden (schattenlose Schrift), Ihre Erregbarkeit und innere Unruhe (steter Wechsel in Höhe und Lage der Buchstaben), Ihre Weichheit und Nachgiebigkeit (Kürzen der Buchstaben), Ihre Impulsivität und Willensschwäche (liegende Schrift, dünne Luerstriche, ungenau platzierte Punkte) rauben Ihrem Wesen den Charakter eines gepönderten Mannes. Sie sind leiter und streben der Zukunft freudig entgegen (aufsteigende Linie). Ein geborener Optimist.

H. G. in Hamburg. Ein lebhaftes, sensibles, sogar etwas sensitives Gemüt (lebhaftes, schräge, sogar teilweise übertriebene Schrägstellung, siehe Th. in „Beurteilung“). In den consequent verschärften Schließen liegt Einsichtlichkeit, zumal wenn

*Ein Schriftsteller aus Hannover:
Sind meine Schriftstücke
zu helfen*

genommen mit der Schriftlage auch Leidenschaftlichkeit. Die scharfen Winkel der Schriftverbindungen mit deren Lage sprechen von Egoismus und Schärfe, das kleine Gäßchen in der Verbindung „um“ von Eigenfinn; so handelt es sich zweifellos um einen schwierigen Charakter, obgleich er seine trammten Wege geht (Einlenkung wenig gemeldet), weder heuchelt noch intrigiert (die Großbuchstaben haben ihre normale Höhe und die Schrift ist leserlich).

J. Carl P., Mülhausen. L. G. Geistesfähig nicht sehr gewandt. Behrte, in allem fortreit zu sein und zu handeln. Gewissenhaft, pünktlich, ordentlich. Sparfam und einsam.

Cito P. Ein akademisch lebender Mann, eine innerlich vornehme, geistig selbständige Individualität mit einfachem, gediegenem Geschmack. Die Interessen sind vorwiegend geistiger Art. Große geistige Klarheit und Schärfe, Intelligenz, logisches Denkenvermögen. Es fehlt keineswegs an Festigkeit des Willens, Gedächtnis und Ehrenhaftigkeit. Er arbeitet reich, ist knapp in seiner Ausdrucksweise und vermeidet auf allen Gebieten gern das Unnötige. Eine gewisse Zurückhaltung und das Bestreben, den Verkehr vorzuziehen zu lassen, machen sich immer wieder geltend. Er hat Sinn für Hamillienleben, lebt es auch grobhartiger Geistesfreiheit vor, ohne deshalb Konformität und Konkretheit zu unterschätzen. Beobachtet den guten Ton und will Anstand und Formen gewahrt sehen.

Mudl R. J. Originalität, Fokulation von der Schablone des schulmäßigen Erlerntes, Geistesfreiheit und geistige Gewandtheit und

*virtuoso in King
im Kaiser*

Arbeit beweisen der ganze Taktus der Schrift und die originalen Formen der Buchstaben. Schwung und Elastizität erreicht man i. G. aus dem s in niemals. Federdruckgefühl verraten die hell abfallenden Anstriche. Ausgeprägte individuelle Eigenart die ganze Schrift. Vorderrücken der Unlustgefühle die hart sinkende Einlenkung. Buchstaben die tief gefüllten i-Punkte. Materialisierte Interessen die verschärften Schließen.

Mudl J. Klar, bestimmt. Mehr Verstand als Gemüt. Vorsichtig. Scheint nicht bedrückt von seiner jegigen Stellung oder seinen jegigen Verhältnissen zu sein. Vermag die Dinge nicht als großes Ganzes aufzufassen, sondern zerlegt sie zu viel. Einzel, worunter die Objektivität des Urteils leidet. Vernunft und Gemüt sind weniger entwickelt als der Verstand. Gerecht, schließt sich aber schwer an.

L. Meyer, Rautenfeld bei Magdeburg

Auflösung der Aufgabe XVIII

- Th. 1. b7-b8?
Th. 1. Kd8-a7
Th. 2. d7-d8?
Th. 2. Kc7-f6, > d4, d6, Lg8 betriebe.
Th. 3. g7-g8! Na7-c6, e8, Lh4 Xg6 matt.
A.
Th. 1. Kd8-a7
Th. 2. Lg8 betriebe +
Th. 3. Lh4-Xg6 matt.
Nicht Les anders, so folgt sofort 2. Te1-e8 matt; nicht Les, so 2. Lh4-g5! Lg6-matt.
3. Lg6-f6 matt.

Auflösung der Aufgabe XIX

- Th. 1. Dd7-b8
Th. 1. Kg8-h8
Th. 2. Ta8-a8
Th. 2. g6-g6
Th. 3. Ta8-a8 matt.
A.
Th. 1. a6-a4
Th. 2. Lh4-d6
Th. 2. d betriebe
Th. 3. Ld4-Xf4 matt.
II
Th. 1. Sh6-f6
Th. 2. Ta6-a5
Th. 2. Sh6-f6
Th. 3. Lh4-e7 matt.

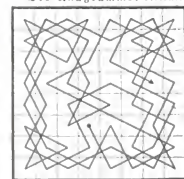
Auflösung der Aufgabe XX

- Th. 1. Le7-c5
Th. 1. Te6-c6
Th. 2. b5-b4 matt.
A.
Th. 1. Te6-c6
Th. 2. De6-d7 matt.
B.
Th. 1. Kd6-c6, e4-a4
Th. 2. De6-c6 matt.
Auf andre Züge erfolgt das Matt gleichfalls durch L3-b4 oder De6-c6.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 12

Des Silbenbilderrätsels „Ter Spaten“: Der richtige Anfang des sich freudigen Jidagabandes ist bei der Silbe „WER“ unten links vom Spaten, von hier jenen nach-

gehend und bei jeder Wendung die dort stehende Silbe ablesend, bis wieder zum Anfang, ergibt sich der Spruch: „Wer die Wahrheit wolft begraben, wußt! dazu viel Schaffen haben.“
Des Silbenrätsels: Prause, Pulver, Pulse, Besen, Seer - Brauepulver.
Des Wörterrätsels: Glas, Mine - Einmaleins.
Des Scherzrätsels: Die Niden.
Des Umkehrrätsels: Abblad - Salbader.
Des Buchstabenrätsels: Germaihen.
Des Anagramms: Netruen - Tärten.



Des Rätselsprungs:
Seid gegrüßt mit Frühlingssonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Trüben auch aus Gartenhallen
Hör'ich frohe Liebeschallen.
Kneht du, o Seele, wieder Sanfte, süße Krüblings-
lieber?
Sieh umher die falben Büume!
Ach, es waren holbe Träume.

Briefmappe

Frau Anna v. B., Schloß O. Der Fruchtseligkeitsgehalt der Luft in einem Kinderstanzimmer soll gegen 66 Prozent betragen, keinesfalls aber unter 40 Prozent herabsinken. Wie in dem vorliegenden Falle (Neuchâtel) muß bei allen Erkrankungen der Lunge ganz besonders für reichlichen Fruchtseligkeitsgehalt gesorgt werden. Zum übrigen verweisen wir Sie auf Dr. G. Sturm's ausgezeichnetes Werk „Die naturliche Heilmittel“, das in allen großen Büden ein ausgezeichnetes Halbeiter ist (Stuttgart, Teutche Verlag-Anstalt, Preis in einem Band 4. 17.).

Dr. J. in Hamburg. Der große indische Elefant des Berliner Zoologischen Gartens stahl im Winter täglich 13 bis 15, im Sommer 16 bis 20 Eimer Wasser zu je 10 Eiern, mitbin beträgt die täglich aufgenommene Wassermenge im Winter 130 bis 150, im Sommer 150 bis 200 Liter. Das indische Nashorn erhält morgens und abends je zwei Kannen Wasser zu je 50 Eiern, mitbin beläuft sich der tägliche Wasserverbrauch auf 120 Liter. Das sind beträchtliche Wassermengen, die aber im Hinblick auf die Körpergröße jener Tiere und den dadurch bedingten Stoffumsatz wohl begreiflich erscheinen.

Frau K. v. G. in Göttingen. Was das wohnmögliche Tabakrauch der Mutter befragen will, wobei in der Sekunde erreicht wurden, ergeben am deutlichsten einige Vergleiche. Es legen im Durchschnitt in der Sekunde zurück ein Fußgänger 1,3 bis 1,7 Meter, ein gewöhnliches Pferd im Galopp 4 bis 5, ein Dampfer 5,7, ein Schnellzug 35 bis 40, ein englischer Rennpferd 35, eine Dampfschiffe 30, der heftigste Sturm 30 Meter.

Georg K. in München i. B. Ihre Schätzung bleibt erheblich hinter der Wirklichkeit zurück; es leben gegenwärtig 8 Millionen Ausländer in Deutschen Weiden; die meisten von ihnen sind Czechen und Ungarn, nämlich 391.000; es folgen Holländer mit 18.000, Italiener mit 70.000, Schweizer mit 65.000. Unter 50.000 stellen Rußland 47.000, Dänemark 27.000, Frankreich 30.000, England 16.000, Dänemark 13.000, Belgien 13.000, Schweden 10.000, Norwegen 2000, sonstige europäische Länder zusammen 1000. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika beherbergt das Deutsche Reich 18.000, aus den übrigen außereuropäischen Ländern zusammen annähernd 4.000 Ausländer.



Deutsche Revue.

Eine Monatschrift.

Herausgegeben von Richard Fleischer.

Inhalt des August-Hefes:

C. Freiherr v. d. Goltz: General Graf Däster als Erzähler. — General Stefan Lutz: Andriass, Des. Rostuff. — Ernst Tsch Meyer: „Aus um ein Weib“. Tagesblätter. — Albert v. Bismarck, unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max v. Bismarck: Die Vera Mantel, f. Federzeichnungen aus Eßig-Zeichnungen. II. — Sir Hiram S. Maxim: Die Wirkung der Zivilisation auf den Krieg. — E. v. Liebert: Deutschland und England in Afrika. — Professor Franz Hundt (Breslau): Die Mysterien der Kunst. — Prof. Dr. G. Kachmann: Ueber die Entwicklung der Kunst im Leben des Kindes. — Georges Claretie (Paris): Der erste Bühnenerfolg Edmund Hofsand. — Prof. Karl v. Hofmann (Graz): Ueber Licht erzeugende Organismen. — W. v. Brandt: Die Diplomatie Fortschritte oder Rückschritte seit Bismarck gemacht? — Prof. Dr. H. Vornheim, Berlin: Die internationale Bibliographie. — Dr. D. Neuhäuser, München: Erfahrungen mit der Aufhebung des Kurfürstenerbesitz. Monatlich erscheint ein Heft von 128 Seiten. Vierteljährlich M. 6.—

Aus fremden Zungen.

Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellentexte des Auslands.

Das heftigste ausgegebene Heft 15 enthält: In doppelten Bänden (La double Maitresse). Roman von Henri de Montherlant. Aus dem Französischen. — Bonifatius Erzählungen. Geschichten aus dem Nordland von Andreas Paulsen. I. Bonifatius. Aus dem Norwegischen. — Timia. Novelle von Valentine J. Amilreus. Aus dem Russischen. — Ein Heft: Geschichte von Keres de la Maraja. — Die Romanisierung der japanischen Sprache. — Literarische Berichte.

Monatlich erscheinen 2 Hefte à 60 Bg.

Deutsche Romanbibliothek.

Inhalt der Nr. 48: Von den Königen und der Krone. Von Ricardo Buch. — Marien, „der Wub“. Erzählung von Marie Schläpfer.

Vierteljährlich M. 2.—

Abonnement in allen Buchhandlungen und Postämtern.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für **Bleichsüchtige und Blutmarme** geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sondern auch bei Schwächenständen aller Art, Skrophulose, Rheumatis, Neurasthenie etc. mit größtem Nutzen verwendet.

Haemogallol wird selbst von zarten und kranken Organismen mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

E. Merck, chemische Fabrik, Darmstadt.
Zweigniederlassungen in London, Moskau und New-York.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähe an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol ist in Pulver, Tabletten und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2.40.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sobers erschienen:

W. Meyer-Förster:

Die Fahrt um die Erde. Roman.

Neue illustrierte Ausgabe mit 25 Bildern von Adolf Wald.

Geheftet M. 2.—
Elegant gebunden M. 3.—

Ein Raubfahrer-Roman voller Spannung und Wechselfälle bis zum verhängnisvollen Ausgang. Die Meyer-Förster eigne, glückliche Mischung von elegischen und humorvollen Zügen kommt hier zu prächtiger Wirkung.



Stachend, daß die Erde drohte, flüchtete die zweihundert Pfund des Majors zu Boden.

Illustrationsprobe aus dem Werk.

H. Sch. in G. Ihre Richtung verdient nach mehr als einer Richtung allgemeine Beachtung. Gritens bereichert sie unsere liebe deutsche Sprache um einige neue herrliche Reime, poetisch bringt sie eine glückliche Vermählung der antiken Sage mit altgermanischen Weisheiten, und endlich erhalten der derartige Weisheits- und die Stuhl des Helios ihre richtigen Namen. Gegen einzelne Ausdrücke ließen sich wohl Einwendungen erheben, aber um den importierenden Gesamteindruck nicht abzuschwächen, folgt hier Ihre Richtung genau nach der Urchrift:

Träumegebilde
Es ist als ob erliegen die Götter diese Nacht
Die große Himmelstür und halten bei mir Wacht.
Ein dichter, dunkler Schleier umweht die Natur
Ein tiefer düsterer Schauer durchzieht den Wetterdior.
Minerva ist erschienen umhüllt von Märchenpracht
Und tiefes, dumpfes Bröden erschüttert der Erde Nacht.
Sie sprengt die eckernen Götter, die Götter halten Wacht
Dann ist kein Epäros' Auge ersäuft die Götternacht.
Und größte dieser Wunder erscheint an Talun,
Vorn mondbehängten Schiffe da liegt Belagerung
Der Koenig groß und prächtig so tritt er in den Kreis
Auf Schaumbedecktem Helle getränkt mit Weinweiss
Er tritt so manche Stunde wohl aber viele Reer
Durch Geln und bunte Wälder bis zu dem Silberberg
Und dieser greise Koenig die dort Auskunft erteilt, beugt der
Oben der oer Troa die Griechen führt ins Feld.
So rettet er alljährlich auf Schaumbedecktem Hof
Durchs beherstete Greta bis an sein Palastschloß
Und wenn die Stunde endet die Erde laut sich schüttelt
Und nimmt in ihrem Schoße den großen Heiden auf.
Minerva ist erschunden Oben ist nicht mehr
Die losen Traumgebilde verschwinden allsehr
Die Erde hat gegeben die Erde laut sich auf.
Und nimmt ins Reich der Götter den großen Heiden auf.

Clio G. in Magdeburg. Wir müssen trotz der guten Meinung, die Sie von den eingefassten Scherzen haben, dankend ablehnen. Wäre gleichen bekanntlich Kindern; man hält die eignen immer für die schönsten.

Minette in Straburg. Café en coque ist kein Getränk, sondern so bedeutet man in den französischen Kolonien die noch in der getrockneten Schale befindlichen Bohnen; in der Hölle von jener befreit, aber noch von dem Samenhülsen umgeben, so

beißt er Café en parchemin, und der von beiden befreite wird Café mondé genannt. Güssen und Schalen werden in America weggenommen, in Krabben und der Seante dagegen zu einem beliebigen Aufgussgetränk benutzt, das die Tuten Café à la Sultan, die Araber Kicher nennen.

Frau Anna v. S. in D. bei Hannover. Wir freuen uns, Ihren Wunsch erfüllen zu können; bei Empfang Ihres Schreibens, das die Bitte enthält, doch auch einmal eine Schöpfung der in literarischen Kreisen mit Recht so hochgeschätzten Dichterin Harcarba (s. con.) auch zu veröffentlichen, hatten wir bereits den neuen Roman der Verfasserin von „Lustvoll Verleitet“, „Aus der Trübsalsgasse“ und „Vita somnium breve“ erworben. In der Nr. 42 der „Deutschen Romanbibliothek“ beginnt der Abdruck ihres jüngsten Werkes, das den Titel führt „Von den Königen und der Kron“, und uns Wiederbegegnung auch auf der Höhe ihres künstlerischen Schaffens zeigt. Der Roman wird dieser hervorragenden Schriftstellerin sicherlich vielen neue Freunde gewinnen. Die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis altertschicklich 2 Mark) kann sowohl durch jede größere Sortimentsbuchhandlung als auch durch die Post bezogen werden.

Sigmund St. in Nürnberg. Mit Dank abgelehnt, da wir auf längere Zeit hinaus reichlich versehen sind.

J. G. in St. u. M. Lieber diese Eingeklagen stehen uns keine authentischen Angaben zur Verfügung. Wir empfehlen Ihnen daher, bei Ihrem Heilsteufornanno hieserhalb anzufragen; über die meisten Punkte dürften Sie dort Auskunft erteilen, bezüglich der übrigen aber erlauben, wohin Sie sich wenden müssen, um Genaueres zu erlangen.

Karl G. in Salzburg. Folgende hübsche Lebensregel, die Sie beherzigen sollten, findet sich in den Füßchen der Königin-Blinde herausgegebenen Dichtungen ihres Schwiegervaters, der als auch trefflicher Dichter-Übersetzer desamen Königs Johann von Sadgen:

Doch zu mehr als einem Wein,
Wahrheit steht den rechten,
Wahrheit steht den rechten,
Trinkt auch den falschen.

H. E. in Magdeburg. Daß die beiden Pfingstfeiertage nie diesmal auf den 31. Mai und den 1. Juni fallen, also in zwei verschiedenen Monaten gefeiert werden, wird sich in diesem Jahrhundert 1914, 1926, 1936 und 1948 wiederholen, da diese Jahre denselben Kalender haben wie das laufende.

Wamenio, Wert in Berlin, D. D. in 3. 2. R. in 2. Leipzig. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schmitt in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Stotterer!

erh. schnell u. sichere v. voll. natürl. Sprache
in der Anstalt von Prof. Ed. Denhardt,
Eiseach 1. Th. Eins. Anat. Deutschl. I. Herrl.
Lage die mehr. statl. ausges. wiederholt d.
M. L. W. W. W. W. W. W. W. W. W. W. W. W.

**Vegetabilisches
Kopf- und Haarwasser**
PHILODERMINE
VON F. WOLFF u. SOHN
ist das
Beste
alter
Haarwasser!
KARLSRUHE
PHILODERMINE
stärkt und reinigt den Haarboden
und verhindert die Schuppenbildung.
Goldene Medaille Paris 1900.

Zu haben in besserer Parfümerie-, Droge-
und Friseur-Geschäfte.

Für Asthmatiker, Wüchnerinnen, Herzleidende etc. sind
Jaekel's 15fach verstellbare Keilklissen
unentbehrlich. Pr. 22 M. fr. überallhin.
H. Freiliste oder Krankenmittel, Fahrstraße etc. gratis.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
BERLIN
Markgrafenstr. 20.
MÜNCHEN
Hannoverstr. 49.



Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn l. Schl.

wird ärztlich empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gicht- und Steinbeschwerden, Diabetes (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen des Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüre mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hugo V. Pedersen. Durch den Indischen Archipel.

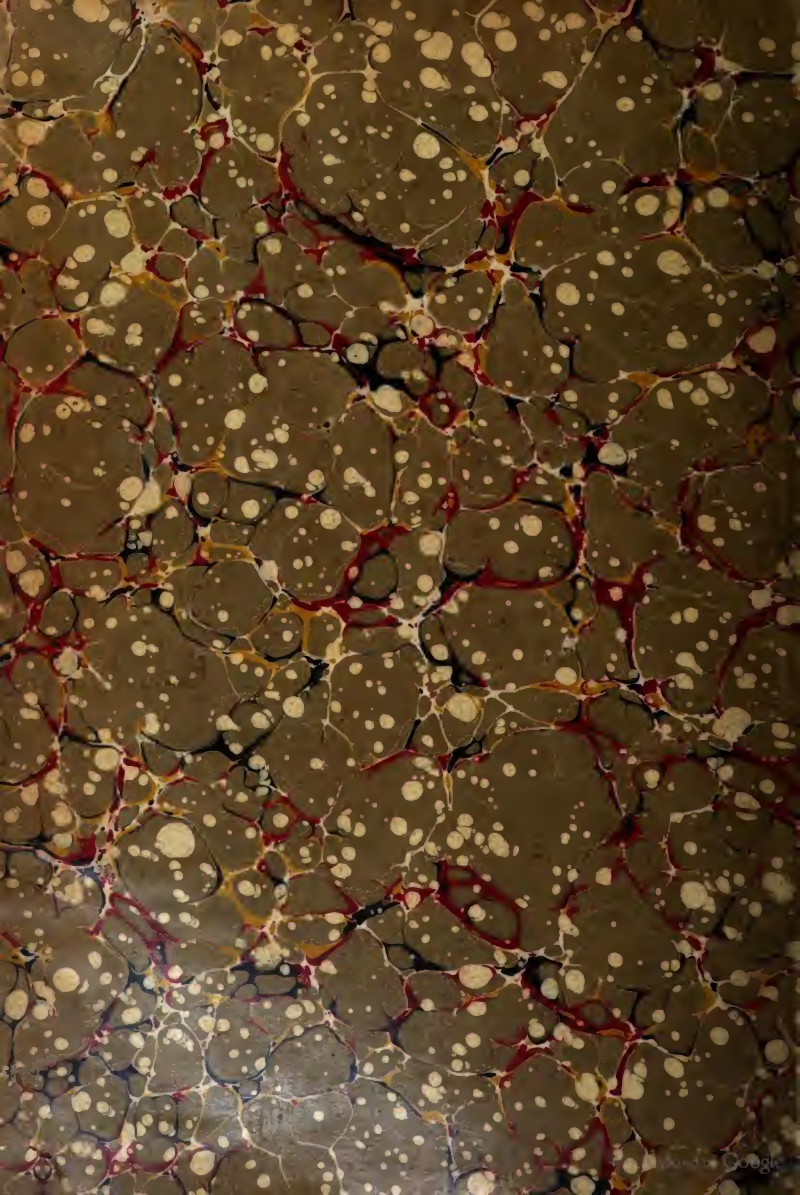
Eine Künstlerfahrt.

Mit acht farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers.

In Original-Prachtband M. 25.—

Vom Glück in jeder Weise begünstigt, da seine Kunst ihm alle Türen öffnete, hat Herr Pedersen viel gesehen: er wurde in Hofe und in hiesigen Herrschaften von Surokaria auf Java Hofmaler und erlebte alle die märchenhaften Hoffeste dort, von denen, wie vom intimen Leben im Palaste, er anziehende Schilderungen entwirft. Die reizvollen Bilder, die in ganz anderer Art als Photographien die indische Inselwelt vor Augen führen, sind geographisch und ethnographisch von Wert. In der Tat ein Prachtwerk. Globus, Braunschweig.

Papier und Trud der Deutschen Brieflag-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Brieflag-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



YE 06310

AP
30
A7
v. 19:3
115155

